Morgenblatt

Literaturblatt.

Jahrgang 1863.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart.

In Commission bei Paul Neff.

Register.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **Nº 1.** 3. Januar 1863.

Politische Schriften.

Rom und Deutschland. Meditationen über das Kaiserreich und die Beendigung des dermaligen Zwischenreichs von Friedrich Ludwig Frhr. von Bernhard. München, Lentner, 1862.

Hier wird gefragt, warum man sich denn in Deutschland so abhetze? man brauche nur auf dem alten festen historischen Grunde fortzubauen. Das Haus Lothringen-Habsburg habe unbestreitbares Recht auf die deutsche Kaiserkrone, wenn dieselbe überhaupt wieder hervorgeholt und auf irgend ein Haupt gesetzt werden solle. Eben so wohlbegründet sey das Recht der übrigen deutschen Fürsten, sie sollen nicht aufhören zu regieren, nicht mediatisirt werden, sie sollen sich nur dem alten Organismus des Reichs unter dem Kaiser wieder an- und einfügen. „Die Landesherrlichkeit, die territoriale Selbständigkeit der deutschen Fürsten ist nothwendig für die Position Deutschlands im Völkerverein, für diejenige Position, welche der Kaiser als höchste weltliche Autorität auf Erden einzunehmen hat. Einem Regenten, in dessen Lande der Herrenstand der Staatsgewalt unterworfen ist, kann diese universale Position nie zukommen, welche einen Regenten höherer Ordnung erheischt, als es die andern sind. Die eigenthümliche hohe Bedeutung des souverainen deutschen Herrenstandes kann nur erhalten werden durch die Wiedererhöhung des deutschen Kaisers. Wenn dieser Herrenstand nur dazu dienen soll, in föderativer Form Deutschland möglichst annähernd einen innern Zusammenhang zu verschaffen, wie ihn die andern Staaten besitzen, so sind wir von vorneherein auf eine geringere Basis gestellt, als die der Andern ist, und folglich bestimmt, bei der bevorstehenden Regulirung der Machtverhältnisse eine untergeordnete Stellung zu erhalten oder gar als Ausgleichungsmaterial zu gelten. Wir sehen, wie wichtig es ist, die deutsche Verfassung zu verstehen und sie nicht als eine zu betrachten, die erst zu machen ist, sondern als eine, die gemacht, aber zerbrochen ist, folglich wieder ganz zu machen ist, weil sonst das Räderwerk der ganzen Welt nicht gehen kann. — Ich wiederhole, so lange die Territorialgewalt der Fürsten nicht als ein Verfassungsvorzug von Deutschland erkannt ist und man nicht versteht, sie zu einem deutschen Verfassungsbau so zu verwenden, daß derselbe ein stärkerer und freierer als alle andern wird und ein über alle hervorragender, solange ist überhaupt keine deutsche Verfassung herzustellen, welche gegenüber vom Auslande Stand halten kann. Dagegen ist eben so unerläßlich, daß bei jeder Reconstituirung Deutschlands die Politik der Territorien auf eine ständisch corporative Grundlage zu stellen ist, wenn nicht die landesherrliche Gewalt höchlich gefährdet seyn soll. — Die Reichsstandschaft mit der ihr inhärirenden Landeshoheit ist das, was vom germanischen Gesellschaftsorganismus noch vorhanden ist. Dieser Bestandtheil kann nur erhalten werden, wenn die germanische Societät nach unten, in den Territorien, nicht aufgelöst wird."

Der Verfasser lebt der Ueberzeugung, daß der Particularismus unter den Deutschen unaustilgbar sey und daß es nur darauf ankomme, ihn unter der höhern Einheitsform fortbestehen zu lassen. „Darum ist auch der deutsche Particularismus von dieser und gewiß von der rechten und wesentlichsten Seite angesehen, nicht ein Gebrechen, sondern ein Vorzug Deutschlands, der sich schon dadurch bewährt, daß jede Revolution in Deutschland sich an dem Particularismus bricht, der somit für die rechtmäßige Autorität eine natürliche Schutzwehr ist, wie sie nirgends anderswo besteht. Die Selbständigkeit der Theile ist höhere Vollkommenheit des Ganzen, thut also an sich auch in ihrer Zunahme der Einheit keinen Eintrag."

Dem ist entgegenzuhalten, daß der Particularismus einseitig vorherrschend geworden ist und die Herstellung der Einheit des Reichs verhindert. Wir lesen hier: „Ohne Zweifel beruht die Persönlichkeit der nationalen Gewalt auf dem Haupte des Kaisers. Sein Arm ist Preußen. Wie mächtig dieser auch sey, so ist doch der andere Arm ihm gleich. Das ist Bayern, sammt den mit Naturnothwendigkeit sich ihm angliedernden Königreichen und kleinern deutschen Mächten. Was von diesem Anhang noch zu Preußen hinüberzuwandern bestimmt seyn könnte, das wird Preußen nie erfahren, so lange es sich dem Kaiser nicht unterordnet. Und in diesem ist die Einheitsform, wodurch keine Landessouverainetät auch nur um ein Haar verkürzt zu werden braucht.“ Darf man aber je voraussetzen, daß der eine Arm sich nach dem Kopfe richten und beide Arme nur einem gemeinsamen Zwecke dienend arbeiten und kämpfen würden? Gerade die gegenwärtige Sachlage in Deutschland ist nicht dazu gemacht, dem Ideale zuzuführen, welches dem Verfasser vorschwebt.

Der alte deutsche Reichsorganismus ist freilich etwas, was hoch über dem modernen Staatsmechanismus steht, allein es gehört eine Lebenskraft dazu, die nicht mehr vorhanden ist.

Mit Recht zieht der Verfasser Rom herbei. Das Kaiserthum ist der Zwillingsbruder des Papstthums gewesen. Das Reich ist aus der Kirche hervorgegangen. Dessen ist Frankreich eingedenk geblieben. „Aus guten Gründen ist den Franzosen der Besitz von Rom jedenfalls mehr als der Handelsvertrag. Aus denselben Gründen sollten wir auch so denken. Aber man findet es großdeutsch, die Concordate aufzulösen und soll Deutschland eine Kraft daraus erwachsen, wenn es zuwartet und zusieht, welche Einrichtungen Napoleon in Italien und in Betreff des Kirchenstaates trifft.“ Eine ganz gerechte Klage, die aber im Winde verhallt. Weder Oesterreich noch Bayern sind im Stande, die Dinge in Italien zu ändern. Die protestantischen Staaten haben aber das alte kaiserlich deutsche Interesse an Rom nicht.

Auch darin hat der Verfasser Recht, daß der große Reichsorganismus eines Unterbaues von Corporationen bedarf, den Gliederungen vergleichbar, die sich im gothischen Dombau seiner ganzen Masse nach und in jedem seiner Theile wiederholt. Wir lieben diese Gliederungen und glauben, die Menschen würden sich glücklicher in ihnen fühlen, die ökonomischen Existenzen würden mehr gesichert, die Menschen würden besser seyn. Allein das sind fromme Wünsche. Mit jedem Jahr wird ein neues Glied des alten Organismus ausgerissen, werden die Stände immer mehr gemischt, die Innungen zerstört, und erobert der französische Centralismus, Mechanismus und Atomismus und der ihm wahlverwandte nordamerikanische Nivellismus vollends die ganze deutsche Erde.

Wie redlich es daher auch der Verfasser meint und welch schönes Ideal er aufstellt, die Gegenwart verträgt sich nicht damit. Weder kann der alte Organismus des Reichs, noch kann ein deutscher Kaiser hergestellt werden aus der Dynastie Habsburg, so wenig als es vor dreizehn Jahren möglich war, ihn aus der Dynastie Hohenzollern zu erheben. Die beiden deutschen Großstaaten können sich einander nicht unterordnen. Die Mittelstaaten balanciren heute noch, wie immer, zwischen beiden, wollen sich keinem unterwerfen, erhalten sich durch deren gegenseitige Eifersucht und stützen sich, wenn ihnen je einmal ein Bund, ein gemeinschaftliches Handeln Oesterreichs und Preußens droht, auf Rußland und Frankreich. Das ist ihnen bis jetzt immer sehr gut gelungen. Die Demokraten endlich möchten alle deutsche Bundesstaaten, Oesterreich, Preußen und die Mittelstaaten, sammt und sonders weghaben und aus Deutschland eine große Republik machen. Alle Versuche dazu sind ihnen aber bisher mißlungen, weil sie zu schwach sind, weil die noch ihre Macht behauptenden Dynastien und der Particularismus der Volksstämme selbst ihnen entgegenstehn.

Nie also war Deutschland weiter entfernt von der Einheit, als gerade jetzt. Trotzdem, daß man wieder laut und von vielen Seiten her ein deutsches Parlament verlangt, denkt man dabei doch nur an Particularinteressen. Nicht schaart sich das deutsche Volk einig um die Reichsfahne, sondern die Deutschen sind in Parteien getheilt, welche die Reichsfahne nur als Parteiwaffe benutzen und sich diese heilige Fahne gegenseitig ins Gesicht schlagen. Nicht einmal in einer Vorbesprechung können sie sich vereinigen, deßwegen tagten ihre Vorparlamente getrennt von einander, in Weimar und Frankfurt.

Die Parteien stehen sich schon lange gegenüber und kommen zu nichts, weil sie sich die Waage halten und jedes zeitweise Uebergewicht durch diplomatische Hülfe vom Ausland her ausgleichen. Die Deutschen sind nicht mehr fähig, sich selbst ihr Schicksal zu bereiten, das Ausland hat die Sorge übernommen. Von Frankreich her bekamen wir den Stoß, der unser altes Reich zertrümmerte. Von Rußland her bekamen wir den Stoß, der uns wieder zum deutschen Bunde zusammen rüttelte, wenn auch locker genug. Wir verdanken auch die bisherige Erhaltung des deutschen Bundes viel we-

niger uns selbst, als der zufälligen Großmuth des Auslandes. Wenn sich nämlich die Großmächte dieses Auslands, namentlich Frankreich und Rußland, früher schon über die deutsche Frage verständigt hätten, so würden wir auch den Stoß schon bekommen haben. Bisher waren die Großmächte Frankreich, Rußland und England so gefällig, nur die Zwietracht zwischen den beiden deutschen Großmächten zu nähren und gegen beide hinwiederum den Mittelstaaten einen sichern Rückhalt zu gewähren. Dadurch blieb zwar Deutschland innerlich gespalten und verfeindet, hatte aber wenigstens von außen her Frieden. Es steht indeß nicht geschrieben, daß sich das Ausland immer so gegen uns verhalten werde. Es ist keineswegs unmöglich, daß es dem Ausland einmal belieben könnte, sein Uebergewicht in die Wagschale der einen deutschen Großmacht zu legen, um die andere zu zertrümmern. Das Ausland würde dabei auf die bisherige Uneinigkeit der Deutschen rechnen und sich schwerlich täuschen. Denn wer sollte denn Deutschland retten und erhalten, wenn die deutschen Großmächte wider einander zu Felde zögen und das Ausland zugleich seine Heere zu uns schickte? Soll man etwa den Mittelstaaten, welche bisher immer so klug und mit so glücklichem Erfolge für ihr Particularinteresse manövrirt haben, zumuthen dürfen, dieses Interesse im ungleichen Kampf gegen eine Uebermacht aufopfern zu wollen, um der bloß idealen, nicht realen Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands mit Gut und Blut zu dienen? Und die Volkspartei? Die Leute, die so viel Lärm machen bei Versammlungen und Festessen, die so rechtschaffen singen und trinken, wie würden sie sich wohl großen Armeen gegenüber verhalten?

Wohl muß man anerkennen, daß die Nationalvereine, Schillerfeste, Sängerfeste, Schützenfeste rc. wenigstens dazu beitragen, den Gedanken an das gemeinsame Vaterland in alle Theile der Bevölkerung auszustreuen. Allein an dergleichen hat es auch den Griechen nicht gefehlt, als sie zur Zeit des achäischen Bundes für ihre Wiedervereinigung schwärmten. Es war zu spät für sie, ihr gegenseitiger Haß und Neid waren schon zu festgefressen. Makedonien stellte damals ungefähr so viel dar, wie jetzt Preußen, das Ptolemäerreich in Aegypten so viel wie jetzt Oesterreich. Beide übten einander widersprechenden Einfluß auf den achäischen Bund. Dieser schwankte zwischen beiden und seine Glieder zankten wieder unter sich. Am Ende kamen die Römer und fraßen alle dreie auf.

Es hilft alles nichts, auf den bisher betretenen Wegen gelangen wir nicht zur Einheit und auch die vielerlei gemachten Vorschläge widersprechen sich zu sehr, als daß sie dahin führen könnten. Der würdige Verfasser des vorliegenden Buchs möchte uns gern in die schönsten Zeiten unseres großen Reichs zurückführen, allein sein Ideal ist nicht zu verwirklichen. Der herrliche gothische Dom, in welchem die Nation harmonisch gegliedert allen Stürmen der Zeit zu trotzen schien, ist zertrümmert. Die Steine liegen zerstreut umher und wo wäre der Amphion, der sie harmonisch wieder zusammen fügte? Massen von Steinen hat man zwar zu neuen Bauten verwendet und feste Burgen daraus gemauert, aber sie alle sind Proteste gegen die Einheit, Burgen der einander feindlichen Kirchen, Burgen der einander feindlichen Dynastien, Burgen des Unglaubens, Burgen einer der deutschen Nation principiell feindlichen Classicität, Burgen eines volksfremden Rechtes, Burgen der volksfeindlichen Börsenwirthschaft rc. O sie sind alle sehr stark und gewaltig, diese verschiedenartigen Burgenses. Sie leben auch alle noch in Lust und Freude und aus ihnen die alte, treue, fromme und einige Nation des weiland heiligen deutschen Reichs wieder zusammensetzen wollen, ist die unmöglichste aller Unmöglichkeiten.

Bei alledem sind wir doch noch eine große, millionenreiche Menge deutsch redender Menschen, aus denen sich etwas machen läßt, und unsere großen Nachbarstaaten, wenn sie uns auch bedrohlich sind, haben doch allerlei mit sich selbst zu schaffen. Es kann daher immer noch etwas aus uns werden. Die Weltgeschichte schlägt vor uns noch viele leere Blätter auf, die wir mit unsern Thaten vollschreiben können. Wir wollen daher auch durchaus keinen absoluten Pessimismus predigen. Aber auf den bisher eingeschlagenen Wegen finden wir die so heiß ersehnte und so emsig gesuchte Einheit ganz gewiß nicht und zeigt sich bei den gegenwärtigen Stimmungen, Gesinnungen, Aeußerungen der Presse, der Versammlungen, der Cabinette auch nicht die leiseste Spur einer Möglichkeit, das Gesuchte zu finden. Der geheime Schlüssel zu dieser absoluten Unfähigkeit liegt in dem kleinen Umstande, daß jeder nur sein vorgebliches Recht behauptet, keiner aber sich eine Pflicht auflegen will. Die deutsche Presse gleicht einem ungeheuern Advocatengeschrei. Jeder vertheidigt mit größter Tapferkeit sein Recht, d. h. seine Meinung, und schiebt allen andern die Pflicht zu, ihre Meinung zu opfern. Und überall nur Advocaten, nirgends ein Richter. Es handelt sich also eigentlich zunächst nicht einmal um die Einheit, sondern nur um die erste Instanz, nur um eine vorläufig entscheidende Autorität, welche gänzlich mangelt. Zu dieser Autorität wird es aber früher oder später kommen, und zwar auf dem

einzig möglichen, aber auch gewissen Wege, nämlich auf dem Wege des großen nationalen Unglücks, einer schweren nationalen Prüfung.

Wir werden einmal einig werden, aber es wird uns dabei Gewalt angethan werden. Die Meisten, welche jetzt für die Einheit schwärmen, werden Zeter und Wehe schreien, wenn sie kommt, denn sie werden dann gezwungen werden, jeder seine Meinung aufzugeben. Die Einheit wird sie wie eine Tyrannei drücken. Unendlich viele süße und bequeme Gewohnheiten werden sie sich abgewöhnen müssen. Alle Eitelkeiten rechthaberischer Meinung werden schrecklich gedemüthigt werden, denn wenn einmal 40 Millionen Arme demselben einheitlichen Willen gehorchen, dann werden die gegen einander schreienden Mäuler verstummen. Sehr viele von den Herrn, die heute als Commis Voyageurs der verschiedenartigen Firmen, die in deutscher Einheit machen, von Versammlung zu Versammlung fahren, um ihre Rednergaben auszukramen, werden alsdann nichts mehr zu sagen haben.

Bis wir einmal auf dem Wege des Schreckens zu dieser Einheit gelangen, müssen wir uns, wenn wir uns nicht thöricht selbst aufgeben wollen, mit der föderativen Form zu helfen suchen, wie sie einmal da ist. Belügen wir uns doch nicht und schlagen nichts vor, was auszuführen nicht möglich ist. Die einzige Möglichkeit, uns wenigstens den äußern Frieden und materiellen Wohlstand, dessen wir uns doch seit einer Reihe von Jahren erfreuen und den wir nicht unterschätzen sollten, noch ferner zu erhalten, liegt im Zusammengehen der beiden deutschen Großstaaten wenigstens in so weit, als dadurch Angriffe von außen abgehalten werden würden. Wie entgegengesetzt sich ihre Interessen immerhin seyn mögen, so haben sie doch auch gemeinschaftliche Interessen und wenn sie sich zu deren Vertheidigung zur rechten Zeit vereinigen, wird ihnen beiden und dem übrigen Deutschland geholfen seyn. Davon hängt die Ruhe Deutschlands im Innern, wie die Sicherheit seiner Grenzen nach außen ab und davon allein.

Eben deßhalb ist nichts unpatriotischer, als die gegenwärtige Agitation, welche darauf hinausläuft, unsre beiden Großmächte, die eine wie die andere, zu entwaffnen, Oesterreich im Namen des Nationalitätenprincips, Preußen im Namen des demokratischen Princips. Man weiß, daß der einzige Schutz der deutschen Nationalität im Südosten vom Bestand des österreichischen Kaiserthums abhängt und doch gratulirt man den Italienern, Ungarn und Czechen zu ihren Abfallsgelüsten. Man weiß, ohne Preußen ist der Westen Deutschlands verloren, man kennt die Furchtbarkeit des französischen Nachbars und doch thut man alles, um die durchaus praktische und pflichtmäßige Sorge des Königs um die Erhaltung einer starken Heeresmacht zu vereiteln. So machten es einst die Griechen, indem sie im Angesicht der Römer sich selbst das Schwert zerbrachen. Wie man bei einer solchen Sachlage nur noch mit Deutschheit prahlen mag, das begreifen wir immer noch nicht, so lange auch schon der eitle Spectakel dauert. Die Selbstbewunderung der Deutschen, ihr Toastiren auf einander, ihr Denkmälersetzen ist nahezu Irrsinn geworden. Da wollen sie auf dem Leipziger Schlachtfeld einen Tempel des Ruhms errichten. Allbarmherziger Gott, fegt nur erst die Schande aus dem Lande!

Vor hundert Jahren trug die ganze gebildete Welt eine Modefarbe, welche caca dauphin hieß, entlehnt aus den Windeln des französischen Erbprinzen. Deutschland schämte sich nicht, sich mit fremdem Kothe zu schmücken. Heute trägt es als Modefarbe das Solferinoroth. Das ist noch viel schändlicher, denn jenes Roth stammt aus dem Blute deutscher Brüder, deren Besieger bei der Feier ihres Triumphs über uns Deutsche diese Farbe in die Mode brachten. Das wissen wir und wir tragen die Farbe doch und machen die Mode mit. Wo ist überhaupt ein deutscher Mann, wo eine deutsche Frau, die sich nicht nach der Pariser Mode richtete und dieselbe, sey sie auch noch so unschön, sklavisch mitmachte! So lange Deutschland diese fremde Livree trägt, sind alle Nationalvereins- und Reformvereins-, alle klein- und großdeutschen Reden eitel Wind.

Alle Länder im Osten und Süden, die einst zum deutschen Reich gehörten und jetzt noch zu Oesterreich und Preußen gehören, geben unsere Schreier auf und jauchzen fortwährend dem Garibaldi, wie dem Mieroslawski und Kossuth, zu. Auf der andern Seite sehen sie sich nicht um nach den schönen Reichslanden, die wir über dem Rhein, an der Nordsee und in den Alpen verloren haben. Nach allen Seiten hin geben sie Deutschland Preis, daß die Fetzen davonfliegen und prahlen doch, sie allein seyen die wahren Vertreter der Nation.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 2. 7. Januar 1863.

Biographie.

George Stephenson, der Gründer des Eisenbahnwesens und Erbauer der ersten Locomotive. Der deutschen Jugend als Vorbild dargestellt von Karl Hellfeld. Frankfurt a. M. Hermann, 1863.

Die deutsche Jugend, welche überhaupt lesen kann, vermag sich, wenn sie auch dieses Buch liest, doch eigentlich den wackern Stephenson nicht zum Muster zu nehmen, weil sie alsdann erst das Lesen wieder verlernen müßte. Stephenson wurde das Genie, welches er war, eben nur dadurch, daß er weder lesen noch schreiben lernte, daß er nicht dummgeschult wurde, sondern seine fünf Sinne immer beisammenbehielt, selber sah, selber dachte, selber angriff. Wie soll das die deutsche Jugend prästiren, wenn sie täglich sieben Stunden lang in der Schule hocken muß, um nur das zu sehen, was ihr vorgeschrieben, nur das zu denken, was ihr vorgedacht wird, und darüber natürlicherweise das Selbstsehen und Selbstdenken verlernen muß?

Georg Stephenson war der Sohn eines armen Arbeiters in England, und mußte, um den Eltern zu helfen, von frühster Kindheit auf ebenfalls arbeiten, so daß er nie in eine Schule kam. Aber eben deßhalb wurde seine Denkkraft weder durch zu vielerlei zerstreut, noch durch zu langes Hocken geschwächt. Wo viel geschult wird, bemerkt man immer eine gewisse Ermattung der überangestrengten jungen Geister, eine frühzeitige Abstumpfung, während bei wilden Völkern und auf dem Lande, wo weniger geschult wird, die Geister viel elastischer bleiben. Der kleine Georg begann damit, die Maschinen, an denen er arbeitete, in Thon nachzubilden. Ohne ein Lehrbuch, ohne Zeichnungen und ohne einen Lehrer machte er sich die Mechanik durch scharfes Selbstsehen und geschicktes Nachahmen zu eigen.

Hier macht der Verfasser eine gute Bemerkung. „Für den verständigen Arbeiter hat das Maschinenwerk, welches er beaufsichtigt und im Gange zu erhalten hat, eine besondere Anziehungskraft. Es liegt etwas Erhabenes in dieser unermüdlichen Thätigkeit und ruhigen Kraft, fähig, Riesenarbeiten zu vollbringen, und doch so zahm und gelehrig, daß die Hand eines Kindes sie zu leiten vermag. Kein Wunder also, wenn der Arbeiter, der die lebensgleiche Maschine stets vor sich hat und sie mit ängstlicher Sorgfalt vor jeder Beschädigung zu bewahren sucht, sie zuletzt mit persönlichem Interesse, ja selbst mit einer gewissen Achtung betrachtet und oft in Ausdrücken hoher Bewunderung von ihr spricht. Diese tägliche Betrachtung der Dampfmaschine, der Anblick ihrer steten Thätigkeit sind eine Art geistiger Erziehung für den denkenden Arbeiter, und es ist gewiß eine bemerkenswerthe Thatsache, daß alle wichtigen Verbesserungen, fast alles, was zur Vervollkommnung der Dampfmaschinen geschehen ist, nicht von wissenschaftlich gebildeten Männern, sondern von schlichten Arbeitern, Mechanikern und Maschinenleuten ausging. Es hat jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß dieses ein Zweig jenes praktischen Wissens ist, wo die höheren Geisteskräfte dem mechanischen Instinkt das Feld überlassen müssen.“

Stephenson war so arm, daß er sich vieles selber machte, was man sich sonst durch Handwerker machen läßt, aber er war auch zu allem geschickt. Man zog ihn bald vor und er konnte seine armen Eltern unterstützen, allein er hatte doch mit fast unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, um nach und nach die Verbesserungen der Maschinen, die er vorschlug, wirklich durchzusetzen. Bald hielt man ihn für einen Thoren und traute ihm nicht, bald wirkten ihm Nebenbuhler ent-

gegen, am meisten aber das alte Vorurtheil. Indessen ließ er sich durch kein Hinderniß irre machen und dachte fort und fort über die Erfindung der Locomotive nach, um die Dampfmaschinen, die bereits vor ihm eingeführt waren, in Dampfwagen umzuwandeln.

Zuvor erfand er die Sicherheitslampe. Deren Erfindung wird zwar gewöhnlich dem berühmten Chemiker Humphrey Davy zugeschrieben, allein „das Wahre möchte seyn, daß unser berühmter Landsmann A. v. Humboldt die erste Idee der Construktion einer solchen Lampe schon im J. 1796 hatte und beschrieb, daß sodann Dr. Wollaston und Smithson Tennant später ähnliche Ideen hatten, ohne sie jedoch zu verwirklichen, und daß endlich Dr. Clanny in Sunderland 1813 die erste Sicherheitslampe verfertigen ließ, die jedoch ihrem Zwecke durchaus nicht entsprach. Im Jahre 1815 endlich kamen Stephenson und Davy zu gleicher Zeit auf die richtigere Idee, welche sie in oben angedeuteter Weise ausbeuteten. Davys Lampe ist weiter verbreitet und allgemeiner eingeführt worden, aber noch bis auf den heutigen Tag ziehen die Grubenarbeiter in Killingworth die ‚Geordy-Lampe' von Stephenson vor, und man hat seit ihrer Einführung von keinem weiteren Unglück gehört, was man von jenen Gruben nicht sagen kann, in welchen Davys Lampe eingeführt ist."

Der Vortheil, den die Locomotive den Besitzern der großen Kohlengruben gewähren mußte, war doch zu groß, als daß nicht die Einsichtsvollen unter ihnen die Bemühungen des scharfsinnigen Stephenson hätten unterstützen sollen. „Die Bahn war endlich vollendet, und am 27. September 1825 wurde sie feierlich eröffnet. Eine ungeheure Menschenmasse strömte von allen Seiten herbei, — die meisten der Anwesenden waren wohl Gegner der Sache und freuten sich hämisch, das ‚Zerplatzen der Reisemaschine' mit anzusehen. Die Eröffnung fiel jedoch über alle Erwartung günstig aus, — Stephenson führte selbst seine Locomotive, welche sechs mit Kohlen beladene Wagen, dann einen Personenwagen für das Directorium und dessen Freunde, hierauf 21 einstweilen mit Sitzen für Passagiere eingerichtete Wagen und zuletzt abermals sechs Kohlenwagen zog, im Ganzen waren es 34 Wagen, 450 Personen fuhren mit, und das Gewicht des ganzen Zuges betrug 90 Tonnen. Nachdem das Signal gegeben war, setzte sich die Maschine mit dem längsten Zuge, den je eine Locomotive bis zu jener Stunde gezogen hatte, in Bewegung und zwar stellenweise 12 Meilen in der Zeitstunde zurücklegend, also mit einer für ganz unmöglich gehaltenen Schnelligkeit. Nachdem in Darlington die Kohlenwagen abgehängt und frischer Wasservorrath eingenommen war, auch ein Musikchor und 150 andere Personen sich zugesellt hatten, wurde der Rückweg angetreten und Stockton nach einer Abwesenheit von nur drei Stunden wieder erreicht. — Man erzählt sich ein Beispiel, wie Stephenson in jener Zeit über die Zukunft der Eisenbahnen urtheilte, die mit Dampfwagen befahren werden sollten. Er war mit seinem Sohne und einem andern jungen Manne über die ganze Bahnlinie gegangen und trat dann ermüdet mit seinen Begleitern in ein Wirthshaus zu Stockton, um da zu Mittag zu essen. Da ließ er eine Flasche Wein kommen, um auf das Gedeihen der Bahn zu trinken und sagte: ‚Jungens, ich sage Euch, Ihr erlebt noch den Tag, — wenn auch ich bis dahin nicht mehr seyn werde, — wo diese Eisenbahnen alle andern Beförderungsmittel im Lande ersetzen werden, wo die Postkutschen auf den Schienen gehen, und die Eisenbahn die Hauptstraße für den König und alle seine Unterthanen seyn wird. Die Zeit wird kommen, wo der Arbeiter billiger mit der Eisenbahn als zu Fuß reisen kann."

Indessen war damit das Eisenbahnwesen in England noch lange nicht sanctionirt. Wegen der Concurrenz, wegen der Expropriationen mußte erst das Parlament entscheiden und — es entschied gegen die Eisenbahnen. Stephenson selbst wurde von einem Ausschuß des Parlaments nicht viel besser wie ein Verbrecher, wie ein Feind des Landfriedens verhört. „Dann hielt ein Mitglied des Ausschusses — Alderson ist sein Name — eine zweitägige Rede, in welcher er alles, was vorgekommen war, zusammenstellte und schließlich Stephensons Plan für die abgeschmackteste Idee erklärte, die je in dem Kopfe eines Mannes entstanden sey, worauf noch andere Gegner auftraten, um die Schädlichkeit, Gefährlichkeit und Unausführbarkeit des Unternehmens darzuthun. Es fehlte auch nicht an eifriger Fürsprache, aber dennoch fiel die Bill mit bedeutender Majorität! „‚Nimmermehr', sagte einer der Gegner, ‚dürfe man seine Zustimmung dazu geben, daß das Eigenthum von Wittwen und Waisen in dieser Weise verletzt werde, denn das Eigenthum werde überall da entwerthet, wo eine Bahn hinziehe. Was solle aus allen denen werden, die Geld für Chausseen hergegeben, — was aus denen, die ferner wie ihre Vorfahren zu reisen wünschten, — was aus Sattlern und Kutschenfabrikanten, — aus Wagenbesitzern und Kutschern, Gastwirthen, Pferdezüchtern, Pferdehändlern? Wer das Heu und den Hafer kaufen werde, wenn es keine Pferde mehr gebe, denn diese sollten ja entbehrlich gemacht werden? Es werde der größte Unfug, die vollständigste Störung der Ruhe und des körperlichen sowohl als des geistigen

Wohlbefindens seyn, welche der menschliche Scharfsinn bis jetzt zu erfinden vermocht habe."

Auch mehrere Ingenieure gaben aus Neid die für Stephenson ungünstigsten Gutachten ab. Indeß entschied der Vortheil. Die Engländer sind ein praktisches Volk. Der Nutzen der Eisenbahnen ließ sich nicht verbergen. Schon 1826 kam die Sache zum zweitenmal an das Parlament und dießmal wurde sie genehmigt. Stephenson feierte den glänzendsten Triumph, wurde beim Bau aller Eisenbahnen in England, der nun rasch erfolgte, zugezogen und auch nach Belgien und Spanien berufen, bekam hohe Gehalte, kaufte ergiebige Kohlenbezirke und starb als ein reicher und hochberühmter Mann 1848.

Straf- und Besserungsanstalten.

Die dunkeln Häuser Berlins. Von Gustav Rasch. Zweite umgearb. Auflage. Wittenberg, Herrosé, 1863.

Der Verfasser ist wegen früheren Schriften, in denen er eine rücksichtslose Wahrheitsliebe walten ließ, vielfach angefeindet worden, hat aber den guten Muth, den Leuten dennoch immer wieder die Wahrheit zu sagen, nicht verloren. Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, daß er sich nicht bisweilen geirrt habe oder im Eifer nie zu weit gegangen sey.

Hier treten wir zuerst in das „Haus der Büßerinnen", welches, von einer trefflichen Oberin geleitet, schon viel Segen verbreitet hat. Hier sammeln sich die Magdalenetten Berlins, die Reuerinnen, die dem Reiz der Sünde noch zu rechter Zeit entfliehen. Der sonst strenge Kritiker lobt diese Anstalt und empfiehlt sie aufs wärmste.

Dann schreiten wir zum „neuen Siechenhause" fort. Es scheint kaum begreiflich, daß die Metropole der Intelligenz vor mehreren Jahren noch gar kein Siechenhaus hatte und die Unheilbaren dahin sterben ließ, wo und wie sie wollten. Nur im hintern Raum des Arbeitshauses war ein ärmlicher Raum den Moribunden vorbehalten, eine wahre Hölle. „Ein verdienstvoller Officier der preußischen Armee, der in Berlin sein Ruhegehalt verzehrt, besichtigte vor mehreren Jahren die Räume des großen grauen Hauses am Alexanderplatz, welches in der Geschäftssprache der preußischen Bureaukratie das ‚Arbeitshaus' genannt wird. Als er die verschiedenen Stufen des menschlichen Elends und der sittlichen Verkommenheit in allen Formen und Gestalten in den weiten Sälen und Höfen gesehen hatte, kam er an ein großes Thor, welches zu der letzten Abtheilung dieser — Stadt des Elends führte, in der an manchen Tagen über Tausend Menschen wohnten! Das Thor war massiv gebaut, es war hoch und breit; aber der Eindruck, den es machte, war finster und traurig. ‚Wohin führt dieß hohe und finstere Thor?' fragte der Officier seinen Begleiter. ‚Lasciate ogni speranza, o voi ch'entrate' war die Antwort. ‚Lasset die Hoffnung draußen, wenn Ihr hier eintretet.' — Ein im Publikum wenig bekannter Paragraph des Reglements für die Berliner Krankenhäuser lautet, daß in denselben nur Kranke aufgenommen werden, welche wenigstens noch eine Aussicht auf Genesung haben. Unheilbare Kranke, mögen sie nun an körperlichem Siechthum oder an Umnachtung des Geistes leiden, finden in ihren Räumen keinen Platz." Doch wurde im Widerspruch mit dem Gesetz wenigstens jener Raum des Arbeitshauses denen überlassen, die man nicht auf die Straße werfen wollte. „Aber diese Zufluchtsstätte war kärglich, ärmlich und traurig. — Drinnen, jenseits des Thores hatte sich das Siechthum in allen seinen häßlichen Gestalten verkörpert. Die Atmosphäre war mit den Dünsten des Todes erfüllt. Das Elend, die Armuth und die Krankheit hatten die alten, blassen, eingefallenen Gesichter mit einem dreifachen Stigma des Todes gezeichnet, welcher langsam zu ihnen heranschlich und grausamer Weise auf sich warten ließ. Matt und erschöpft schlichen die Elenden zwischen ihren dürftigen Lagerstätten umher oder lagen heulend und stöhnend da, die kranken Beine in Tücher eingewickelt, in Krämpfen sich krümmend, und mühsam mit der von der schrecklichen Krankheit schon halb verzehrten Lunge athmend. Manche lagen auf ihren Betten und gaben kein Lebenszeichen von sich. Theilnahmlos starrten sie vor sich hin. Die Augen waren weit geöffnet; aber auch die Augen hatten keinen bestimmten Blick und keinen Ausdruck. Die gelbliche Blässe des Todes hatte sich bereits um diese eingefallenen Schläfen gelagert, und nur das schwache Röcheln der kranken Brust verrieth, daß noch ein schwaches Leben in derselben wohne. Aus der letzten Stube führte eine Treppe in einem großen, von hohen Gebäuden eingeschlossenen Hofe. Es war der Vorplatz zu den Wohnungen der Unglücklichen, welche an unheilbarem Wahnsinn, an jenem trüben, stillen Wahnsinn litten, der zwar ohne Ausbruch von Tobsucht ist, aber die Seele fest bis zum Tode gefangen hält. Da saßen sie auf

einer langen, hölzernen Bank und wärmten ihre alten, kranken Glieder in den Strahlen der Nachmittagssonne, welche über die hohen Mauern auf den mit Sand bestreuten Platz blickte, oder sie schlichen an den Wänden umher wie Gespenster, theilnahmlos und gleichgültig wandten sich die Augen auf die beiden Besucher, wie wenn das Auge ins Leere schaut." rc.

Der Officier, der in dieses Elend hineinblickte, faßte sich ein Herz. „Der Officier mit dem wohlwollenden Herzen und mit dem energischen Entschluß war der Oberstlieutenant von Thümen. Er hatte zu Hause einen Fünfzigthalerschein liegen. Er nahm denselben aus dem Schranke und ging zu einem jungen Freunde, der früher Officier gewesen war, der Baukunst und Architektur studirt und sich seit Kurzem als Baumeister in Berlin niedergelassen hatte. Es war der Baumeister v. Langen. Er erzählte ihm von seinem Besuch im Arbeitshause, von dem, was er gesehen hatte und von seinem Entschluß, ein Siechenhaus zu bauen. ‚Hier habe ich fünfzig Thaler,' sagte er, ‚es ist schon ein Anfang. Wollen Sie mir helfen, ein Siechenhaus zu bauen? Aber Sie müssen mir das Haus umsonst bauen, denn ich habe nur fünfzig Thaler.' Der Baumeister hatte erst vor Kurzem den Officiersrock ausgezogen und die Epauletten abgelegt. Seine neue Laufbahn hatte er erst ganz neuerdings angetreten und er lebte in nichts weniger als glänzenden Umständen. Wäre statt des Oberstlieutenants, dem er ein Haus umsonst bauen sollte, ein reicher Banquier gekommen mit dem Auftrage, ihm ein Landhaus im Thiergarten zu bauen und hätte ihm der reiche Banquier einen Vorschuß von fünfhundert Thalern gegeben, so würde dieser Auftrag wohl besser zu seinen Verhältnissen gepaßt haben. Aber was thuts, dachte er, kann der brave Mann zu einem so edlen und wohlthätigen Zweck seinen Fünfzigthalerschein hergeben und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, aus den Fünfzig Fünftausend zu machen, kannst du auch das Haus umsonst bauen. ‚Ich verspreche Ihnen, Herr Oberstlieutenant,' sagte er, ‚ich werde Ihnen Ihr Siechenhaus ganz umsonst bauen und für alle meine Mühe und Arbeit auch nicht einen Thaler nehmen!' Und der Officier begann seine Thätigkeit. Er wendete sich an die Mitglieder der Königlichen Familie, er erließ einen Aufruf an die Bewohner der Stadt Berlin, denen man nichts anders nachsagen kann, als daß sie immer und immer wieder zum Wohlthun geneigt sind, und daß sie für fremdes Leid und für fremdes Unglück eine offene Hand und ein offenes Herz haben; er ging zu reichen Freunden und Gönnern, und es waren noch nicht zwei Jahre verflossen, da besuchte der Oberstlieutenant wiederum seinen Freund, den Baumeister, und sagte: ‚Baumeister, ich habe jetzt 12,000 Thaler.'" Genug, es kam noch mehr zusammen und das Siechenhaus ist jetzt gebaut und wird nach Grundsätzen der Humanität verwaltet.

Wir wandern nunmehr nach dem Zellengefängniß in Moabit. Hier eröffnet der Verfasser einen kritischen Feldzug gegen den berühmten weiland Candidaten, jetzt Oberconsistorialrath Wichern, Gründer des rauhen Hauses bei Hamburg, dessen halbgeistliche Brüderschaft die alleinige Aufsicht über das Zellengefängniß führt. Herr Rasch stimmt ganz mit dem überein, was früher schon Herr von Holzendorf gegen Wichern behauptet hat. Uns, die wir dem Orte ferne stehen und keinen Augenschein haben, steht kein maßgebendes Urtheil zu. Im Allgemeinen sind wir überzeugt, daß Brüderschaften, die etwas um Gotteswillen thun, bessere Gefängnißaufseher abgeben müssen, als Miethlinge und alte brummbärige Militärs. Auf der andern Seite ist aber auch nicht zu leugnen, daß, wenn sich Sektengeist oder pietistische Einseitigkeit einmischen, eine harte Tyrannei entstehen kann. Der Staat hat ohne Zweifel das Recht, den Gefangenen für die bürgerliche Gesellschaft unschädlich zu machen, er hat auch die Pflicht, ihn zu bessern, sofern das noch möglich ist. Aber er hat nicht das Recht, ihn zu schulmeistern, am wenigsten im Geist und Interesse irgend einer einseitigen Sekte.

Der Verfasser geht noch das Idiotenhaus, nocheinmal das Haus des Elends am Alexanderplatz und dann gewisse Privathäuser durch, in denen hier die Sünde, dort das Elend heimisch sind. Das in diese Höhlen des Jammers geworfene Licht enthüllt uns traurige Scenen. Aber keine der größern Städte entbehrt ihrer. Wo viele Menschen sich zusammendrängen, bleiben solche sociale Gifte niemals aus.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, | **N° 3.** | 10. Januar 1863.

Kunstgeschichte.

Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern. Herausg. auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Bayern Maximilian II. von Prof. Dr. J. Sighart. Mit vielen Illustrationen. Erste Abtheilung. München, liter.-artist. Anstalt der Cottaschen Buchhandlung 1862.

Ein prächtig ausgestatteter Band, welcher der Verlagshandlung Ehre macht.

Auch der Text verdient großes Lob, sofern dem Verfasser nicht nur tiefe Sachkenntniß, sondern auch eine weitumfassende Orientirung in der Kunstgeschichte zur Seite standen und er das reiche Material mit großer Klarheit auseinander gelegt hat.

Die ältesten Spuren bayrischer Kunst findet der Verfasser in Monza und Como, nämlich noch einige Denkmäler aus der Zeit der bayrischen Prinzessin Theudelinde. Dann folgen Spuren der vom Frankenreiche herüber erfolgten Bekehrung, sonderlich die alte Marienkapelle in Würzburg. Daran schließen sich ein alter Bischofsstab in Regensburg, ein Reliquienkästchen in Bamberg, der s. g. Thassilokelch in Kremsmünster, die Miniaturen in alten Evangelienbüchern 2c. Von einer selbständigen bayrischen oder auch nur deutschen Kunst konnte damals noch keine Rede seyn. Die Kirchen stellten Basiliken und Krypten nach römischem Muster dar. In den Bildwerken erkennt man öfters ihren specifisch byzantinischen Ursprung. So segnet z. B. auf dem Thassilokelche Christus nicht nach dem abendländischen, sondern nach dem griechischen Ritus. Auch in der Carolingerzeit folgten Baukunst und bildende Künste noch dem römischen Muster. Aus dieser Zeit sind noch erhalten ein Sacramenthäuschen des König Arnulf in Regensburg, eine Kreuzigung in Goldblech 2c., ferner die Miniaturen in dem berühmten wessobrunner Gebetbuch, in mehreren Evangelienbüchern, namentlich zu Bamberg 2c. „Es kann noch immer von einem neuen nationalen Kunstleben nicht die Rede seyn. Nur was der große Kaiser mit gewaltiger Hand aus den südlichen Ländern auf unsern Boden verpflanzt hat, wird festgehalten, bewundert und oft mit Eifer und Geschick nachgeahmt, die altrömischen Formen in der Baukunst und Plastik gelten noch immer als einzige Muster; nur in der Malerei, wo römische Vorbilder fehlten, scheint man mehr eingeführte Werke aus Byzanz und Süditalien studirt und bei neuen Arbeiten in Form und Auffassung nachgebildet zu haben. Erst nach Ablauf der gewaltigen verheerenden Stürme des zehnten Jahrhunderts konnte ein Frühling voll neuen Lebens und eigener Triebkraft auch in Bayern erscheinen. Erst dann beginnt die Periode des eigentlichen Romanismus.“

Hier nun verbreitet sich der Verfasser zuerst über den Bau der zahlreichen ältern romanischen Kirchen. „Es herrschte hier eine ungeheure Bauthätigkeit in dieser Epoche. Wie die zerstörten Klöster aus dem Schutte erstanden, so wurden fast alle Kathedralen neu gebaut. Die Pilgerfahrten und die Kreuzzüge mehrten die Mittel zu Kirchenbauten, da die Fortziehenden meist ihre Güter der Kirche überließen, im Falle, daß sie nicht mehr heimkehrten. Auch wurde dadurch die Begeisterung für Gottes Ehre mächtig angefacht, die sich dann auch im Bau und Schmuck von Kirchen kundgab. Endlich als das erste Jahrtausend abgelaufen, ohne den erwarteten Untergang der Welt zu bringen, beeiferte man sich wieder an vielen Orten, den gebührenden Dank durch Neubauten der Gotteshäuser dem Allerhöchsten auszusprechen.“ Hier treten hervor der Freisinger Thurmbau, die Bauten in Tegernsee, Regensburg, Passau, Augsburg, Eichstädt, Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg, Speier 2c., deren große romanische Dome und

Kirchen alle aus jener vorgothischen Zeit im 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts stammen. Alle Denkmäler jener Zeit übertrifft der Dom von Speier. „Wir haben an dem Dome von Speier das großartigste Muster einer gewölbten Pfeilerbasilika im romanischen Gewande mit drei Schiffen, mit einer mächtigen Krypta, einem Querschiffe, dem erhöhten Königschore im Osten des Hauptschiffes, zwei Kuppelthürmen im Osten und Westen, mit vier Thürmen und einer doppeltgewölbten Vorhalle. Schon die Dimensionen setzen in Erstaunen. Um diesen König der Bauten in der Pfalz schloß sich nach und nach ein ganzer Hof von Kirchen- und Klosterbauten an ringsum im Lande. Es waren besonders die Benediktinerklöster, die ein neues Gewand anzogen. Aber nur einzelne Ruinen, Mauerwerke, Sockel sind von diesen Schöpfungen der Epoche übrig geblieben." Von allen noch erhaltenen romanischen Bauten jener Zeit in Bayern sind dem Werke in saubern Holzschnitten Grundrisse, Ansichten und Details eingedruckt, welche das Verständniß sehr erleichtern.

Unter den Bildhauern jener Zeit erlangte Erzbischof Tiemo von Salzburg großen Ruhm, doch hat sich nichts, was ihm mit Bestimmtheit zugeschrieben werden könnte, erhalten. Ueberhaupt existirt nur noch wenig von damals. Das Vorzüglichste sind Elfenbeindeckel, unter denen sich der zu Bamberg besonders auszeichnet. Er stellt eine Kreuzigung dar. „Wie unerwartet und eigenthümlich erscheint uns dieses Bildwerk! Der byzantinische Typus ist überwunden, Naturwahrheit und Kenntniß der Antike leuchtet uns überall entgegen, der Leib des Christus ist fast ein Werk von vollendeter Schönheit! Dazu sprechen sich alle Affekte bereits klar an den Gestalten aus. Nicht mindere Bewunderung verdient die Technik, die das Material völlig bewältigt hat, so daß bei der tiefen Unterarbeitung der Wechsel von Licht und Schatten treffliche Wirkung macht." Auch in München befinden sich noch treffliche alte Elfenbeinschnitzereien aus Bamberg. Allein diese Werke verrathen großentheils fremden Ursprung. Sie sind nicht in Bayern entstanden. „Ob nun jene Deckel mit Elfenbeinschnitzwerk und anderen Schmucksachen, sowie die übrigen erwähnten Kunstwerke, auch mit den Handschriften schon aus andern Regionen dem Kaiserpaare zugekommen, oder erst in Bamberg angefertigt worden, läßt sich schwer entscheiden. Ein Theil dieser Gebilde ist sicher fremden Ursprungs; alle nämlich, die das specifisch byzantinische, starre Gepräge haben, sind wohl durch Handel über Venedig aus Byzanz oder Unteritalien in den Besitz des Kaisers gelangt und dann zum Schmucke der Evangelien und Missalien für seine Stiftung verwendet worden, wie auch jene Kameen und Gemmen, die der Kaiser von allen Seiten her erworben hatte. Daß ein ausgedehnter Handel wie mit Seidenstoffen so mit Elfenbeinsachen, Tafeln, Kästchen u. dgl. mit Byzanz und dem Oriente getrieben worden, stellt sich immer mehr heraus. Manche Kästchen haben noch ganz orientalische Ornamente und Malereien, so eines in der berühmten Sammlung des Fürsten von Sigmaringen. Die bedeutenderen Werke entstanden aber offenbar erst auf Anregung und unter dem Schutze des Kaisers in Deutschland selbst. Darauf deuten die lateinischen Inschriften der Deckel, welche des Kaisers deutschen Namen (Heinric) erwähnen, das beweist der Inhalt, welcher des Königs Bild mit unverkennbarer Rücksicht auf den Codex Karl des Kahlen in St. Emmeram zeigt, und der Charakter der Schnitzwerke, der von treuer Naturbeachtung und Kenntniß der römischen Antike zugleich zeigt, welche Eigenschaften der italienischen wie byzantinischen Kunst der Zeit fehlen. Bamberg selbst wird freilich nirgends als Stätte solcher Kunstübung, als Wohnort berühmter Bildschnitzer oder Gießer genannt. Wenn man aber bedenkt, daß der Kaiser in Bamberg ein Stift gründen wollte, das die hohe Geistescultur Hildesheims mit der Sittenstrenge von Lüttich vereinigen sollte, wenn man auf den Zusammenhang von Bamberg mit den bedeutendsten Städten Sachsens hinblickt, mit Magdeburg, Merseburg, Quedlinburg und Hildesheim, wo bereits bewunderungswürdige Werke von ähnlichem Gepräge unter den Ottonen entstanden waren, wenn wir Bamberg von Zeitgenossen als das zweite Athen preisen hören, so können wir wohl mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in dem Stifte oder in Klöstern von Bamberg selbst Männer gewesen, welche mit der Ausführung jener Prachtgeräthe betraut werden konnten. Wahrscheinlich waren es Künstler, die in Sachsen ihre Bildung empfingen und so auch frühzeitig nach Franken und Bayern eine Kunstübung verpflanzten, deren Nachwirkung in Bamberg, Würzburg und Regensburg Jahrhunderte hindurch anhält."

In Tegernsee befand sich damals, im 11. Jahrh., eine berühmte Erzgießerei, der ein Mönch Werinher vorstand. Aus ihr sind wahrscheinlich die Domthüren von Augsburg und andere noch in München und Berchtesgaden erhaltene Gußwerke hervorgegangen. „Einen höchst merkwürdigen Reisealtar, der wohl in Freising entstanden, schenkte damals Bischof Nitger von Freising (1039—42) dem Kaiser Heinrich III. Es ist jenes Schreinchen mit einer Reliquie, die man als Thräne Christi bezeichnete, und die dann im Kloster Vendome

in Frankreich so hohe Ehren genoß. Das Kästchen (1' lang, 6" breit, 4" hoch) ruhte auf vier Löwen, deren Vorderfüße auf Büchern standen. Auf den beiden Langseiten prangten die Bilder der damaligen Patrone Freisings, Corbinian, (Eutropius?), Tertullin, Moritz, Georg, um einen Adler sich schaarend, zwischen Säulen, auf denen gradlinig das Gesims aufsaß. Die Namen sind beigeschrieben. Unterhalb las man: Sieh frohlockend deine Patrone glückliches Freising. Die andere Langseite zeigte die großen Propheten, Isaias, Ezechiel, Jeremias und Daniel, wieder mit der Inschrift: Die vier Sänger verkünden deine Zeit, o Christus! Die eine Kleinseite zeigte Christus als Erlöser auf dem Regenbogen, umgeben von den vier Emblemen der Evangelisten, die andere ein offenes Auge. Auf den vier Enden des flachen Deckels sah man gravirt oben Abrahams Opfer und das Opfer des Melchisedech, dessen Leib statt des Kopfes ein offenes Auge zeigte, unten Moses mit der Gesetzesrolle und Aaron mit Waizenähren; der letztere stand auf einem geschlossenen Auge. Die Mitte des Deckels füllte ein großes Auge aus, das offenbar später eingesetzt war. Ueber den Ursprung des merkwürdigen Kästchens gibt die Inschrift Aufschluß: Nitger gibt es dem Heinrich (Henrico Nitgerus dat). Für die christliche Bildersprache bietet der Schrein außerordentliches Interesse. Es war offenbar ein Reisealtar zum Gebrauche beim Opfer. Daher die Heiligen des alten und neuen Testamentes am Antependium, daher oben die Vorbilder des neutestamentlichen Opfers. Die Anbringung des offenen und geschlossenen Auges ist höchst lehrreich. Das offene Auge bei Melchisedech bedeutet die Synagoge, die sehend geworden, d. h. die christliche Kirche, welche jetzt das wahre Opfer darbringt, das geschlossene Auge bei Aaron sinnbildet die verblendete, die Finsterniß liebende Synagoge, das Judenthum, welche an den verworfenen d. i. am Boden liegenden mosaischen Opfern festhält. Später als man die Sprache des Symbols nicht mehr verstand, sah man mit sagenbildender Phantasie bald in dem Auge das Auge Christi, glaubte, eine Thräne, die der Heiland um Lazarus geweint, müsse hier verborgen seyn, brachte das große Auge in der Mitte des Deckels an und verwandelte so den Tragaltar in einen Reliquienschrein, dem bald unsägliche Verehrung zu Theil ward."

Gemälde jener Zeit waren Wandbilder in Benedict Beuern ꝛc. Von nun an kommen auch Emaillearbeiten vor. „Daß auch die Glasmalerei damals in Bayern zuerst aufgekommen und hier von da an eine Hauptstätte der Entwicklung gefunden, kann nach den urkundlichen Beweisen nicht mehr bezweifelt werden. Ja wie in der Neuzeit diese leuchtende Kunst im Schoose von Bayern nach langem Schlafe wieder zu neuem Leben erwacht, so scheint sie von Bayern aus auch in jener Periode ihren Umzug durch die deutsche Welt angetreten zu haben. Die erste Nachricht von solcher Malerei fanden wir in der Geschichte des Klosters Tegernsee. Unter der Regierung des Abtes Gosbert (seit 982), der selbst ein Adeliger gewesen, machte ein Graf der Gegend, Arnold mit Namen, dem Kloster das Geschenk der ersten färbigen Gläser, etwa um das Jahr 1000. Der Dankbrief des Abtes hat sich erhalten. Er lautet: ‚Es ist unsre Pflicht, Gott für Euch anzuflehen, indem Ihr unseren Ort durch solche Werke der Ehren erhöht habt, von denen wir weder wissen, daß dergleichen in alten Zeiten vorhanden waren, noch hoffen konnten, selber ähnliche zu sehen. Die Fenster unserer Kirchen waren bis jetzt durch alte Tücher geschlossen. Zu Euren glückseligen Zeiten erglänzte der goldgelockte Sol zum ersten Male durch die von Malereien bunten Gläser auf die Platten des Fußbodens unserer Kirche, und die Herzen aller derjenigen, welche das mannigfaltige ungewohnte Werk unter sich erblicken, werden von vielfacher Freude erfüllt.‘ Leider wissen wir die Heimath jenes Grafen Arnold, der den Samen der edlen Glasmalerkunst nach Bayern gepflanzt, nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Wahrscheinlich war es aber Graf Arnold von Formbach und Lambach, der in der Mark Kärnthen eine große Rolle spielte und der in Italien diese Kunst kennen gelernt haben konnte. Er ließ Zöglinge (? Dienstleute) des Klosters Tegernsee in dieser Kunst unterrichten und durch sie jene Gemälde ausführen. Ueber die Beschaffenheit jener ersten Glasgemälde in Tegernsee gibt der Wortlaut der Nachricht wieder keine Klarheit, ob sie bloße Ornamental-Mosaik aus färbigen Gläsern gewesen, oder figürliche Darstellungen enthalten habe. Jedenfalls aber waren es Malereien von höchster Einfachheit, aus kleinen, nicht vielartigen färbigen Gläsern bestehend, wobei die Umrisse und Modellirung roh mit Schwarzloth angegeben wurden. Ebenso steht fest, daß diese Geschenke des Grafen Arnold die Veranlassung zum Aufblühen der Glasmalerei in Bayern wurden. Der Abt bat den Grafen, jene Schüler nochmal zu prüfen und wenn sie noch nicht tüchtig genug befunden werden sollten, den Unterricht noch fortsetzen zu lassen. Bald finden wir eine Glashütte bei Tegernsee angelegt, Fenster werden dort in Menge bereitet, selbst Bestellungen aus der Ferne treffen dort in solcher Menge ein, daß das Kloster den Bedarf nicht zu liefern vermag und sich entschuldigen

muß. Bei der Gebrechlichkeit des Materials läßt sich erwarten, daß wenige Produkte der Epoche sich erhalten haben. Aber dennoch besitzen wir eine Reihe hochinteressanter Glasgemälde, die wohl noch der Epoche angehören: ich meine die fünf Glasgemälde der südlichen Hochwand des Domes von Augsburg. Sie stellten alttestamentliche Gestalten vor, nämlich Moses, David, Oseas, Daniel, Jonas, welche Spruchbänder mit heiligen Texten in den Händen halten. Die Gestalten sind noch ganz typisch ohne individuellen Ausdruck, starr und leblos, die Gewandung hat mehr byzantinischen Charakter, und besteht aus dem Leibrocke, der bis zu den Waden reicht, aus dem Mantel, der mit der Hafte (fibula) meist über der rechten Schulter gehalten wird, aus perlenbesetzten Klappschuhen und dem spitzen Judenhute. Was die Technik betrifft, so sind hier Bleiruthen angewandt und mit Schwarzloth die Umrisse und Schatten auf den färbigen Gläsern ausgeführt. Jedenfalls gehören diese Gemälde zu den interessantesten Gebilden der Art, sie sind die Inkunabeln der Glasmalerei in Deutschland. Ob sie in der Glashütte zu Tegernsee ausgeführt worden, können wir nicht bestimmen, es ist aber sehr wahrscheinlich bei dem Zusammenhange zwischen den Klöstern von Augsburg und Tegernsee. Anlangend die Entstehungszeit möchte ich diese Glasgemälde in die Mitte des eilften Jahrhunderts verlegen, da die Schrift und besonders das entwickelte romanische Laubwerk des Bodens eine frühere Datirung wohl verbietet, diese primitive, starre Bildung der Gestalten aber dem zwölften Jahrhunderte nicht mehr eigen ist."

Auch die Miniaturen jener Zeit sind sehr interessant. Man findet sie in den Evangelienbüchern aus Tegernsee, Freising &c. Die prachtvollsten stammen aus Bamberg, wohin sie Kaiser Heinrich II. gestiftet hat. Auf einem der Bilder sitzt der Kaiser jugendlich „im Ornate unter dem Traghimmel auf dem Throne. Rechts steht ein Bischof mit Priestern, links tragen Soldaten Schwert und Schild, zum Zeichen, daß geistliche und weltliche Macht ihm huldige. Dann nahen sich links gebeugte Frauen, Roma mit einer Schüssel, in der eine Krone liegt, Gallia mit dem Lorbeerzweige, Germania mit dem Füllhorne, Slavinia, eine Goldkugel tragend. Das Bild zeigt also den Kaiser als Herrn des Erdkreises. Großartige Auffassung bei aller Herbigkeit." — Das zweite Evangelienbuch von Bamberg, jetzt in München, enthält auch ein sehr merkwürdiges Bild. „Der Heiland steht vor einem Baume mit pilzartigem Laube und rothen Früchten, nach denen er langt. Oberhalb erscheint der Vater als Haupt, an den Ecken der Christum umhüllenden Mandorla sieht man vier seltsame Brustbilder, Sonne (roth), Mond (blau), Uranus (grau) und unten Gäa (nacktes Weib); an den Ecken des Blattes tragen Seeweibchen die Embleme der Evangelisten, naive Naturbilder, während die Zeichnung der Hauptfigur ziemlich formlos sich ausnimmt. Christus erscheint hier als der, welcher das Paradies mit dem Lebensbaume wieder erobert und in den vier Evangelien auch der Welt vier ähnliche Ströme des Heiles gegeben hat."

Auch sind aus jener Zeit noch sehr schöne Nadelmalereien d. h. Stickereien erhalten.

In der zweiten Epoche des Romanismus nehmen in den Bauwerken die Kreuzgewölbe überhand. Hier folgen sich der Dom von Freising, die Kirchen von Moosburg, Ilmmünster, Berchtesgaden, Straubing, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg &c. Auch hierzu enthält das Werk eine Menge erläuternder Holzschnitte. Eines der seltensten Kunstwerke ist „die Mittelsäule der Krypta zu Freising, deren vier Seiten ganz mit durchgearbeiteten Reliefs bedeckt sind. Auf einer Seite ringt ein Held, der Waffenrock und Sporen hat, mit dem Drachen, während unten ein kleineres Ungethüm nach seinem Fuße schnappt. Oberhalb stößt der Held das kurze Schwert dem Drachen in die Kehle, auf der nächsten Scene sehen wir den Mann halb verschlungen von dem Unthiere. Auf der Rückseite ist ein Weib mit langen Haaren angebracht, das eine große Blume in der Hand zu halten scheint. Das Kapitäl schmücken vier Adler, welche auf die Kämpfe herabblicken. Ueber die Bedeutung dieser räthselhaften Bildwerke lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Man hat die Sigurdsage hier ausgedrückt gefunden als Repräsentantin des Heidenthums, über welcher der Altar der Oberkirche, das Christenthum vertretend, siegreich sich erhob. Die erste Scene wäre der Kampf mit dem goldhütenden Fafnirsdrachen, die zweite, wie Sigurd den Drachen erlegt, die dritte, wie er sich im Blute des Thieres badet, die vierte zeigt Brunhilde, Verderben brütend. Die Adler, welche das Kapitäl schmücken, vertreten dann jenen Adler, der nach der Edda Vieles weiß und auf dem Gipfel des Weltbaumes erscheint."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würlt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 4. 14. Januar 1863.

Gedichte.

Melanchthons Gedichte, ausgewählt und übersetzt von Chr. Oberhey. Halle, Mühlmann, 1862.

Man erhält hier nur eine Auswahl und keineswegs die vollständige Sammlung, welche in einer Uebersetzung herauszugeben wohl der Mühe werth wäre. Indessen ist auch der vorliegende Auszug mit Dank anzuerkennen. Der Geist Melanchthons verleugnet sich darin nicht. Mit welcher Treue er auch an Luther hängt, verhehlt er doch nicht die Angst, die ihn zuweilen ergreift, wenn er beobachtet, in welche Abgründe weltlicher Tyrannei, wilder Anarchie und unversöhnlicher Sectirerei die Reformation geführt habe. Da seine Gedichte aus sehr verschiedentlichen Stadien seines Lebens und Wirkens stammen, kann man nicht verlangen, daß sie immer miteinander übereinstimmen. So dichtete Melanchthon lateinische Lieder, welche heute noch Bestandtheile katholischer Gesangbücher sind, von denen der Herausgeber der vorliegenden Auswahl nichts sagt, und die er noch viel weniger in seine Sammlung aufgenommen hat, die man aber doch kennen muß, um sich das Bild Melanchthons zu vervollständigen. So lesen wir in den zu Augsburg 1822 durch Johann Christoph von Zabuesnig herausgegebenen katholischen Kirchengesängen Bd. I. S. 202: Ein Lied Philipp Melanchthons von der Heimsuchung Mariä, welches noch ganz in katholischer Weise die Mutter Gottes verehrt, doch aber, indem er vom Hohenpriester und der Priesterschaft überhaupt spricht, einen Haß verräth, welcher schon den Stimmungen der Reformationszeit anzugehören scheint. Hier einige Strophen:

Nicht Fürstenthum, nicht Priesterstand
Mit Weissagungen wohl bekannt,
Vermuthen noch den Heiland nah:
Sie ahnden nicht: Er sey schon da.

Mariens freundlicher Besuch
Bei ihrer Base, ohne Buch,
Hat das Geheimniß aufgedeckt,
Und Glaubenskraft an Gott erweckt.

Die Leibesfrucht der Elisabeth,
Was keine Priesterschaft erräth,
Erkennet den Verborgnen schon,
Und huldiget dem Gottessohn.

Dies war der erste Kirchenrath,
Der Christus laut bezeuget hat,
Nachdem er zu bestimmter Zeit
Als Mensch dem Vater sich geweiht.

Band I. S. 208 findet sich auch noch ein Lied von Melanchthon zu Ehren der h. Schutzengel. Dagegen übersetzt uns Herr Oberhey ein Lied, worin Melanchthon das katholische Mittelalter als Finsterniß und Barbarei hinter sich liegen sieht und das classische Heldenthum preist, wenn auch lange nicht so grob antichristlich, wie Schiller in seinen Göttern Griechenlands.

Hoch gepriesen sei die Gabe,
Die uns schenkte Gottes Hand,
Daß zum Licht aus finsterm Grabe
Wiederum der Glaub' erstand!

Mit ihm sehn wir sich erheben
Jetzt die Musen froh und frei,
Aufgeweckt zu neuem Leben
Aus der Nacht der Barbarei.

Ja es grüßt im frischen Glanze
Nun die Poesie den Tag,
Jene duft'ge Himmelspflanze,
Die verwelkt am Boden lag.

Dichter schmücken dies Jahrhundert
Und sind unsrer Zeiten Ruhm,
Denen gleich, auf die verwundert
Hingeschaut das Alterthum.

Wie sehr abhängig Melanchthon von der Fürstengunst war, ersieht man am besten aus seinem Loblied auf den Kurfürsten Moritz, von dem er singt:

Der Franken Stolz, der Türken Wuth
Halt' er gedämmt mit tapferm Muth,
Und wenn der Frieden war erreicht,
Dem Volk als Vater sich gezeigt.

Anders die Geschichte. Der Franken Stolz hat Moritz nicht gebändigt. Vielmehr war er es, welcher die deutschen Bisthümer Metz, Tull und Verdun reichsverrätherisch und zu seiner ewigen Schmach an Frankreich verkaufte. Oder hat er etwa Metz dem Kaiser wieder erobert? Wenn Melanchthon durch die Verhältnisse zu einer so servilen Poeterei gezwungen war, so hat er doch andererseits auch gelegentlich seinem Schmerz über die Abhängigkeit der neuen protestantischen Kirche von der Fürstenwillkür Luft gemacht. So singt er (bei Oberhey S. 67):

Es füllt ein ungemeßner Schmerz
Der cananä'schen Mutter Herz,
Wenn sie erblickt ihr Töchterlein
Durch böse Geister voller Pein.

Von gleichem Herzeleide glüht
Die Kirche, da sie täglich sieht
Geplagt ihr eigen Fleisch und Blut
Durch Lehrerzank und Fürstenwuth.

Drum neige von des Himmels Höhn
Dein Ohr, o Herr, zu unserm Flehn!
Wir wissen ja, uns wird das Heil
In keinem Andern je zu Theil!

Die bösen Geister treibe aus
Fern von uns in der Wüste Graus,
Und mach uns tief im Seelengrund
Aus Gnaden durch dein Wort gesund!

In folgendem Liede, welches sich über die neuen Secten beklagt, spricht sich der gleiche Schmerz aus:

Die eine Sonn' am Himmelszelt
Den ganzen Erdenkreis erhellt,
Und seine Wärme zum Gedeihn
Empfängt er stets von ihr allein.

So quillt herab von Gottes Thron
Allein aus seinem lieben Sohn
Der Lehre hell entglommner Strahl
In unsre Herzen allzumal.

Doch heute glänzten nebenher
Am Firmament der Sonnen mehr,
Die lassen uns im Bilde sehn
Was künftig Arges wird geschehn.

Es werden Manche sich nicht scheun,
Ihr Blendwerk lachend auszustreun,
Und Andre in den heißen Streit
Geschäftig werfen Scheit um Scheit.

O Jesu, zeige dich als Herrn
Und halt die Lügengeister fern,
Damit wir stets in deinem Schein
Ein Herz und Eine Seele sei'n.

Wie aber, wenn jemand Melanchthon gefragt hätte, ob nicht die alte Kirche eben so viel Recht habe, die neue lutherische eine bloße Nebensonne zu nennen, wie die Lutheraner im Calvinismus, Zwinglianismus, bei den Wiedertäufern ꝛc. nur Nebensonnen ihrer Sonne sehen?

Kunstgeschichte.

Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern. Herausg. auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Bayern Maximilian II. von Prof. Dr. J. Sighart. Mit vielen Illustrationen. Erste Abtheilung. München, liter.-artist. Anstalt der Cottaschen Buchhandlung 1862.

(Schluß.)

„Eine andere Erklärung wurde in der neueren Zeit versucht, freilich in soferne verwandt mit jener, als sie

gleichfalls Sagen des germanischen Heldenthumes hier dargestellt findet. Es sollen Scenen der Götterdämmerung hier vorgeführt seyn. Das erste Bild zur Rechten soll den Kampf Wuotans mit dem Fenriswolfe vorstellen, der ihn verschlingt. Das zweite zeige den rothbärtigen Donar, welcher an Wuotans Seite den Midgardswurm bekämpft. Das dritte Bild stelle den Widar dar, wie er mit dem mythisch geschuhten Fuße dem Fenriswolf in den Rachen tretend das Ungethüm tödtet und zugleich, indem er nach der Midgardsschlange greift, dem Donar zu Hilfe eilt. Das vierte, dem Altare zugewandte Bild, die Frau mit langgeflochtenem Haare, wäre eine der Seherinnen des Nordens, Völva oder Hyndla, welche den Untergang des alten Göttergeschlechts und das Herrschen eines neuen unbekannten Gottes voraussagten. — Es läßt sich nicht läugnen, daß viele Momente für diese scharfsinnige Deutung sprechen. Da aber keine der mythologischen Gestalten hier die ihm sonst zukommenden Attribute zeigt (so ist selbst Donar ohne Bart und Hammer), auch manches Gebilde hier nicht gedeutet wird, so das Stehen des Donar auf eines Fuchses Tatzen, der von einem kleinen Drachen verschlungen wird, so kann diese Erklärung gleichfalls nicht als sicher gelten. Im Gegentheil scheint die andere Deutung noch immer gleichberechtigt zu seyn, indem das dagegen Vorgebrachte bei genauerer Erwägung wenig Gewicht hat. Das meiste Bedenken dagegen erregen die kleinen Ungethüme am Fuße der Säule, die in der Sigurdssage keine Begründung haben. Jedenfalls ist nur mehr die Wahl zwischen diesen beiden Deutungen und es steht also fest, daß unsere Bildhauer aus der alten heidnischen Göttersage öfter ihre Themen nahmen, entweder um durch sie Zeugniß geben zu lassen für eine christliche Wahrheit, oder um die alten Götter als durch Christus Besiegte, als Dämonen darzustellen. Wie die Dichter der Zeit den alten Sagenstoff umgestalteten und verwoben zu ihren Schöpfungen (Nibelungen), so thaten es also auch die Bildhauer."

Hierbei hätte auch wohl die Erinnerung an Otnit, der vom Drachen verschlungen wird und Wolfdietrich, der ihn rächt, nahe gelegen, näher wenigstens, als die Beziehungen auf die Edda; denn Otnit, Wolfdietrich, Dietrich von Bern, das ganze Heldenbuch gehört dem deutschen Süden an. Indessen scheint es gewagt, in notorisch christlichen Denkmälern solche heidnische Beziehungen zu suchen und unbedingt möchten wir die Erklärung der räthselhaften Bilder in Regensburg (S. 188) aus der Edda ablehnen.

Unter den Gemälden der zweiten Epoche des Romanismus zeichnen sich die in Regensburg und Augsburg aus. In der letztern Stadt sind auch noch schöne Teppiche und Glasgemälde erhalten. Unter den Miniaturen werden die von Freising und Weihenstephan noch durch das berühmte Evangelienbuch von Niedermünster in Regensburg übertroffen. Man findet aber auch noch sehr schöne Miniaturen in Bamberg, Würzburg und Aschaffenburg. Auf einem hier S. 214 copirten Miniaturbild aus Würzburg, welches die Kreuzigung darstellt, trägt einer der Schächer als Gürtel einen ehernen Reif, an welchem mittelst verschiebbarer kleiner Ringe ein kurzes Gewand hängt. Dieselbe Bekleidungsart fand Referent im Jahr 1847 in heidnischen Hügelgräbern in den Wäldern bei Heidenheim, also in der Nähe von Bayern.

Der unermüdliche Verfasser geht sodann zur dritten Epoche des romanischen Styles über. Hier wird der Gewölbebau durchgängig und die Gothik drängt zum Durchbruch. Die großen Kirchen dieser Epoche gehören hauptsächlich nur den größern Städten an: Regensburg, München, Landshut, Eichstädt 2c. Vor allem die Ulrichskirche in Regensburg, die berühmte Sebalduskirche in Nürnberg, der schöne Bamberger Dom, die Kirche in Eukenbach mit ihrem reizenden Portale. — Auch die Sculpturen und Malereien bieten viel Schönes dar. „Man kann diese Zeit die beginnende Glanzzeit der Miniaturmalerei in Altbayern nennen. Neben der bisherigen byzantisirenden Malweise scheint sich hier in den Klöstern eine eigene bayerische Illuministenschule gebildet zu haben, deren Hauptsitze Tegernsee, Wessobrunn, Salzburg, Weihenstephan, Lambach und Scheyern gewesen sind. Abgesehen davon, daß hier allmälig Leben und Bewegung in die Gestalten kommt und der Ausdruck des Affektes häufig gelingt, so ist im Entwurfe der Bilder schon eine wesentliche Neuerung eingetreten. Während man bisher nach byzantinischen Vorbildern vor allem auf Prunk und Farbenpracht der Miniaturen gesehen, liebt man jetzt einfache Federzeichnungen mit schwarzer und rother Tinte, die dann mit wenigen Farben colorirt werden. Man legt also jetzt in ächtdeutscher Weise das Hauptgewicht auf die Sache, auf die Composition, die Technik des Malers tritt zurück. Diese Manier ist außerordentlich geeignet, größere Werke mit Illustrationen zu versehen, besonders historische und epische Bücher, und zu solchen Zwecken machte man auch reichliche Anwendung von dieser Malweise." Zu den ausgezeichnetsten Miniaturen gehören die in Werners Marienleben, in Veldecks Aeneïde und im Liederbuch von Benedict Beuren. Der berühmteste Maler jener Epoche war der Mönch Conrad von

Scheyern, von dem noch eine Menge Miniaturen erhalten sind. „Fragen wir nach der Beschaffenheit und dem künstlerischen Werthe dieser Compositionen, so ist vor allem ihre große Anzahl und die Buntheit der Gegenstände hervorzuheben. Man sieht, der Meister war nicht verlegen um die Form, nicht Anfänger in der Kunst, sondern ein außerordentlich gewandter, schlagfertiger, geübter Zeichner. Auch erstreckt sich hier die Kunst nicht mehr bloß auf das kirchliche Gebiet, sondern auf alle Bezirke des Daseyns, auf das Volksleben, auf die menschliche Leiblichkeit, auf die Pflanzenwelt so gut wie auf das Reich der Legende, der Geschichte, der Allegorie und des Portraits. Die Region der Malerei ist also hier außerordentlich erweitert. Was die Technik betrifft, sind die meisten Bilder wieder nur in rother oder schwarzer Federzeichnung auf farbigem Grunde ausgeführt, andere sind getuscht, die Gewänder mit Farbe in Tuschmanier ausgestattet, die Wangen mit Roth aufgetragen, andere wieder bloß gezeichnet. Meistens finden wir den grünen Hintergrund angewendet, wieder eine Hinweisung auf das geliebte bayerische Waldland, in dem der Maler selbst lebte und webte. Was dann den künstlerischen Werth betrifft, so zeigen die Compositionen bereits viel Leben, Freiheit in den Bewegungen und viel Sinn für bessere Formen. Besonders ist der Faltenwurf großartig, in großen, weichen, der Körperform sich anschmiegenden Linien ausgeführt. Wenn auch die Köpfe noch wenig besonderen Ausdruck haben, so zeigen sie doch schon reiche Verschiedenheit und eigenthümliches Gepräge. Alle Architekturen und Ornamente haben noch den romanischen Charakter, aber bereits ein hohes, gestrecktes Wesen, das wie die Figuren auf den Beginn einer neuen Zeit, auf die Periode der Gothik hinweist. Darauf deutet auch noch der Umstand, daß sich in diesen Büchern der Meister überall mit Namen nennt, daß er mit sichtbarem Selbstbewußtseyn erzählt, er, Bruder Conrad, habe das Buch componirt und geschrieben, daß er von seinen Opfern, seiner Mühe und seinem Schweiße zu erzählen weiß. Wir sehen auch hieran, die alte Zeit des unbewußten, traditionellen, naiven Schaffens ist abgelaufen, wo der Meister sich vergaß, wo nur die Schule arbeitete; das Individuum kommt allmählig zur Geltung, es wagt sich zu nennen und ist stolz auf seine Gebilde. So erscheint uns Bruder Conrad von Scheyern als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Kunstgeschichte Bayerns, er ist auch einer der Vorläufer und Bahnbrecher der freien, selbstbewußten Kunst der späteren Zeit.“ In der Vielseitigkeit ist dieser Conrad mit dem spätern Albrecht Dürer verwandt. Ueberhaupt liegt, wie auch Hans Sachs beweist, in den deutschen Kunsttendenzen eine Neigung zum Universalen.

Geschichte.

Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. 11. Heft. Gratz, in Commission bei Hesse, 1862.

Unter den Aufsätzen dieses Heftes zieht die Aufmerksamkeit besonders die von Prof. Fuchs verfaßte Biographie des Abts Engelbert von Admont auf sich, der am Ende d. 13. und Anf. d. 14. Jahrh. lebte, in die Angelegenheiten Oesterreichs und Salzburgs verwickelt und dabei ein überaus fruchtbarer Schriftsteller war. Von seinen zahlreichen Werken sind mehrere, hauptsächlich theologische gedruckt worden, auch eins über die Regierung der Fürsten und eins über Entstehung und Ende des römischen Reichs. Andere sind noch handschriftlich vorhanden, noch andere verloren gegangen. Engelbert schrieb auch über die Natur der Thiere, über die Wechsel der Luft, über Zauberei ꝛc. und liebte spitzfindige Fragen zu beantworten. So schrieb er über das lange Leben vor der Sündfluth, über die Frage, ob die ungetauften Kinder jenseits Schmerzen zu leiden haben? „Ueber die Frage: ‚Ob Gott Mensch geworden wäre, wenn der erste Mensch nicht gesündigt hätte? Utrum Deus incarnatus esset, si primus homo non fuisset lapsus?)‘ Dieses sehr gelehrte Werk ist in einem Codex auf Pergament aus dem 14. Jahrh. in der Admonter Bibliothek vorhanden und wurde im vorigen Jahrh. für den Druck vorbereitet. ‚Ueber den Schmerz des Heilandes bei seinem Leiden und Erklärung des Hilarius (de sensu doloris Christi in passione et de declaratione verborum Hilarii).‘ Ist in der Bibliothek zu Zwettel vorfindig.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 5. 17. Januar 1863.

Altdeutsche Literatur.

Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten mit Anmerkungen und Wörterbuch von Prof. Dr. Franz Pfeiffer. Erster Band. Wien, Braumüller, 1862. Gr. 8.

Berthold ist der größte deutsche Prediger im Mittelalter gewesen, hochberühmt durch die Macht seiner Beredsamkeit. Die ihm nachgeschriebenen Predigten, die noch erhalten sind, haben auch in sprachlicher Beziehung eine große Bedeutung, denn sie lehren uns eine Kraft und zugleich Gewandtheit und Geschmeidigkeit der deutschen Prosa im 13. Jahrhundert kennen, die man jener Zeit gewöhnlich nicht zutraut.

Die Vorrede bemerkt: „Der vorliegende erste Band umfaßt den Inhalt der großen, auf Kosten der Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin in Baiern, Elisabeth, im Jahre 1370 geschriebenen Sammlung (Cod. Palat. Nro. 24 auf der Heidelberger Bibliothek), so weit er dem Bruder Berthold wirklich angehört. Daß dies bei einem nicht unbeträchtlichen Theile der in dieser Handschrift befindlichen Predigten und kleinern Stücke nicht der Fall ist, hat in der zweiten Auflage seiner Uebersetzung schon F. Göbel erkannt. Ich werde sie, falls sich Raum dazu findet, im zweiten Bande, sonst aber gelegentlich in meiner Zeitschrift abdrucken lassen. Von Erheblichkeit ist, außer dem schon im ersten Bande meiner Mystiker berührten Bruchstück aus dem Spiegel der Tugend von David von Augsburg (s. S. XXVV. XXXVI), nichts darunter. Der zweite Band wird die in der jüngern Heidelberger Handschrift vom J. 1439 (Cod. Palat. Nro. 35) enthaltenen neunzehn Predigten bringen, die sich zwar mit den im vorliegenden ersten Bande gedruckten vielfach berühren, jedoch deutlich nicht bloß auf anderer Aufzeichnung beruhen, sondern verschiedene Ausführungen der nämlichen Themata sind. Daran werden sich die Predigten schließen, die mir eine Reihe von Münchner Handschriften, eine Klosterneuburger und eine Wiener gewährt haben. Von großem Belang sind die zuletzt genannten, was ich, etwaigen Erwartungen vorbeugend, jetzt schon bemerken will, nicht; es sind mehr nur die äußern Umrisse, denen die volle lebenswarme Ausführung und Färbung fehlt. Zwischen ihnen und den Predigten des Cod. 24 halten in dieser Beziehung die der zweiten Heidelberger Handschrift etwa die Mitte." Eine erschöpfende Charakteristik Bertholds und seiner Predigten verspricht der Herausgeber nachzutragen, da er sie, schon der Verweisungen wegen, nicht eher mittheilen kann, bis der Text der Predigten vollständig gedruckt ist.

Berthold wird von Regensburg zubenannt, obgleich es nicht nachweisbar ist, daß er dort geboren wurde. Gewiß ist nur, daß er hier und in der Umgegend, in Niederbayern zuerst gewirkt hat und auch hier begraben ist. Irrthümlich hat man ihm den Familiennamen Lech angehängt, indem man falsch las: Lech statt Sachs. Der Name Sachs kommt aber nur einem Schwager Bertholds zu. Der große Redner, der von sich selbst immer als vom Bruder Berthold spricht, war Mönch im Minoritenkloster zu Regensburg und begann seine Wirksamkeit im Jahr 1253, in jener verhängnißvollen Zeit, in welcher das kaiserliche Haus der Hohenstaufen unterging und die siegreiche Kirche eine Zeit lang über die gedemüthigte Staatsomnipotenz triumphirte. Das Reich kam in große Verwirrung. Es war die s. g. kaiserliche Zeit, die des Interregnum, die erst mit der Kaiserwahl des Habsburger Rudolph endigte, im J. 1273. Ein Jahr vorher starb Berthold, die Zeit seines Wirkens füllt also die des Interregnums beinah ganz aus. Wohl mochte in jener unruhvollen Zeit die Macht des Wortes ein Bedürfniß seyn, eines Wortes, welches die

Verzagten aufrichtete, die Trotzigen demüthigte, die ungerechten Richter auf Erden vor den ewigen Richterstuhl zog, und nicht nur gemeine Sünden rügte, sondern auch den herrschenden Parteien und Personen die Wahrheit sagte. Die Zeitgenossen haben seine Beredsamkeit nicht genug bewundern können. Als sich der Ruf derselben ausbreitete, wurde er von vielen Seiten her gerufen, um auch in andern Städten und Ländern zu predigen. Schon 1254 predigte er in Speier und nachher an vielen Orten in der Schweiz, wohin er zwei Jahre später noch einmal gerufen wurde. In Graubündten wurde ein Ritter von Sax durch eine seiner Predigten so erschüttert, daß er ein unrecht erworbenes Besitzthum zurückgab. Ebenso im Schwarzwald ein Ritter von Liebenzell. Berthold wurde auch nach Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, Schlesien und Thüringen gerufen, wo alles seinen Prophetenworten lauschte. Für die Slaven und Ungarn mußten Dolmetscher seine Predigt übersetzen.

„Mit welcher Liebe," sagt der Verfasser, „und Begeisterung die ihn einst zu hören das Glück hatten siebzig Jahre nach seinem Tode seiner noch gedachten, davon gibt die lebenswarme, anschauliche, gewiß wahrheitsgetreue Erzählung des Johannes von Winterthur ein schönes Zeugniß. Noch im 15. und 16. Jahrh. besuchte, nach Aventins Versicherung, das Volk nicht bloß aus Regensburgs Umgebung, sondern von fern her, selbst aus Ungarn, die Ruhestätte des guten seligen Landpredigers wie das Grab eines Heiligen. Heilig wurde der gute Berthold nun freilich nicht gesprochen — er war ja ein Deutscher, deutsch in seinem Denken und Wesen, deutsch in Gesinnung und Sprache —; aber was sonst nur Heiligen und Fürsten zu geschehen pflegt und wohl keinem zweiten deutschen Schriftsteller der Vorzeit begegnet ist, das ist ihm zu Theil geworden: seine irdischen Ueberreste sind, sorgsam aufbewahrt, zum größern Theile noch jetzt in Regensburg vorhanden. Beim Beginne des dreißigjährigen Kriegs (etwa 1626) auf Befehl des Bischof Albrecht IV. (1613—1649) aus dem Grabe erhoben und in eine Truhe gelegt, während der Kriegswirren bald dahin bald dorthin geflüchtet, später über dem Grabe selbst eingemauert, zuletzt besser verwahrt und wie schon früher in der Minoritenkirche den Gläubigen zur Verehrung ausgesetzt, gelangte der in Gold und Silber gefaßte Reliquienschrein nach Aufhebung des Klosters oder noch vorher in das Domarchiv, wo er im Jahre 1838 wieder aufgefunden und der Schatzkammer des Domes einverleibt wurde. — Dieser die Gebeine Bertholds umschließende Schrein, der sein Daseyn dem frommen, vielleicht nicht ganz uneigennützigen Sinn seiner Ordensgenossen verdankt, ist gegenwärtig das einzige sichtbare Zeichen, das die Bewohner seiner Vaterstadt an ihren großen Mitbürger erinnert: ein Gegenstand wohl öfter der müßigen Neugier als der Verehrung. In die prächtige Halle, die unweit der Stadt den Gipfel des Berges krönt, auf dem Berthold wohl manchmal geweilt, hat er keinen Zugang gefunden; nicht einmal eine jener Gedenktafeln ist ihm zu Theil geworden, womit im vergangenen Jahre der Magistrat von Regensburg freigebig die ehemaligen Wohnungen von Männern geschmückt hat, deren keiner an weitgreifender Wirksamkeit und verdientem Ruhme ihm entfernt gleich kommt. Man war in Verlegenheit, heißt es, wo man den Denkstein anbringen sollte; als ob die Außenseite der Kirche, wo er einst gepredigt und die Ruhestätte fand, nicht ein vollkommen geeigneter Ort hiezu wäre!"

Was nun den Text der Predigten selbst betrifft, von welchen uns hier bereits ein großer Theil vorliegt, so sollten wir eigentlich, da sich niemand in dieselben hineinstudirt hat, wie der Herausgeber, dessen erschöpfende Charakteristik abwarten. Indessen können wir nicht umhin, einige Schlaglichter in den Inhalt der Predigten zu werfen und einige Proben der Bertholdischen Sprache mitzutheilen. Das Löblichste bei ihm ist die Einfachheit und Natürlichkeit. In dieser Beziehung war überhaupt das Mittelalter viel classischer, als die spätere Zeit, die sich vorzugsweise für classisch hielt. Von dem bombastischen Schwulst der Renaissancezeit, von der Affectation des gepriesenen Johannes Müllerschen Styles und von der arroganten Phrasenmacherei unserer neuesten parlamentarischen, akademischen und Zeitungsprosa ahnte der ebenso heilige als kindliche Prediger des 13. Jahrhunderts noch nichts. Gleich unsern ältesten Kirchenmalern denkt er auch noch nicht daran, mit kühnen und verwickelten Gruppirungen Effect zu machen, er stellt vielmehr die Theile seines Predigtthemas ganz einfach numerirt nebeneinander, wie jene alten Maler auf ihren Bildern die Heiligen noch statuarisch nebeneinanderstellten oder in Fächer eintheilten. Daher handeln seine Predigten von zwei Wegen, von drei Lagen, von drei Mauern, von vier Stricken, von fünf Sünden, von sechs Mördern, von sieben Planeten, sieben Heiligkeiten, von sieben Sünden, von sieben Siegeln, von acht Speisen, von zehn Engelchören, von zwölf Junkern des Teufels, von 42 Tugenden rc.

Auf S. 89 verdammt der Prediger die Tyrannen, den Mißbrauch der weltlichen Macht und weist auf den Untergang Pharaos hin, vielleicht mit Beziehung auf

die Hohenstaufen. Auch gegen die Ketzer zieht er zu Felde, S. 130: „Die sint geheizen Manachêi unde Patrîno undo Pôverlewe unde Runkeler unde Sporer unde Sifrider unde Arnolder. Unde der ungelouben ist dannoch anderthalbhundert leie, der einer niht geloubet als der ander."

Dem geistlichen Stande verwahrt er die höchste Macht und Ehre. Er vergleicht S. 305 die Priesterweihe mit einer Arznei, die gleich einem Zauber die höchste Kraft verleiht. „Diu selbe erzenie hât die kraft: swelich priester sie mit rehte enpfachet, der hât den gewalt sô wîten undo sô breiten, daz nie dehein künic noch keiser sô grôzen gewalt nie gewan als der priester hât, swenne er die sehsten erzenîe rehte enpfaehet. Ir künige und ir keiser wartet hin! nû seht, iuwer gewalt gêt niht hoeher danne in die stete unde diu dörfer und ûf diu bürgelîn. Sô gêt des priesters gewalt von der helle unze ûf den himel. Wan swem er den himel mit rehte ûf gesliuzet, den mac dehein engel hin ûz getriben. Swem aber er den himel vor besliuzet, ez si herre oder ritter, rîch oder arm, man oder frouwe, herzoge oder grâve, künic oder keiser, in mac dehein engel niemer în gelâzen. Nû seht, wie hôho der almehtige got die priester geêret hât für alle menschen, für künige, für keiser! wan ir gewalt ist ein armez dinc wider der priester gewalt."

Eben so preist er die Jungfräulichkeit S. 336: „Die êrston daz sint alle die ir kiusche behalten hânt, ir kiusche, die sie von ir muoter libe enpfiengen, und alsô iemer blîben wellent unde daz sie eht kein guot dar umbe naemen, daz sie ir reinekeit weder zer ê noch zer unê verliesen wolten. Die habent ouch als gar übergrôze freude zo aller oberste in dem himelrîche, daz ez alliu diu werlt niht volleloben künde noch enmöhte. Sie sint ûf dem spiegelberge unde tragent einez hande kroenlîn, ein schappel: dâ lît sô vil freuden an und êren, daz ez gar unsagebaere ist ze sagen, unde dâ von ist bezzer geswigen danne krenkliche gelobet. Mîn frouwe sant Mariâ Magdalênâ diu ist wol der aller hoehsten heiligen ein, diu in dem himelrîche ist, wan sie got âne mâze liep hete. Iedoch swie hôch sie ze himelrîche sî, sô gebristet ir doch des kroenlîns, daz min frouwe sant Margarêtâ unde sant Katherinâ, sant Juliânâ unde sant Agnes etc. tragent."

Allein der Prediger ist weit entfernt, die Priester unbedingt auf Kosten der Laien zu preisen.. Er wirft ihnen ihre Laster vor, so gut wie den Laien und sagt S. 112, indem er über die vielen unwürdigen Pfaffen klagt, man hätte sie lieber sollen Schuster werden lassen. Eine je größere Sache es um die Weihe sey, um so furchtbarer werde die Verantwortung derer seyn, welche die Weihe nicht verdienen, und derer, welche sie mit Bewußtseyn Unwürdigen verliehen haben. Auf S. 131 wirft er den Bischöfen wie den Laienfürsten ihre üble Meisterschaft, d. h. ihr schlechtes Regiment vor und erinnert sie, daß sie ihre Macht nur von Gott zu Lehen tragen und ihm dafür verantwortlich sind.

Der Prediger unterscheidet Seite 385 mit feinem Geiste, welche Sünden als menschliche Schwächen verzeihlich seyen, welche Todsünden aber nicht. „Der tûsent fuoder strouwes undo hopfen ûf einen sê würfe oder tûsent fuoder holzes, daz swimmet unde fliuzet allez enbor. Alsô tuont die kleinen sünde: die habent sich enbor, daz sie dich niht versenkent in daz êwige fiwer. Unde swie klein ein steinlin ist, daz sinket sâ zehant an den grunt, swie tief halt der wâg ist. Alsô tuot ouch diu tôtsünde. Swie klein diu ist, sô senket sie in die helle, ob dû niht an riuwen funden wirst. Ez heizent dâ von toetliche sünde, daz sie alliu diu guoten werk toetent diu dû getuon maht alle die wile und dû in tôtsünden bist ungebihtet wizzentlîche, ungeriuwet.

Die Vergleichung der Sünde mit der dunkeln Erde auf Seite 393 ist nicht nur sehr poetisch, sondern auch wegen der Voraussetzung einer frei im Raume schwebenden Erdkugel interessant. „Undo swie grôz die bergo sin und wie swaere sio sîn, sô stênt sie eht ûf nihte, wan daz ez eht allez swebet ledecliche. Reht als ein vogel, der in den lüften iezuo ob uns swebete undo reht an einer stat stille stüende, alsô swebet diu werlt ûf nihte wan ûf der kraft u..sers herron. Unde daz ez mügelich waere, daz man eine gruobe durch und durch daz ertriche möhte gehouwen, sô saehet ir iezuo bî dem tage durch daz ertriche under diu hin abo die sternen an dem himele, als ir sie sâhet oben an dem himel obe iu, wan eht der himel als wol under uns ist als ob uns. Sô ist diu sunne under uns an dem himele, sô ez uns oben her abe naht ist. Unde dâ von ist daz ertriche ein mittel zwischen uns unde der sunnen, unde dâ von irret uns das ertriche, daz wir hin ze naht die sunnen niemer mêr gesehen mügen unze morgen daz sie ôsten ûf gêt; alse har Salomôn dâ sprichet: *‚orietur sol'* etc.: diu sunno gêt hiute al dort under unde kumot morgen aber her wider. Und alsô irret uns diu erde gar witen undo breiten, daz wir des nidern sunnen niht gesehen mügen. Diu erde bediutet einer hande sünde, die uns des wâren sunnen die wîten unde die

breiten irret." — Ebenso geistvoll ist auf S. 439 die Auffassung des Judas Ischarioth. Berthold sieht in ihm die personificirte gitikeit, d. h. Geiz, im weiteren Sinne Egoismus überhaupt. „Unde dâ von nam unser herre einen gitigen ze einem jungern, daz er alle dise werlt wolte lâzen sehen, daz im nieman als herte waere als dio gîtigen, wan er mêr gein im versuochte guoter dinge, dâ eht man sünder mite bekêren sol, danne eht gein ie doheinem sünder. ‚Wie bruoder Berhtolt, nû mac dâ got alliu dinc wol getuon: mohte or dô Judam niht bekêren?' Er liez ez an sîne frîe willekür, als or noch hiute tuot. Er vermac halt daz wol daz er jüden unde heiden unde ketzer unde die wider den heiligen geist dâ sündent unde gîtige und allo dio werlt wol bekêre mit einegem worte; er hât hiute also grôze kraft unde maht, als dô er alle werlte mit einem worte machte und allo dise werlt inner sehs tagen ûz nihte machte: dor edele frîo herro hât ez an unser willekür gelâzen. Er siht ez herzeclichen gerne daz dû dich bekêrest; des liset man vil in der heiligen schrift, wie frô got ist und allez himelische her, sô sich der sünder bekêret. Unde dâ von nam unser herre einen gîtigen ze einem jüngern, daz alliu diu werlt daz saehe, daz nieman sô herte waere in aller der werlte an der rehten riuwe sam der gîtige ist."

Die Sprache des Predigers ist überaus populär und naiv. So beschreibt er Seite 433, wie reiche Leute ihre kleinen Kinder behandeln. „Sô machet im diu swester ein muoselîn undo strichet im eht în; sô ist sîn hevelîn klein, sîn megelîn, und ez ist vil schiere vol worden: sô püpelt ez im her wider ûz; sô strichet eht sie dar. Sô kümt danno diu muome, diu tuot im daz selbe. Sô kümt danne diu amme unde sprichet: ‚owê mîns kindes! daz enbeiz hiute nihtes.' Diu strîchet im danne als ie von êrste in. Sô weinet ez, sô zabelt ez. Und alsô füllet man der rîchen liute kint in widerstrît, daz ir gar lützel alt wirt."

Für die Sittengeschichte ist gar viel aus Bertholds Predigten zu lernen. Unter anderm klagt er Seite 14 über die schlechte und betrügerische Arbeit der Handwerker, über die Weinverfälschung der Wirthe, was alles vor 600 Jahren schon vorkam wie noch heute. „Dû schuohewürke, dû brennest die solen und ouch die flecken, unde sprichest: ‚seht, wie dicke!' so sie herte sint; sô er sie danne tragen wirt, sô gêt er kûme eine wochen dar ûffe; Dû trügener! dû triugest manigen armen menschen." Einer, sagt Berthold, betrügt immer den andern. „Wan swaz der krâmer gewinnet mit sîner unrehten wâge, daz verstilt im der wînman, der zapfenaere, her wider an dem wîne, unde der snîder, unde sîn kneht an dem gewande."

Ohne an der Echtheit des Textes zweifeln zu wollen, finden wir doch Seite 559 die Vergleichungen, die sich auf die Heuschrecken beziehen, für Bertholds Geist zu schwach und zu gesucht.

Naturkunde.

Das Luftmeer. Eine physikalische Darstellung für gebildete Laien. Aus dem Nachlaß von E. J. Reimann mit einem Vorwort von B. A. Roßmäßler. Zweite Ausgabe. Breslau, F. Leuckart, 1861.

Eine populäre Darstellung des uns umgebenden Luftmeeres und aller seiner Vorkommnisse nach der Wärme, dem Barometerstande, den Winden 2c., nach den Luftarten, den Luftwandlungen, dem Uebergang in wässerige Bildungen, in klimatischen Verschiedenheiten 2c. Man wird sie mit Nutzen lesen.

Bemerkenswerth erscheint, daß nachweisbar die Luft im Allgemeinen keine Veränderung erlitten hat, was nur in gewissen Lokalitäten, z. B. durch das Niederschlagen großer Waldungen der Fall war. Es wird hier nachgewiesen, wie selbst das Klima in Palästina sich in 3300 Jahren nicht geändert hat, obgleich dieses Land so vielen Verheerungen unterworfen gewesen ist.

Am räthselhaftesten bleiben immer die großen Wechsel der Witterung in verschiedenen Jahrgängen. Wahrscheinlich hängen dieselben von kosmischen Einflüssen ab, zunächst von der Sonne und erleiden vielleicht alle Planeten zugleich dieselbe Einwirkung. Man beobachtete wenigstens in einem harten Erdenwinter auch eine ungewöhnliche Ausdehnung der Polarzone auf dem Planeten Mars.

Eben so räthselhaft bleiben die außergewöhnlichen Miasmen in der Luft, aus denen man die Verbreitung menschenvertilgender Seuchen, wie auch Krankheiten der Thiere und Pflanzen, der Kartoffeln, der Trauben 2c. herleitet.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 6. 21. Januar 1863.

Geschichte.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von A. Fr. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfassers herausg. von Prof. Dr. J. B. Weiß. Zweiter und dritter Theil. Schaffhausen, Hurter, 1862.

In der Vorrede beschwert sich der Herausgeber, daß ihm von katholischer Seite Vorwürfe gemacht worden seyen: „Wir haben also kein katholisches Buch vor uns; die Jesuiten werden unbillig behandelt, dem Jansenismus wird offen Recht gegeben; katholische Institutionen, Bestrebungen, Thaten werden hie und da mit kaum verhehltem Spotte geschildert.“ Dagegen bemerkt der Herausgeber: „Wo ist Spott über die Kirche? Sind deren einzelne Personen die Kirche? Soll der Katholik über sie nicht freimüthig urtheilen, weil sie zur Kirche gehören! Sind einzelne Mitglieder ein Orden, ist eine Zeitrichtung das Wesen eines Ordens? Gibt es im politischen Handel einen unfehlbaren Orden?“

Der Herausgeber hat Recht. Es handelt sich einfach darum, ob es noch möglich seyn soll, eine wahre Geschichte zu schreiben, oder nicht? Die Thatsachen stehen fest; wenn man sie noch so milde beurtheilt, so kann man sie doch nicht anders machen und dem Geschichtschreiber muß das Recht gewahrt bleiben, sich an sie zu halten, weil es zugleich eine Pflicht ist. Die geschichtliche Wahrheit darf man nicht veruntreuen. Denn sie ist heilig, weil sie uns das Wirken und das Zulassen Gottes in der Menschheit erkennen läßt, und zugleich unantastbar und unüberwindlich wie die Wahrheit der Mathematik, weil sich schlechterdings nichts an ihr ändern läßt. Gott ließ uns die Erinnerung der Vergangenheit. Er will nicht, daß wir sie gar nicht oder falsch ansehen. Er will sie vielmehr rein bewahrt und recht erkannt wissen, damit wir uns dadurch erleuchten und daran erheben. Welche Partei wäre zu einsichtsvoll, daß sie von der Geschichte nicht noch etwas lernen könnte? Welche wäre ohne die Wahrheit stark genug, daß sie nicht im Kampf gegen die Wahrheit unterliegen müßte? Das Vorurtheil gegen die Wahrheit der Geschichte ist nur begründet bei wirklich schlechten Parteien, welche die Wahrheit scheuen müssen, aber unbegründet und bloß kleinmüthig bei solchen, die für das Heilige, Sittliche und Rechte glühen. Denn ihnen, wenn sie sie recht verstehen, wächst aus jeder Wahrheit der Geschichte Segen, und Fluch nur den andern.

Gfrörer gehört zu den wenigen Geschichtschreibern, die sich von den aus dem vorigen Jahrhundert in das unsrige herüber genommenen Vorurtheilen der classischen und philosophischen Bildung emancipirt und die große welthistorische Bedeutung der Kirche wieder erkannt haben. In seinem Gustav Adolf hat er bewiesen, daß er sich von den schlechten Quellen, die für Schiller noch die einzigen gewesen sind, nämlich von den bezahlten schwedischen und französischen Federn nicht hat irre machen lassen. Er ist der katholischen Partei mehr als irgend ein anderer gerecht geworden und hat deßhalb Anfechtungen genug gehabt, die von einer Seite der natürlich sind, aber nicht auch von der andern kommen sollten.

Sein letztes hier vorliegendes Werk, über dessen ersten Band wir schon berichtet haben, ist wohl durchdacht und in seiner Weise äußerst lebendig geschrieben. Für die politische Geschichte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat er die besten und neuesten Quellen benutzt und mit gewohntem Scharfsinn die Motive aller wichtigen Ereignisse klar gelegt. Da in jener Zeit die große Wandlung in der Geisterwelt eintrat, welche den Glauben verleugnete und die sogenannte Vernunft zur Herrschaft brachte, und von dieser Zeitströmung nicht nur die bedeutendsten Denker und Dichter,

sondern auch die mächtigsten Fürsten ergriffen wurden, war es nöthig, tiefer in die philosophische Literatur einzugehen. Gfrörer wirft ein helles Schlaglicht in dieselbe und weist die Anfänge und allmälige Ausbildung des Deismus und Rationalismus oder der Vernünftelei nach, durch welche der alte Christenglaube aus den Gemüthern der Gebildeten verdrängt worden ist. Als eigentlicher Chorführer der Neuerer gilt bekanntlich der Engländer Locke, doch ist ihm schon sein Landsmann Blount vorangegangen, in denen die Keime zu Voltaire, Bayle und allen folgenden lagen. „Im J. 1679 veröffentlichte Blount eine Schrift unter dem Titel De anima mundi, in welcher er an der Hand von Dichtern und Philosophen, wie Ennius, Lucretius, Cicero, die Trefflichkeit der alten heidnischen Lehre nicht ohne hämische Seitenblicke auf das Christenthum hervorhob. Dieses Buch erregte großes Geschrei der englischen Theologen, und der Bischof von London sprach ein Verdammungsurtheil über dasselbe aus. Im nächsten Jahre, 1680, erschien Blounts englische Uebersetzung der zwei ersten Bücher des Philostratus über das Leben des Apollonius von Tyana. Dieser Philostratus war ein Rhetor aus Lemnos, der im 3. Jahrhundert eine Zeit lang am Hofe des durch seine religiösen Schwärmereien bekannten Kaisers Alexander Severus sich aufhielt. Philostratus schrieb das Leben des damals von der Sage vielfach verherrlichten Magiers Apollonius, um dem Christenthum, dessen Sieg über die heidnische Welt von den neuplatonischen Philosophen befürchtet ward, ein gleich glänzendes Bild aus dem Heidenthum entgegenzustellen. Man kann nicht sagen, daß Philostratus feindselige Gesinnungen gegen die christliche Lehre hegte, sondern er wollte zeigen, daß die heidnische Weisheit nicht schlechter sey. Anders verhält es sich mit der Uebersetzung Blounts. Sein Zweck war unverkennbar, mittelst der Wundergeschichte des Apollonius, die er für erdichtet hielt, das Evangelium zu verdächtigen. Diese Absicht leuchtet unverkennbar aus den weitläufigen Erläuterungen hervor, welche er der Uebersetzung beifügte, obgleich Blount durch den Lärm, den die vorige Schrift erregt hatte, geschreckt, seine wahre Ansicht zu verhüllen suchte.

Die Uebersetzung des Philostratus wurde gleichfalls, kurz nachdem sie erschienen war, vom Clerus verdammt. Noch verfaßte Blount unter dem aus der Apostelgeschichte entlehnten Titel: ‚Groß ist die Diana von Ephesus' ein Buch, in welchem er den Satz ausführte, die heidnische Religion sey sammt ihren Opfern nichts weiter als die Erfindung betrügerischer Priester gewesen, mit welchen die Staatsgewalt zusammengewirkt habe, um das Volk an blinden Glauben zu gewöhnen. Nach seinem Tode gab ein begeisterter Verehrer Blounts mehrere nachgelassene Tractate desselben unter der Aufschrift ‚Orakel der Vernunft' heraus.

Ich will aus diesen Schriften zusammen einige leitende Hauptsätze anführen: die Menschen sind bösartig von Natur und unfähig, ohne Belohnung einander Gutes zu erweisen; auch Gott beurtheilen sie nach sich selber, deßhalb stellten sie sich schon im grauen Alterthume vor, die Götter seyen wie ihre orientalischen Fürsten, vor denen Niemand mit leeren Händen erscheinen dürfe. So entstand das Opferwesen. Bald kam noch der verschmitzte Stand der Priester auf, welche wie Schweine, die man am Troge nährt, durch die Thorheiten und Leidenschaften der Menschen genährt und bereichert wurden. Diese Leute verbreiteten und befestigten jenen Irrthum, weil ein großer Theil dessen, was man den Göttern darbrachte, ihnen zufiel. Sie führten namentlich blutige Opfer ein, damit es ihnen nie an Braten fehle. Die Mittel, durch welche die Priester sich Glauben zu verschaffen suchten, sind erdichtete Offenbarungen von oben, Orakel, zweideutige oder nach dem Erfolg geschmiedete Prophezeihungen, beliebige Deutung von Träumen und die Zurüstungen gewisser Dinge, die dem Pöbel als Wunder erschienen, die aber in der That durch natürliche Mittel, durch Zusammenspielen von Priestern und Betrügern hervorgebracht wurden.

Scheinbar meint Blount mit solchen und ähnlichen Sätzen nur das Heidenthum, in der That aber hat er es in versteckter Weise auf die christliche Religion gemünzt. An andern Orten sagt er z. B.: ‚So vorherrschend ist die Selbstliebe im Menschen, daß niemand von Parteilichkeit gegen sich selbst und sein eigenes Glaubensbekenntniß frei seyn mag. Dieß ist es, was die Mohammedaner den Christen und die Christen den Mohammedanern verhaßt, was die Protestanten den Katholiken und die Katholiken den Protestanten unerträglich macht. Die Fragen der Religion sollten unparteiisch, ohne irgend welche Rücksicht auf eigenes Interesse entschieden werden. Die meisten Menschen sind wie Papagaien, die man sagen lehrt, ich glaube die Schrift, ohne daß sie wissen warum? nur das wissen sie, daß Herr N. N., der Prediger ihres Kirchspiels, sie dazu anweist. „Mich für meinen Theil soll weder Sokrates, noch Aristoteles oder Plato überreden, so lange nicht mein Urtheil durch vernünftige Gründe von der Wahrheit dessen überzeugt wird, was sie sagen. Vernunft ist die einzige Gebieterin, der ich den Hof mache, ihr allein will ich meine Huldigung darbringen."'"

Hier hat man bereits das ganze Programm des philosophischen Jahrhunderts. Gfrörer setzt aber weiter auseinander, wie die große Verbreitung dieser sogenannten Aufklärung und Freigeisterei aufs genaueste mit politischen Aufregungen zusammenhing. „Die von Dodwell ausgesprochene Ansicht behielt Recht gegen die Freidenker. Das Anstürmen wider die geoffenbarte Religion verschwand aus der englischen Literatur und zog sich in die geheimen Gesellschaften der Freimaurer zurück, gerade wie in unsern Tagen Voltaires Philosophie bei den Franzosen ihr Ansehen verlor. Warum gewann nun die Freidenkerei für einige Zeit so großen Einfluß in England und warum zerrann dieselbe fast spurlos nach kurzer Geltung? Die deistische Bewegung entstand und herrschte, weil in den letzten Zeiten der Stuarts gefährliche Versuche gemacht waren, das Christenthum oder vielmehr die Kirche als politisches Werkzeug gegen die Freiheiten des Volks für die unbeschränkte Gewalt einer verrotteten Dynastie zu mißbrauchen. Die Freidenker fanden Beifall, nicht weil das englische Volk an dem christlichen Glauben irre geworden war, sondern weil man Verdacht gegen die politischen Umtriebe der Lehrer des Evangeliums geschöpft hatte. Die Offenbarung mußte für gewisse Fehler des Clerus büßen. Um die Geistlichkeit zu züchtigen und ihres Einflusses zu berauben, den sie mißbraucht hatte, griffen jene Männer die Urkunden an, auf welchen die Wirksamkeit des Clerus beruhte. Zweitens die freidenkerische Bewegung erlahmte mit dem Augenblick, da die Freiheit fest begründet war, da niemand mehr jene Befürchtungen hegte, welche den Schriften der Zweifler eine ungewöhnliche Bedeutung verschafft hatten. Damit ist zugleich der Grund aufgedeckt, warum die antichristliche Literatur, nachdem dieselbe in England ihre Kraft verloren, in Frankreich und in andern Ländern eine mehr und mehr wachsende Herrschaft übte. Die ausgezeichnetsten Köpfe richteten die Waffen des Scharfsinns, des Witzes, des Hohns gegen das Christenthum, weil sie mit solcher Thätigkeit bei den Zeitgenossen Glück zu machen rechneten, sie besaßen aber ferner diesen Erfolg, nicht weil die Lehre Jesu an sich den Völkern verhaßt geworden war, sondern weil der vom Christenthum gegründete Altar für das Bollwerk einer Despotie galt, die niemand mehr länger ertragen wollte."

Auch die Maurerei diente politischen Tendenzen. Manchem unsrer Leser wird es interessant seyn, hier in gedrängter Skizze zu lesen, was Gfrörer darüber sagt: „Nichts war den mittleren Zeiten eigenthümlicher, als jener Trieb, gesellschaftliche Krystalle zu bilden, oder das Corporations- und Zunftwesen. Eine hervorragende Stellung unter eben diesen Zünften nahm von jeher die der Steinmetzen ein. Die Wunderwerke germanischer Baukunst, vor denen die Pyramiden Aegyptens, die Felsenpagoden Indiens, das Colosseum und die Tempel Roms und Griechenlands weichen müssen, sind von geschlossenen Gesellschaften aufgeführt worden, die geheime Gebräuche und Lehren hatten und, wie man erst neulich entdeckte, unter dem Schutze des Benediktinerordens standen. Sammt den andern Zünften dauerte die der Steinmetzen in England fort, und es war Sitte, daß auch solche Männer, die nicht von Handarbeit lebten, sich in die eine oder andere Innung aufnehmen ließen. Ein Ereigniß, das im Jahre 1666 die Hauptstadt Englands traf, gab der bestehenden Steinmetzen-Zunft, den sogenannten Bauhütten neuen Aufschwung. Sonntag Nachts den 2. September 1666 brach in der Altstadt oder City von London ein Brand aus, welcher vom Winde begünstigt schnell eine fürchterliche Ausdehnung erhielt. Innerhalb weniger Tage sanken 13.000 Häuser, die damals bei weitem dem größten Theil nach aus Holz bestanden und mit getheerten Brettern gedeckt waren, sammt 89 Kirchen in Schutt und Asche zusammen. So groß waren aber bereits Reichthum und Handel der Bürgerschaft, daß es nicht an Mitteln fehlte, das Zerstörte schnell besser und schöner zu ersetzen. Man kann sich denken, wie viel dadurch Maurer und Steinmetzen zu thun bekamen. Zur selben Zeit besaß England zwei große Baumeister, Inigo Jones und Christoph Wren. Der Letztere, ein Anhänger Carls II. Stuart, gab dem Maurergewerbe eine geheime politische Organisation, die darauf berechnet war, das Königthum und zugleich die katholische Religion zu befestigen. Aber die Revolution von 1688 und die Erhebung des Oraniers Wilhelm III. auf den englischen Thron verschaffte einer entgegengesetzten Richtung den Sieg. Wilhelm III. ließ sich im Jahre 1695 in die Gesellschaft der Maurer aufnehmen. Seitdem wurde dieselbe ein Werkzeug der oranischen und bald noch anderer Interessen. Auch der Stoff, aus dem sie zusammengesetzt war, oder das Personal der Mitglieder, erlebte eine bedeutende Veränderung. Bis dahin bestand die Gesellschaft bei weitem dem größten Theile nach aus wirklichen Maurern und Steinmetzen. Jetzt wurde es anders. Leute, die nicht den Baugewerken angehörten, sondern angenommene Maurer (accepted masons) genannt wurden, bildeten die Mehrzahl in den Versammlungsräumen der Maurer oder in den Logen. Diese Umgestaltung der alten Maurerinnung fällt in dieselbe Zeit, da die große Bewegung der Freidenker begann und sich ausbreitete. Man müßte das Sonnen-

licht leugnen, wollte man in Abrede ziehen, daß die Freidenker einen entscheidenden Einfluß auf den eben angedeuteten Umschwung der Maurerei geübt haben. Im Jahre 1717 bestanden zu London vier Logen, welche nur wenige wirkliche Maurer, aber eine Menge angenommener Brüder umschlossen. Der völlig veränderten Zusammensetzung gemäß beschloß man, der Gesellschaft eine neue Einrichtung zu geben und das, was früher Hauptzweck gewesen, nämlich das Baugewerk, zu beseitigen, oder vielmehr nur als äußern Schmuck, als Reiz für die Phantasie, fortdauern zu lassen.

Drei Männer, Desaguillers, James Anderson und George Payne erhielten den Auftrag, die neuen Statuten zu entwerfen. Entsprechend ihren Vorschlägen wurden sämmtliche Logen unter die Leitung einer einzigen, der Groß- oder Mutterloge in London, gestellt und die Wahl eines Großmeisters angeordnet. Die von Georg Anderson im Jahre 1721, demselben, in welchem Toland sein Pantheistikon veröffentlichte, ausgearbeitete Constitution blieb das Vorbild aller seither im Laufe von anderthalb Jahrhunderten nach dem englischen Gebrauch gegründeten Maurerlogen. Nach dieser Constitution sollte die Verbrüderung der Freimaurer hinfort eine geheime Gesellschaft seyn, welche zwar von dem eigentlichen Berufe der alten Bauzünfte sich lossagte, aber doch den Namen, die alten Ueberlieferungen, Lehren und Gebräuche derselben beibehielt. Als Zweck der Verbrüderung wird bezeichnet: religiöse Duldung, Menschenliebe, Geselligkeit zu befördern und zugleich jede gesetzmäßige Regierung zu stützen. Das Wort Duldung verräth eine Absicht, welche die älteste Ausgabe des Andersonschen Constitutionenbuches noch zu verhüllen suchte, nämlich daß die neue Gesellschaft darauf berechnet war, unter dem Schirme des Geheimnisses die Lehren Lockes und der Freidenker zu verbreiten. Spätere Bearbeitungen der Statuten sind offener. Es heißt darin: ‚der Maurer ist als Maurer verbunden, dem Sittengesetze, das heißt dem, was Toland und Gleichgesinnte mit dem Namen des Naturlichts, der Vernunft u. s. w. bezeichneten, zu gehorchen; wenn der Maurer seine Kunst recht versteht, wird er weder ein Gotteslängner, noch ein Wüstling seyn.' Unverhohlen tritt hier der Gegensatz wider die geoffenbarte Religion hervor. Von Anfang an gab es in der 1717 umgestalteten Maurerei verschiedene Grade; die große Masse der Mitglieder wußte nicht, was diejenigen dachten und bezweckten, welche die Leitung der Gesellschaft an sich zu ziehen wußten, und sicherlich stand Toland mit den Grundsätzen, die er im Pantheistikon veröffentlichte, nicht allein.

Seit dem dritten Jahrzehent des vorigen Säkulums wurde die Freimaurerverbrüderung von England aus nach den Staaten des Festlands, nach den Colonieen, nach Indien und Amerika verpflanzt. Doch erfuhr sie auf diesen Reisen mannigfache Veränderungen. Unter dem Namen Freimaurer gründete die Schlauheit einzelner Pfiffigen, Gewinnsucht oder auch klerikalische Furcht vor nahendem Umsturz der Kirche, verborgene Gesellschaften, deren Leiter ganz andere Zwecke als die Mutterloge von London verfolgten, die Stuarts auf den englischen Thron zurückführen, den hochkirchlichen Glauben stützen wollten, oder auch den Reiz des Geheimnißvollen, die Wundersucht der Menge und die Geisterfurcht für schmutzigen Gelderwerb ausbeuteten. Minen und Gegenminen wurden besonders in Frankreich unter jenem Aushängeschild gegraben. Im protestantischen Norden Deutschlands fanden die Grundsätze der Londoner Mutterloge Eingang, und hier geschah es, daß sich die preußische Politik der Maurerei bemächtigte, um durch sie eine Partei zu gewinnen. Noch als Kronprinz ließ sich Friedrich II. im Jahre 1738 zu Braunschweig in den Maurerorden aufnehmen, und im Jahre seiner Thronbesteigung (1740) wurde zu Berlin die norddeutsche Mutterloge zu den drei Weltkugeln gegründet, welche bald 14 Töchteranstalten zählte."

Ueber Friedrich den Großen urtheilt Gfrörer im Allgemeinen billiger, als Onno Klopp, indem er ihn als Sohn seiner Zeit auffaßt und seinem Genie Rechnung trägt. Was man ihm auch in Bezug auf die höchsten Interessen der Religion und des Vaterlandes vorzuwerfen hat, sofern er der erstern spottete und das andere zerriß, er darf doch nie allein für das verantwortlich gemacht werden, was das ganze Jahrhundert sündigte.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 7. 24. Januar 1863.

Geschichte.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von A. Fr. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfassers herausg. von Prof. Dr. J. B. Weiß. Zweiter und dritter Theil. Schaffhausen, Hurter, 1862.

(Schluß.)

Ueber das Verhältniß Friedrichs zur deutschen Literatur bemerkt Gfrörer: „Die Philosophie, vor der sich Friedrich beugte, die Literatur, der er huldigte, stammte aus fremdem Boden und hatte mit den besondern Zuständen Deutschlands nichts zu schaffen. Erst in der zweiten Hälfte der Regierung Friedrichs II. entzündete sich in Deutschland ein Feuer eigenen Lebens; Friedrich hat diese Schöpfung weder beabsichtigt, noch befördert, außer daß der Ruhm, der sein Haupt umstrahlte, und der in gewissem Sinne auch der Nation zu Theil ward, den Volksgeist wecken half. Was Gutes an unserer Literatur ist, verdankt sie dieser selbständigen, inneren Entwicklung, zu der keines Fürsten Gnade beigetragen hat. Ich betrachte es als ein Glück, daß Friedrich II. die Deutschen zurücksetzte und sie zu seiner eigenen geistigen Höhe zu erheben verschmähte, sondern einzig um den Beifall der Franzosen buhlte. Denn so groß war die Kraft dieses Herrschers, daß er, wenn sein Ehrgeiz sich dem eigenen Volke zuwandte, ohne Zweifel jene Entwicklung, die unter ihm begann, ihres edelsten Elements, nämlich ihrer Selbständigkeit, beraubt haben würde."

Wir können das nur in einem sehr eingeschränkten Sinne zugeben, denn die Selbständigkeit, von der hier geredet wird, war gar keine. Auch die von Friedrich dem Großen nicht protegirte, völlig von ihm unbeachtete und unabhängige deutsche Literatur war nur das schwache Echo der französischen und englischen, sowie der altclassischen Literatur und nichts weniger als selbständig. Wir wollen nicht von den classischen Zöpfen reden, die sich für deutsche Horaze, Anakreons, Pindars und Homere ausgaben, und auch nicht von Gottsched und seiner Geschmackstyrannei. Wir wollen nur Lessing ins Auge fassen, in dem man insgemein den freisten und selbständigsten deutschen Geist erkannt hat. Wir müssen zu unserem Bedauern gestehen, und haben es auch schon je zuweilen in diesen Blättern geäußert, daß wir die hohe Bewunderung, die dem großen Lessing gezollt zu werden pflegt, nicht in vollem Maaße theilen. Er ist mit seinem berühmten Scharfsinn doch niemals über den schon vor ihm vorhandenen englischen Deismus hinausgekommen. Er hat sich einen sehr beschränkten, ärmlichen, eines edlern Geistes unwürdigen Begriff vom Christenthum und dessen welthistorischer Mission gemacht; er hat, man darf es wohl sagen, über so hohe Dinge nur kleinlich und gehässig abgeurtheilt. Seine bekannte Aeußerung, das Christenthum sey ein Gebäude des Unsinns, kann nur Staunen und Bedauern erregen. Wenn er in seinem Nathan einen andern Juden als Muster aufstellte, der besser seyn sollte, als der, dessen leuchtende Fußtapfen in den Evangelien abgedrückt sind, so sollte man darüber heutzutage in christlichen Schulen erröthen, anstatt in Literaturstunden jenen Nathan die Jugend lesen zu lassen und ihr anzupreisen. Wenn endlich Lessing wirklich ein freier, edler, stolzer und über das Gemeine erhabener Geist gewesen wäre, würde er den elenden Nicolai nicht haben lieben und loben und mit ihm sein Leben lang innig verbunden bleiben können. Aber Lessing war ein wenig eitel und niemand taugte besser, seinen Ruhm auszuposaunen, als jener Buchhändler, den er daher nicht entbehren konnte.

Der Anfang der auch heute noch lange nicht vollendeten

Emancipation des deutschen Geistes von der geistigen Fremdherrschaft, Renaissance, Classicität, Gallo- und Anglomanie ꝛc. fällt noch nicht in jene Zeit, von der Gfrörer redet, in der vielmehr alle jene Manieren und Manien noch vorherrschten.

Im dritten Bande handelt Gfrörer sehr ausführlich von den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia. Sie sind für unsere Tage doppelt interessant, weil manche der damaligen Situationen und überhaupt das Verhältniß der europäischen Mächte sich gleich geblieben sind. Es handelte sich damals, wie noch heute, um den beklagenswerthen Gegensatz der beiden deutschen Großmächte, um den Vortheil, den besonders Frankreich (und Rußland) daraus zu ziehen wußte, um das bald ängstliche Drehen und Wenden, bald kecke Vorgehen der Mittelstaaten, zumal Bayerns, um sich mit Hülfe des Auslands der einen oder andern deutschen Großmacht zu erwehren, und um die Bemühungen Englands, je nach seinem Interesse die Continentalmächte bald an einander zu hetzen, bald wieder zurückzuhalten. In der Regel lag der Schutz der einen oder andern deutschen Großmacht gegen Frankreich im Interesse Englands. Mit beiden zugleich konnte es, weil sie immer uneins waren, nur in den seltensten Fällen gegen Frankreich zusammen stehen. In diesem Rade widersprechender Interessen dreht sich Europa heute noch herum. Indeß dachte ein angesehener Engländer, Graf Stair, schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts daran, wie man aus diesem engen Zirkel herauskommen könne, und es war ihm klar, daß das nur möglich sey, wenn man Frankreich schwäche.

Sein Plan war sehr bemerkenswerth. „Um Europas Ruhe einmal für allemal gegen die Ehrsucht der Bourbonen sicher zu stellen, meinte er, genüge es nicht, wenn man, wie bisher so oft geschehen, Frankreich zu einem Frieden nöthige; dieses Land, der Feuerherd Europas, der Schlund, aus welchem seit mehr als hundert Jahren alle Uebel, welche unsern Erdtheil betroffen hätten, hervorgequollen seyen, müsse auf enge Grenzen zurückgeworfen werden. Sein Gedanke war, die Niederlande bis an die Somme auszudehnen, Lothringen, die drei welschen Bisthümer, Elsaß, Franchecomté von Frankreich loszureißen und mit Luxemburg zu einem Staate zu vereinigen, der als Entschädigung für Bayern an den damaligen Kaiser Karl VII. übergeben werden sollte. Dagegen müsse Karl Albert nicht nur dem Bunde mit den Bourbonen entsagen, sondern auch in seinem und des Reiches Namen den Franzosen Krieg erklären. Sobald dieß geschehen, werde einerseits er selbst, Lord Stair, an der Spitze eines englisch-bayerischen Heeres im Norden gegen Paris vordringen, und andererseits die Oesterreicher mit gesammter Macht durch die Schweiz oder das Breisgau in Frankreich einbrechen. Man sieht, Lord Stair und England wollten gleich Maria Theresia, daß Bayern an Oesterreich falle."

Bei den Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden im J. 1815 tauchten ähnliche Pläne auf, die aber eben so wenig ausgeführt wurden, wie der von Graf Stair, obgleich man die mißlungene Gründung des Königreichs der Niederlande, die Vergrößerung der Schweiz und Piemonts wenigstens als einen Versuch, Frankreich durch starke Bollwerke einzuschränken, gelten lassen muß.

Ueberall und immer standen sich die Interessen Oesterreichs und Preußens entgegen, wenn es sich darum handelte, wie man Frankreichs Uebergriffe abwehren, es dauernd einschränken sollte. Es liegt etwas Verhängnißvolles darin, daß sich das französische Uebergewicht und die deutsche Getheiltheit gegenseitig bedingen. „Genau besehen, sagt Gfrörer, verdankt die Krone Preußen ihren ganzen Bestand und das Wachsthum, das sie bis auf den heutigen Tag erlangt hat, nur dem unauflöslichen Gegensatz zwischen Bourbonen und Habsburgern. Wäre das Haus Oesterreich für sich allein stark genug gewesen, die Franzosen niederzuringen, so würde es nie das Aufkommen der Hohenzollern geduldet haben; nur weil die Kaiser aus habsburgischem Stamme der Hülfe des deutschen Fürstenthums bedurften, vermochten die Hohenzollern, bald im Bunde mit Oesterreich gegen Frankreich, bald umgekehrt eine Mittelmacht zu gründen." Das ist wohl richtig, aber schon lange vorher rivalisirten andere deutsche Dynastien mit der in Oesterreich, ehe noch die Hohenzollern aufkamen, und aus demselben Grunde. Es ist eine unrichtige Auffassung, wenn man den Antagonismus fürstlicher Territorialhoheit gegen Kaiser und Reich erst ins 18. Jahrhundert verlegen will. Man wolle sich nur erinnern, welche Concessionen Kaiser Karl V. der Territorialhoheit und sogar der Reformation in Sachsen machen mußte, weil er zu schwach war, allein und ohne die deutschen Fürsten Frankreich zu widerstehen.

Graf Stair hatte auch nicht im Sinne, wenn er gleich Frankreich schwächen wollte, dagegen Oesterreich übermäßig erstarken zu lassen. Das war, ist und bleibt die englische Politik in Bezug auf Deutschland, denn einig sollen wir nach dem Wunsche der Engländer so wenig werden, wie nach dem der Franzosen und Russen. „Ich muß noch zeigen, sagt Gfrörer, warum das britische Kabinet sich damals so tief mit Oesterreich einließ. Längst strebte England nach der Alleinherrschaft

zur See —, ein Ziel, das es mehr als zur Hälfte erreicht hatte. Nur die bourbonischen Höfe Frankreich und Spanien standen ihm noch im Wege. Um die Franzosen gründlich demüthigen zu können, mußte sich England auf eine festländische Macht stützen und dieselbe bis zu dem Punkte vergrößern, daß Frankreich unten blieb. Hiezu war Oesterreich ersehen. Maria Theresia sollte als Entschädigung für Schlesien Bayern, der Bayer zum Ersatz für seine Erblande jenes neu zu bildende Reich am Rheine bekommen, weiter war Neapel, um die Bourbonen von den Küsten Italiens auszuschließen, denselben Oesterreichern zugedacht, die voraussichtlich — da sie alle ihre Hülfsquellen der Landmacht zuwenden mußten, nie zur See gefährlich werden konnten. Dennoch wollte England Oesterreich nicht zu hoch wachsen lassen, gegen Westen sollte der neue deutsche Kaiser, gegen Norden und Osten sollte Friedrich ein Gegengewicht wider Maria Theresia bilden. Darum zog Lord Stair den Bayer, wie den Preußen, als künftige Wächter und Verkleinerer österreichischen Wachsthums in den Kreis herein. Jeder deutsche Fürst, der früher den Plan verfolgte, Deutschlands Einheit herzustellen, hat sich stets verrechnet, wenn er hiebei auf fremde Hülfe baute, und jeder wird sich wieder verrechnen, der in Zukunft auf gleichem Wege das nämliche Ziel erreichen will; nur ein solcher kann das Werk vollbringen, der an sich selbst glaubt und die Nation fortzureißen versteht!"

Dennoch ist nichts gewisser, als daß die Deutschen, wie sie gegenwärtig für ihre Einheit schwärmen und dieselbe in trunkener Begeisterung durchaus und um jeden Preis haben wollen, wenn sie erst recht darüber in Händel gerathen, auch die Hülfe des Auslandes nicht verschmähen werden. Jemehr man bisher von der Einheit geredet hat, desto mehr hat man sich in die Uneinigkeit hineingeredet. Die Einheitscongresse und Vorparlamente beweisen durch ihre Vervielfältigung und durch ihr schroffes und feindseliges Gegenüberstehen nicht, daß wir einiger, sondern daß wir immer uneiniger geworden sind. Verhalten sich die s. g. Volksparteien so, alsdann declariren sie damit naiv und freiwillig ihre Unfähigkeit und arbeiten, ohne es zu ahnen, einer Cabinetspolitik in die Hände, von der sie sich eingebildet haben, sie gehöre schon zu den überwundenen Standpunkten.

Thierkunde.

Der Vogel von Michelet, im Auszuge aus der S. Wolffischen Uebersetzung. Mit Holzschnitten herausg. vom Münchener Thierschutzverein. München, 1862.

Ein sehr geistvoll geschriebenes Buch, worin der Leser nicht etwa alle Vogelgattungen in systematischer Ordnung aufgezählt findet, sondern nur Charakterbilder einzelner Gattungen hervorgehoben werden, welche vorzüglich geeignet sind, uns in den Geist der Thierwelt hineinblicken zu lassen.

Die Flügel sind es, die den Hauptvorzug der Vögel bilden. Die höchste Vollkommenheit des Flügels besitzt aber der s. g. Fregattvogel. „Hier haben wir einen Vogel, der nichts als Flügel ist. Fast gar kein Körper, höchstens wie ein Hahn stark, dazu aber ein Paar wunderbare Flügel, die vierzehn Fuß breit werden. Das große Problem des Flügels ist mit diesem Thiere vollständig gelöst, ja mehr als das, denn das Fliegen scheint unnütz. Ein solcher Vogel, der von Natur durch eine solche Struktur unterstützt wird, braucht sich nur tragen zu lassen. Kommt der Sturm, so steigt er in solche Höhen, daß er oberhalb der Wolken im heiteren Aether thront. Die poetische Metapher, die für jeden anderen Vogel unpassend ist, trifft bei ihm zu: er schläft auf dem Sturme. Wenn er ernstlich mit seinen Flügeln rudern will, schwindet jede Entfernung. Er erwacht am Senegal und nimmt in Amerika seine Nachmahlzeit ein. — Auffallend aber ist es, daß dieser Erste des geflügelten Königreiches, wenn man ihn näher betrachtet, nichts von der Heiterkeit im Ansehen hat, welche man bei so freiem Leben erwarten müßte. Sein Auge ist merkwürdig stechend, scheu, beweglich, unruhig. Seine rastlose Haltung hat etwas von dem Wesen einer armen Schiffswache, die bei Todesstrafe die Unendlichkeit der Meere spähend beobachten muß. Der Fregattvogel ist sichtlich aufs Fieberhafteste bestrebt, so weit als möglich zu sehen. Und wenn sein Gesicht ihm nicht mehr dienstbar ist, da steht sein Urtheil auf seinem schwarzen Antlitz geschrieben; die Natur hat ihn verdammt, er stirbt. Näher betrachtet sieht man, daß er keine eigentlichen Füße hat. Wenigstens sind sie sehr kurz und handartig, so daß er weder mit ihnen gehen, noch sich damit auf etwas setzen kann. Mit furchtbarem Schnabel versehen, fehlen ihm die Klauen des Seeadlers. Ein falscher Adler und dem wirklichen an Verwegenheit wie im Fluge überlegen, hat er doch nicht dessen Kraft, dessen unbezwingliche

Fänge. Er hackt und tödtet; kann er aber das Getödtete fassen? Daher sein unsicheres, vom Zufall abhängiges Leben, das Leben eines Corsaren mehr als eines Seefahrers, daher die permanent auf seinen Zügen liegende Frage: ‚Werde ich heut essen . . . habe ich heut Abend etwas meinen Jungen mitzubringen?‘ Der riesige herrliche Apparat seiner Flügel wird auf dem Lande ein Hinderniß, eine Gefahr für ihn. Er braucht, um sich in die Höhe zu schwingen, sehr viel Wind oder einen hochgelegenen Ort, ein Riff oder einen Felsen. – Auf der flachen Düne, niedrigen Klippen, wo der Fregattvogel mitunter anhält, ist er vertheidigungslos; wenn man ihn da überrascht, wie sehr er auch droht und um sich haut: man schlägt ihn mit dem Stocke todt.“

Eben so schön ist die Charakteristik der Colibris. Nachdem Michelet die Fieberluft der Meeresküsten unter den Tropen geschildert hat, fährt er fort: „Die Colibris leben ungestraft in diesen glänzenden Gegenden, wo alles Gefahr droht, die giftigen Insekten wie die verhängnißvollen Pflanzen, deren Schatten schon Tod bringt. Einer von ihnen, grün und blau, mit einer hübschen Haube, hängt sein Nest auf den Antillen gerade an den Zweigen desselben Baumes auf, welcher der Schrecken aller Wesen ist, das Gespenst, dessen Anblick allein schon das Blut starren macht: am Manzanillapfelbaum. Das Leben ist bei diesen gefiederten Flammen, dem Colibri und seinen Genossen, so heiß, so intensiv, daß sie allen Giften Trotz bieten. Ihr Flügelschlag ist so schnell, daß das Auge ihn nicht gewahr wird; immer scheinen sie unbeweglich, ohne Thätigkeit. Ein: ‚Hurr, Hurr‘ lassen sie fortwährend erschallen, wenn sie nicht gesenkten Kopfes mit dem Dolche ihres Schnabels in den Kelch einer Blume tauchen, um deren Saft zu trinken oder ein Insekt zu fangen. Und das geschieht so schnell, mit so großer Geschwindigkeit, daß es nichts Aehnliches gibt. Sie sind fortwährend in heftiger, zorniger, ungeduldiger Bewegung, aufgebracht gegen alles, bald gegen einen großen Vogel, den sie verfolgen und bis zum Tode jagen, bald gegen eine schon leer getrunkene Blume, die in rasender Wuth mit dem Schnabel zerpflückt wird, weil sie nicht auf den Zecher gewartet. — Die Blätter reinigen bekanntlich die Luft von Gift, während die Blüthen es wieder aushauchen. Diese Vögel nun leben von den Blüthen, von den durchdringenden Gerüchen dieser Blumen, deren herben, glühenden Saft, aus den stärksten Giften bestehend, sie trinken. Diese Säuren scheinen ihnen sowohl die scharfen Stimmen als die ewige Regung cholerischer Bewegungen zu verleihen. Vielleicht tragen diese Gifte noch mehr als das Licht dazu bei, sie mit den seltsamen Reflexen zu färben, welche eher an Stahl, an Gold, an kostbare Steine erinnern, als an Federn und an Blumen.“

Michelet glaubt, diese kleinen Vögel trügen viel zur Reinigung der Luft bei, deren Gifte sie consumiren. Allein er hätte erwägen sollen, daß die noch viel zahlreicheren Insekten denselben Dienst leisten. Er hält noch den Raubvögeln und Storcharten eine große Lobrede, weil sie das Aas wegräumen und dadurch die Luft reinigen. Allein der Reinigungsproceß der Luft durch die Thiere scheint complicirter zu seyn, indem die Vögel dabei nur eine Theilfunction übernehmen. Die schädlichen Gase und Giftstoffe werden ohne Zweifel auf sehr verschiedene Art von Infusorien, Würmern, Insekten, Amphibien, Vögeln und vierfüßigen Thieren aufgeathmet oder aufgefressen und muß vielleicht derselbe Stoff, um ganz unschädlich zu werden, durch die Leiber mehrerer Thiergattungen gehen.

Im Anhang des netten kleinen Buches erhalten wir Mittheilungen über die immer weitere Ausdehnung der Thierschutzvereine in Deutschland. Hier einiges über das allmälige Aufkommen des Pferdefleischessens. „Pferdefleisch, durch unsern Verein in die Reihe der ordentl. Nahrungsmittel eingeführt, wird schon in Millionen von Centnern und immer allgemeiner genossen. Als bloße Beispiele vom Jahre 1861: Nürnberg allein 173, 3 Orte des Landg. Freysing 25, L. G. Ebersberg 52 (19,000 Pf. Fleisch), Dorf Amberg, L. G. Türkheim, in den letzten zwei Wintern 40 (besonders durch Thätigkeit des Landrichters v. Breidenbach, der Thierärzte Kordler und Dr. Giehrer), Hannover in 7 Monaten 333 Pferde, wovon 20,000 Pf. Fleisch gleich 400,000 Pf. Brod, wie Blätter von dort berichten.“

Das Wirken der Vereine ist besonders dankenswerth, weil es der Rohheit im Volke und bei der Jugend steuert. Doch möchten wir nicht soweit gehen, wie hier S. 127 geschieht, in unseren fruchtbaren Ländern die Jagd gänzlich zu verdammen, weil das Vergnügen dabei den staatswirthschaftlichen Schaden nicht aufwiegt. Man kann doch nicht alles bloß aus dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit beurtheilen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 8. 28. Januar 1863.

Psychologie.

Die Naturgeschichte der Gespenster. Von Carus Sterne. Mit Holzschnitten. Weimar, B. Fr. Voigt, 1863.

Ein unterhaltendes Buch auch für solche Leser, die nicht ganz so rationalistisch denken, wie der Verfasser. Immer ist es das Material interessanter Geistergeschichten, Ahnungen, Visionen 2c., welches die Seele fesselt, ohne daß man nach der Erklärung dieser Wunderdinge fragt.

Schon seit geraumer Zeit streiten sich die Gelehrten über die Erklärung. Die einen gehn vom Glauben an übernatürliche Wirkungen aus, die andern halten alles für bloßen Wahn und Sinnestäuschung, was nicht natürlich und greifbar ist. Aber die Naturkenntniß war bisher dürftig. Man hat manches als natürlich erkannt, was man früher unter die Wunder gezählt hätte. Reichenbach hat durch sein Od eine ganze Reihe von wunderbaren Erscheinungen für die Naturerfahrung erobert. Dennoch wird die letzte Grenze zwischen Geist und Materie nie gefunden werden und wird mithin auch der Streit nicht aufhören.

Vor allen Dingen beschreibt der Verfasser den Prozeß des Sehens und die dabei vorkommenden Täuschungen. Die letzteren entstehen theils außerhalb des Auges durch Luftspiegelung, Beleuchtung und Beschattung, Mondschein 2c., theils innerhalb des Auges durch Blutzudrang, durch narkotische Mittel, durch krankhafte Zustände.

Von den optischen Täuschungen der ersteren Art theilt der Verfasser merkwürdige Beispiele mit. So eins nach Brewster. „Ein schwarzgekleideter Reiter auf einem weißen Pferde war auf seinem Ritt den glänzenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, welche, durch eine kleine Oeffnung in den Wolken, ihr Licht nur auf diesen Fleck der Landschaft warfen. Die schwarze Gestalt des Reiters wurde gegen eine weiße Wolke projicirt, und das weiße Pferd zeichnete sich durch besondern Glanz aus, in Folge des Contrastes mit dem schwarzen Erdreich, gegen das es gesehen wurde. Jemand, der Interesse dabei fand, diesen Reisenden zu beobachten, folgte einige Zeit mit angestrengter Aufmerksamkeit seinen Bewegungen. Wie groß war jedoch sein Erstaunen, als er, nachdem der Reiter, welcher so lange von einem Gebüsche verborgen worden, wieder zum Vorschein kam, jetzt einen weißen Reiter auf einem schwarzen Pferde erblickte. Diese gespenstige Erscheinung sah der Zuschauer einige Zeit am Himmel, oder auch auf einem erleuchteten Grunde, gegen welchen das Auge gerichtet wurde. Ein solches Ereigniß, besonders wenn es von passenden Umständen begleitet würde, könnte selbst in diesen Tagen Stoff zu einem Kapitel in einer Geschichte des Wunderbaren geben."

Der Verfasser geht aber zu weit, wenn er S. 91 auch die Erscheinung des Kreuzes am Himmel, welches Constantin den Großen zur Bekehrung bewog, für bloßen Widerschein eines Metallkreuzes im Heere erklären will. Ebenso überkünstelt ist seine Erklärung folgenden Vorfalls. „Thuanus erzählt, daß Heinrich IV. von Frankreich, als er am Hofe Karls IX. im Begriff war, mit dem Herzog von Guise auf einem schwarzgetäfelten Brett Dame zu spielen, Blutstropfen auf dem Tische erblickte, die wieder erschienen, als er sie wegzuwischen versuchte. Keiner der Umstehenden blutete aus der Nase und Heinrich sagte bestürzt zum Herzog: ‚es scheint, als sollte künftig zwischen uns Beiden Blut vergossen werden.' — Man bezog später die kurz darauf erfolgende Bluthochzeit auf dieß Vorzeichen. Voltaire sagt, die blutigen Flecken seyen an den Würfeln erschienen, mit denen sie gespielt hätten, und sucht es zu erklären, daß

an schwarzen Körpern, die von der Sonne in schräger Richtung beschienen werden, rothe Flecken erscheinen können. Schwarze Schrift oder Druck auf weißem Papier in einer gewissen Lage von der Sonne beschienen, sieht deutlich roth aus. Beguelin hat die subjektiven Bedingungen, unter denen schwarz roth erscheint, genauer untersucht. Nach einigen soll dabei das durch die Blutgefäße der Lider fallende rothe Licht nicht ohne Einfluß seyn. Die natürlichste Erklärung dünkt mich jedoch ist anzunehmen, Heinrich habe unversehens in die Sonne oder auf eine sonnenbeschienene weiße Wand gesehen, und dann das geblendete Auge auf den in Schatten stehenden Tisch, resp. auf das schwarzgetäfelte Damenbrett gerichtet: unter diesen Bedingungen sieht man stets purpurrothe Flecken." Aus solchen Erklärungen geht doch zu sehr die Absicht hervor, um jeden Preis etwas Wunderbares nicht zu dulden.

Sehr interessant ist folgender nordamerikanische Humbug: „Vor einigen Jahren berichteten englische Zeitungen von einer angeblichen Entdeckung, die geeignet schien, auf diese Vorgänge der Bilddauer auf der Netzhaut einiges Licht zu werfen. Eine September-Nummer des Newyork-Observer von 1857 meldete die Entdeckung: ‚daß das letzte Bild, welches sich auf der Netzhaut eines Sterbenden abbildet, auf derselben, wie auf einer Daguerreotypplatte eingedruckt bleibe. So wurde gefolgert, daß, wenn der letzte Gegenstand, den ein Ermordeter erblickt, sein Mörder gewesen sey, das von dem Auge genommene Porträt als ein furchtbarer Zeuge nach dem Tode zurückbleiben werde, um den Schuldigen zu entdecken und zu seiner Ueberführung zu leiten. Der Arzt Dr. Pollok in Chicago hat darauf vor Kurzem, wie die Demokratie-Preß berichtet, Experimente angestellt, um die Richtigkeit dieser Hypothese festzustellen. Der letztere fand wirklich bei einer mikroskopischen Prüfung, daß auf der Netzhaut fast in jedem Fall ein klares, deutliches und bestimmtes Bild vorhanden war. Die kürzlich von Dr. Sandfort vorgenommene Untersuchung der Augen von dem in Auburn ermordeten J. H. Beardsley bestätigte dieß. Nachdem eine Sättigung des Auges mit Atropinlösung (wozu?) vorgenommen, und das Ende des Sehnerven mit derselben berührt war, wodurch sich die Pupille erweitert hatte und das ganze Auge angeschwollen, wurde mittels einer Loupe das Bild eines Mannes in einem hellen Rock wahrgenommen, neben welchem ein Stein in der Luft schwebte, der Rest waren Trümmer von ungeschickter Behandlung herrührend.'" Wir geben diesen Artikel nur als Humbug. Der Verfasser des vorliegenden Buches selbst zweifelt an der Wahrheit des Berichteten.

Auf Seite 211 wird der Luftspiegelung gedacht, die den Engel einer Kirchthurmsspitze in die Luft projicirte. Der Verfasser weiß nicht mehr, wo? Es ist aber die bekannte Geschichte des Engels auf der Engelsburg in Rom. — Auf derselben Seite gedenkt der Verfasser des am Horizont in der Luft aufsteigenden Schattens des Blorberges. Ganz dasselbe Phänomen sah schon vor fast hundert Jahren der Engländer Brydone am Aetna.

Swedenborgs berühmte Visionen setzt der Verfasser in eine Classe mit denen Nicolai's, der sich bekanntlich durch Blutegel, die er am entgegengesetzten Ende seines Leibes ansetzte, von allen Geistererscheinungen im Kopfe befreite. Ueberhaupt will der Verfasser nichts wissen von irgend einer wirklichen Erschließung des Jenseits im Diesseits und ereifert sich mit großer Heftigkeit (S. 295) über die „Mystiker". „Das ist eben das empörende Verfahren dieser Mystiker, womit sie den Verstand des Leichtgläubigen berücken, daß sie nur stets diejenige Seite der Münze zeigen, welche in ihrem Sinne geprägt ist, niemals den Revers, an welchem man die Falschheit des Geldes erkennen würde." Indeß machen es die Rationalisten nicht besser.

Verfasser erklärt alle Phantasmen und Hallucinationen für Sinnesempfindungen aus innern Ursachen, als Vorgänge im Gehirn, und sucht den Sitz aller dieser Erscheinungen in der Wirbeldrüse (glandula pinealis), unterscheidet aber (S. 382) von diesem Sitz der Phantasie den Sitz des Denkens, der sich an einem andern Platze im Gehirn befinden soll, weil sich sonst ihre beiden Thätigkeiten nicht so oft in Widerspruch befinden würden. Es wundert uns, daß er nicht auch auf den früher bei den Naturphilosophen so beliebten Gegensatz von Gehirn und Ganglion zurückgekommen ist. Im Uebrigen glaubt er mit Hippert an eine regelmäßige Stufenfolge von Schlaf, Traum, Wachen und Vision.

Vergebens sind alle Erklärungen, weil man die letzte Grenze zwischen Geist und Materie nicht finden kann. Der Verfasser selbst macht einmal darüber ein bedenkliches Gesicht. „Zwar läßt sich keineswegs leugnen, daß, was wir Licht nennen, nur eine innere Empfindung des Auges ist, da wir ja nicht das äußere Licht sehen, sondern nur die Wirkung empfinden, die es auf die Netzhaut und den Sehnerv ausübt. Skeptiker und Sophisten könnten vorgeben, das äußere Licht sey etwas ganz verschiedenes von dem was wir innerlich empfinden, es wäre sogar möglich, daß es ein dunkles Agens wie die Wärme wäre, bringt doch auch der dunkele galvanische Strom Lichtempfindungen hervor. Diese Sätze

hat in der That Joh. Müller aufgestellt, wie es scheint, um die Platonische Ansicht recht in ihrer Tiefe zu zeigen. Aber mit dem nämlichen Rechte könnte man sagen: ich empfinde beim Betasten eines Dinges nicht seine Form, sondern den Eindruck auf meine Gefühlsnerven; mithin weiß ich nicht genau, ob wirklich jene Form vorhanden ist." :

So lange wir nicht mit unzweifelhafter Gewißheit der Sache auf den Grund kommen, ist es eigentlich am angemessensten, man bleibt neutral und freut sich des großen Reichthums der Meinungen. Heute lacht man mit dem Rationalisten, morgen läßt man sich durch die Mystiker mit Gespensterfurcht anschauern. Hat der liebe Gott uns nicht mit dem Witz bedacht, wie mit der poetischen Angst? Sollen wir nicht dem Menschen, jedem nach seiner Art, seine Lust lassen? Bei alledem sorgt jede Partei dafür, der andern Anhänger zu geben. Denn wer bei Justinus Kerner die biertrinkenden Geister kennen lernt, fühlt sich unwillkürlich zur Zweiflerseite hinübergezogen, und wer hinwiederum die ordinären Schulmeisterbücher „zur Dämpfung des Aberglaubens" liest, der bekommt wieder vor dem Zopf eine so fürchterliche Angst, oder einen solchen Eckel, daß er sich kopfüber in die Welt der romantischen Wunder stürzt.

Geschichte.

Die Geschichte der Völkerwanderung von der Gothenbekehrung bis zum Tode Alarichs, nach den Quellen dargestellt von Dr. R. Pallmann. Gotha, Perthes, 1863.

Eine kritische Geschichte der Völkerwanderung, über die in neuerer Zeit ziemlich viel geforscht worden ist, ohne daß alles Dunkel aufgehellt wäre oder auch nur über das Bekannte die Meinungen der Gelehrten sich geeinigt hätten. Der Verfasser „ist so nüchtern als möglich zu Werke gegangen. Er sah nicht undurchsichtige ‚Bildungen', wo erfaßbare Zustände sich vorfanden, suchte aber auch da, wo Nichts ist, Nichts zu schaffen, am allerwenigsten früheren Verhältnissen oder einer durchzuführenden Ansicht zu Liebe. Sein Streben war es vielmehr, da, wo Vernunft und Vergleichung dagegen und nur secundäre Quellen dafür sprachen, sich von gang und gäben Meinungen loszusagen, und er legte lediglich aus diesem Grunde keiner Ansicht eines Neueren Unfehlbarkeit bei." Das ist ein sehr löbliches Verfahren und nicht genug anzuerkennen in einer Zeit, in der die Geschichte nach den neuesten herrschenden Parteien, Schulen und Coterien zugeschnitten wird. Der wahrhaft freien Geschichtforscher und Geschichtschreiber gibt es erstaunlich wenige und die Parteityrannei will sie kaum aufkommen lassen.

Indessen ist der geehrte Verfasser in seiner „Nüchternheit" doch ein wenig zu weit gegangen, wenn er dem Historiker nicht erlauben will, da wo alle Quellen fehlen, wenigstens eine Vermuthung zu wagen und eine Wahrscheinlichkeit zur Geltung zu bringen.

Mit Recht sagt der Verfasser: „Das eigentliche Wesen der Germanen ist den Römern nie recht klar geworden." Er hätte aber hinzufügen dürfen, auch den neuern Geschichtschreibern, die, in der classischen Bildung befangen, einseitig nach den Berichten der Römer geurtheilt und das germanische Wesen nicht erwogen haben, wie es sich aus den andern Quellen darstellt. Zu diesen letzteren darf man doch wohl unsere ältesten Sprachdenkmale, Dichtungen, Volksüberlieferungen rechnen und wenn diese keine Spur von römischer Bildung verrathen, so müssen sie uns ihrer Ursprünglichkeit wegen doppelt lehrreich seyn für die Beurtheilung des specifisch germanischen Geistes. Nun liegen uns aber solche Denkmale und Ueberlieferungen noch aus der Heidenzeit in Menge vor und wenn auch manches schon christlich gefärbt erscheint, läßt sich doch der heidnische Grundgedanke nicht verkennen. Darnach nun ist von vorn herein die Ansicht zu verwerfen, nach welcher die Germanen rohe Barbaren, ähnlich den Wilden in Nordamerika, gewesen seyen. Sie waren nicht im geringsten roher, als es die neueren Deutschen noch im dreißigjährigen Kriege gewesen sind und als es tausende unserer Bauern und sogar unserer Städter heute noch sind. Die Rohheit ist ein nationaler Charakterzug, den uns nicht einmal das Christenthum und noch weniger die Schule und Polizei haben abgewöhnen können. Wie aber neben dieser Rohheit heute in Deutschland eine hohe Bildung besteht, so bestand auch schon vor der Völkerwanderung neben der Wildheit des kampflustigen Volkes eine feine Bildung des Verstandes und Gemüthes, die sich überall in dem kund gibt, was uns noch vom Religionssystem und von der Denk- und Gefühlsweise der alten Heidenzeit in Mythen, Sagen und Liedern erhalten ist.

Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß die Gothen die vorzüglichsten Träger der ältern Bildung der Deutschen gewesen sind, weil sie schon aus Asien manches, der persischen Bildung verwandte Element mit nach Eu-

ropa brachten, weil sie ferner durch das schwarze Meer und Thrakien am frühesten mit den Griechen in Verbindung kamen, weil sie endlich ohne allen Zweifel auch auf Skandinavien einwirkten. Denn nach der skandischen Ueberlieferung kam Odin mit den Asen vom Tanais (Don) her. Noch viel früher ist diese geographische Verbindung beglaubigt durch die Herkunft der Leto aus dem nordischen Hyperboreerlande nach der Insel Delos ꝛc. Obgleich wir nur wenig von den Geten wissen, so doch so viel, um daraus schließen zu können, daß dieses Volk in denselben Gegenden im Osten und Nordosten des schwarzen Meeres frühzeitig eine gewisse Bildung, einen großen Propheten und religiösen Reformator hatte. Ich stehe nicht an, hier auch die Quelle vieler pythagoreischer Lehren zu suchen, die sich weder aus der griechischen, noch ägyptischen, phönicischen und persischen, sondern lediglich aus der nordischen Denkweise erklären lassen.

Demnach muß uns die Behauptung des Verfassers, die Gothen hätten alle ihre Bildung erst nach ihrer Einwanderung ins römische Reich erlangt und nur von den Römern angenommen, eine allzugewagte erscheinen. „Wir hören beim Anonymus von Ravenna von einem Aithanarit, Gothorum philosophus, der besonders die Gegenden des nördlichen Scythiens, da wo es an den Okeanos stößt, und wo Männer und Weiber in Felsen lebend der Jagd obliegen (Skandinavien?), beschrieben hat. Diese Gegend und nicht weit davon Dania ist auch durch Eldebald und Marcomir, ebenfalls ‚Philosophen aus dem Volke der Gothen' bekannt. Marcomir scheint dem Cosmographen die liebste und geläufigste Quelle über die Länder gewesen zu seyn, welche an der Donau und nördlich davon lagen, so daß er ihn hier sogar den römischen Beschreibungen vorzieht. Diese drei ‚gothischen Philosophen' sind öfter nebeneinander genannt. Außer ihnen finden wir noch zwei andere, aber nur einmal und zusammengestellt: den Menelac und Aristarchus als Quellen über Dacien.“ Von allen diesen Männern glaubt nun der Verfasser, sie seyen erst nach der gothischen Einwanderung von den Römern zugeschult worden. Eine unerwiesene Behauptung. Es bleibt immer noch eine offene Frage. Auch die Bibelübersetzung des Ulphilas macht eine bedeutende Vorbildung der Gothen höchst wahrscheinlich.

Man darf sich um so mehr wundern, warum der Verfasser der gothischen Nationalität nicht mehr Geist zuschreibt, da er wenigstens ihr Selbstgefühl gegenüber einer ganz willkürlichen und unhistorischen Behauptung des Herrn von Sybel gegenüber vertheidigt. Der letztere nämlich redet von der Gothen unverhohlenem Streben, die eigene Volksthümlichkeit fast um jeden Preis mit römischen Elementen zu versetzen. Herr Pallmann beweist im Gegentheil und darin liegt das Hauptverdienst seiner Schrift, daß die Gothen, nachdem sie durch die Hunnen vertrieben und gezwungen waren, ihren Wohnsitz in römischen Provinzen aufzuschlagen, auch nicht einmal das leichte Joch, welches ihnen die römischen Kaiser aufluden, zu tragen geneigt waren. Man muß erwägen, daß die Römer sie nicht gern kommen sahen, daß diese aber in der großen Schlacht bei Adrianopel sich die Niederlassung erzwangen. Auch zahlten sie Rom keine Steuern, sondern verpflichteten sich nur zum Kriegsdienst, wie es in ihrem kriegerischen Sinne lag und zugleich vortheilhaft war. Denn mit dem Schwert in der Hand blieben sie die eigentlichen Herrn des Landes. Wenn es dem Kaiser gelang, bei ihnen durchzusetzen, daß sie keinen König mehr wählten, so verdankte er diesen Vortheil nicht etwa einer Furcht der Gothen vor seiner Autorität, sondern lediglich dem Unabhängigkeitssinn und Neide der einzelnen Häuptlinge und Stämme. Wenn aber die Gothen damals auch keinen König hatten, so behielten sie doch alle ihre volksthümlichen Einrichtungen, Gesetze und Beamten, ohne daß die Römer sich in ihre Angelegenheiten einmischen durften. Nachdem die Gothen im römischen Reiche durch ihre Uneinigkeit den Kaiser wieder hatten mächtiger werden lassen, kamen sie zur Vernunft und schlossen sich wieder enger an einander an, wählten sich trotz der Römer wieder einen König und gründeten sich auf Kosten des Kaisers ein eigenes Reich, oder vielmehr ein Doppelreich. Denn ganz zusammen zu halten, war ihnen als guten Deutschen unmöglich. Die Westgothen schlossen sich an die Dynastie der Balten an, die Ostgothen an die der Amaler.

Die Auseinandersetzung dieser Verhältnisse und Ereignisse ist der Hauptinhalt des vorliegenden Werks.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 9.** 31. Januar 1863.

Volkskunde.

Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Auf Grund älterer Handschriften und gedruckter Quellen. Von Karl Severin Meister. Erster Band. Freiburg i. Br., Herder, 1862.

In diesem sehr gründlichen Werke sind die ältesten und schönsten deutschen Kirchenlieder der katholischen Kirche mit ihren alten Melodien enthalten. Der Verfasser sagt: „ich hoffe, meine Arbeit werde auch eine angenehme Lektüre seyn, geeignet, die alten ehrwürdigen Tonweisen und Lieder, die wir aus den frühesten Tagen unserer Kindheit liebgewonnen haben, in den feierlichen Klängen der heiligen Christnacht, in der Trauer der stillen Woche, in dem Jubel der fröhlichen Auferstehung, in dem festlichen Glanze der Pfingsten und des heiligen Frohnleichnams neu verklärt vor die Seele zu führen. — Wie ganz anders muß da eine Singweise an unsern geistigen Blick herantreten, wenn sich mit ihr nun die Einzelheiten ihres Ursprungs, ihres hohen Alters, ihrer Entwicklung, kurz ihres Schicksals durch Jahrhunderte hindurch gleichsam zu einem interessanten Lebensbilde vereinigen, als früher, wo wir solche nur aus ihrer unmittelbaren Wirkung oder höchstens dem Namen nach kannten!"

Ohne Zweifel. Die Schönheit des Inhalts bleibt immer die Hauptsache, wenn auch dem bescheidenen Herausgeber für die Mühe des Sammelns, kritischen Sichtens und Ordnens hohes Verdienst zukommt.

Es war eine Zeit lang Mode, den Katholiken ihre alten Kirchenlieder ganz abzusprechen und den deutschen Kirchengesang erst von Luther an zu datiren. Davon ist man nun längst zurückgekommen. „Es bedarf heute keines Beweises mehr, daß deutscher Gesang bereits lange vor der Reformation in kirchlichem Gebrauch war. Die positiven Zeugnisse dafür reichen bis ins 9. Jahrhundert zurück und werden später so zahlreich und unabweislich, daß jüngere protest. Literarhistoriker, welche die verbrauchte Redensart: ‚Vor der Reformation gab es in Deutschland zwar geistliche Lieder, aber deutsche keine, welche in der Kirche wären gesungen worden,' noch immer im Munde führen, sich nur das Zeugniß großer Beschränktheit oder wirklicher Unlauterkeit ausstellen. Der große Reichthum an deutschen Liedern und Singweisen aus früheren Jahrhunderten ist das unvertilgbare Denkmal deutschen vorreformatorischen Gesanges."

Nur das ist richtig, daß sich protestantische Gelehrte mit dem Studium der Kirchenlieder früher beschäftigt haben, als katholische. „Von vorn herein wollen wir uns des Geständnisses nicht schämen, daß die katholische Forschung weit hinter der protestantischen zurückgeblieben ist. Nicht allein daß wir fleißigen Hymnologen jener Seite die Initiative überlassen haben: es gehörten auch — nach vorausgegangenen zahlreichen Werken über protestantisches Kirchenlied und Luthers Verdienst um dasselbe, die schon seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts vorkommen und zum größeren Theil ein deutsches Kirchenlied vor der Reformation gänzlich in Abrede stellen — noch die umfassenden Werke eines v. Winterfeld, v. Tucher, Wackernagel, Koch, Hoffmann u. a. dazu, um endlich den Starrkrampf zu heben, in welchen man katholischer Seits versunken schien, und wenigstens einige eifrige Männer zur Abwehr und Selbstforschung anzuspornen."

Im Uebrigen machten die katholischen und protestantischen Kirchenlieder denselben Stufengang durch. „Im Allgemeinen hat der katholische Kirchengesang dieselben Phasen allmäligen Verderbnisses durchlaufen, wie

der protestantische; er ist denselben Einflüssen, Zeitströmungen, denselben Wandlungen der Literatur und modernen Tonkunst erlegen, wie jener; hier wie dort hatte man seit der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem guten Alten fast gänzlich gebrochen und dafür Neues an die Stelle gesetzt, was uns heute in seiner Verflachung und Verweltlichung anekelt. Auf beiden Seiten mußte sonach das Bedürfniß der Umkehr zum Besseren hervortreten. Gleichwohl waren unsere Bemühungen und Erfolge für den Gegenstand aus verschiedenen Gründen nicht dieselben, wie auf protestantischer Seite. — Nachdem der evangelische Kirchengesang schon seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts von der guten alten Form zur sogenannten Concertform und von da weiter durch die verschiedenen Stadien der Arie bis zur Menuet allmälig herabgesunken war; gerieth er noch einmal in das eigenthümliche Extrem, daß sich die Singweisen zuletzt alles rhythmischen und melodischen Schmuckes entkleideten. War einerseits der ganze kirchliche Cultus in Folge des dem Protestantismus natureigenen Zersetzungsprincips schon längst bis zu einem seltenen Grade der Kahlheit und gemüthlosen Einförmigkeit heruntergedrückt; so wurde nun noch, um der Sache die Krone aufzusetzen, für den musikalischen Theil die trostlose Periode des fast sprichwörtlich gewordenen einförmigen, schleppenden protestantischen Tones herbeigeführt. Eine Reaktion war daher unvermeidlich. Im Zusammenhang mit anderen Fragen des inneren und äußeren Lebens der evangelischen Kirche mußte auch die des kirchlichen Gesanges auf die Tagesordnung kommen. Der gebildete Theil des Volkes hatte es wohl empfunden, daß man etwas verloren hatte, wofür dem Gemüthe nirgends Ersatz geboten war. Man rief nach reicherer Gestaltung des Cultus; man bemühte sich, neue Liturgien einzuführen; man glaubte endlich zurückgreifen zu müssen zu den Ueberlieferungen jener hochgehenden Zeit des 16. Jahrhunderts. Dem Schrei über ‚Gesangbuchsnoth‘ — der heute noch nicht zum Austrag gekommenen Frage des ‚rhythmischen Chorals‘ folgte endlich die Erhebung der bekannten „Kernlieder‘, des ‚unverfälschten Liedersegens‘, ꝛc.“

Der Verfasser macht den Lutheranern zum Vorwurf, sie hätten das Verdienst Luthers mit dem Kirchengesang, wie viel Grund sie auch dazu hatten, doch ein wenig überschätzt und das Verdienst der älteren Kirche ungerechterweise verkannt. Unter den 36 bis 40 Liedern Luthers ist die Mehrzahl erweislich nur Nachbildung eines älteren deutschen oder Uebertragung eines älteren lateinischen Textes. Dasselbe gilt von vielen Melodien. „So ist z. B. die Singweise des einen und wichtigsten derselben — die des Liedes: ‚Wir glauben all an einen Gott‘ — fast ganz in der Gestalt, wie wir sie später in katholischen und protestantischen Gesangbüchern finden, 100 Jahre vor dem Beginne der Reformation handschriftlich nachweisbar. Diesen Nachweis gibt ein Faksimile der durch Hoffmann aufgefundenen Handschrift der Breslauer Bibliothek (I. 4. 466. Bl. 27a) von Nikolaus v. Kosel a. d. J. 1417. (S. Anh. I.)“

Die ältesten lateinischen Hymnen, wenn sie auch übersetzt und im deutschen Kirchengesang von Katholiken und Protestanten eingeführt wurden, sind doch großentheils im Süden und Westen Europas entstanden und allgemein kirchliches, nicht speciell deutsches Eigenthum. „Die Geschichte der lateinischen Hymnologie beginnt mit dem 4. Jahrhundert, erreicht ihren Höhepunkt gegen das 13. und ihren Abschluß (nach gewöhnlicher Annahme) mit dem 16. Jahrhundert.“ Die vornehmsten Dichter und die Anfänge ihrer Hymnen werden nun vom Verfasser alle verzeichnet. „Das älteste bis jetzt bekannte deutsche Kirchenlied ist das von Docen in einer Freisinger Handschrift des 9. Jahrhunderts aufgefundene Lied an den heiligen Petrus:

Unsar trohtin hât farsalt
sancte Pêtre giuualt,
daz er mac ginerian
ze imo dingênten man.
Kyrie eleyson, christe eleyson.

Die Singweise desselben ist uns zwar erhalten, aber in der Neumennotation jener Zeit, welche selbst nach den Bemühungen eines P. Lambillotte und P. Schubiger nicht entziffert werden kann. Ein getreues Faksimile des Liedes sieht der Leser im Anhang I. Nr. 1. Eine nähere Betrachtung ergibt, daß jede der 3 Strophen eine andere Melodie hat, und nur der Refrain: ‚Kyrie eleyson, Christe eleyson‘ jedesmal dieselbe Schlußcadenz bildet, wodurch das Lied die Form eines Tropus erhält. Aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert sind weiter keine Singweisen deutscher Lieder auf uns gekommen. Aus dem 12. Jahrhundert nur die Weise des erhabenen Ostergesanges: ‚Christus ist erstanden‘ ist uns geblieben und wird noch heute wie vor Jahrhunderten mit Begeisterung gesungen. Auch im 13. Jahrhundert begegnen wir Spuren nun längst verschwundener Lieder. Nur zwei Weisen haben sich aus jener Zeit erhalten: ‚Nun bitten wir den heiligen Geist‘ und ‚In Gottes Namen fahren wir.‘ In das 14. Jahrhundert fallen die Lieder der Geißler, der Mystiker und

des Mönchs von Salzburg. Für das katholische Kirchenlied kommen die Gesänge jener büßenden Wallfahrer nicht in Betracht, da diese außerhalb der Kirche standen. Ohnehin hat sich keine Melodie ihrer Lieder erhalten. — Das 15. Jahrhundert tritt mit einer ungewöhnlichen Anzahl deutscher Lieder auf. Mögen auch die kirchlichen Vorgänge dieser Zeit, wie die ganze Geistesrichtung derselben mit Theil gehabt haben an dem größeren Liederreichthume: sicher war es doch zumeist die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche die im Volksmunde vielleicht seit Jahrhunderten lebenden Gesänge zum Gemeingute machte; welche nicht allein zum Dichten neuer Lieder ermunterte, sondern auch die Erhaltung und Verbreitung der vorhandenen allein ermöglichte. Wäre die Buchdruckerkunst um ein Jahrhundert früher eingetreten, so würden auch früher, wenn nicht mehr Lieder entstanden, doch gewiß mehr ältere erhalten oder nachweisbar seyn."

Eine ziemliche Anzahl von Originalsingweisen, namentlich auch solche, welche früher von den Protestanten als Eigenthum beansprucht wurden, sind heute auch von nichtkatholischen Hymnologen als bereits im 15. Jahrhundert vorhanden zugegeben. Darunter:

„Gelobet seist du Jesu Christ."
„Gott der Vater wohn uns bei."
„Gott sei gelobet und gebenedeit."
„Komm heiliger Geist, Herre Gott."
„Da Jesus an dem Kreuze stund."
„O du armer Judas."
„Mitten wir im Leben sind."
„Freu dich du werthe Christenheit."
„Maria zart."
„Dich, Frau vom Himmel, ruf ich an."
„Frau, von Herzen wir dich grüßen."
„Es ist ein Ros' entsprungen."
„Da Jesus in den Garten gieng."
„Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" (ionisch).
(Unsre Zuflucht, Gott, du bist.)
„Aus tiefer Noth schrei ich zu dir". (phrygisch).

Es sind hinzuzufügen:

„Erbarm sich unser Gott der Herr."
„O Jesu Christ, dein Nam der ist."
„O ewiger Vater, bist gnädig uns."
„Mensch, willst du leben seliglich."
„Es kam ein Engel hell und klar."
„Königin in den Himmeln."
„Süßer Vater, Herre Gott."
„Mein Seele, mach den Herren groß."
„O Herre Gott, das seind dein Gebot."
(Da Gott der Herr zur Marter trat.)
„Christus ist erstanden, Kyrieleyson."
„Gelobt sei Gott und Maria."

Die größte Zahl der nicht entlehnten Singweisen fällt auf die Marien- und Heiligenlieder, Rufe, Kreuz- und Wallfahrtsgesänge. Unter diesen sind uns zunächst in den katholischen Gesangbüchern viele als ‚alte' bezeichnet durch die Ueberschriften: ‚Ein ander alt Catholisch Christgesang;' — ‚Das alt Catholisch Trierisch Christkindlein;' — ‚Noch ein sehr alt Gesang;' — ‚Ein alt Catholisch Prozessionsgesang;' — ‚In seinem alten gewöhnlichen Thon.' &c. Alle Melodien solcher Lieder sind ohne Bedenken als vorreformatorische anzusehen."

Die Umarbeitung weltlicher Lieder in geistliche ging vorzugsweise von Heinrich von Laufenburg aus.

Die katholischen Gesangbücher folgen sich in dieser Reihe:

(Die römische Ziffer bedeutet die Ausgabe.)

1. Michael Behes Gsgb. I. 1537.
2. „ „ „ II. 1567.
3. Leisentrits Gsgb. I. 1. Thl. 1567.
4. Leisentrits Gsgb. I. 2. Thl. 1567.
5. Leisentrit II. 1. Thl. 1573.
6. Leisentrit II. 2. Thl. 1573.
7. Dilinger Gsgb. 1576.
8. Ulenbergs Psalter 1582.
9. Leisentrit III. 1. Thl. 1584.
10. Leisentrit III. 2. Thl. 1584.
11. Münchener Gsgb. 1586.
12. Dilinger Gsgb. 1589.
13. Beuttners Gsgb. (1602. 1660) 1717.
14. Mainzer Cantuale 1605.
15. Andernacher Gsgb. 1608.
16. Cölner Gsgb. I. 1610.
17. Cölner Gsgb. II. 1619.
18. Constanzer Gsgb. 1613.
19. Voglers Katechismus 1625.
20. Corners Gsgb. (1625) 1631.
21. Speierer Gsgb. 1631.
22. Würzburger Gsgb. 1649.
23. Würzburger Evangelien 1653.
24. Rheinfelsisch Gsgb. 1666.
25. Münsterisch Gsgb. 1677."

Ein noch ausführlicheres Verzeichniß aller, auch kleinerer kirchlicher Liederdrucke vom Jahr 1470 an folgt S. 36 f. Ueber die wechselnden Zwecke, denen die katholischen Kirchenliedersammlungen dienten, bemerkt der Verfasser: „Während anfangs bloß die Absicht vorlag, deutsche Lieder zum Gebrauche bei der Predigt, bei Bittgängen und Wallfahrten &c. zusammen zu

stellen, tritt nach und nach (erst vorsichtig und beschränkt, dann entschiedener und mehr ausgedehnt) die weitere hervor, den deutschen Gesang auch bei dem Amt der h. Messe an der Stelle des lateinischen einzuführen. Der Ausgangspunkt der Erscheinung findet sich bei Leisentrit, namentlich in dessen späteren Ausgaben; von den Sammlungen des 17. Jahrhunderts sind vorzugsweise das Mainzer Cantual und das Münsterische Gesangbuch von Einfluß gewesen. Nach dem durchschnittlichen Charakter der Lieder unserer Gesangbücher ergibt sich ein Auseinandergehen von streng Kirchlichem und mehr Volksmäßigem. Vehe und Leisentrit vertreten zunächst die erstere Richtung; ihnen schließt sich später besonders das Cöln-Speierer Gsgb. von 1610 an. Die volksmäßige Seite zeigt sich zuerst in den Gesangbüchlein von Tegernsee, welche die ‚alten Gesang vnd Ruff' zusammen trugen, und an sie reihen sich dann das Münchener Gesangbuch, das Mainzer Cantual, das Beuttnersche und zum Theil das Gesangbuch der Cäcilien-Bruderschaft zu Andernach. Auch das Cöln-Speierer Gesangb. findet sich in seiner Ausgabe von 1619 veranlaßt, dieser volksthümlichen Richtung mehr Rechnung zu tragen, indem es in einem Anhange 47 entsprechende Lieder mit 44 Melodien beifügt. Beide Richtungen vereinigt endlich vor allen Corner. Während er die Sammlungen Leisentrits und andere auf diese sich stützende Gesangbücher zu Grund legte, bereicherte er zugleich sein Buch durch eine große Anzahl alter Volkslieder und Rufe, die er aus mündlicher Ueberlieferung aufnahm. Ein Kern älterer Lieder mit ihren Weisen erhält sich durch alle Gesangbücher. Neue Gesänge treten bei jedem einzelnen hinzu. An poetischem Gehalt sind wohl durchschnittlich jene älteren Lieder den jüngeren überlegen, weßhalb sich manche der letzteren nach und nach wieder verlieren."

Möge dieses vortreffliche Werk dazu dienen, den Sinn für die schönen alten Kirchenlieder zu beleben und den Geschmack in diesen Gebieten zu läutern. Es ist nicht zufällig, daß die Protestanten sich so viele ältere Lieder der Kirche, gegen welche sie protestirten, doch selber angeeignet haben. Diese heiligen Klänge stehen jedem Hasse fern.

Politische Satire.

Das neue Denken oder die für unsre Zeit nothwendige Reform der hergebrachten Denkweise. Berlin, Beck, 1863.

Eine gute Satire auf die Männer des unbedingten Fortschritts: „Da sich in früheren Zeiten der Mensch über seine Sünde wie über seine Trübsale in der Welt und seinen Tod durch den Glauben an Gott tröstete, und sich durch denselben zur Führung eines guten Lebens erweckte, so hört selbstverständlich im neuen Denken, das ja doch eben in allen Stücken das Gegentheil vom alten Denken ist, dieser Glaube auf. Denn mit der allgemeinen Annahme des neuen Denkens verschwinden sofort aus der Welt Sünde, Trübsal und Tod, weßhalb der Mensch des Trostes darüber nicht mehr bedarf. Es ist überhaupt die Vorstellung zu verbreiten, daß die Religion nur für frühere Zeiten war, daß sie sich aber mit der höheren Bildung der neuesten Zeit, oder mit dem ‚aufgeklärten Zeitgeiste' nicht mehr verträgt. Es sind auch die Menschen immer mehr für die Meinung zu gewinnen, wie das menschliche Leben einen ungleich besseren, königlicheren Eindruck mache, wenn auch die letzte Spur von Religion daraus verschwinde. Denn alsdann hat ja der Mensch nichts mehr über sich; er selbst ist nun der höchste König. Man begreift nicht, wie dumm die früheren Menschen waren, daß sie noch Etwas über sich haben wollten. Diese närrischen Menschen müssen gar keinen Stolz im Leibe gehabt haben, denn sonst hätten sie längst durch allgemeine Abstimmung den Gott über ihnen entfernt? Das neue Denken hat die Aufgabe, den Menschen zu überzeugen, wie er ja eine weit höhere Würde habe, wenn er sich selbst für das höchste Wesen erkläre."

In Folge dessen wird alles das empfohlen, was die jüngsten Fortschrittsmänner gewollt haben, vorzugsweise Verdrängung der Bibel, Bunsensche Zukunftskirche, die Prediger hervorgegangen aus Urwahlen, Bevorzugung der Juden als Lehrer in christlichen Schulen, laxeste Ehegesetze, leichteste Scheidung, endlich Auflösung des Heeres in eine revolutionäre Miliz 2c.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 10. 4. Februar 1863.

Gedichte.

Gedichte von K. R. Hagenbach. In zwei Bänden. Zweite Auflage. Basel, Schweighauser, 1863.

Eine große Auswahl von theils geistlichen, theils weltlichen Liedern aus einem Zeitraum von 40 Jahren, denn die frühesten gehen bis in die Studienzeit des Verfassers in Bonn zurück. Unter den geistlichen Liedern erwarte man nicht bloß solche, die sich für ein kirchliches Gesangbuch eignen, sondern auch andere von minder strenger Form, in der die Phantasie mehr Spielraum hat. So z. B. das frische, warme Gründonnerstagslied (Theil I. S. 25):

Auf! schmücke dich mit neuem Grün,
Du junge Gotteserde,
Laß hoch der Hoffnung Farbe blühn,
Damit es kundig werde:
Am heiligen Gründonnerstag
Da sei der Bund geschlossen,
Den auch kein Bund zu lösen mag,
Deß freut euch, Bundesgenossen.

Grün war der Erde Brautgewand,
Als sie am Schöpfungsmorgen
Vor ihrem Herrn und Meister stand,
In Strahlenduft geborgen. rc.

Und „Die Herbstcommunion“ (Th. I. S. 60):

Deinen Tisch hast du bereitet
Aller deiner Creatur
Nah und fern, und ausgebreitet
Segen über Feld und Flur,
Keines hast du lassen darben,
Alle gingen satt davon,
Eingesammelt sind die Garben,
Und die Traube reifet schon.

Doch der Mensch lebt nicht vom Brote,
Nicht von Speis und Trank allein,
Speis und Trank soll ihm ein Bote
Deiner Himmelsgüter sein. rc.

Durchweg zeichnet die geistlichen Dichtungen des Verfassers, die uns an die schönsten geistlichen Dichtungen der Spanier erinnern, eine zarte Innigkeit aus. Z. B. Th. I. S. 64:

Gieb mir, o Sohn! dein Herz
Und folge meinen Wegen,
So ruft des Vaters Wort
Dem fernen Kind entgegen,
Und zagend hört das Kind
Den holden Liebesruf,
„Ihn sollt' dieß Herz erfreun,
„Ihn, der die Welten schuf?“

O wundervoller Rath,
Wie soll dieß Herz sich lassen?
Den keine Welt umspannt,
Den keine Himmel fassen,
Der hoch erhaben ist
Weit über Lust und Schmerz,
Sich ewig selbst genügt,
Verlangt — ein Menschenherz.

Ein Herz, das sich so leicht
An Eitelkeiten hänget,
In dem sich Furcht mit Trotz
Wie Gold mit Schlacken menget,
Sich selbst ein Räthsel oft,
Und Vielen gar ein Spott,

Dieß Herz, so menschlich klein,
Ist groß und werth vor Gott.

Und Theil I. S. 72:

Ein Kindlein irrt' ich, nackt und blos,
In Gottes weitem Garten;
Ich sah die Sorgen riesengroß;
Und Kämpfe meiner warten.
Da schaut' ich voller Angst umher,
Ob nicht ein liebend Auge wär',
Das meiner sich erbarmte. 2c.

Die Andacht wird aus der Kirche häufig ins Haus, aus der Gemeinde in die Familie übergetragen und gewinnt dadurch an jener heiligen Kindlichkeit, welche das deutsche Lied von frühen Jahrhunderten her kennzeichnet. So fühlte sich denn auch der Dichter hingezogen, in zarten Versen die alte Legende von der Kindheit Jesu zu behandeln. Auch aus dem Leben Luthers, dessen eifriger Anhänger er ist, hebt er besonders das Idyllische hervor. Doch hütet sich der Dichter, in die Leidenschaft des Kirchenkampfes zu fallen. Es ist ihm um den Frieden in Christo zu thun, der über allen walten sollte, die an ihn glauben. Am deutlichsten spricht sich diese Gesinnung in einem Sonett aus, welches der Dichter zur Melanchthonfeier 1860 als Gruß aus der Schweiz schrieb (Th. I. S. 312):

Den sie mit Stolz den „Lehrer Deutschlands“ nennen,
Laß auch der Schweizer Gruß dir wohl gefallen
Als deutschen Gruß. Sind wir es doch vor Allen,
Die sich zu deinem Banner froh bekennen.

Wie sah man einst die heilge Gluth entbrennen
In unsrer Väter Herz? Hin nach den Hallen,
Da deine Muse thront', sah man sie wallen,
Nicht konnten Berg und Thal von dir sie trennen.

Und jetzt? was hält mit Deutschland uns verbunden?
Doch wahrlich nicht das polternde Gezänke,
Das dir vergällt' des Lebens schönste Stunden;

Nein! was zum Dank uns treibt, das ist, ich denke,
Der milde Balsam in der Kirche Wunden,
Des Herrn Geschenk, und durch ihn dein Geschenke.

In vorzüglichstem Maaße spricht uns Hagenbach in den Liedern an, die uns in einem poetischen Landschaftsbilde zugleich eine heilige Empfindung und Rührung einflößen. Wir meinen Gedichte wie den Jakobitag (Th. II. S. 243), aus dem wir des Raumes wegen nur einige Strophen mittheilen:

In trübe Wolkenschleier
Sind Berg und Thal gehüllt,
Da sich zur Sonntagsfeier
Die Kirche hat gefüllt.

Hell brennen schon die Kerzen,
Geschmückt ist der Altar 2c.

Und wie der Chor ertönet,
„Gott in der Höh sei Ehr“,
Ein dumpfer Donner dröhnet
Vom hohen Himmel her.

Es zucket hin und wieder
Flammender Blitze Strahl,
Und auf die Kniee nieder
Fällt alles Volk zumal.

Als ob ein Jeder wüßte,
Der Schuldigste bist du,
So schlagen sie die Brüste
Und kreuzen sich dazu.

Ihr fragt: was das bedeute,
Und was es werden mag?
So viel nur weiß ich, heute
Ist Sanct Jacobi Tag.

Dem einst der Herr gegeben
Den Namen „Donnersohn“,
Dem tönt zu Ehren eben
Heut' dieser Feierton. 2c.

Was kann seelenvoller seyn, als das folgende Lied „Auf einem Kinderkirchhof“ (Th. II. S. 253):

Ein Kindlein wird begraben
Im grünen kühlen Grund;
Die es getragen haben,
Die Männer flehn, die Knaben,
Die Frau'n und Mägdlein in der Rund'.

Es tritt in ihre Mitte
Der Pfarrer mit dem Buch,
Und wie es will die Sitte,
Hebt er zu Gott die Bitte
Und fügt hinzu manch guten Spruch.

In heiligernstes Schweigen
Versenkt ist Glied um Glied;

Doch aus des Ahorns Zweigen,
Die sich zum Gräblein neigen,
Ertönt des Finken muntres Lied.

Wollt ihr dem Vöglein wehren,
Mit heitrer Liebeslust
Den lieben Gott zu ehren,
Weil eures Schmerzes Zähren,
Weil Grab und Tod ihm unbewußt?

Nein, laßt es fröhlich singen,
Laßt mit dem Sonnenschein,
Den Kummer zu bezwingen,
Dieß Lied ins Herz euch dringen
Und in des Kindleins Grab hinein.

Der Verfasser will übrigens das Leben nicht durchaus so ernst und streng nehmen, daß er nicht auch dem Humor desselben sein Recht lassen sollte. Er sagt darüber in dem kleinen Gedicht „Geistliches und Weltliches (Th. II. S. 9):

Was soll die Theilung mir, die ältliche,
In geistliche Gedicht' und weltliche?
Ist nicht die Welt, die tausendtheilige,
Gehalten durch das e i n e Heilige?
Dieß eine geistlich-weltlich zu entfalten,
Das Niederste ins Höchste zu gestalten,
Den Scherz im Ernst, den Ernst im Scherz bewahren,
Das Irdische ins Himmlische verklären,
Das, Freunde! mein' ich, fühltet ihrs noch nie?
Ist Grundgeheimniß aller Poesie.

Das Geistliche, das Ueberschwängliche —
Zur Folie wird ihm das Vergängliche;
Erscheint dir nicht im Humoristischen
Das Ideale wie im Mystischen,
Hast du noch nie gelächelt unter Thränen,
Fühlst du im Jubel nie der Wehmuth Sehnen,
Ist nie dein Ohr zur Tiefe durchgedrungen,
Wo sich die Gegensätze ausgeklungen,
Ist dir die Welt verschlossen wie der Geist,
Dann sage mir was geist- und weltlich heißt.

Demnach erhalten wir vom Verfasser nicht nur geschichtliche Romanzen aus der Schweiz, von Rudolf von Habsburg ꝛc., sondern auch wahre Humoresken. Besonders trefflich sind die Fabeln in der Art, wie sie schon Gellert dichtete und wie sie später auch von Fröhlich auf die Zeitgeschichte angewendet wurden. So „die Zionswächter" (Th. II. T. 102): Ein Fürst wird erwartet, zwei Glöckner streiten sich über das Läuten. Der eine meint, der Fürst komme schon und das Geläut müsse beginnen. Der andere hält aber den Strick zurück, weil er meint, der Fürst komme erst später. Während sie sich aber zanken, passirt der Fürst durch die Stadt und wird nur von einem alten Weiblein bemerkt.

Ein altes Mütterchen, gar fromm und schlicht,
Hat ihn erkannt an seinem Sterne,
Da wir noch all' ihn glaubten ferne,
Sie schaut' allein von Angesicht
Den Fürsten, der sie grüßt' aufs Best',
Und der durch sie euch sagen läßt,
Er dank' euch für den guten Willen.
Die Wächter schämten ihrer Seits
Sich ihres lieberlichen Streits,
Umarmten sich, und zogen ab im Stillen.

Von heiterstem Humor ist „Der geistliche Regen" (Th. II. S. 80):

Ein altes Sprichwort geht im Land,
„Wo geistliche Herren reisen
Ist auch der Regen bei der Hand."
Dieß wäre zu beweisen!

Hat nicht schon mehr als nur einmal
Das Sprichwort uns belogen?
Wie oft sind wir durch Berg und Thal
Beim Sonnenschein gezogen? ꝛc.

Desgleichen das Octoberlied (Th. II. S. 202):

Wie ein grober,
Rauher Bauer,
Also sauer
Tritt herein der Herr October.

Komm nur Alter,
Ob auch tropfe
Auf dem Kopfe
Dir der graue Nebelspalter.

Setz' dich nieder
Zu dem Heerde,
Daß dir werde
Warm dein Blut und so die Glieder.

Seht, der Kalte
Wird am Feuer
Ganz ein Neuer,
Jung geworden ist der Alte.

Wie geschniegelt,
Wie geputzet
Und gestutzet
Er sich in der Sonne spiegelt!

Gelbe Weste,
Buntes Röckchen,
Krause Löckchen,
Rothes Käppchen auch zum Feste! 2c.

Zum Schluß noch mehrere Gedichte in schweizerischer Mundart, ganz in der Weise Hebels, z. B.

I han=e Gottebäsi gha,
Die het, i denk mi Lebtig dra,
Zuem Vetter gseit, sag' was de wilt,
De liegsch wie druckt, i glaub der nitt.

„Er liegt wie druckt, er liegt wie druckt."
Wie gspässig isch mer ummegspuckt
Das Wort im Kopf, no so meng Johr;
Das ka nit si, denn 's Druckt isch wohr."

Kunstgeschichte.

Die Gruppe des Laokoon. Von Prof. Dr. With. Henke in Marburg. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1862.

Seit Winkelmann, Lessing, Göthe ist noch unendlich viel über die berühmte Gruppe des Laokoon geschrieben worden. Die Aesthetiker haben sich insonderheit darüber gestritten, ob es erlaubt sey, menschliche Gestalten im Moment der Bewegung künstlerisch zu verewigen oder gleichsam zu versteinern, und in wie weit gedachte Gruppe des Laokoon das Gewagte dabei vermieden oder nicht? Herr Henke vermittelt die verschiedenen Ansichten, wie es uns scheint, auf eine sehr richtige Art: „Im Centrum des ganzen Prospectes fällt sogleich der eben die Seite des Mannes anfassende Kopf der Schlange ins Auge. Von da steigt der Blick zum Gesicht auf, indem er die gewaltsame Krümmung der aufgetriebenen Brust umgeht, und wird so mit einem Male durch den Anblick der Ursache und Wirkung des inneren Zustandes auf diesen selbst hingewiesen. Durch den Schmerz ist Laokoon momentan von der Gewißheit des Unterganges überzeugt; der Menschheit ganzer unentfliehbarer Jammer faßt ihn an. Keine Hoffnung auf Erfolg kann ihn mehr zu fortgesetztem Ringen treiben oder den Eindruck des überwältigenden Schicksals in seiner Seele abschwächen. Die Kraft aber, die er eben noch gegen dasselbe aufgeboten hatte, erlischt nicht sogleich. Nachher wird das Gefühl ebenso ausschließlich seinen Geist besitzen, wie vorher der Wille. In diesem Augenblicke aber halten sie sich noch so das Gleichgewicht, daß der Geist zwischen beide eingeklemmt in ebenso krampfhafter Erstarrung festgehalten ist, wie der Körper sich in den nicht verhüllenden und doch fixirenden Windungen der Ungeheuer erstarrt zeigt. Dieß Gefühl der rettungslosen Erstarrung zwischen eigener Kraftentfaltung und Niederdrückung durch eine fremde Macht ist es, die den Moment, den uns die Künstler verewigt haben, so flüchtig er dem erscheinen mag, der den Leidenden objektiv betrachtet, in der Vorstellung dessen, der in seine Lage eingeht, als nie enden könnend erscheinen läßt."

Es scheint uns indeß nicht bloß die Frage zu seyn, in wie weit ein Moment der Bewegung versteinert werden dürfe? sondern auch: in wie weit es Aufgabe der Plastik sey, überhaupt Handlungen auszudrücken? Der Forderung des Schönen würde immer besser genügt durch bloße Darstellung schöner Körperformen und durch feines Hervorheben des Charakters. So wie uns die Handlung frappirt, geht schon das Interesse für die schöne Form verloren. Ueberdieß soll der Plastiker lieber nur das leisten, was er allein leisten kann, und nicht darstellen, was der Dichter noch lebendiger darzustellen vermag. Das Wetteifern der bildenden Künstler mit den Dichtern in Darstellungen von Handlungen bezeichnet immer schon eine spätere Periode der Kunst im Uebergang zum Verfall. Wer nichts Schönes mehr hervorzubringen weiß, sucht sich mit dem s. g. Bedeutenden, Frappirenden zu helfen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 11. 7. Februar 1863.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Von Ferdinand Gregorovius. Vierter Band. Stuttgart, Cottaischer Verlag, 1862.

Dieser Band des ausgezeichneten und schon öfter in unsern Blättern besprochenen Werkes enthält die Geschichte der höchst interessanten Zeiten des großen Kampfs des Papstthums mit dem Kaiserthum im 11. und 12. Jahrhundert. Die gewaltigen Gestalten Gregors VII. und Friedrich Barbarossas treten hier in den Vordergrund. Der Verfasser ist zu geist- und einsichtsvoll, um dem großen Charakter Hildebrands nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Allein im Ganzen hält er dessen Streben für verfehlt, namentlich in Bezug auf den Cölibat, den er als unchristlich und als ein bloßes Produkt des Mönchgeistes bezeichnet (S. 177). Wir glauben nicht, daß die Neuzeit berechtigt ist, über so bedeutungsvolle Institutionen der Vorzeit den Stab zu brechen. Wir halten die Verpflichtung zur Ehe für einen philisterhaften Zwang, den man gerade dem Edelsten und Reinsten in der menschlichen Persönlichkeit nicht anthun sollte. Was bei der „lieben Natur" herauskommt, haben die kotzebueischen Zeiten und Sitten erwiesen. Das Fleisch ist emancipirt genug, lassen wir auch den Geist sich vom Fleisch emancipiren!

Auf Seite 248 sagt der Verfasser: „In der Epoche des Faustrechts und der halben Barbarei war die Menschheit unfähig, den hohen Gedanken des Christenthums zu fassen. War etwa die Kirche Gregors VII. und des Mittelalters die Verwirklichung des Christenthums? Sind dessen reine Ideen, welche die ewige persönliche und sociale Natur selbst aussprechen, heute schon durchgeführt? Das Ausgehn des mittelalterigen Feudalstaats und das Vergehn der Macht der mittelalterigen Kirche haben vielmehr angefangen, eine neue Phase im Menschengeschlecht zu bezeichnen. Ihre Trümmer, noch riesig, sinken vor unsern Augen eins nach dem andern in den großen Strom der Lebensharmonie, welche diese harte und langsame Welt nach zahllosen Kämpfen denn doch ergreift, und einem Glück entgegenführt, dessen Ahnung schon edle Geister beseligen muß." Das ist zu viel gesagt, dem Geist der Neuzeit, der ein wesentlich unchristlicher und zwar mit Bewußtseyn ein unchristlicher ist, viel zu sehr geschmeichelt. Im 11. und 12. Jahrhundert hatte man unendlich mehr Gottesfurcht und Opferfähigkeit. Jetzt will sich das Christenthum bloß jeder nach seinem Geschmack und nach seinem Verstande, d. h. nach seiner Bequemlichkeit zurecht legen und scheut dabei jedes Opfer. Die ganze moderne Bildung führt vom Christenthum hinaus, nicht zur Vollendung des angeblich noch nicht fertigen Christenthums. Das Christenthum steht lange fertig, nur wir sind zu sehr Egoisten geworden und zu sehr in der classischen d. h. heidnischen Bildung verstrickt, als daß wir noch derjenigen Tugenden fähig wären, ohne die es Christen nicht geben kann.

Doch wir wollen nicht weiter nach dem Dogma des Verfassers forschen, sondern ihm in die höchst anziehenden Gallerien von geschichtlichen Gemälden folgen, die sein Buch uns öffnet. Hier ein Bild aus der Anarchie der Stadt Rom, woraus man lernen kann, welche Noth der Papst in seiner eigenen Residenz auszustehen hatte. „Die Weihnachtsscene des Jahrs 1075 ist eine der grellsten Episoden aus der Geschichte Roms im Mittelalter. Der Papst las am heiligen Abend die übliche Messe am Altar der Krippe in S. Maria Maggiore; Geschrei und Waffenlärm erhebt sich; in die Kirche stürzt Cencius, das Schwert in der Faust, mit dem verschworenen Adel. Er greift den Papst am Altar bei den Haaren, schleppt den blutig Mißhandelten hin-

weg, wirft ihn auf sein Pferd, und sprengt durch das nächtliche Rom nach seinem Palast in der Region Parrione. Die Stadt bewegt sich, die Sturmglocken läuten, das Volk greift zu den Waffen; die Priester verhüllen jammernd die Altäre; die Milizen sperren alle Thore; man durchzieht mit Fackeln alle Straßen: niemand hat den Papst gesehen. Am Morgen versammelte sich das Volk zur Berathung auf dem alten Capitol; die Tage der catilinarischen Verschwörung schienen in Wahrheit wiedergekehrt zu seyn. Es kam Meldung, der Papst sey gefangen im Thurm des Cencius. Gregor befand sich dort verwundet und allein. Man mißhandelte ihn; der Räuber, welcher ihn aus der Stadt nicht hatte entführen können, forderte Belehnung mit den besten Kirchengütern; seine Vasallen verhöhnten den Papst, seine verwilderten Schwestern überschütteten ihn furiengleich mit einer Fluth von Reden, in denen der Name Mathilde wahrscheinlich oftmals gehört wurde; doch Gregor verlor seine Würde nicht. Wenn die Faction des Cencius Rom zur Freiheit aufzurufen versuchte, so fand sie kein Gehör; ihr kurzer Widerstand wurde schnell niedergeschlagen, und das wüthende Volk stürmte den Palast, Gregor zu befreien. Als Cencius sich verloren sah, bat er um Gnade, oder forderte sie mit gezücktem Schwert; der Papst verzieh, und versprach ihm die Absolution, wenn er nach einer Wallfahrt nach Jerusalem zu seinen Füßen reuevoll würde zurückgekehrt seyn. Gregor hat seinen Muth vielleicht nie glänzender, und seinen Charakter nicht edler gezeigt, als in jener Nacht, und nach seiner Rettung. Er hielt sein Wort selbst dem Mörder, den er vor der Volkswuth schützte. Man führte ihn im Triumph nach S. Maria zurück, wo dieser wunderbare Mann, glücklicher als Leo III., die unterbrochene Messe beendigte. Das Volk zerstörte unterdeß die Häuser des Cencius und seiner Partei, während der wilde Capitän mit seiner Sippschaft das Weite suchte. Die Wallfahrt nach Jerusalem gab er schon am ersten Meilenstein auf, er warf sich vielmehr hohnlachend in eines seiner Castelle auf der Campagna, versammelte Vasallen und Mißvergnügte, und verwüstete die Domänen der Kirche unbestraft. Dieß widerspruchvollste Schicksal erfuhr der größeste aller Päpste; die Welt zitterte vor ihm, Könige knieten zu seinen Füßen, aber die rebellischen Römer schleppten ihn bei den Haaren mit sich fort."

Von vorzüglichem Interesse ist, was Herr Gregorovius über die Bildungszustände in jenen Jahrhunderten sagt. Die christliche Kunst und Wissenschaft unterlag, es ist nicht zu leugnen, barbarischer Anfechtung und Gewalt und nur um so mehr müssen wir die Cluniacenser bewundern, die das Schiff der Kirche mit so sicherer Kraft steuerten. Von dem berühmten Erfinder der Harmonie, Guido von Arezzo, erzählt uns der Verfasser Folgendes: „Der Kirchengesang hätte einen Aufschwung nehmen dürfen, seit Guido von Arezzo, Benediktiner im Kloster Pomposa bei Ravenna, die Noten erfand, und damit die Reihe der genialen Erfindungen eröffnete, welche die Barbarei von dem Menschengeschlecht abgestreift haben. Der Neid seiner Kuttenbrüder vertrieb Guido, so daß dieser erste Erfinder in der Geschichte der christlichen Cultur auch ihr erster Märtyrer wurde, und sich selbst mit jenem Künstler verglich, den Tiberius tödten ließ, weil er ein unzerbrechliches Glas erfunden hatte. Tedald, der Bischof von Arezzo, nahm ihn bei sich auf, und bald rief ihn der unwissende Johann XIX. nach Rom. Dieser Papst ließ sich sein Antiphonarium erklären, lernte in kurzer Zeit eine Strophe singen, und befahl die wunderbare Methode in der lateranischen Sängerschule einzuführen. Wir lesen noch den Brief Guidos, der von seinem Triumph erzählt. Der beglückte Mönch verließ Rom, aber er versprach, wiederzukommen, um seine Erfindung dort zu lehren. Vielleicht bemühte sich Rom nicht, einen so ausgezeichneten Mann festzuhalten, oder er floh die fiebervolle Oede, wie er selbst gestand."

Eine der interessantesten Parthien des vorliegenden Werks ist die Schilderung der Unruhen in Rom zur Zeit des Arnold von Brescia. Dieser berühmte Reformator wollte das alte heidnische, längst untergegangene Rom verjüngen, und für die St. Peterskirche das Capitol herstellen. Beiläufig bemerkt Herr Gregorovius, daß die neuen Ausgrabungen und Forschungen den wahren Sachverhalt in Bezug auf die Gebäude auf dem Capitol noch nicht ermittelt haben und daß namentlich Bunsen in seiner Beschreibung Roms sich desfalls sehr getäuscht habe. Arnold von Brescia ist ein Abgott der neuen Zeit geworden, weil man ihn als den Vorläufer nicht etwa bloß des Lutherthums, sondern hauptsächlich der classischen Schule ansah. Eben deshalb aber sind wir geneigt, ihm die unverdienten Lorbeern sanft wieder vom Haupt abzunehmen.

Die Macht und Bildung des heidnischen Rom herstellen zu wollen, war damals schon, wie noch heute, ein Wahnsinn und beruhte auf einer großen Lüge. Die Italiener ließen sich von Crescentius, Arnold von Brescia, Cola di Rienzi 2c. einreden, sie seyen noch die echten Nachkommen der Brutus und Cincinnatus, und es sey eine Schande für sie, sich von barbarischen Deutschen und von christlichen Priestern beherrschen zu lassen. Welche Gründe nun auch die Italiener haben konnten,

nicht immer mit der Lehnsherrschaft der deutschen Kaiser und mit dem Kirchenregiment in Rom zufrieden zu seyn, so belogen sie doch die Welt und sich selbst mit der Affectation, als seyen sie immer noch die alten Römer. Die neuen Italiener sind so wenig mehr Römer, als die Neugriechen Griechen. Unter der jahrhundertlangen Ueberfluthung mit fremden Nationen ist die altrömische Nationalität untergegangen und nur die lateinische, im Munde der Barbaren freilich überall zu einem Patois entartete Sprache ist übrig geblieben. Es ist notorisch, daß schon zu den Zeiten der altrömischen Kaiser die alte Ackerbaubevölkerung Italiens ausgerottet und durch fremde Sklaven ersetzt wurde und daß in Rom selbst, was von alten römischen Familien aus der republikanischen Zeit noch übrig war, allmählich seines Reichthums beraubt und um dieses Reichthums willen ausgerottet wurde, indeß freigelassene Sklaven und glückliche Soldaten an die Stelle der untergegangenen Aristokratie traten. Es ist ferner notorisch, daß ganze große Gebiete Italiens und mehrmals die Stadt Rom selbst durch Krieg und Pestilenz beinahe ganz entvölkert wurden und daß dagegen zur Zeit der Völkerwanderung ungeheure Schaaren von namentlich deutschen Völkerstämmen Italien neu bevölkerten, während an den Küsten des adriatischen Meeres und im südlichen Italien neue Colonisten von Byzanz her eindrangen. Es ist weiter bekannt, daß sich um den Besitz des südlichen Italien nur Griechen, Sarazenen und Normannen stritten, während ganz Mittel- und Norditalien zum deutschen Reich gehörte und in deutsche Grafschaften eingetheilt war. Auch waren es nicht erst die Ostgothen und Longobarden gewesen, die sich zu Herrn des Grund und Bodens im obern Italien gemacht hatten. Schon lange vorher waren die im Solde der römischen Kaiser stehenden Deutschen die Feldherrn, Minister und großen Grundbesitzer in Italien gewesen. Die Longobarden rissen allen Grundbesitz an sich und die s. g. Römer wurden sämmtlich Hörige. Das waren aber gar keine Römer mehr, sondern nur die Nachkommen der fremden Sklaven, welche einst die großen Güter der reichen Römer bebaut hatten. Der Kern der italienischen Bevölkerung war deutsch geworden und wenn er auch die lateinische Sprache annahm und in das neuitalienische umbildete, so hielt er doch an seiner Stammesehre fest, und vorzugsweise an seinen deutschen Namen. So hieß der größte Papst des 11. Jahrhunderts Hildebrand und der größte italienische Reformator des 12. Jahrhunderts Arnold. Sind das altrömische Namen? Stammen sie nicht vielmehr aus den deutschen Wäldern? Die gothischen und longobardischen Geschlechter nicht nur auf den Stühlen der Könige, Herzoge und Grafen, sondern auch der Bischöfe und Aebte und überall in den Städten auch in den bürgerlichen Familien blieben stolz auf ihre deutschen Namen. Was von römischen Namen in Italien noch vorkam, verrieth größtentheils Barbarisirung in den Endungen ianus, onius, allius, antius &c. Erst im 15. Jahrhundert kamen mit der Renaissance die altrömischen Namen wieder auf. Dieselben bezeigten aber nichts weniger als eine altrömische Abstammung, sondern waren nur willkürlich aus den Classikern gestohlen und nicht einmal rein römisch, sondern meist auch griechisch. Deutsche Adelsgeschlechter, die als Herzoge oder Grafen Jahrhunderte hindurch mit ihren deutschen Namen geherrscht hatten, unter denen nur Pandulfe, Berengar, Grimoald, Berthold, Adalbert, Bertha, Mathilde, Adelheid getauft worden waren, nahmen jetzt plötzlich nicht nur römische Namen wie Cesare, Horazio, Camillo, Livia, Lukretia &c., sondern auch griechische wie Ercole (Herkules), Ettore (Hektor), sogar den karthagischen Namen Anibale (Hannibal) an, nur um recht classisch, undeutsch und unchristlich aufzutreten. Denn ein neuer Haß gegen den deutschen Kaiser und die deutsche Nation wie gegen die Kirche beseelte sie und erzeugte in ihnen den Souveränetätsschwindel und die Begierde, auf den Trümmern des deutschen Reichs und der Kirche sich neue Reiche zu gründen. Diesem bösen Gelüsten allein verdankt die große Lüge der Renaissance ihre Entstehung. Deutsche Familien waren es, die in Italien lange ansässig die neuen Italiener überredeten, sie seyen die natürlichen Nachkommen der heidnischen Römer und hätten als solche ein Recht, ja eine Pflicht, das Joch des Papstes und Kaisers abzuwerfen. In diesem Gebiet ist alles Lüge und war es von Arnold von Brescia an bis auf Mazzini.

Herr Gregorovius schildert uns den unglücklichen Arnold, wie ihn die damals schon freisinnige Stadt Zürich als Flüchtling aufgenommen habe und wie schlimm es ihm nachher in Italien erging. Zwar gelang es ihm, auf kurze Zeit ein Gespenst der altrömischen Republik in den hellen Tag hinein zu zaubern und einen Senat zu erkünsteln; dieser Comödie machte aber unser großer Barbarossa bald ein schreckliches Ende.

Man muß sich ja nicht denken, die damaligen Italiener hätten noch eine antike Gesinnung, auch nur irgend eine Spur des alten Römergeistes blicken lassen. Nein, es waren durchaus nur verwilderte und ihrer Sprache entfremdete deutsche Eroberer unter einem Sklavengesindel der zweifelhaftesten Herkunft, denen Arnold von Brescia altes Römerthum andichtete. Das wenige, was ihnen durch Mönche von der altrömischen Vorzeit

bekannt geworden war, verstanden sie gar nicht und bildeten es zu ungeheuerlichen Märchen aus. So gestaltete sich ihnen die Erinnerung an den vielgepriesenen Dichter Virgilius zu der höchst seltsamen Mähr vom Zauberer Virgilius.

Hören wir darüber den Verfasser. „Der Dichter des römischen Nationalepos konnte es sich einigermaßen gefallen lassen, als Zauberer mit der Erbauung der großen Reichspolizei-Anstalt, der Salvatio Romae, beehrt worden zu seyn; aber in Neapel mußte er sich zu den Künsten eines Cagliostro oder Charlatan herablassen: durch eine künstliche bronzene Fliege alle Fliegen vertreiben; im capuanischen Thor alle Schlangen einsperren; durch ein ehernes Pferd alle Pferde vor der Senkung des Rückens behüten; durch ein magisches Stück Fleisch den Fleischmarkt in beständiger Frische erhalten; auf dem Jungfrauenberge einen Garten mit Heilkräutern bauen, wo das Lucien-Kraut blinde Schafe wieder sehend machte, und durch die bronzene Bildsäule eines Posaunenbläsers oder eines Bogenschützen den Südwind auffangen, oder den Vesuv in Ruhe halten. Etwas mehr seiner würdig mochte die Erbauung des Castells dell' Uovo auf Eiern, die Durchgrabung des Posilip, und die Anlegung drr Heilbäder von Puteoli seyn, deren Gebrauch die neidischen Aerzte von Salerno durch Auslöschung der Ueberschriften leider verkümmerten. Es half den Mauern Neapels auch nicht das kunstvollste Palladium, welches Virgil mit magischer Kraft in eine enge Glasflasche eingeschlossen hatte. denn Heinrich VI. nahm auf dasselbe keine Rücksicht, als er jene im Jahr 1196 zerstören ließ. Sein eigner Kanzler, Konrad, erwählter Bischof von Hildesheim, welcher den Kaiser als Legat des Königreichs Sicilien begleitete, versicherte mit glaubenswürdigem Ernst, daß troz jenes Palladiums die Mauern Neapels von den tapfern Deutschen erobert und umgestürzt wurden, aber er erklärt dieß voll Achtung vor dem großen Zauberer daraus, daß die magische Flasche schon einen Riß gehabt habe; auch gesteht er, daß die Deutschen das sogenannte eiserne Thor nicht niederzureißen wagten, aus Furcht, die Schlangen zu befreien, welche Virgil dort verzaubert hatte. Der hochgestellte Mann versicherte mit der ruhigsten Ueberzeugung, die der Kaiser Heinrich sicherlich theilte, daß er die Wunderwerke Virgils selbst erprobt, und mit eigenen Augen gesehen habe, wie die Gebeine des Poeten, als man sie an die Luft brachte, den Himmel augenblicklich verdunkelten, und das Meer in Sturm versetzten. Sein abenteuerlicher Brief an Herbord von Hildesheim, als eine Perle in Arnolds Chronik der Slaven aufgenommen, eröffnet die unabsehbare Reihe der von Deutschen bis auf unsern Tag geschriebenen Reisebriefe aus Italien. Es ist höchst ergötzlich zu sehen, was alles die von einer neuen und schönen Welt erhitzte, und mit classischen Studien getränkte Einbildung des Kaisers in Süditalien wahrnahm. Er entdeckte dort selbst den Parnaß und den Olymp, freute sich, daß die begeisternde Quelle Hippokrene jezt innerhalb der Grenzen des deutschen Reichs fließe, fuhr mit mythologischem Grauen durch die Scylla und Charybdis rc."

Beiläufig bemerken wir noch, daß der Italianissimus Garibaldi seinen Namen von Garibald herleitet, einem deutschen, bei den alten Longobarden und Bayern gewöhnlichen Namen.

Legenden.

Schöne Seelen. Ein Legenden- und Novellensträußchen von G. Fr. Daumer. Mainz, Kirchheim, 1862.

Kirchliche Idyllen, mönchisches Stillleben, wie von zarter Malerhand entworfen, doch freilich in unserer prosaischen und verwilderten Zeit ein wenig fremdartig. Es sind fünf legendenartige Erzählungen und eine mehr moderne und novellenartige. Die erste handelt von zwei frommen Franciskanerbrüdern. Einer derselben heißt immer nur der einfältige oder der unweise Mann, aber gerade vor ihm, als vor der reinsten Unschuld haben die bösen Dämonen die meiste Angst, was die klugen Menschen gar nicht begreifen können. Darin liegt viel Poesie und Wahrheit zugleich. Dann folgt die Legende der h. Elisabeth von Ungarn, des Bruder Franciscus, vom Kindlein Jesu und des h. Seraphin von Monte-Granario. Endlich die Novelle. Das ist die Geschichte eines französischen Weltgeistlichen. Derselbe gerieth in seiner und den Nachbargemeinden unter ein ganz verwildertes und ungläubig gewordenes Volk, das sich über seine Frömmigkeit ärgerte, ihn systematisch verfolgte, ihm das bitterste Herzeleid anthat, aber am Ende doch, von seiner himmlischen Geduld wie bezaubert, sich von ihm bekehren ließ.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 12. 11. Februar 1863.

Sittengeschichte.

Die Lebensalter. Ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte von W. Wackernagel. Basel, Bahnmaier (Detloff), 1862. 4.

Eine interessante Zusammenstellung von Sprüchwörtern, Sitten- und Rechtsgebräuchen in Bezug auf die Lebensalter. Man theilte vor Alters schon die Lebensstufen verschiedentlich ein, nämlich in die Zweiheit von Morgen und Abend, oder in die Vierheit des Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalters, oder in die Siebenzahl, wie Shakespeare das Leben mit einem Schauspiel in sieben Akten vergleicht. Die Siebenzahl kommt heraus, wenn man im Kindesalter das unreife Kind vom Knaben, im Jünglingsalter den heranreifenden vom fertigen Jüngling, im Greisenalter den alten noch kräftigen Mann vom wieder kindisch gewordenen Greise unterscheidet. Ein sehr alter weit verbreiteter Reimspruch lautet in Agricolas Sprüchwörtersammlung von 1528:

„Zehen jar ein Kindt,
Zweinzig jar ein Jüngling,
Dreißig jar ein Man,
Vierzig jar wolgethan,
Funfzig jar still stan,
Sechzig jar geht dichs alter an,
Siebenzig jar ein greis,
Achtzig jar nimmer weis,
Neunzig jar der Kinder spott,
Hundert jar: gnad dir Gott!"

Zugleich diejenige Form, in welcher die Verse jetzt noch gäng und gäbe sind; nur haben wir bei den 60 Jahren den lebensvolleren Ausdruck ‚geht dichs alter an' d. h. es kommt über dich, es überfällt dich, vertauscht gegen ein abstrakt entfärbtes ‚geht's Alter an' (eine Entstellung, die übrigens schon im 16. Jahrhundert stattgefunden) und aus dem harten ‚Achtzig jar nimmer weis' d. i. nicht mehr weise, hat das siebzehnte Jahrhundert ein milderes ‚wunderweis' d. i. wunderwitzig, neugierig, und haben wir gar ‚schneeweiß' gemacht: ‚der welt tor' oder ‚der welt narr' in dem ersten Text war noch härter gewesen."

Merkwürdig ist noch ein anderer alter Reimspruch bei Agricola, welcher das Alter der Menschen mit dem der Thiere vergleicht:

„Ein Zaun weret drey Jare,
Ein Hund überweret drey Zeune,
Ein Pferd drey Hunde,
Ein Mensch drey Pferde,
Ein Esel überlebt drey Menschen,
Ein wilde Gans überlebt drey Esel,
Ein Kra überlebt drey wilde Gens,
Ein Hirsch überlebt drey Krawen,
Ein Rab überlebt drey Hirschen,
Ein Phönix überlebt neun Raben."

Darnach ist die Normalzahl der menschlichen Lebensjahre 81.

Der Verfasser charakterisirt nun näher die Grenzen zwischen den Lebensstufen und den Uebergang von der einen zur andern nach den Ansichten, in den Sitten und Gebräuchen verschiedener Völker, jedoch vorzugsweise der deutschen. Dahin gehört die Wehrhaftmachung der Jugend, das Aufhören der Unmündigkeit, der höhere oder geringere Ansatz des Wergelds. Wir stoßen hier auf eine erstaunliche Härte altdeutscher Rechtsgebräuche und also auch des altdeutschen Charakters. Eine junge, noch kräftige Frau war hoch im Wergeld geschätzt. Wenn sie aber das vierzigste Jahr überschritten hatte, wurde sie im Wergeld herabgesetzt. Die Frauen wurden also ungefähr gleich den Kühen geschätzt, eine gute Melkkuh in ihren besten Jahren höher als eine alte

und ausgedorrte. Es läßt sich nicht leugnen, daß die deutschen Sippschaften und kleinen Völkerstämme, welche sich in der barbarischen Vorzeit ihrer Haut zu wehren hatten, den größten Werth auf Körperkraft legen mußten. Sie konnten sich, zumal auf Wanderungen, mit Krüppeln und Schwächlingen nicht beschleppen. Das erklärt und entschuldigt die altgermanische Sitte, krüppelhafte und krankhafte Kinder gleich nach der Geburt zu ertränken. Auch bleibt es immer etwas Schönes, wenn ein Volk auf gute Race hält und sich noch nicht in Schulen und Fabriken systematisch entnerven lassen will. Da sich die heutige Generation ins Extrem der Verweichlichung geworfen hat, ist sie nicht berechtigt, das andere Extrem der Verhärtung bei den Vorfahren zu tadeln. Doch verrieth die Geringschätzung des Alters bei unsern Vorfahren eine arge Rohheit der Seelen und mit Recht stellt dagegen Herr Wackernagel das glänzende Beispiel der Spartaner auf, die ihre Greise hoch ehrten. Wir haben indeß geschichtliche Zeugnisse genug, aus denen hervorgeht, daß ursprünglich den Greisen bei den alten Deutschen von Seiten der Kinder keine unnatürliche Gewalt angethan wurde, sondern daß sie freiwillig den Tod suchten als solche, die den Lebenden nichts mehr nutzen konnten und welche die heroische Kraft nicht mehr besäßen, die allein zum Daseyn berechtigt.

Wir wollen die Abhandlung des Herrn Wackernagel durch einige Beispiele ergänzen. Procopius erzählt in der gothischen Geschichte von den Herulern, daß ihre Greise und Kranken nicht hätten leben dürfen. Wenn ein hohes Alter oder eine schwierige Krankheit über sie kam, war es Sitte, daß sie ihre Verwandten selbst anflehten, sie aus dem menschlichen Elende zu befreien. Diese thürmten dann einen hohen Scheiterhaufen zusammen, legten den Alten darauf und ließen ihn von einem Heruler erstechen; doch durfte dieser nicht zur Verwandtschaft gehören, weil man Verwandtenmord für gottlos hielt. Wenn dieß geschehen war, wurde der Holzstoß schnell in Brand gesteckt und zuletzt die übrigen Gebeine der Erde anvertraut. Sidonius Apollinaris singt von den Deutschen: sie tragen keine Scheu, ein sieches Alter mit dem Schwert zu endigen. Mehrere Beispiele führt uns Saxo Grammatikus an. Als der Dänenkönig Harald Hyldetand sehr alt geworden, schien es ihm unrühmlich, sein Heldenleben auf einem Krankenbette zu beschließen. Einen glanzvollen Schlachtentod und die stolze Begleitung der Leichen aller seiner Gefährten hielt er allein für ein würdiges Ende seiner Laufbahn. Darum zog er in seinem hohen Greisenalter noch in den Krieg gegen Rhingo und traf geflissentlich vor der Schlacht solche Anstalten, daß sein Gegner die Uebermacht und den Sieg behaupten mußte. Er hätte siegen können, aber er wollte nur fallen. Ebenso that Starkather, der dänische Nestor, der mehrere Menschenalter lebte. Als er endlich der Ohnmacht des Alters unterliegen mußte, war es ihm unerträglich, durch Altersschwäche den alten Ruhm beflecken zu lassen, und ein Leben, das er zu so hohem Alter stets in Krieg und Schlachten hinaufgeführt, unrühmlich auf dem Bette zu beschließen. Den Ruhm seines Lebens durch einen noch glänzendern Ruhm seines Todes zu vergrößern, schien eines solchen Helden würdig. Darum zog er aus, einen tapfern und edlen Jüngling zu suchen, dem er einst den Vater umgebracht, und reizte diesen so lange, bis er ihm um der Blutrache willen das Haupt abschlug. So läßt auch Snorro in der Sage von Hakon dem Guten den Eigill Ullserkr ausrufen: Einst quälte mich die Furcht, daß ich während des langen Friedens als ein Greis auf meinem Bette sterben würde, da ich doch viel lieber den Tod stehend erwartet hätte in der Schlacht und im Gefolge meines Königs, und dieser Wunsch wird nun in Erfüllung gehen. Wir finden auch, daß Greise statt des Eisentodes und Verbrennens durch einen Sturz vom Felsen ins Meer sich den Tod gegeben, welches wahrscheinlich aus vorodinischen Religionsgebräuchen hin und wieder beibehalten worden ist. Denn nach der Ynglingasaga verordnete Odin den Waffentod und gab sich ihn selbst. Jener abweichenden Sitte aber gedenkt nicht nur ein fremder südländischer, sondern auch ein einheimischer nordischer Schriftsteller. Sollnus sagt: Sie beschleunigen den Tod und spotten der Langsamkeit des Hinsiechens durch einen freiwilligen Untergang. Die des Lebens überdrüssig sind, halten ein prächtiges Gastmahl und stürzen sich dann von einem bekannten Felsen ins Meer hinab. Dieß halten sie für die herrlichste Art der Bestattung. Die Gautreks- und Hrolfssage, so wie Torfäus erzählen folgendes: Gotur verirrte sich auf der Jagd in den norwegischen Gebirgen, und nachdem er lange in den waldigen Einöden umhergestreift, sah er den Rauch einer einsamen Hütte aufsteigen. Er eilte darauf zu, und ward gastfreundlich von ihren Bewohnern empfangen. Diese feierten eben ein seltsames Fest. Seit mehrern Jahrhunderten hatte hier, der übrigen Welt völlig fremd, eine einsame und fromme Familie gelebt, und wenn Vater und Mutter alt geworden waren, hatten sie ihr Gut den Kindern übergeben, und nach altdeutscher Sitte sich selbst getödtet. Unfern der Hütte war ein hoher Felsen am Meeresufer; von diesem stürzten die Alten sich ins Meer hinab, die Frau

mit dem Manne, und er hieß darum der Fels der Alten. Eben jetzt, als Gotur in ihre Hütte trat, feierten wieder Vater und Mutter das Abschiedsfest, denn am andern Morgen wollten sie auf den Felsen gehn. Skapnartunga hieß der Vater, Totra die Mutter, und sie hatten drei Söhne und drei Töchter. Allen gefiel der fremde junge Held, und Snotra, die jüngste und schönste der Töchter faßte innige Liebe für ihn. Auch er ward für sie entbrannt und die Eltern hatten die Freude, noch vor ihrem Tode dem jungen Paar ihren Segen zu geben. Nachdem sie den Abend zuvor in herzlicher Freude zugebracht, und alles zeitliche wohl besorgt hatten, stiegen sie in der Frühe des andern Tages, Vater und Mutter allein, nur von einem treuen alten Sklaven begleitet, der mit ihnen sterben und dadurch nach Walhalla gelangen wollte, auf den Felsen, und kamen niemals wieder. Schließlich verdient noch beachtet zu werden, was Krantz in seiner Vandalia berichtet, daß in der Lüneburgerhaide die Sitte der Kinder, ihre greisen Eltern zu tödten, noch bis spät in die christliche Zeit fortgedauert. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts rettete eine Gräfin von Mansfeld, die durch die Haide fuhr, einen Greis, den seine Söhne eben erschlagen wollten. Auch von einem Landeshauptmann von Schulenburg wird erzählt, daß er im Jahr 1220 unfern der Stadt Lüchow einen solchen Greis den Händen seiner Kinder entrissen habe, und das sogenannte Jammerholz bei jener Stadt soll von jener Sitte den Namen erhalten haben.

Geschichte.

Allgemeine Geschichte der neueren Zeit von Cäsar Cantu. Für d. kathol. Deutschland frei bearbeitet von Dr. M. Brühl. 15. 16. Lieferung. Schaffhausen, Hurter, 1862.

Ein sehr gutes Werk, klar, ruhig, durchaus besonnen und gemäßigt geschrieben. In den vorliegenden Heften wird die englische Revolution des 17. Jahrh. verhältnißmäßig kurz, aber gut behandelt. Dagegen erscheint uns die Charakteristik der französischen Literatur in gedachtem Jahrhundert etwas zu weitläufig. Die Punkte, auf die es ankam, hätten sich wohl prägnanter hervorheben lassen. In den Noten der Uebersetzung wird manches Wissenswerthe ergänzt, namentlich aus K. A. Menzels vortrefflicher Neueren Geschichte der Deutschen.

Hier finden wir unter anderm die interessanten Versuche, die alte und neue Kirche zu versöhnen. „Christoph Royas von Spinola, ein spanischer Franciskaner, der als Beichtvater der an den Kaiser Leopold vermählten Tochter Philipps IV. nach Deutschland gekommen war und vom Papste zum Bischof von Tina in Croatien, später vom Kaiser zum Bischof von Wienerisch-Neustadt ernannt worden, wurde durch die Nähe der traurigen Wirrnisse in Ungarn, die zumeist in dem gegenseitigen Hasse der kirchlichen Parteien ihren Quell hatten, auf den Wunsch geführt, daß dieser Quell in anderer Weise als durch Bedrückung und Verfolgung verstopft werden möchte, und zwar dadurch, daß man katholischer Seits den Protestanten Einiges nachgebe, und diese überzeuge, daß der Unterschied des Augsburgischen und des vom Trienter Concil formulirten katholischen Glaubens gar kein wesentlicher sey. Nachdem er für diese Ansicht den Kaiser Leopold gewonnen hatte, machte er mit Genehmigung desselben seit 1675, wo Kursachsen, Sachsen-Gotha, Anhalt u. A. sich besonders angelegentlich für die ungarischen Protestanten verwendet hatten, Reisen an die protestantischen Höfe im Reich, um dem Plane eines neuen Religionsfriedens, in welchen Ungarn eingeschlossen werden sollte, Eingang zu verschaffen. Nach seinen Aeußerungen sollte der Papst den Gebrauch des Kelches zugestehen, und sich über das Kirchenregiment, den Gottesdienst und die guten Werke so erklären, daß man weder der Ehre Gottes noch dem Verdienste Christi zu nahe trete, den Heiligen solche Ehre, welche geschaffenen Wesen nicht zukomme, nicht zuerkenne, und keine tyrannische Gewalt über die Gewissen ausübe (was allerdings auch nur fälschlich der katholischen Kirche imputirt worden). Die protestantischen Gemeinden sollten die ihnen erbaulich erscheinenden Gebräuche unverändert behalten: den Pfarrern sollte die Ehe, sogar die zweite, erlaubt seyn; den Fürsten ihre bischöflichen Rechte so weit verbleiben, als es nach beider Theile Ermessen und nach Beschaffenheit des Christenthums zuläßig seyn würde; an den Orten, wo man sich zur Vereinigung geneigt finden würde, sollten Geistliche von beiden Theilen abwechselnd lehren und predigen. Der eine Theil könne sich altkatholisch, der andere neukatholisch nennen, und zum Zeichen ihrer Gemeinschaft zuweilen jene bei diesen communiciren. Das tridentinische Concilium sollte mit seinen Anathemen bis auf ein künftiges allgemeines Concilium einstweilen aufgehoben und der Beurtheilung des letztern unterworfen werden. Auf diesem künftigen Concil soll-

ten die Protestanten nicht wie Angeklagte erscheinen, sondern wie Richter mitsitzen. Damit dieses geschehen könne, sollte der Papst sie durch eine eigene Bulle von dem Ketzernamen freisprechen, sie aber dagegen sich erklären, ihn nicht für den Antichrist zu halten, sondern für den obersten und ersten Patriarchen der Christenheit, dem das Primat, zwar nicht das der Gerichtsbarkeit, sondern das der Ordnung, nicht nach göttlichen, sondern nach menschlichen und kirchlichen Rechten zukomme. Auch sollte der Papst die Kirchengüter, welche die protestantischen Fürsten in Besitz genommen hatten, durch eine förmliche Cession ihnen für immer überlassen. Dieß alles und noch Mehreres sollte noch vor dem allgemeinen Concil in einer besondern Zusammenkunft abgethan und genugsame Versicherung darüber gegeben werden. Vorzügliche Theilnahme widmete diesem Unternehmen der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich von Hannover; er berief 1674 zu der in Hannover veranstalteten theologischen Conferenz auch den jüngern Calixt, Professor in Helmstädt, und als Erbe der synkretistischen Grundsätze seines Vaters der beabsichtigten Union geneigt. Auch Leibnitz, seit dem Tode des Kurfürsten von Mainz Rath und Bibliothekar des Herzogs, erklärte sich gegen Spinola bereit, seinen Absichten die Hand zu bieten. Die Conferenz mit Spinola, der als kaiserlicher Abgesandter auftrat, jedoch keine Vollmachten von Rom aufweisen konnte, nahm einen günstigen Fortgang. Leibnitz schrieb an den französischen Bischof Huet: „Er glaube erfreuliche Umstände wahrzunehmen, die in ihm die Hoffnung erregten, daß ein für die römische Kirche ehrenvoller und den andern in keiner Weise lästiger Weg der Einigung werde betreten werden können.'" Auch Molanus, der protestantische Abt von Loccum, nahm sich der Sache mit Wärme an, die indeß scheitern mußte, weil in Deutschland der berühmte Pietist Spener, in Frankreich der berühmte Bossuet sich dagegen erklärten.

Es wäre indeß wohl kaum auf diese Persönlichkeiten angekommen, wenn die Gegensätze überhaupt vereinbar gewesen wären. Wir erleben in unsern Tagen ähnliche Versuche, die griechische mit der katholischen Kirche auszusöhnen. Sie werden eben so vergeblich bleiben.

Eigentlich sollten es sich alle Christen zur dringenden Aufgabe machen, ihren gegenseitigen Haß abzulegen und sich zu verständigen, sich alle als Kinder Gottes und als Brüder einträchtig zu lieben und zu heben. Die Sühnversuche sind also unter allen Umständen gerechtfertigt. Sie sind es um so mehr, wenn noch gemeinsame Interessen christlicher Völker eine Ausgleichung wünschenswerth machen. Wie glücklich wären wir Deutschen, wenn wir nicht in Katholiken und Protestanten gespalten wären! Wie viel weiter wäre die Civilisation im Orient gediehen, wenn die Machthaber der orientalischen und occidentalischen Kirche immer einig zusammengehalten hätten!

Aber so undankbar ist der Mensch für die Gnade der Menschwerdung Gottes, daß er dem Friedegebot des Heilands nicht nachfolgt, und so verstockt ist sein Herz, daß er unter dem Gebote der Liebe das Gebot des Hasses versteht. Die Unversöhnlichkeit aber ist bedingt durch die Gemeinheit, welche sich allen Parteien anhängt und den Conservativen der Kirche den Vorwurf fauler Bequemlichkeit oder Versteinung oder unmenschlicher Tyrannei, der Fortschrittspartei aber, die sich dagegen empört, wieder den Vorwurf willkürlicher und eigensinniger Behauptungen, alles auflösender Spaltungen und endlich des gänzlichen Unglaubens zuzieht. Vorwürfe, die leider beide Theile oft genug verdient haben und weshalb jeder dem andern fortwährend hassenswürdig erscheint.

Wir sind weit davon entfernt, indem wir dieses aussprechen, in die Salbaderei laxer allgemeiner Toleranz fallen zu wollen. Es gibt nur eine Wahrheit und wo Mehrheit des Glaubens ist, da ist auch Irrthum. Allein es würde des Irrthums weniger seyn in der Welt, wenn die öffentlichen Vertreter, gleichsam die privilegirten Inhaber der Wahrheit nicht so oft herzlose Pharisäer, unwürdige Miethlinge, untreue Verwalter, Wölfe statt Hirten oder stumme Hunde, und wie sie schon in der h. Schrift weiter heißen, gewesen wären, und wenn sich an die eigentlich Bösen nicht so gar viel Mittelmäßigkeit, Unfähigkeit, Trägheit und Gemeinheit angehängt hätte. Die Kirchengewalt, als Bewahrerin der heiligen, ewig einen und alleinigen Wahrheit, soll auch immer die kluge Jungfrau seyn, die da wacht, und nicht die thörichte, die da einschläft und sich versäumt. Das ist das Schwerste in der Welt, mit der Macht auch immer die Tugend zu vereinigen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 13. 14. Februar 1863.

Philosophie.

Charakteristik der philosophischen Systeme seit Kant. Vorträge von Dr. A. Drechsler. Dresden, Kuntze, 1863.

Herr Drechsler hat sich durch populäre Vorträge schon manches Verdienst erworben. Hier charakterisirt er in kurzen und klaren Skizzen die wichtigsten Systeme der modernen Philosophie.

Als der große Philosoph Kant in Königsberg auftrat, war die moderne Bildung bereits so alles Christenthums entleert, daß er durchaus keinen Anstoß gab, sondern nur Bewunderung erndtete, indem er den Menschen allein studirte, im Menschen die freie Selbstbestimmung entdeckte, den Menschen vor sich selbst Achtung lehrte und erst aus gewissen Eigenschaften und Tendenzen des Menschen die Möglichkeit eines höchsten Gutes und eines höchsten Wesens ableitete. In seinem System bildet der Mensch allein das A und das O, und es würde von Gott gar nicht die Rede seyn können, wenn nicht im Menschen etwas von einem Streben nach dem höchsten Gute vorgefunden würde, wenn der erhabene Mensch auf dem Thron der Erde nicht die Hand ausstreckte und ausriefe: Begriff des höchsten Gutes und demnach vielleicht auch des höchsten Wesens, du bist zum Handkuß gnädig zugelassen!

Das ist in der That die kantische Bescheidenheit. Seine Philosophie „setzt das höchste Gut wenn auch nicht als Bestimmungsgrund, so doch als Gegenstand des Willens und findet dasselbe in der Vereinigung der Tugend und Glückseligkeit. Ist nun die Glückseligkeit das Bewußtseyn des Besitzes der Tugend? Oder ist die Tugend der vernünftige Gebrauch der Mittel zur Erlangung der Glückseligkeit? Weder die eine, noch die andere dieser beiden Annahmen ist zulässig; es findet weder eine nothwendige Verbindung, noch ein nothwendiges Abhängigkeitsverhältniß zwischen Tugend und Glückseligkeit in Wirklichkeit statt; weder analytisch noch synthetisch sind Tugend und Glückseligkeit, für uns, die wir und so lange als wir in der Sinnenwelt leben, in vollständiger und steiger Vereinigung vorhanden. Da nun das Streben nach dem höchsten Gute gleichwohl sich uns unabweislich aufdringt und dasselbe auf Erden nicht zu realisiren ist: so sehen wir uns genöthigt, anzunehmen, daß zur allmäligen Erreichung des Zieles, oder zur unendlichen Annäherung an dasselbe eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode stattfinde, und daß Gott als Urheber der Welten und ihrer Gesetze existire, welcher die völlige Uebereinstimmung von Sittlichkeit und Glückseligkeit verwirkliche." Also bloß wegen unseres Bedürfnisses, wegen unseres Wunsches ist so etwas, wie Gott, möglich und wahrscheinlich.

Nach der kantischen Philosophie kam die fichtesche auf, die man aus Anlaß der großen Fichtefeier neuerdings wieder sehr gepriesen hat. Fichte war ein energischer Geist, strenger Moralist, trefflicher Patriot und verdient dafür Achtung. Mitten im äußersten Unglauben der Zeit hielt er wenigstens noch den altgermanischen Begriff der National-Moral, des Tugendgebotes fest. Aber diese Tugend sollte, wie in der antiken Stoa, im Mannesstolz allein wurzeln, eines Gottes und seiner Gebote bedurfte es dabei nicht. Fichte spann sich ganz und gar in das „Ich" ein.

Herr Drechsler sagt: „Fichte wollte den persönlichen Menschengeist durch allmälig vergrößerte Entfernung seiner Schranken zur allgemeinen Vernunft erweitern: Schelling ging von dem aus, wo Fichte anlangen wollte: er begann mit einer allgemeinen Natur-Vernunft und suchte von der allgemeinen objektiven Idee eines blind wirkenden Absoluten durch Einsetzung von Schranken

und allmälige Verengung ihrer Abgrenzungen allmälig zum Selbstbewußtseyn im ‚Ich‘ zu gelangen. Die Herrschaft der objektiven Idee bei dieser Auffassung der Natur veranlaßte es, daß dieses System ‚objektiver Idealismus‘ genannt wurde. Es erhielt dasselbe aber außerdem noch die Namen: Naturphilosophie und Identitätsphilosophie, und zwar jenen, weil es nach dem innersten Wesen und Grund der Natur forschte, diesen, weil es alle Gegensätze in einem gleichsam neutralen Indifferenzpunkt zu identificiren strebte. — Unbefriedigt durch das unvermittelte Nebeneinanderbestehen von Transcendentalphilosophie und Naturphilosophie, erfaßte er den spinozistischen Gedanken von einer Substanz mit den Attributen der Ausdehnung und des Denkens. Die unvermeidliche Unbestimmtheit dieser einen Substanz ihrem eigentlichen Wesen nach führte ihn durch bildliche Versinnlichung derselben zum neoplatonischen Symbolisiren. Hierdurch kam er allmälig zur theosophischen Anschauung, auf den Standpunkt Jakob Böhmes. Das All ist ihm die Entzweiung des ursprünglich indifferenten Seyns Gottes, welcher in dieser Entzweiung den Grund seines thätigen Lebens hat, um aus dieser Entzweiung durch die Bejahung seiner selbst im Andern zur erschauten Identität mit sich selbst sich zu versöhnen.“

Der sich selbst bejahende und wieder verneinende und in der Identität sich selbst versöhnende Gott macht ganz den Eindruck, wie ein optisches Experiment und wenn ein sterblicher Mensch so mit der höchsten Gottheit experimentiren zu können meint, ist es mehr als lächerlich, nämlich sündhaft. Im bloßen Begriff der Selbstverneinung liegt etwas der Gottheit absolut Unwürdiges. Die Vorstellung eines Wiederzusammenflickens des Gottes, der sich selbst von einander geschnitten hat, ist nun vollends kindisch.

Am weitesten ging der philosophische Hoffahrtswahnsinn in Hegel. Hier wird das (beschränkte menschliche) Denken über das Seyn (der allgemeinen großen, wirklichen Welt) völlig Meister, der Schatten über den Körper, der Reflex über die Sonne. „Die Wissenschaft der Logik Hegels weist dem Denken einen höheren Standpunkt an als den eines bloßen Analogons des Seyns; das Denken erhält in dieser Logik schaffende Gewalt. Da logische Denken erhält die Bedeutung des Erfassens der Objekte im Begriff, und aus dem Begriff soll die Wirklichkeit sich entfalten. Das Umschlagen vom ‚Begriff‘ in ‚reales Seyn‘, welches eine Brücke bilden soll zwischen Denken und Seyn, diese Vorstellung läßt sich aber im Bewußtseyn zu keiner klaren Anschauung bringen. — Es findet der philosophirende Geist des Menschen in der Methode der Hegel'schen Philosophie nur Kunst, nicht Natur, und in den Ergebnissen derselben keine Genüge für seine Anforderungen an sich selbst. Das religiöse Bewußtseyn des Menschen, welches zwar zeitweilig umflort, aber nicht vernichtet werden kann, findet in der Hegelschen Philosophie keine Befriedigung. Der Mensch sucht Gott, und zwar Gott als das Wesen, zu welchem er sich im Gebet wenden kann, auf einen solchen Gott weist die Hegelsche Philosophie nicht hin. Der Pantheismus der Hegelschen Philosophie kann nur momentan bestehen; er muß, da er sich selbst nicht als Pantheismus erklärt, und als solcher selbständig auftritt, sondern vorgibt, die christliche Trinitätslehre in sich aufgenommen und fortgeführt zu haben, er muß mit sich selbst zerfallen und zum Atheismus oder transcendentalen Idealismus übergehen. — Die Hegelsche Schule trennte sich auch bald und deutete die Grundlehren nach verschiedenen Richtungen hin. Die äußerste Rechte, die sogenannten Pseudo-Hegelianer, ließen den Begriff des absoluten Geistes nicht im Selbstbewußtseyn Gottes im Menschen aufgehen, sondern setzten außer demselben das Wesen Gottes als transcendent, als absolutes, unmittelbar sich selbst wissendes Subjekt, neben dem im Menschengeiste zu Stande gekommenen Gottesbewußtseyn. Die Jung-Hegelianer stellten sich diesen ‚Glaubens-Philosophen‘ direct gegenüber; sie fanden das Absolute nicht in dem sich selbst erkennenden Geiste, sondern unterordneten denselben der allgemeinen Substanz, wodurch sie nothwendig dem Atheismus verfielen. Die Alt-Hegelianer suchten zwischen diesen beiden Extremen den Standpunkt Hegels unverändert einzunehmen; sie faßten das Absolute in folgender Entwickelung auf: der Mensch denkt das Absolute, und indem er das Absolute denkt, erkennt er, daß nicht er als Person, sondern daß in seinem Denken sich selbst das Absolute denkt. Der absolute Geist, oder Gott, ist nun aber nicht das in jedem einzelnen Menschen zu Stande kommende Selbstbewußtseyn Gottes, sondern diese einzelnen Selbstbewußtseynsprocesse machen erst in ihrer Totalität das Wesen des absoluten Geistes aus.“

Das ist die berüchtigte Selbstvergötterungslehre, das Wahnsinnigste, was die Philosophie jemals ausgeheckt hat.

Noch nach Hegel hat Schelling, der ihn überlebte, die Wahrheit tiefer zu ergründen gemeint, aber von Gott doch keinen würdigeren Begriff zu erzeugen gewußt. Schelling geht davon aus, die Natur könne weder geistlos, noch der höchste Geist körperlos gewesen seyn. Das führt ihn nun zu Behauptungen, die entschieden pantheistisch sind. Er erkennt nämlich in

Gott, sofern man ihn bloß geistig und unendlich denkt, die Verneinung alles Wirklichen. Soll er wirklich werden, so muß er auch endlich werden. „Die jetzt angenommene Lehre von Gott ist, daß er ohne allen Anfang sey. Dagegen die Schrift: Gott sey der Anfang und das Ende. Ein in jedem Betracht anfangloses Wesen müßten wir uns als die ewige Unbeweglichkeit, die reinste Wirkungslosigkeit denken. Denn kein Wirken ist ohne einen Punkt, von dem es aus- und nach dem es hingeht. Ein Wirken, das weder etwas Festes hätte, auf das es sich gründete, noch ein bestimmtes Ziel und Ende, das es begehrte, wäre ein völlig unbestimmtes, kein wirkliches und als solches unterscheidbares Wirken. Es läßt sich also wohl ein nicht wirkliches, nimmer aber ein wirkliches Ewiges ohne Anfang denken.“ (Schellings Werke VIII, 225.)

Weiter sagt Schelling: „Wäre die Gottheit ewig wirklich (in dem hinlänglich bestimmten Sinn für äußerlich offenbar), so wäre sie nicht die Macht sich zu verwirklichen. Da sie aber doch nur aus ihrer freien Ewigkeit heraus sich verwirklichen kann, so muß, damit diese frei und unangetastet bleibe, zwischen der freien Ewigkeit und der That der Verwirklichung etwas seyn, das diese von jener scheidet. Dieses Etwas kann nur Zeit seyn, aber nicht Zeit in der Ewigkeit selbst, sondern ihr coexistirende Zeit. Diese Zeit außer der Ewigkeit ist jene Bewegung der ewigen Natur, da sie vom Untersten aufsteigend immer ins Höchste gelangt, und von diesem aufs neue zurückgeht, um wieder aufzusteigen. Nur an dieser Bewegung erkennt sie sich selbst als Ewigkeit; an diesem Uhrwerk zählt und mißt die Gottheit — nicht die eigene Ewigkeit (denn diese ist immer ganz, vollkommen, untheilbar, über alle Zeit und in der Folge aller Zeiten nicht ewiger als auch im Augenblick), sondern nur die Momente der beständigen Wiederholung ihrer Ewigkeit, d. h. der Zeit selbst, welche, wie schon Pindaros sagt, nur das Scheinbild der Ewigkeit. Denn die Ewigkeit muß gedacht werden, nicht als jenen Momenten der Zeit zusammengenommen, sondern als jedem einzelnen coexistirend, so daß sie in jedem einzelnen wieder nur Sich (die ganze unmeßliche) sieht. Es ist eine Frage, die so natürlich ist, daß schon die Kindheit sie aufwirft: was denn Gott beschäftiget, ehe er die Welt erschaffen; aber genau zugesehen, vergehen alle Gedanken bei dem, wenn die Schöpfung freie That seyn sollte, doch nothwendigen Begriff einer Dauer jenes unausgesprochenen Zustandes; da Ewigkeit in sich oder an sich keine, nur die Zeit gegen sie eine Dauer hat, so schwindet jene Ewigkeit vor der Welt unmittelbar zu Nichts, oder, was ebenso viel ist, zu einem bloßen Moment zusammen. Die Lehrer helfen sich gewöhnlich damit, dieser Frage aus dem Weg zu gehen. Aber eben das Unbeantwortetlassen solcher Fragen, die, wie gesagt, schon dem Kind auffallen, ist die Ursache des allgemeinen Unglaubens. Kennten sie die Schrift, sie würden wohl Antwort finden, da diese berichtet, in welch traulicher Nähe schon in jenen Urzeiten die Weisheit um und bei Gott gewesen, als sein Liebling selbst in dem süßesten Wonnegefühl sich befunden, aber auch ihm Ursache von Freude wurde, da er durch sie in jener Zeit die ganze künftige Geschichte, das große Bild der Welt und aller Ereignisse in Natur und Geisterreich voraus erblickte. Jene Entschließung Gottes, sein höchstes Selbst nach Zeiten zu offenbaren, kam aus der lautersten Freiheit.“ (306.)

Also gibt es nach Schelling keinen ewigen, über allem Zeitlichen und Irdischen erhabenen, von demselben getrennten, dasselbe nur schaffenden und regierenden Gott, wie wir Christen glauben, sondern Gott selber wird zum Zeitlichen und Irdischen und kann deßfalls auch nicht der ewig gleiche und unveränderliche seyn, sondern muß Entwicklungsstufen durchmachen. Schelling läßt jenen seinen Gott vor der Schöpfung, d. h. vor seiner eigenen Verwirklichung ganz so wie die Inder ihren Brahma mit der Maja spielen. Unter Benutzung des 8. Capitels der Sprüche Salomonis läßt Schelling die Weisheit vor der Schöpfung mit Gott wie mit einem neugierigen Kinde spielen, d. h. Gott spielt mit sich selbst. „Jene spielende Lust im ursprünglichen Leben Gottes, sagt Schelling, haben die Morgenländer wohl erkannt, welche sie die Weisheit nennen. Ueberflüssig wäre zu erinnern, daß unter der Weisheit jene allgemeine Seele verstanden wird, die der Natur und der Geisterwelt einwohnend und wieder über beiden schwebend die leitende Kette der allgemeinen Empfindlichkeit zwischen dem Obersten und Untersten ist. In so früher Zeit also spielte diese wie in einem Jugendtraum goldener Zukunft dem Höchsten vor, was einst seyn würde. Doch wie die Zeiten der Unschuld nicht bleiben, wie Spiele der Kindheit, in denen das künftige Leben sich vorbildet, vergänglich sind, so konnte auch jener selige Göttertraum nicht dauern. Alles bloß keimliche Leben ist an sich selbst voll Sehnsucht und verlangt aus der stummen wirkungslosen Einheit in die ausgesprochene wirkende erhoben zu werden. So sehnsüchtig sehen wir die ganze Natur, so inbrünstig saugt die Erde Himmelskraft an sich, so strebt das Samenkorn nach Licht und Luft, um sich einen Geist zu ersehen, so wiegt sich die Blume im Sonnenstrahl, um ihn als feurigen Geist, als Farbe widerzustrahlen. Eben also jenes spielende

Leben, und je höher es sich entfaltet, desto inniger ruft es das Unsichtbare an, daß es sich seiner annehme, sich anziehe und erkenne als sein eigen, und die an der Kette der Wesen wie in einer Tonleiter auf- und absteigende Weisheit klagt verlassen das Loos ihrer Geschöpfe, und daß die Kinder ihrer Lust nicht bleiben, sondern in immerwährendem Ringen sind und im Ringen wieder vergehen.“ (VIII, 297.)

Da nun weiter, um wirklich zu werden, die Einheit in Zweiheit auseinander treten muß, die Zweiheit aber eo ipso Widerspruch ist, so entsteht die Welt aus dem Widerspruch Gottes mit sich selbst. „Wir begreifen, daß die erste Existenz der Widerspruch selber ist, und umgekehrt nur in Widerspruch die erste Wirklichkeit bestehen kann, von dem einige sagen, daß er nun und nimmer wirklich seyn könne. Alles Leben muß durchs Feuer des Widerspruchs gehen; Widerspruch ist des Lebens Triebwerk und Innerstes. Davon kommts, daß, wie ein altes Buch sagt, alles Thun unter der Sonne so voll Mühe ist und alles sich in Arbeit verzehrt und doch nicht müde wird, und alle Kräfte unaufhörlich gegen einander ringen. Wäre nur Einheit und alles im Frieden, dann fürwahr würde sich nichts rühren wollen und alles in Verdrossenheit versinken, da es jetzt eifrig hervor strebt, um aus der Unruhe in die Ruhe zu gelangen. Der Widerspruch, den wir hier begriffen, ist der Quellbronn des ewigen Lebens; die Construktion dieses Widerspruchs die höchste Aufgabe der Wissenschaft. — Es ist vergebliches Bemühen, aus friedlicher Ineinsbildung verschiedener Kräfte die Mannigfaltigkeit in der Natur zu erklären. Alles, was wird, kann nur im Unmuth werden, und wie Angst die Grundempfindung jedes lebenden Geschöpfs, so ist alles was lebt nur im heftigen Streit empfangen und geboren. Wer möchte glauben, daß die Natur so vielerlei wunderliche Produkte in dieser schrecklichen äußern Verwirrung und chaotischen innern Mischung, da nicht leicht eines für sich, sondern durchdrungen und durchwachsen von andern angetroffen wird, in Ruhe und Frieden oder anders als im heftigsten Widerwillen der Kräfte habe erschaffen können? Sind nicht die meisten Produkte der unorganischen Natur offenbar Kinder der Angst, des Schreckens, ja der Verzweiflung? Und so sehen wir auch in dem einzigen Falle, der uns gewissermaßen verstattet ist, Zeugen einer ursprünglichen Erschaffung zu seyn, daß die erste Grundlage des künftigen Menschen nur in tödtlichem Streit, schrecklichem Unmuth und oft bis zur Verzweiflung gehender Angst ausgebildet wird. Wenn nun dieses im Einzelnen und Kleinen geschieht, sollte es im Großen, bei Hervorbringung der ersten Theile des Weltsystems, anders seyn?“ (VIII, 321.)

Hierin streift Schelling so ziemlich an den Schrak des Jakob Böhme an. Allein es widerstrebt, was von Schrecken und Angst im Geschaffenen vorkommt, in einen Zwiespalt im Schöpfer selbst zurück zu verlegen. Es ziemt dem Denker, jenem Schrecklichen in der Natur die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, wie dem sittlich Bösen, worüber die moderne Philosophie nur zu gern hinweg eilt. Aber die Ehrfurcht vor dem Allmächtigen verbietet das Angstprincip in die allerheiligste Dreieinigkeit selbst zu verlegen. Oder war es wenigstens in Zeiten des tiefsten Verfalls, als die Griechen anfingen, ihren Zeus auf der Bühne in Kindesnöthen darzustellen, wie er aus seinem Kopfe die Pallas Athene gebiert.

Das erste Postulat menschlicher Vernunft ist, daß Gott, welcher das Ganze geschaffen hat, von dem wir nur ein kleiner Theil sind, von unsern beschränkten Erkenntnißvermögen und Schlußfolgerungen nicht seinem ganzen Wesen nach begriffen zu werden vermag. Die erste Schlußfolgerung, zu der unser Denken gelangen kann, ist die, daß dem beschränkten Menschengeiste die göttliche Weisheit entweder ganz unzugänglich bleibt, oder ihr nur durch Offenbarung von oben vermittelt wird. Der Umfang dessen, wovon wir mathematische Gewißheit erlangen können, bleibt immer beschränkt, und über diese Schranken hinaus kann auch der größte philosophische Scharfsinn nichts Gewisses mehr entdecken, sondern tappt nur mit Vermuthungen und Phantasien im Nebel herum. Gegen die Vermuthung, Gott leide mit der Natur und sey einem Entwicklungsgang unterworfen, spricht das erste Postulat, welches gegenüber allen beschränkten Wesen ein unbeschränktes voraussetzt. Auch sträubt sich dagegen alles im Menschen, was eine Ahnung von der Unmöglichkeit hat, daß die Welt einer höchsten Autorität, daß ihre Leitung einer ewig sich gleichen Allmacht und Weisheit entbehren kann. Zuletzt verlangt der gute Geschmack, daß der sterbliche Mensch, wenn er auch zu hohen akademischen Ehren, Titeln und Orden gelangt, sich doch niemals einbilden soll, er könne die Gottheit in ihren Kindesnöthen belauschen.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, **N° 14.** 18. Februar 1863.

Culturgeschichte.

Cäsarius von Heisterbach. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Von Dr. Alex. Kaufmann, fürstl. Löwensteinischem Archivrath. Zweite Auflage. Cöln, Heberle, 1862.

Cäsarius von Heisterbach ist ein höchst interessanter, liebenswürdiger, kindlich frommer, angenehm unterhaltender und für die Culturgeschichte wichtiger Schriftsteller. Indessen ist doch der Herausgeber in seiner Begeisterung für denselben ein wenig zu weit gegangen und hat nicht genug hervorgehoben, daß denn doch auch viele alberne Sachen bei ihm vorkommen und daß viele seiner Legenden die heilige Einfachheit und den tiefen Ernst der älteren christlichen Legende vermissen lassen. Er bezeichnet den Uebergang in einen Geschmack, der sehr viel schuld ist an der Mißachtung der alten Kirche seit der Reformation, ja schon früher in den romanischen Landen seit dem Beginn der Renaissance. Es war wohl alles natürlich, ein kindlich frommer Priester mit lebhafter Einbildungskraft unter den lustigen und mutterwitzigen Kölnern konnte nicht anders schreiben. Aber diese Mischung der christlichen Legende nicht nur mit heidnischem Aberglauben, sondern auch mit eigentlichen Schwänken kommt dem Ernste nicht zu gute, der sich um die Legende lagern soll und um die ältere rheinische Legende mit heiligem Schauer schwebt.

Nachdem der Verfasser die Person und das Leben des Cäsarius geschildert hat, geht er zu einer sehr anziehenden Darstellung der Stadt Köln und ihrer Sitten im 12. und 13. Jahrhundert über. Die Kölner trieben damals großen Handel und Industrie, waren sehr reich und genossen das Leben. Berühmt ist der festliche Empfang Kaiser Friedrichs II. mit seiner englischen Braut in Köln. „Tausende von Jünglingen und Männern, in festliche Trachten gekleidet, mit Blumen und anderem Schmuckwerk verziert, waren der Fürstin, die als Engländerin gewiß doppelt willkommen war, entgegengezogen und führten auf prächtigen Rossen Ritterspiele auf; herrliche Schiffe, von Thieren gezogen, welche unter rings übergehängten seidenen Decken verborgen waren, fuhren auf trockenem Lande; in den Schiffen aber saßen Geistliche, welche unter Orgelbegleitung liebliche Gesänge ertönen ließen. Diese Gesänge mögen uns daran erinnern, daß das mittelalterliche Köln durch den Begründer des Mensuralgesanges, Franko, auch seine Bedeutung für Fortentwickelung der Musik besaß."

Cäsarius verhehlt nicht, wie ausgelassen die Sitten in Köln waren. „Er sah den späteren heisterbacher Mönch Theobald vor dessen Conversion nackt durch die Straßen der Stadt laufen; Trunksucht — der h. Hieronymus wirft sie schon den alten Agrippinensern vor — und Spielwuth waren verbreitete Laster. Ein junger Kölner verwürfelte alles bis auf seine Kleider und erhängte sich dann; in Heisterbach erschien ein junger Canonicus, der gleichfalls seine Kleider verspielt hatte. — Der noch heute so berühmte Humor der Kölner scheint bereits zu jener Zeit seine neckischen Flügel geschwungen und sich mit besonderer Vorliebe die Stadtoriginale zum Gegenstande gemüthlicher Neckerei oder beißenden Spottes gewählt zu haben. Cäsarius, der ernste, fromme Mönch, erzählt städtische Anecdoten und Schwänke, wenn er auch schließlich etwas Erbauliches anknüpft, doch nicht ohne Humor und Heiterkeit, die aber den ernsten Mann um so liebenswürdiger kleidet. Welche ergötzliche Züge enthält sein Buch über die simplicitas, und gerade darin sind viele Züge dem kölnischen Stadtleben entnommen. Der eben erwähnte Theobald scheint ein förmlicher Spaßmacher gewesen zu seyn, welcher auf öffentlichen Plätzen und Straßen zum Er-

götzen der Leute sein scurriles Wesen trieb. Ein Stadtoriginal vom reinsten Wasser begegnet uns in dem Canonicus Werinbold, einem jener Pfründebesitzer, welche ihre Stellung bloß dem Ansehen und Reichthum ihrer Familien verdankten. Er soll so beschränkt gewesen seyn, daß er nicht einmal zählen konnte: ‚Als er nun einst in seiner Küche einen Vorrath Schinken hängen hatte, ging er hin und zählte sie in folgender Weise: ‚Schinken und Paar! Schinken und Paar!‘ u. s. w. u. s. w. Seine Dienstleute stahlen einen der Schinken und als ihr Herr wieder einmal die übrigen zählte, rief er zornig aus: ‚Einer meiner Schinken fehlt; sie sind unpaar!‘ Bei der nächsten Zählung waren sie jedoch wieder paar, weil die Spitzbuben auch den anderen Schinken geholt hatten. Ein anderes Mal erschien derselbe Werinbold in höchster Bestürzung vor dem Dechant von St. Gereon: ‚Guter Herr,‘ rief dieser, ‚was fehlt Euch? Warum gebaret Ihr so?‘ — ‚Weil ich den Verlust für unsere Kirche nicht länger ansehen kann.‘ — ‚Welchen Verlust?‘ — ‚Ich war in unserem Kornhaus und habe da eine Menge Katzen gesehen, die gewiß alles Getreide auffressen werden.‘“

„Das Beispiel der Stiftsherren vergiftete auch die Sitten der Pfarrgeistlichkeit: Ein Priester Arnold in der Remigiuspfarre besitzt eine schöne Tochter, welche er propter iuvenes et maxime canonicos Bonnenses aufs Aeußerste hütet; leider aber fällt sie trotz aller Vorsicht einem bösen Geiste in die Hände. Dial. III. 8; ein Vicarius Peter erhängt sich, worauf seine Concubine Adelheid sich in ein Kloster zurückzieht. Dial. III. 13; der Pfarrer von Dietkirchen wird als weltlich gesinnter Mann von schlüpfrigstem Lebenswandel bezeichnet, der die Kranken, weil er sich nicht vom Würfelspiele trennen konnte, ohne Wegzehrung sterben ließ. Dial. V. 8. Die Schilderung, welche Absalon, der treffliche Abt, der in Springirsbach die Zucht erneuerte, vom Treiben mancher damals lebenden Geistlichen entwirft, läßt sich mit vollem Recht auf den damaligen bonner Clerus anwenden: ‚Priester durch ihre Schätze, Krieger nach ihrer Tracht, sieht man vor Gericht, als im Chor; sie singen öfter Lieder, als sie ihre Sünden beweinen; dem Samaritaner überlassen sie das Heil der Seelen, das Vergnügen behalten sie für sich. Das Eigenthum der Kirchen, das sie um der Armen, der Wittwen und Verwaisten willen besitzen, wird nicht mehr von den Dürftigen verzehrt, sondern von Hunden und Falken, von Schlemmern und Gauklern; zu dem Erbe Christi werden nicht nur Söhne und Töchter, sondern auch Genossinnen des Lagers zugelassen. Vom Almosen der Armen kaufen sie vergoldete Zügel, glänzende Sporen, gemalte Sessel, auf denen die Bilder schöner Jungfrauen zur Wollust reizen, bunte Gewänder u. A.‘“

Auch kleine Schwänke erzählt Cäsarius häufig, z. B.: „Die von den Juden in Worms, welche der Geburt des Messias entgegensehen und ein herrliches Wochenzimmer rüsten, in welchem aber statt des Ersehnten ein Mägdelein zum Vorschein kommt. Dial. II. 25; von der Frau von Wied (Weida), die im Putz durch den Koth wandert, weil ihr Mann es ihr, als sie sich einmal über Mutter Eva lustig gemacht, der Probe halber verboten hat.“

Unter anderem erzählt Cäsarius auch einen höchst schauderhaften Fall aus der Ketzergeschichte Kölns. „Um jene Zeit (unter Erzbischof Rainald) ergriff man in Köln mehrere Häretiker. Nachdem die Gelehrten sie erforscht und überführt, wurden sie durch das weltliche Gericht verurtheilt. Als man sie nun, nachdem das Urtheil gefällt worden, zum Feuer brachte, bat Einer von ihnen, Arnold mit Namen, welchen die Uebrigen ihren Meister nannten, um Brod und ein Becken voll Wasser. Da einige ihm diesen Wunsch gewähren wollten, riethen sachverständige Männer ab, indem der Teufel leicht etwas geschehen lasse, was für Schwache Aergerniß und Verderben bereiten könne. Wie ich nach dem Ausspruch eines anderen Ketzers, der vor drei Jahren durch den König von Spanien ergriffen und verbrannt worden, schließen kann, wollte der Meister eine gotteslästerliche Communion bereiten, den Seinigen eine Wegzehrung für die ewige Verdammniß. Die Ketzer wurden also aus der Stadt geführt und beim Judenkirchhof dem Feuer übergeben. Als sie schon heftig glühten, sahen und hörten viele, wie Arnold den halbverbrannten Häuptern seiner Schüler die Hände auflegte und sprach: ‚Seyd fest in euerem Glauben, heute noch werdet ihr bei Laurentius seyn!‘ Unter ihnen war eine schöne, aber gleichfalls der Häresie ergebene Jungfrau; da viele sie bemitleideten, nahm man sie aus dem Feuer und versprach ihr, man wolle sie verheirathen oder in ein Kloster bringen, falls sie sich noch bekehre; sie aber sprach zu denen, welche sie hielten: ‚Sagt mir, wo liegt jener Verführer?‘ Als man ihr darauf den Meister Arnold gezeigt, entwand sie sich den Armen jener, stürzte, das Gesicht mit ihrem Gewande deckend, über den Leichnam des Getödteten und stieg mit ihm in die Hölle.‘

Dieser Arnold ist wahrscheinlich derselbe, nach welchem sich die deutschen Ketzer nannten, deren auch Berthold von Regensburg in seinen Predigten gedenkt.

Der Herausgeber, der früher schöne Mainsagen gesammelt hat, hebt aus dem Buche des Cäsarius ins-

besondere das hervor, was sich darin auf alten heidnischen Aberglauben und heidnische Sagen bezieht. Unter seinen Dämonen sind sehr häufig nur ältere Elben, Riesen und Götter gemeint.

Im Anhange ist ein langes Fragment aus einem erst kürzlich wieder aufgefundenen Buche des Cäsarius abgedruckt. „Es ist jedoch dieses Fragment keine nachträgliche dreizehnte Distinction des Dialogus, sondern die erste Hälfte des ersten Buchs der VIII libri miraculorum, welche Cäsarius bald nach Abfassung jenes größeren, so beifällig aufgenommenen Werkes niederschrieb und deren er in der Epistola catalogica mit folgenden Worten gedenkt: Item scripsi volumen, diversarum visionum seu miraculorum libros VIII. Huius prologus sic incipit: Qui infirmus est, olus manducet — also der Anfang unseres Fragments. Von einer eigentlichen Fortsetzung des Dialogus oder einem Nachtrag dazu ist dagegen in der Epistola nirgendwo die Rede. Der Abschreiber in Maximin scheint die letztere nicht gekannt zu haben und gerieth dadurch auf den Gedanken, unser Fragment sey nur ein Anhang zum Dialogus und keine selbständige, dem Inhalt nach verwandte, aber der Form nach völlig verschiedene Arbeit gewesen. Außer jener sehr bestimmten Angabe der Epistola catalogica würde diesem Gedanken sowohl das Aufgeben der dialogischen Form, als auch der Umstand widersprechen, daß die systematisch durchdachte Anordnung des Dialogus kaum die Beifügung eines dreizehnten Buches zugelassen hätte."

Philosophie.

Charakteristik der philosophischen Systeme seit Kant. Vorträge von Dr. A. Drechsler. Dresden, Kuntze, 1863.

(Schluß.)

Die moderne Philosophie ist auf vieles zurückgekommen, was schon in der vorchristlichen, griechischen, indischen rc. Philosophie enthalten war. Aber der Vergleich fällt zu ihrem Nachtheil aus. Denn jene Heiden suchten erst die Wahrheit, die ihnen noch nicht offenbart war. Ihre Augen waren noch blind, aber ihre Herzen ehrlich. Ganz anders verhält es sich mit der modernen Philosophie, welche, nachdem ihr die Wahrheit offenbart ist, dieselbe nicht sehen will und ihr den Rücken kehrt. Hier ist der Forschungstrieb nicht mehr unschuldig.

Die ganze moderne Philosophie ist ein bewußter Abfall von der geoffenbarten Wahrheit, ein Ignoriren derselben oder ein Kampf gegen dieselbe, ein geheimer oder offener Krieg gegen Gott. Die Sünde begann damit, daß man die einfache Wahrheit nur scheinbar unbefangen, ja zur Ehre Gottes selbst, in dialektische Floskeln brachte. Die Scholastik des Mittelalters rühmte sich noch der reinsten Orthodoxie, indem sie nur mittelst dialektischer Formen logische Beweise für dieselbe Wahrheit vorbrachte, die in der h. Schrift und in den Dogmen der Kirche enthalten war. Dann ging man einen Schritt weiter und machte die logische Beweisführung zu einem unerläßlichen Erforderniß. Sobald einmal der Schulgeist sich neben den Kirchengeist gesetzt hatte und die großen Virtuosen der Dialektik in den Klosterschulen und auf den ältesten Universitäten die Jugend zur Bewunderung und Nachahmung hinrissen, begann man mehr Werth auf die Kunst des Beweisens zu legen, als auf das Bewiesene selbst. Nun konnte man wieder einen Schritt weiter gehen und mittelst der dialektischen Kunst die geoffenbarte Wahrheit, ohne sie noch zu leugnen, doch so künstlich deuten und verdrehen, daß häretische Meinungen daraus hervorgingen. Endlich kam man so weit, überhaupt in Frage zu stellen, ob sich der menschliche Verstand nach den Dogmen zu richten habe, und ob nicht in Zweifelsfällen der Irrthum in den Dogmen zu suchen sey. Auf diesem Standpunkt befanden sich alle häretischen Denker, bis die Reformation eintrat, deren mächtige Partei die Autorität eines großen Theils der nur traditionellen Dogmen verwarf, jedoch immer noch an der h. Schrift festhielt. Wie aber die Partei der Reformation das Traditionelle als Menschensatzung, als nicht geoffenbarte Wahrheit verworfen hatte, so kam wieder eine neue Partei auf, die auch die h. Schrift selbst nur für Menschenwerk und ihre Gebote als Menschensatzung verwarf, oder wenigstens nichts mehr in derselben anerkannte, was der menschliche Verstand nicht begriff, oder was demselben nicht nothwendig schien.

Im vorigen Jahrhundert befand sich, was man die gebildete Welt nennt, ziemlich allgemein auf dem Standpunkte, in der menschlichen Denkkraft allein das höchste Kriterium zu suchen und darnach über alle herkömmlichen Autoritäten, auch die göttliche, den Stab zu brechen. Wer noch an die geoffenbarte Wahrheit glaubte, wurde nur noch für einen herrschsüchtigen Pfaffen und Heuchler, oder für einen Dummkopf angesehen. Die Philosophen, die sich mit der weitern Ausbildung und

Verfeinerung des menschlichen Denkens beschäftigten, erlangten ein viel höheres Ansehen, als die Priester aller bestehenden Kirchen, die noch den Schatz der geoffenbarten Wahrheit hüteten, oder wenigstens hüten sollten. Innerhalb der gebildeten Welt wurde nicht mehr bestritten, daß die Philosophie an jene alte s.-g. geoffenbarte Wahrheit nicht mehr gebunden sey, daß sie ganz auf eigenen Füßen stehe, daß sie die Wahrheit, welche sie suche, auch zu finden fähig sey, und man setzte sogar voraus, daß diese neue philosophische Wahrheit mehr werth sey und viel höher stehe, als die alte Offenbarung, die wohl ungebildeten Völkern habe genügen können, den gebildeten aber schon lange nicht mehr genüge.

Von diesem neu gewonnenen Rechtsboden aus machte nun die moderne Philosophie ihre Demonstrationen und Operationen, welche alle darauf hinausliefen, den Gott der h. Schrift und der Kirche nicht mehr anzuerkennen, seine Anbetung aufhören zu machen. Jedes der auf einander folgenden, im Gebiet der Philosophie zur Herrschaft gelangenden Systeme glich einer neu angelegten Batterie, einer neu geöffneten Tranchée, um die Burg des alten Christengottes endlich zu erobern und zu zerstören. Sie wurden von verschiedenen Punkten aus angelegt. Zuerst ging der Mensch von sich aus, behauptete, was er nicht sehe, erkenne und begreife, das existire auch nicht. Gäbe es etwas Göttliches, so finde es sich eben nur im Menschen selbst. Andere ließen zwar ein Objekt gelten, erkannten dasselbe aber nur in der ganzen sichtbaren Natur, die ihr Gesetz in sich selbst trage und eine große Maschine sey. Nichts sey darin ewig, als die Materie und das Gesetz, nach welchem dieselbe ihre Formen wechsle. Jenem Subjektivismus und diesem Materialismus stellten andere den Idealismus entgegen, der einen allgemeinen Geist annahm, denselben aber, damit er ja nicht dem alten Gotte der Christen gleiche, seiner Freiheit, Persönlichkeit, Väterlichkeit, Allmacht und Liebe beraubten, um ihn zu einem todten Begriff zu machen. Die idealistischen Systeme wetteiferten, den ewigen Geist einzuschränken und zu binden. Der Professor auf dem Katheder schrieb dem Weltgeist vor, was er thun und nicht thun könne. Der gräßlichste Pedantismus warf sich zum Kerkermeister und Henker Gottes auf. Das höchste Wesen, der Weltgeist, wurde ungefähr wie der Gefangene in einer Folterkammer behandelt. In Hegels System z. B. gleicht jeder Satz einer Schraube, die dem ewigen Geist angelegt wird und deren tausende ihm angelegt werden, damit er sich nicht anders rühren kann, als der Professor es haben will. Da ein solcher Gott nun in der That zu nichts zu brauchen ist, war es natürlich, daß der Idealismus wieder in den Subjektivismus oder Materialismus überspringen mußte. Hegel selbst identificirte den ewigen Geist mit den menschlichen Subjekten, in denen allein er sich fortdenke und entwickle, in denen allein er existire. Die Materialisten aber schlugen den Geist einfach todt und setzten das Göttliche allein in die Materie, woraus die schöne Lehre von der Emancipation des Fleisches, als Moral des Materialismus, folgte. Seitdem sind nun wieder mehr oder weniger geistreiche Vermittler aufgetreten, aber keiner ist aus dem Zirkel des Färbergauls herausgekommen und die Philosophie ist eine wahre Drehkrankheit geworden.

Wer sich davon überzeugen will, dem empfehlen wir die Lectüre des kürzlich im Brockhausischen Verlag erschienenen Leben des Frankfurter Philosophen Schopenhauer von Gwinner. In Schopenhauer vernichtet die Philosophie, nachdem sie alles andere vernichtet hat, sich selbst, oder gibt sich der unglückliche Skorpion, nachdem er sich lange genug im Kreise herumgedreht hat, gegen sich selbst wüthend den giftigen Todesstich. Zu einem bessern Ergebniß kann auch der Menschengeist, der sich selbst erlösen will, nicht gelangen.

Wir machen den einzelnen Philosophen keinen Vorwurf. Es ist eine allgemeine Krankheit, die schon seit Jahrhunderten begonnen hat, und sie besteht auch nicht für sich allein, sondern hängt mit vielen andern Uebeln der Zeit zusammen. Die Rückkehr der Schulen aus der christlichen Wahrheit in den heidnischen Irrthum war eine welthistorisch nothwendige Consequenz, nachdem die Staatsgewalt sich vom geistlich-weltlichen Organismus des Mittelalters abgerissen hatte und zum Mechanismus der heidnischen Despotie zurückgekehrt war, und seitdem auch im Privatleben nicht mehr die christlich-deutsche Sitte galt, sondern alles dem classischen Geschmack und der wieder völlig heidnischen Bezauberung der Renaissance nachlief.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 15. 21. Februar 1863.

Biblische Archäologie.

Die mosaische Stiftshütte. Akademisches Programm von Prof. Dr. Ch. Joh. Riggenbach. Mit drei lithogr. Tafeln. Basel, Bahnmaier (Detloff), 1862. 4.

Noch jetzt führen die nomadisirenden Mongolen auf ihren Wanderzügen heilige Zelte mit. Von solcher Art war nun noch die berühmte Stiftshütte der alten Juden. Doch haben sie an das tragbare Heiligthum immer die Verheißung geknüpft, es werde dereinst ruhen und feststehen, d. h. zum Tempel werden. Diese Verheißung hilft auch manches Symbol in den Bestandtheilen der Stiftshütte erklären. Doch weist der Verfasser der vorliegenden geistvollen Abhandlung nach, daß man im Allegorisiren zu weit gegangen sey. „Der Jude Philo sah im Gegensatz des offenen Vorhofs zu dem verhüllten Heiligthum den Unterschied der Sinnenwelt vom Uebersinnlichen, fand in den Zahlen des Baus Sinnbilder der vier Elemente, der sieben Planeten, der zwölf Zeichen des Thierkreises, kurz er unterwarf alles einer allegorischen Deutung, welche viel eher bei dem Tempel einer heidnischen Naturreligion als bei dem Heiligthum des Offenbarungsvolkes zulässig wäre. Gleichwohl beherrschte seine Deutungsart die Kirchenväter, und ähnliches findet sich bei manchen Rabbinen. — Eine andere Art von Allegorisirung ward in der protestantischen Theologie ausgebildet. Indem man die geistvolle Typik des Hebräerbriefes nicht eben so geistvoll zu einem System entwickelte, suchte man jedes einzelne Stück der Hütte als direktes Vorbild auf Christum zu deuten, was nicht nur zur spielenden Willkür führte, sondern auch zu einer nur scheinbar geistreichen Geschmacklosigkeit; da mußte sich der Scharfsinn darauf werfen, an Christo diejenigen Eigenschaften zu entdecken, die sich mit der viereckigen Gestalt des Altars, mit seinen Hörnern, oder mit dem Stoff und den Farben der vier Decken u. s. w. vergleichen ließen. Noch jetzt wirkt namentlich in englischen Werken die Neigung zu solcher Typologie vielfältig nach; oft genug wird aber auch die sorgfältige Untersuchung dadurch beeinträchtigt, daß, wo eine Schwierigkeit des Textes zu lösen wäre, anstatt einer gründlichen Erörterung eine sogenannte erbauliche Anmerkung darüber hinweghelfen muß. — An die Stelle dieser Verkehrtheit trat sodann eine entgegengesetzte höchst nüchterne Betrachtungsweise. Jetzt sollte die Stiftshütte nichts mehr als die Nachahmung menschlicher, insonderheit fürstlicher Wohnungen seyn, genauer noch der arabischen Zelte mit ihrem vordern Raum und ihrem hintern Gemache, und so auch die Verehrung Gottes eine Nachahmung der Huldigung, die man Fürsten bringe; aller Schmuck der Farben aber und alle Köstlichkeit der Metalle sollte nur als ein Gepränge zur Befriedigung einer sinnlichen Denkart angesehen werden."

Mit Recht protestirte schon Bähr gegen diese flache Auffassung und wies die Bedeutsamkeit der Symbolik in den Zahlen, Farben rc. nach. Indeß ist in der Auffindung von symbolischen Beziehungen wieder sehr viel übertrieben worden. Herr Riggenbach macht darüber eine vortreffliche Bemerkung. „Die Musiker reden von musikalischen Gedanken, protestiren aber entschieden gegen die Uebertragung derselben in Gedanken nach der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes; und ebenso scheint es mir eine ungehörige Uebertreibung der Symbolik zu seyn, wenn die Grundeindrücke, welche die Zahlenverhältnisse des Baus, die Farben und Metalle desselben wecken, in eine Reihe dogmatischer Sätze übertragen werden. Es ist gleich willkürlich, die Bedeutsamkeit der Zeichensprache völlig abzulehnen, wie die Deutung derselben dahin zu übertreiben, daß der Unter-

schied zwischen Symbol und Lehrsatz so viel als verschwindet. Dieß rächt sich dann erst noch, das kann nicht fehlen, durch Willkürlichkeiten. Man beweist, warum diese Haken nothwendig von nichts anderem als von Erz seyn mußten; man würde die gleiche Nothwendigkeit für das Silber erhärten, wenn dieses im Text vorgeschrieben wäre. Doch wie gesagt: die Bedeutsamkeit der Zeichensprache soll damit nicht angefochten werden. Auch ist es ganz begreiflich, daß der eine in der Deutung weiter als der andere geht; daß der eine diese, der andere jene Seite hervorhebt."

Das Wichtigste ist ohne Zweifel das Verhängnißvolle in der Symbolik der Stiftshütte: „Es hat aber das Heiligthum Israels außer der Bedeutung für seine Zeit, die man in der Periode der typischen Auslegung zu viel übersah, auch noch eine Bedeutung im Zusammenhang der Offenbarungsgeschichte, die wir heute nicht übersehen dürfen. Die Stiftshütte war bedeutsam für ihre Zeit, aber auch bedeutsam als erstes Glied in einer großen Entwicklungsreihe. Das apostolische Wort bezeichnet den alttestamentlichen Cultus überhaupt als eine Abschattung zukünftiger Güter, deren Körper, das heißt dem Schatten gegenüber: deren wesenhafte Wirklichkeit in Christo sey (Col. 2, 17; Hebr. 10, 1). Wir bemerken ja durchweg zwischen A. und N. T. einen tiefen und innigen Zusammenhang. Es sind die gleichen ewigen Gottesgedanken, die uns dort in der anschaulichen Sprache des Sinnbilds, hier im unverhüllten Glanz der Vollendung entgegentreten. Das ist von jenem Wort, daß dem Mose das Bild der Hütte gezeigt wurde, die andere Seite, welche der Brief an die Hebräer hervorhebt (8, 5). Was für ihn eine Anschauung war, die der Beschreibung durch das Wort zu Hilfe kam, das war doch als Bild einer irdischen Wirklichkeit selber wieder nur ‚Vorbild und Schatten der himmlischen Güter'; eine vorläufige Darstellung geistlicher Wahrheiten mit den Mitteln des Fleisches (vgl. Hebr. 7, 16). So besteht also zwischen A. und N. T. der Zusammenhang der Fortentwicklung von der Stufe der Weissagung und Vorbedeutung zur Erfüllung. Das ist das Verhältniß dieser Verwandtschaft überhaupt; das vermuthen wir also von vornherein auch in Betreff der gottesdienstlichen Formen, der Gebäulichkeiten und Geräthe wieder zu finden. Nicht aber ist jedes einzelne Stück derselben in seinen Formen und Farben ohne weiteres eine Vorbedeutung auf Christum, diese Meinung war ja gerade die Mutter jener geschmacklosen Deutungen einer willkürlichen Typik."

Der mosaische Gottesdienst weist über sich selber hinaus, von der Wanderung durch die Wüste zum Tempel hin, der in Jerusalem gebaut wurde, aber auch über diesen hinaus. Denn des Tempels Vorhang wird zerrissen und der steinerne Tempel zerstört. Der wahre Tempel wird nur wieder aufgebaut im Geiste. „Denn alle, die durch lebendigen Glauben an ihm hangen und Ein Geist mit ihm werden (1 Cor. 6, 17); Alle, die als seines Leibes Glieder an ihn, das Haupt, anwachsen (Eph. 4, 15. 16); alle diese sind auch auf ihm, dem gelegten Grunde, lebendige Steine am Tempel Gottes (1 Petr. 2, 5), und bilden zusammen eine Behausung Gottes im Geiste (Eph. 2, 22). — So wird im Verlauf der Offenbarung das Wohnen Gottes unter seinem Volk immer innerlicher und reift immer mehr der ewigen Vollendung entgegen. Das Gebot des Gesetzes lautete: sie sollen mir ein Heiligthum machen, daß ich unter ihnen wohne (Ex. 25, 8). Durch den Propheten schon im alten Bunde fragt der Herr: der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank; was ist es denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt (Jes. 66, 1)? Der König, der den Tempel weiht, antwortet: Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen, wie sollte es denn dieß Haus thun, das ich gebaut habe? aber du hast gesagt: mein Name soll da seyn (1 Kön. 8, 27. 29). Nachdem dann aber der Neue Bund gekommen ist und das Wesenhafte dem Schattenwerk ein Ende gemacht hat, warten wir doch noch auf die Vollendung, nach welcher der Seher des Neuen Bundes (Off. 21, 3) mit den Worten hinausblickt: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen, und Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk seyn, und Er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott seyn."

Geschichte.

Griechenlands Schicksale von Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Krisis. In kurzer Uebersicht dargestellt von Dr. Heinrich W. J. Thiersch. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1863.

Der wohlwollende Verfasser sucht zu beweisen, daß heute noch zum Beherrschen der Griechen niemand besser taugt, als der undankbar von ihnen vertriebene König Otto. Wir glauben ihm auch gern, daß in späteren Zeiten einmal gesagt werden wird, die Grie-

chen wären besser daran, wenn sie ihren König Otto behalten hätten. Allein sie sind seiner gar nicht werth. Beinah alle Voraussetzungen, von denen der Verfasser ausgeht, treffen nicht zu. Gleich seinem verstorbenen Vater lebt er immer noch in der Illusion, die Neugriechen seyen eine hoffnungsvolle Nation. Sie sind im Gegentheil das unheilbarste, corrumpirteste Räubergesindel, alle Laster der Barbarei verbindend mit denen der kaum angelernten Civilisation. Wenn der Verfasser S. 93 zwei Parteien unter ihnen voraussetzt, von denen die eine großartig romantisch für die Wiederaufrichtung des Kaiserthrons in Byzanz, die andere für moderne Freiheit und Bildung schwärmen, so täuscht er sich ungeheuer. Jene politischen Ideale, die angeblich das Ziel der Griechen seyn sollen, sind nur Vorspiegelungen, um Europa zu blenden. Die Neugriechen dachten nie an etwas anderes, als die reichen Türken mit Hülfe der europäischen Bundesgenossen und Philhellenen zu berauben, von den Bundesgenossen Geld zu erschwindeln und sich bestechen zu lassen. Wo sie stark genug waren, nahmen sie auch nicht den mindesten Anstand, die Philhellenen selber im Kriege auszuplündern und hinterdrein alle Bayern mit schändlichem Undank fortzujagen. Es ist die schlechteste Race in Europa, moralisch so verdorben, daß Graf Capodistrias vollkommen Recht hatte zu sagen: die ganze gegenwärtige Generation dieses Volkes müsse erst untergehen, und ein anderes Geschlecht erzogen werden, ehe es besser werden könne.

„Treu der Begeisterung seiner Jugend hat König Ludwig als ein Denkmal der Befreiung Griechenlands und der Errichtung des Thrones die Propyläen in München erbaut und im Sommer dieses Jahres eröffnet. Nun erlebt er, der älteste Freund der Griechen, für seine Dynastie eine Behandlung, deren man bisher nur die Italiener gegen ihre Fürsten für fähig gehalten hatte. Wohl wußte man, daß der Thron in Griechenland von Gefahren umgeben sey; aber eine so rasche, vom Zaun gebrochene, mit Verrath und Undank durchgeführte Umwälzung hatte man in Europa nicht geahnt." So gar unerwartet kam die Sache doch nicht. Schon lange, lange gab es Stimmen, welche Europa und sonderlich Bayern warnten, sich keine poetischen Illusionen zu machen und die Neugriechen nicht für edle Nachkommen der edeln Hellenen, sondern für verschmitzte Klephten zu nehmen. Schon lange wußte man, daß sich die Neugriechen niemals weder für eine Idee, noch für eine Person begeistern lassen, sondern immer nur Geld erbeuten wollen, und daß sie sich zu diesem Behufe, sobald sich ihnen irgend eine Gelegenheit darbietet, entweder vom Ausland bestechen oder bezahlen lassen oder eine Revolution anfangen, plündern und rauben. Andere Motive haben sie niemals. Die man ihnen andichtet, Sehnsucht nach Wiederherstellung des byzantinischen Reichs, republikanischer Enthusiasmus ꝛc. werden ihnen nur von den Agenten des Auslandes angedichtet. Ihr ganzes Verfassungswesen ist in diesem Sinn eine bloße Spielerei, über welche die Räuber selber lachen.

Zu den merkwürdigsten Illusionen der Gegenwart gehört der Glaube an die Möglichkeit einer Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums. Eine Illusion, die sich nur dadurch erklärt, daß sie der Politik der einen oder andern Großmacht zu Gute kommt, die gerne selbst das byzantinische Kaiserthum erben möchte. Aber von einer Fähigkeit der Neugriechen, ein solches Kaiserthum herzustellen, sollte nie die Rede seyn. Die Zahl der Neugriechen ist sehr gering, ist auf Constantinopel, einige Städte und auf den kleinen Südtheil der Halbinsel beschränkt. Die ungeheure Mehrheit der Bevölkerungen zwischen der Donau und den Thermopylen besteht aus Slaven und Albanesen, die viel zu stark und zu stolz sind, um je elenden Griechen gehorchen zu wollen. Nur von den übermächtigen Türken konnten sie bezwungen werden und bäumten sich doch immer wieder gegen deren Joch auf. Dagegen ist gar nicht denkbar, daß die Serben, Wallachen, Bosnier, Montenegriner, Bulgaren und Albanesen sich einer so kleinen und verdorbenen Race, wie es die Neugriechen sind, jemals unterwerfen würden.

Sagenkunde.

Quellenangaben und Bemerkungen zu Simrocks Rheinsagen und Kaufmanns Mainsagen. Von Dr. Alex. Kaufmann, fürstl. Löwensteinischem Archivrath. Köln, Heberle, 1862.

In diesem kleinen Werke werden die Quellen nachgewiesen, aus denen die in den neueren Sagensammlungen aufgenommenen, bekanntesten und berühmtesten Volkssagen vom Rhein und Main herstammen. Um ein Beispiel zu geben, wie der belesene Verfasser dabei verfährt, wählen wir seinen Commentar zur Fridolinssage aus: „Der Gang nach dem Eisenhammer. Von Schiller. Der Dichter soll die Sage in

Jena von einem elsäßischen Hammerschmied gehört haben. Zu den von Stöber a. a. O. 561 gesammelten Zeugnissen für die Sage (Méon, Nouv. recueil des fabl. II. 331, Cento nov. ant. 68, Girald. Cinthio. Hecathommithi. VIII. 6, Vasconcella, Thaten der Könige von Portugal. VIII. 15, Pelbarti pomoerium, Serm. de temp. u. A.) gehören noch: Die Erzählung aus der Seele Trost bei Wackernagel, Lesebuch. Aufl. II. I. 986; die bamberger Sage von der Gertraudencapelle, Schöppner, Bayerisches Sagenbuch. I. 204; die Geschlechtssage der Herrn von Kalkreuth, Zedlitz-Neukirch, Preußisches Adelslexikon. s. v. Kalkreuth. Der Stoff wurde auch 1717 zu Ingolstadt als Jesuitenkomödie aufgeführt: Poena talionis, das ist Vergeltungsstrafe. Sie spielt am Hofe des Königs Dionysius (Diniz) von Lusitanien; Fridolin heißt Verill und sein Feind Rufsin. Der Verfasser des Stücks scheint nach Ludovicus Granatensis, Catechismus in symbolum fidei, und P. Mich. Pexenfelder, Concionator historicus, gearbeitet zu haben; Letzterer verlegt den Vorfall in das Jahr 1280. S. Zeuker im Inland. 1829. Nr. 40. 41. Eine anklingende arabische Sage erzählt der Engländer Burton: Abu Lebeb, der Onkel des Propheten, hatte einem seiner Diener befohlen, den ersten Mann, welcher an einem vor Mekka gelegenen Brunnen erscheinen würde, hineinzustürzen, und dann seinen Neffen überredet, am Abend sich dorthin zu begeben. Abu Lebeb konnte indessen die Zeit nicht abwarten und ging hin sich zu überzeugen, ob Mahomed schon todt sey; der Diener aber erfüllte den Befehl zu buchstäblich und stürzte den Oheim statt des Neffen in den Brunnen. Daher das arabische Sprichwort: ‚Wer seinem Bruder einen Brunnen gräbt, fällt selbst hinein.‘ Endlich dürfte auch daran erinnert werden, daß sich unter den zwölf goldenen Lehren, welche der König dem Ruodlieb (Fragm. III) mit auf den Weg gab, auch diejenige befunden, deren Befolgung dem Fridolin das Leben erhielt: ‚Nie an einer Kirche vorüberzugehen, ohne für einige Augenblicke einzutreten.‘ — Stöber a. a. O. 564 behauptet, die Sage lebe noch als Volkstradition in den Thälern hinter Zabern, namentlich in Reinhardsmünster, wo noch jetzt ein Eisenhammer ist. Die gegen die Localität gemachte Einwendung, es habe nie eine Gräfin von Savern gegeben, ist von keinem Belang. — Vergl. auch Götzinger, Deutsche Dichter, erläutert. Zürich. 1831. I. 233 ff.“

Der Verfasser hat geschichtliche Sagen, Mythen und Legenden bunt untereinander gemischt, weil auch die poetischen Volkssagen in den Sammlungen in dieser Unordnung vorkommen. Da er nur commentirt und auf die Ursprünge zurückführt, hätte er die heidnisch-mythischen christlich legendenhaften und rein geschichtlichen Stoffe mehr zusammen ordnen dürfen. In Bezug auf die Loreleisage mag er recht haben. Unser Versuch einer Rettung dieser Sage wurde von uns selbst eben nur ein Versuch genannt. Wenn aber auch diese Lore nur eine poetische Erfindung und Walkyrie Lahra ein nur aus Kara verdorbener Name ist, wird damit der Anspruch der vielen örtlichen Sagen von einem Laurin und einer Lahra oder Laura auf Abstammung aus dem alten Heidenglauben nicht abgewiesen.

Hin und wieder hätte der Verfasser noch mehr mittheilen können, um seine einzelnen Commentationen, die übrigens von einer reichen Belesenheit zeugen, noch mehr zu vervollständigen. Zu seinen Bemerkungen über den Mummelsee Seite 146 erlauben wir uns hier noch hinzuzufügen, was der Jesuit Schott in seiner Physica cur. p. 164 bemerkt. Er erzählt, er selbst und einige andere Jesuiten hätten einmal aus Neugier, um die Wahrheit der alten Volkssage zu erproben, den Mummelsee aufgesucht. Er nennt zwar den Namen des Sees nicht, da er ihn aber mit den Worten bezeichnet: in Badensi marchionata, quatuor horis ab urbe Badena lacus est exiguus, so kann er nur entweder den Mummelsee, als den in dieser Beziehung berühmtesten, oder den benachbarten Wildsee gemeint haben, aus dem ebenfalls ein Ungewitter kommt, wenn man etwas hineinwirft. Schott erzählt, sie hätten einen Pudel, der durchaus nicht daran gewollt habe, in den See geworfen, desgleichen auch Steine und unter lautem Gelächter den vermeintlichen Dämon des Sees verhöhnt, dabei aber doch nicht verabsäumt, Wachs von geweihten Kerzen hineinzuwerfen, um sich jedenfalls als gute Christen zu schützen. Darauf seyen sie ganz lustig heimgekehrt, in der Nacht aber sey ein schreckliches Ungewitter ausgebrochen und habe lange fortgewüthet.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 16. 25. Februar 1863.

Geschichte.

Geschichte des Verhältnisses zwischen Kaiserthum und Papstthum im Mittelalter. Von Dr. B. Niehues. Erster Band. Münster, Coppenrath, 1863.

In neuerer Zeit sind mehrere sehr erhebliche Bücher über unser altes Kaiserthum geschrieben und auch viel über dasselbe und namentlich sein Verhältniß zum Papstthum gestritten worden. Das vorliegende Buch ist durch die vorangegangenen noch keineswegs erübrigt worden. Es geht sehr gründlich von den ersten Zeiten des Christenthums aus.

Wir übergeben die scharfsinnigen Beweise, welche der Verfasser für den Primat des h. Petrus und dessen Martyrium in Rom beibringt. Es war eine welthistorische Unmöglichkeit, Rom zu vermeiden. An Rom mußten sich unter allen Umständen die Geschicke des Christenthums, die Entwicklung der jungen Kirche knüpfen, weil dieselbe nimmermehr Sklavin von Byzanz bleiben konnte. Vor allen Dingen ist die Nothwendigkeit des Christenthums überhaupt für die gründlich verdorbene alte Welt, und zweitens ist die Sicherstellung der kirchlichen Freiheit gegenüber dem weltlichen Despotismus hervorzuheben und in beiden Beziehungen hat der Verfasser seine Aufgabe würdig gelöst.

Er gibt zwar nicht, wie Arnobius, die ganze Scandalchronik des heidnischen Kaiserthums zum besten, aber er skizzirt doch in wenigen schlagenden Sätzen und Beispielen die entsetzliche Corruption, in welche die alte Welt versunken war. Die Urquelle dieses Verderbens war die alte Babel. Von Babylon aus wurde Syrien und Kleinasien, wurde Medien mit Wollust angesteckt. Von Medien aus siegte die Wollust sogar über die reine Lehre des Zoroaster und machte das persische Reich so hinfällig, daß es Alexander der Große leicht erobern konnte. Aber von Kleinasien aus eroberte die Wollust die Welt der Griechen und in Asien selbst umschlang sie die macedonischen Eroberer. In Phönicien und Aegypten war die Wollust schon lange Meister geworden und unter den Ptolemäern verdarben die Sitten noch viel mehr. Rom überwand alle eine zeitlang durch die ihm noch innewohnende moralische Kraft. Aber auch nach Rom drangen der üppige dionysische und aphroditische Cultus, die Bachantinnen und syrischen Tänzerinnen ein und Rom mit seinen sieben Hügeln wurde die neue Babel. Es ist unverantwortlich, daß man in unsern Schulen das classische Alterthum noch durchgängig in dem Sinne lobpreist, wie es Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“ gethan hat. Alles, was London und Paris heutzutage von Sittenverderbniß aufzuweisen haben, ist baare Unschuld im Vergleich mit dem, was unter den römischen Kaisern im ganzen römischen Reiche vorging. Alles war dort in die schamloseste und zugleich unnatürlichste Wollust versunken, welche sogar jeder Poesie entbehrte. Denn sie wurde nur um Geld erkauft, oder grausam an willenlosen Sklaven ausgeübt. „Schaaren verweiblichter Knaben und Jünglinge, nach Nationen, Farbe, Haaren, Fähigkeiten und Bestimmung in besondere Klassen getheilt, waren ein nothwendiger Bestandtheil des standesmäßigen Hausgeräths der vornehmen Herrn. Und diese unglücklichen Menschen glätteten ihren Leib, schmückten, schminkten und kleideten sich nach der Weise von Frauen und Jungfrauen und wurden von besonderen Lehrern unterrichtet, wie sie gleich Weibern gehen, reden, singen, Augen, Hals und Hände verdrehen sollten.“ So sah es in Rom aus. Aber in den Provinzen war es nicht besser. In Gallien war die ganze gallo-römische Bevölkerung in eine solche Corruption versunken, daß schon das zarteste Alter und noch der Greis einzig nach niederer Lust wieherten, es keine Scham mehr weder in

noch außer den Familien gab und von den christlichen Priestern die grausam wüthenden Vandalen, Gothen, Franken und Burgunder, weil sie wenigstens keusch waren, als Retter und Erlöser begrüßt wurden. Wer die altrömischen Schriftsteller Tacitus, Dio Cassius, Juvenal, Petronius 2c., die Kirchenväter Clemens von Alexandrien, Lactantius, Arnobius, Salvianus von Marseille 2c. gelesen hat, der kann nur die Achsel zucken, wenn er andererseits lesen muß, wie unser allgefeierter Schiller Unbesonnenheiten in die Welt hinaus singen konnte, wie folgende:

Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da,
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia.

An diesen Venusdienst knüpft sich alles, was die Menschheit je gemartert und entehrt hat, der bitterste Schmerz und die tiefste Schande der Sterblichen. Durch ihn sind die alten Völker alle ohne Ausnahme ruinirt worden.

Es ist löblich, daß der Verfasser insbesondere auch die Unnatur betont, die sich in die antike Corruption einmischte. Er hätte noch hinzufügen können, daß sie nichts Zufälliges ist, sondern eine welthistorische Consequenz und unvermeidliche Nothwendigkeit war. Es scheint auffallend, wie die, denen alle natürlichen Genüsse im vollsten Maaß zu Gebote standen, doch lieber nach unnatürlichen, ja nach unmöglichen trachteten, denn alles lief zuletzt bei Männern und Weibern darauf hinaus, die Geschlechter zu vertauschen. Aber in diesem Wahnsinn liegt Methode. Der Mensch kann niemals die Natur mißbrauchen, ohne mit der Unnatur gestraft zu werden. Sobald der Genuß mit Sünde verbunden ist, aus der Sünde hervorgeht, vergiftet ihn auch die Sünde. Die mißbrauchte Natur selbst rächt sich an dem, der sich als ihr Herr geberdet und ihr zartes Gesetz nicht achtet, indem sie ihn mit Wahnsinn schlägt.

Noch auf einen Punkt macht der Verfasser aufmerksam, den er gleichfalls noch mit mehr Nachdruck hätte hervorheben dürfen, nämlich die heidnische Apotheose. Welche Zustände der Menschheit, wenn die Herrscher des weltumfassenden römischen Reichs sich bei lebendigem Leibe als Götter anbeten ließen und sich Priesterschaften gründeten! Nicht nur alle Beamten, sondern auch alle Unterthanen des großen Reichs bis zu seinen fernsten Grenzen hin mußten den vergötterten Kaiser, dem überall Statuen und Altäre errichtet wurden, anbeten und Opfer bringen. Die gleiche Ehre widerfuhr nicht nur Kaiserinnen, sondern auch niedrigen Lustdirnen und Lustknaben der Kaiser. Mehrere ruchlose Kaiser machten nicht nur aus sich selbst einen Allgott, sondern auch aus ihrer Maitresse eine Allgöttin und zwangen die Unterthanen im ganzen Reiche, sie als solche anzubeten. Hadrian, den man noch zu den bessern Kaisern rechnen darf, muthete allen seinen Unterthanen zu, seinen Lustknaben Antinous, dem er Tempel und Priesterschaften gründete, als Gott anzubeten und die unvergleichliche Menge von antiken Antinousstatuen und Antinousbüsten, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben, beweist, welchen weiten Umfang sein Cultus wirklich erlangt haben muß.

Nun sind aber die beiden hier besonders charakterisirten Momente der Wollust und der Selbstvergötterung immer unzertrennlich, mit jeder großen Völkercorruption verbunden und zeigen sich auch wieder in der Corruption unserer gegenwärtigen Zeit. Nachdem im vorigen Jahrhundert in Frankreich die Wollust auf dem Throne saß, wurde nicht nur den üppigen Königen, ihren Maitressen und Ministern abgöttische Verehrung gezollt, sondern begann auch in Wissenschaften und Künsten ein Cultus des Genius, welcher die Gegenstände christlicher Andacht verschleierte und zur Andacht vor Voltaire und Rousseau aufforderte. Dieser arge Rückfall Frankreichs ins antike Heidenthum endete mit einer abschreckenden Revolution. Gleichwohl ist im 19. Jahrhundert in unserm guten Deutschland selbst die Procedur erneuert worden, haben die Dichter die schon mit Wieland und Göthe begonnene Wollüstelei bis zu einer declarirten Emancipation des Fleisches gesteigert, hat sich der gröbste Materialismus angemaßt, nicht nur jede sittliche Pflicht des Menschen wegzuleugnen, sondern ihm auch sogar den Geist selbst abzusprechen. Endlich hat auch Hegel die Selbstvergötterung als das letzte Ziel deutscher Philosophie erreicht und wetteifert sogar das gemäßigte Philisterium in seiner Denkmälerwuth, vergötterte Menschen statt des wahren Gottes anzubeten.

Nachdem der Verfasser gezeigt hat, wie die Menschheit, begnadigt von oben, in der christlichen Minderheit sich läuterte und verjüngte, wie in der freiwilligen Ascese und im freudigen Märtyrertode eine sittliche Macht sich offenbarte, welcher die heidnische Selbstvergötterungs- und Hurenwirthschaft auch nicht die geringste ebenbürtige Waffe entgegenzusetzen vermochte, weist er weiter nach, wie das Christenthum sich siegreich nothwendig immer weiter ausbreiten mußte. Trotz aller Convulsionen konnte sich der alte Drache des durch und durch sündhaften Heidenthums nicht mehr in seiner Herrschaft behaupten. Sobald aber die christliche Welt der heid-

nischen die Wage hielt und Constantin der Große zum erstenmal das Gewicht des kaiserlichen Scepters in die christliche Wagschale warf, entstand für die Christen eine neue und große Gefahr. Das war der Cäsaropapismus, der Mißbrauch der geistlichen Gewalt durch ein weltliches Kirchenoberhaupt. Die oströmischen Kaiser fingen alsbald damit an. Schon Constantin der Große selbst war kein aufrichtiger Christ, sondern bediente sich nur der christlichen Partei zu seinen dynastischen und absolutistischen Zwecken. Noch viel rücksichtsloser verfuhr Constantius. Diejenigen Bischöfe nun, welche aus Servilismus das Interesse der Kirche an das Staatsinteresse verriethen, wurden der erstern gefährlicher, als es je die heidnische Verfolgung gewesen war.

Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß auch die Häresien, welche die Kirche innerlich zerrissen, von der Staatsomnipotenz, wenn nicht ausdrücklich genährt, doch nicht ungern gesehen wurden. Männer der Kirche, welche die Häresien und den Cäsaropapismus zugleich bekämpfen mußten, wie der h. Athanasius, hatten den schwersten Stand. „Als Constantin in seinen letzten Lebensjahren, Constantius, Valens und zum Theil Theodosius während ihrer ganzen Regierung das Wesen der so eben frisch und kräftig emporkeimenden Kirche mit dem alternden Staate zu verschmelzen, die kirchlichen Vorsteher zu Staatsbeamten umzuschaffen, die kirchlichen Einrichtungen in die künstlerisch despotischen Formen des Kaiserstaates zu verweben, mit einem Worte, die freie Katholicität der Kirche in die Fesseln einer bevormundeten und geknechteten Staatskirche einzuzwängen strebten, bedurfte es der ganzen Spannkraft, der ganzen Begeisterung für sittliche Freiheit und der ganzen Energie und Standhaftigkeit des Episcopats, um den Angriff des wohlorganisirten Kaiserthums auszuhalten und abzuwehren. Denn das Kaiserthum stand, als es den Kampf begann, in seiner höchsten monarchischen Vollendung. Die Kirche aber hatte von ihren früheren Tugenden nur zu Vieles eingebüßt. Die Zeit des Märtyrerthums, wo fast jedes Mitglied in dem Gedanken der Einheit lebte und für das Ganze strebend mit Freuden Güter und Blut opferte, war dahin; auf den Gräbern der Heiligen wohnten selbstsüchtige, verweichlichte Bischöfe; Sucht nach theologischen Streitigkeiten verdrängte die alte Glaubensinnigkeit. Im Oriente, wo der speculative Sinn des Volkes stets geneigt war, die Geheimnisse des Glaubens nicht mit dem Glauben, sondern mit dem Verstande aufzufassen, begaben sich die vielen, bald hier bald dort auftauchenden Häresien mit ihrem bunten Gefolge von Uneinigkeit, Schwäche und Selbstsucht sogar freiwillig unter die Fittige des Kaiserthums und wechselten, um nur ihr Bestehen zu retten, mit dem Wechsel des Purpurs ihre Farben. Man füge noch hinzu, daß das Kaiserthum keinen Augenblick die Vortheile verkannte oder unbenutzt ließ, die ihm aus der Uneinigkeit im eigenen Schooße der Kirche erstanden, daß alle Häresien der ersten acht Jahrhunderte mit Ausnahme des Pelagianismus sich zeitweilig seines Wohlwollens und seiner Hülfe erfreuten und von ihm unterstützt wurden, auf daß mit ihnen sich auch die Kirche unterwerfen lerne, und beantworte sich dann selbst die Frage, ob dieser unter solchen Umständen etwas anderes übrig blieb, als die zerstörte innere Einheit durch eine strengere hierarchische Gliederung nach außen zu ersetzen, und sich an den Felsen anzuklammern, der die Verheißung der Ewigkeit erhalten hatte?"

Wenn es nicht möglich gewesen wäre, gegenüber dem in Constantinopel etablirten Cäsaropapismus, in Rom eine unabhängige kirchliche Hierarchie zu schaffen, so wäre das Christenthum aufs furchtbarste entartet und ohne Zweifel im Muhamedanismus gänzlich untergegangen. Nur in der Form der römisch-katholischen Kirche ist es gerettet worden. „Nun läßt sich aber auch nicht verkennen, daß das Papstthum durch die Verlegung des Regierungssitzes nach Constantinopel gerade zur rechten Zeit von dem bleiernen Gewichte der unmittelbaren Hofnähe befreit wurde und hierdurch die Möglichkeit erlangte, die ihm innewohnenden Kräfte zu entfalten und die ihm gewordene Aufgabe zu erfüllen. In allen dogmatischen Kämpfen des fünften Jahrhunderts gegen alle Uebergriffe selbst der orientalischen Staatsgewalt stand es da als unerschütterlicher Fels der Rechtgläubigkeit und Freiheit, weder den scheinbaren Gründen griechischer Weisheit, noch den Drohungen der zürnenden Machthaber nachgebend. Von allen Seiten liefen Anfragen bei ihm ein wegen der Lehre und wegen zweifelhafter Disciplinarpunkte; es ertheilte Auskunft auf jede Frage, ordnete alle ihm vorgelegten Verhältnisse und griff auch da warnend, vorsorgend, beruhigend und schlichtend ein, wo man seine Hülfe nicht einmal erbeten, sondern nur das kirchliche Wohl, das Dogma oder die alte Gewohnheit in Frage gestellt hatte. Jedoch, warum sollten wir nicht auch eines andern Umstandes erwähnen, der zwar materieller Art und bereits Folge des Primats, doch seinerseits wieder sehr dazu beitrug, dessen Ansehen und Bedeutung in dieser Zeit bis über die entferntesten Kirchengemeinden auszudehnen und zu befestigen? Ich meine den Reichthum und die vielen Patrimonien des christlichen Roms. Die römische Kirche war ja seit Jahren die bekannteste der Welt; ihr Bischof galt als der unmittelbare Nachfolger des

Apostels Petrus, des Fürsten unter den Aposteln. Die Ehrfurcht, die man gegen den Apostel hegte, äußerte sich in der Achtung, welche man seiner Kirche erwies und in den Geschenken, die man ihr darbrachte. Bereits im fünften Jahrhundert reichten ihre Besitzungen und Güter fast so weit, als die Grenzen des Staates; in Gallien, in Ober- und Unteritalien, auf Sicilien, in Afrika und Asien zählte man bedeutende römische Patrimonien. Nun denke man sich eine Kirche, begütert in allen Provinzen des Staates, man denke sich dazu eine Zeit, wo der Besitz des Privatmanns so zweifelhaft, wo selbst der Bestand des Staates gefährdet war, man denke sich endlich die Art und Weise, wie die Mehrzahl der römischen Bischöfe die ihr zu Gebote stehenden Reichthümer zu verwenden pflegte, wie sie schon im dritten Jahrhundert ihre Almosenspenden bis nach Afrika versandte, wie sie durch Errichtung von Waisenhäusern, Krankenhäusern, Fremdenhäusern und wie die Wohlthätigkeitsanstalten alle hießen, dem Unglück überall eine sichere Zufluchtsstätte eröffnete, und es wird begreiflich erscheinen, daß das Papstthum im Laufe der Zeiten eben so innig mit dem socialen Leben der Völker verschmolz, als das Kaiserthum die staatlichen Verhältnisse derselben durchdrungen hatte."

So günstig gestaltet sich die Stellung der römischen Kirche schon vor der Völkerwanderung. Als diese nun aber hereinbrach, wurde, was sich als die zerstörende Macht ankündigte, gerade die erhaltende. In den heidnischen Barbaren des Nordens lebte eine gesunde Natur und eine sittliche Kraft, welche der Bekehrung zum Christenthum zugänglich war und der römischen Kirche neue unschätzbare Kräfte verlieh. Hier ist vor allen Dingen zu betrachten, daß die Deutschen der Völkerwanderung der Kirche eine Armee schufen, stark genug, um den Islam zu bewältigen, als derselbe von Kleinasien und Spanien herüber ganz Europa zu verschlingen drohte. Und zweitens, daß die deutschen Könige sich für Rom in ein ganz anderes Verhältniß setzten, wie die byzantinischen Kaiser zum Patriarchen von Constantinopel.

Dem in Constantinopel principiellen Cäsaropapismus trat ein eben so principielles Gleichgewicht zwischen Staat und Kirche und völlige Unabhängigkeit der letztern eben so principiell entgegen. Es fehlte zwar an Versuchen auch deutscher Könige, die Kirche von sich abhängig zu machen, nicht, allein gerade die Vergeblichkeit aller solcher Versuche bewog die einsichtsvolleren Könige, sich die Gleichberechtigung und Freiheit der Kirche nicht nur gefallen zu lassen, sondern dieselbe mit vollem Bewußtseyn und in ihrem eigenen dynastischen Staatsinteresse förmlich als Princip aufzustellen, wie von Seiten der Frankenkönige geschehen ist. Man darf nie vergessen, daß diese Frankenkönige der Kirche eben so viel zu verdanken hatten, als die Kirche ihnen.

Es ist im gegenwärtigen Augenblick sehr interessant, eine Parallele zu ziehen zwischen den alten Longobardenkönigen, welche den Papst knechten wollten, daran aber durch Frankreich gehindert wurden, und Victor Emanuel, der in unsern Tagen dasselbe klägliche Experiment wiederholt. Vergebens trachtete der Lombarde nach dem Besitz Ravennas und Venedigs, vergebens nach dem Besitze Roms, und auch in Unteritalien wurde er nie vollkommen Herr, ganz so wie jetzt Victor Emanuel und aus demselben Grunde; denn Rom war durch eine stärkere Macht im Westen geschützt und den Nordosten Italiens hütete eifersüchtig eine östliche Macht. Es ist gewiß merkwürdig, wie nach mehr als tausend Jahren dieselben Verhältnisse wiederkehren.

Die abendländische Christenheit konnte niemals dulden, daß das Oberhaupt der Kirche in Rom weder von den byzantinischen Kaisern, noch etwa gar von einem kleinen italienischen Nationalkönig abhängig und dessen Unterthan würde. Das ist heute noch eben so unmöglich als es zur Zeit Pipins war und deshalb ist die ganze cavourische und mazzinische Agitation und die Begeisterung des deutschprotestantischen und englischen Philisterthums dafür unpraktisch und kann nie zum Ziele kommen.

Nachdem sich der römische Papst gänzlich vom byzantinischen Kaiser losgerissen hatte, konnte nur die Frage entstehen, ob es nicht natürlicher gewesen wäre, die weltlichen Machthaber, zunächst die Frankenkönige, hätten es unterlassen, die Einheit der Kirche nachahmen zu wollen in der politischen Vereinigung aller abendländischen Völker in einem weltlichen Kaiserreiche. Indeß war es für Karl den Großen ein nahe liegendes Bedürfniß, sich mit dem Kaisertitel allen kleinen Königen überzuordnen, und die Einheit seines großen Reichs zu befestigen, indem er sie mit der Einheit der Kirche so viel als immer möglich identificirte.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 17. 28. Februar 1863.

Geistliche Lieder.

Das evangelische Trostlied und der Trost evangelischen Liedes um die Zeit des dreißigjährigen Krieges. In geschichtlicher Uebersicht dargestellt von B. C. Roosen. Dresden, Ellermann, 1862.

Unter den Leiden des dreißigjährigen Krieges bestand die protestantische Geistlichkeit eine schwere Prüfung, die ihr jedoch zur Läuterung des Herzens gereichte. Noch kurz vorher hatte sie sich im theologischen Zank und Haß und nicht minder im akademischen giftigen Neide verbittert. In den Hexenprocessen hatte ihr Treiben an Wahnsinn gegrenzt. Es gereichte ihr zum eigenen Heil, daß unter dem Donner der Kanonen ihr ekelhaftes Gezänk verstummen mußte und daß in einem namenlosen Elend ihre Hoffahrt gedemüthigt wurde. Nur dadurch war es möglich, daß nach dem großen Kriege ein milderer evangelischer Geist die Herrschaft erlangte. Mitten in den Greueln des Krieges ist in der That die kindliche Demuth, das fromme Gottvertrauen und die Treue, mit welcher arme, geplagte und gemarterte Pastoren die ihnen anvertraute geängstigte Heerde trösteten und hüteten, eine liebliche Erscheinung. Diese Gottesfurcht, Innigkeit und Treue fand nun auch vielfach ihren Ausdruck in geistlichen Liedern jener Zeit, welche zu den besten in den Gesangbüchern gehören, weil sie in Zeiten der äußersten Noth entstanden, gleich den Psalmen die Angst der tiefsten Seele spiegeln.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift charakterisirt die bedeutendsten geistlichen Liederdichter des dreißigjährigen Krieges, theilt Proben aus ihren Liedern mit, und zeigt in geschichtlichen Relationen, wie diese Lieder unmittelbar unter den Schrecken entstanden sind. Wir wollen einige Beispiele davon mittheilen.

Während der Eroberung von Magdeburg mußte dort der Pastor Christoph Thodänus mit Frau und Magd aus seinem bedrohten Hause flüchten. Da verlangte ein schwer verwundeter Officier seinen Zuspruch. „Mit den Worten: ‚nun, sehen wir uns hier in diesem Leben nicht wieder, so wollen wir uns doch im ewigen Leben mit Freuden wiedersehen,‘ verabschiedet er sich von seiner Frau, die ihn mit vielen Thränen hatte zurückhalten wollen, und begibt sich in Amtstracht nach der breiten Straße. Kaum hat er hier einige tröstliche Worte zu dem Verwundeten geredet, als seine Frau und Magd ihm nacheilen, und gleich hinter ihnen her die feindlichen Truppen in die Straße dringen. Bald muß die eiligst geschlossene Hausthüre geöffnet werden, und ein wilder Soldat dringt herein und schreit: Pfaff, gib Geld! Thodänus gibt ihm die paar Goldgulden, die er bei sich trägt, aber schon kommt ein zweiter, ein fürchterlicher Kerl, mit derselben Forderung, und als Thodänus betheuert, nichts mehr bei sich zu haben, legt der die Muskete auf ihn an. Allein die geängstigte Frau schlägt dieselbe zur Seite, so daß die Kugel vorbei saust. Dann begnügt der Kerl sich mit den Silberhaken der Pastorin. Kaum ist er befriedigt, so stürmt ein Dritter auf Thodänus zu, und verwundet ihn schwer am Kopfe, läßt sich aber damit beschwichtigen, daß Jener ihn in sein Haus führen und ihm da Geld geben will. Unterwegs begegnet ihnen ein hoher kaiserlicher Officier und läßt sich, aus Mitleiden mit dem Pastoren im blutigen Gewande, in dessen Haus führen, aus dem er nun die plündernden Rotten hinaustreibt und selbst darin Quartier nimmt, bis das Feuer alle daraus vertreibt. Dann sorgt er dafür, daß Thodänus sammt Frau und Magd sicher ins Lager gelangt, von wo sie weiter befördert werden. Wie mußte den aus

so allgemeinem Jammer so Erretteten der Schlußvers obigen Liedes, welchen Thodänus an jenem Morgen erklärt hatte, nun wichtig werden:

> Gott Lob und Dank, der nicht zugab,
> Daß ihr Schlund uns möcht fangen;
> Wie ein Vogel des Stricks kömmt ab,
> Ist unser Seel entgangen,
> Strick ist entzwei und wir sind frei,
> Des Herren Namen steh uns bei,
> Des Gotts Himmels und Erden!

Einer der ausgezeichneteren geistlichen Dichter war der sächsische Pastor Rinkart in Eilenburg. „Am 21. Februar zog der schwedische Oberstlieutenant von Dörfling auch vor Eilenburg und forderte unter heftigen Drohungen 30,000 Thlr. von der arg heimgesuchten Stadt. Rinkart wagte es, zu ihm ins Lager zu gehen und Fürbitte für die Stadt einzulegen. Aber der Oberstlieutenant blieb bei seiner Forderung unerbittlich. Da kehrte Rinkart zu der Bürgerschaft zurück und sagte: ‚Kommt, meine lieben Kirchkinder, wir haben bei den Menschen kein Gehör noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden.' Dann ließ er zur Betstunde läuten, stimmte mit seiner Gemeinde das alte Paul Ebersche Lied an, ‚Wenn wir in höchsten Nöthen seyn und wissen nicht wo aus noch ein', und kniete nun zum Gebet nieder. Dieser Auftritt rührte die schwedischen Befehlshaber so, daß sie ihre Forderung auf 8000 Thlr. und schließlich auf Rinkarts flehentliche Bezeugung, daß von der armen Stadt fast nichts zu erpressen sey, auf 2000 Gulden ermäßigten. Dennoch vergalten die Bürger ihm seine Aufopferung später mit solchem Undanke, daß sie ihm die schwersten Abgaben auflegten, ihn in bittere Processe verwickelten und so seine Vermögensumstände gänzlich ruinirten." Damals sang Rinkart:

> Hilf uns, Herr, aus allen Fluthen
> Der betrübten Kriegesnoth,
> Wirf einmal die Zornesruthen
> In die Glut, die feuerroth:
> Laß uns ohne dieses Joch
> Nur im Friede sterben noch,
> Hilf uns, Herr, in allen Dingen
> Und laß alles wolgelingen!
>
> Hilf uns, Herr, aus allem Jammer
> Der besorgten Hungersnoth,
> Die uns führt zur Todeskammer
> Und ist ärger als der Tod!
> Unser Mäßlein uns bescheer,
> Ueberfluß und Mangel wehr!
> Hilf uns, Herr, u. s. w.

Folgendes wird von der kleinen Stadt Pegau erzählt. „Der sächsische Oberst von Gersdorf machte von Pegau aus den Schweden in Leipzig viel zu schaffen. Da er alle Aufforderungen zur Uebergabe zurückwies, so ließ Torstenson die Stadt durch Feuergranaten anzünden. Die trostlosen Einwohner konnten nichts retten; bald lag bis auf das Kloster, die Kirche und einige Häuschen alles in Asche, und die Einwohner mußten die kalten Decembernächte im Freien zubringen. Da endlich bot Gersdorf die Uebergabe an, aber der erbitterte Torstenson wollte von Gnade nichts mehr wissen. Vergebens begab sich der Rath in seiner Amtstracht zu ihm. Da wagt es der Superintendent M. Lange in dem Augenblick, als Torstenson einen Hauptsturm beabsichtigt, mit zwölf weißgekleideten Knaben in seiner Amtstracht ins schwedische Lager zu gehen. Vor Torstenson angelangt, knien sie nieder und singen in höchster Bewegung eben jenes Lied. Als Lange dann seine Fürsprache vorgebracht hat, stürzt ihm der schwedische Feldherr um den Hals, denn er hatte in ihm einen alten Studiengenossen, der ihm einst viel Freundlichkeit erwiesen, wiedererkannt. Nun werden Lebensmittel in die Stadt geschafft, und die Schweden zogen als Freunde ein. Das Andenken an diese wunderbare Bewahrung zu erhalten, wird seit jener Zeit jeder Sonntagsnachmittagsgottesdienst in Pegau mit dem Liede ‚Wann wir in höchsten Nöthen seyn' eröffnet."

Auf Seite 204 gedenkt der Verfasser auch der Leiden des berühmten Valentin Andreä zu Calw im Schwarzwalde. Als die Kaiserlichen diese Stadt verbrannten, wurde auch die schöne Bibliothek Andreäs vernichtet und er selbst mußte mit den Einwohnern, die sich um ihn schaarten, wie fromme Lämmer um den Hirten, lange in den Wäldern umher irren, ehe er wieder ein sicheres Obdach fand. Der Verfasser hätte diese interessanten Scenen etwas ausführlicher beschreiben dürfen.

Wie es damals in Schwaben herging, davon sind noch sehr lebendige Schilderungen der Zeitgenossen übrig. Da gewiß die wenigsten unserer Leser Gabriel Furttenbachs oberländische Jammer- und Strafchronik, gedruckt zu Wangen im Allgäu 1669 kennen, wird es ihnen gewiß nicht uninteressant seyn, hier zu lesen, wie der Chronist das Wüthen der wallensteinischen Truppen unter dem General Altringer in der schwäbischen Stadt Kempten beschreibt. Es war mitten im Winter am

3. Januar 1633, als die Kaiserlichen Breche schossen und die Stadt, die nur von 100 schwedischen Dragonern und 170 Mann vom württembergischen Fußvolk vertheidigt wurde, mit Sturm einnahmen. „Hat endlich der Feind im 3. Sturm biß und jenseits der Iler und also an 3. Orten Abends umb 5. Vhr sich der Statt und abgemüedeten Soldadesca und Burgerschafft, so wol auch der Vorstatt bemächtiget, und sobald sie die Stattmaur erstigen und in die Statt kommen alle Mann und Weibs Personen, so sie in den Gassen ersehen Jämmerlich Nider gemacht, folgens der gantzen Statt und Vorstat alle Häuser rein Außgeplündert auch der Herren Predigern und Kirchen so gar nicht verschonet, also daß mancher nicht ein alt parr schuech mehr darin gefunden, die Burger so sich in die Häuser versteckt und zu salv. vermeint, sein erbärmlich mit Beilen und Hammern zu Tod geschlagen worden, inmassen dem Herren Burgermeister Zachariae Jenischen geschehen, deme etliche Soldaten in daß Hauß geloffen, gelt an jhnen begehrt und alß er jhnen Küsten und Kästen auff geschlossen, und alles Rauben und Plündern, auch einen Trunck auff tragen lassen, hat jhme bey demselben ein Soldat, alß der gute Herr Jenisch seinen Nahmen und Ampt zuvor anzeigen müssen, hinderwarts mit einem Beil in Kopff geschlagen, daß Er alß balden seiner Haußfrauen (die auch von jhnen übel verwundt und tractiert worden) in gegenwarth seines ainigen Töchterleins in armen Todts verschiden, ebenmässig haben sie auch Herrn Martin Geigern Statt Ammann und deß geheimen Rahts alß Er sich auff die Burghalden Reterieren wollen, aber seines hochen und 74. Jährigen alters halber nit eilen könden, mit einem Beihl zu Tod geschlagen: viel Burger denen sie quartier geben und Gefangen genommen, haben sie umb etlich hundert, theils umb etlich tausend Guldin ranzioniert, jhnen Pistol und blosse Wöhr an daß Hertz gesetzet strick umb die Hälffs geleget, und sie genötiget anzuzeigen wohin sie gelt und gelts wehrt verborgen, auch theils scharffe obligationen von sie geben müessen, alle Trucken, Küsten und Kästen, wan schon die schlüssel dran gesteckt, auff gehauen und zerschlagen, die Bett zerschnitten und alles in grund Verderbt, vil Frawen und ledige Weibs-Personen inn und ausser der Statt, ja so gar Schwangere Frawen geschändt, einer Schwangern Fraw die Brüst vom Leib gerissen, eine andere Frauen genötiget und gezwungen daß sie Jhren aignen Ehemann mit einer Axt zu Todt schlagen müssen, in Summa sie haben keines standts Alters noch Jugend verschonet, Einen alten 70. Jährigen Prediger ohne alle gegebene Vrsachen 3. oder 4. mal mit einem strick vom Boden auff gezogen, und jämmerlich ermordet, ein Mägdlein von 12. Jahren biß auff den Todt geschändt, und so gar eine Frauen die nahent 100. Jahr alt gewessen geschwächt, Einer Fürnemmen Frauen gelt an heimblichen Orthen gesuecht, also das sie auß schrecken, forcht und scham Gestorben, einem Burger vorbessen augen sein Eheweib und junges Töchterlein Geschwächt und fortgeführt, den Mann aber zu Todt geschlagen, auch einen andern Burger sein Weib in dessen beysein geschändet, sie 3. Tag in Quartier behalten, und dieselbe hernacher jhrem Ehemann gegen bezahlung 4. Thaler wider folgen lassen: einer andern ehrlichen Burgers Frauen so erst auß der Kindtbet gangen, haben sie in einer Nacht zum 6. mal einander zukauffen geben, einen Barbierer der etliche krancke Soldaten verbunden, haben sie mit denselben zu Todt geschlagen, sein deß Barbierers Tochter geschändt, hernacher die Augen außgestochen und mit Jhrem Ermordeten Vatter zum Fenster hinab auff die Gassen geworffen: Item einen andern Burger bey den Füessen auffgehenckt, einer Ehrlichen jungen Frauen auff freyer Gassen nach versprochen pardon die Kleider vom Leib gerissen und dieselbe vollends auff einem Todten Mann auch selbsten Außziehen müessen: Eine Fürnemme Frau so in Kindsnöthen auff dem Stuel gesessen, ist von einem Soldaten herab gerissen und mit blossem Degen Genötiget worden jhme Gelt zuzeigen und zugeben, darauff sie das Kind in Schrecken und Forcht stehender Gebähren müessen.

Etlichen Weibern haben sie die Händ Abgehauen, einer Frawen so warm Wasser gesotten erstens die Händ abgeschlagen, sie hernacher underübersich in das siedige Wasser in Kessel gestürtzt, darauff dieselbe wider herauß gezogen, jhr den Kopff Abgehauen, und also vollendts jämmerlich Hingericht, etliche Weibspersohnen und Kinder über die Bruggen in die Iler Gesprengt daß sie erbärmlich Ertruncken, wie dan ein junger Gesell 19. Tag und Nacht in gemeltem Wasser der Iler Todt gelegen, als man Jhne herauffer gezogen, hat er übernatürlich Bluet geschwaißt: sein auch etliche Burger über die Mauren geworffen, auch derselben der Statt-Viertel Haubtmann Herr Caspar Löffler deß Rahts erschossen, Herr Georg Hilpp, Herr Laux Halder, Herr Dionisius Meyer und dessen Hauß-Fraw, nebenst andern Rahts-Persohnen und vielen Burgern mehr Hingerichtet, in 70. Häuser Feür von den Soldaten eingelegt, und gantz Abgebrandt, in etlichen die Thüren das Mann, Weib und Kinder darinnen erbärmlich Verbrinnen miessen, Verschlossen worden.“

Dichtungen.

Epische Dichtungen von Friedrich Bodenstedt. Berlin, geh. Oberhofbuchdruckerei (Decker), 1862.

Ein elegantes Bändchen, wie sie aus dieser Verlagshandlung zu kommen pflegen. Der Dichter gibt hier neun versificirte Erzählungen, größtentheils aus der russischen Geschichte. Darin contrastirt die europäische Ritterlichkeit mit dem asiatischen Despotismus. Zum Beispiel der schreckliche Czar Iwan hat die schöne Marfa geraubt. Ihr ritterlicher Geliebter Andreas aber ermordet sie und sich, ehe der Tyrann sich seiner Beute erfreuen kann.

Todt liegt sie vor ihm, und ins eigne Herz
Ist rasch Andreas' scharfer Stahl gedrungen.
Er ruft, sein brechend Auge himmelwärts
Gekehrt: Du Himmel weißt, wie ich gerungen!
Und seine Marfa hält er fest umschlungen,
Stürzt leblos mit ihr auf denselben Schleier.
Derweil Iwan, von Wuth und Schmerz bezwungen,
Knieschlotternd stand, ein unheilvoller Freier —
So hielt der grause Zar mit Marfa Hochzeitsfeier.

In der achten Erzählung wird die Ritterlichkeit doch etwas übertrieben. Selim nämlich, einer That beschuldigt, die er nicht begangen hat, rechtfertigt sich gar nicht.

Doch warum — sprach der Fürst betroffen —
Hast Du nicht selbst gleich wahr und offen
Zu mir geredet, da der Tod
Vor allem Volk Dich schon bedroht?
— Weil, seit Dein Mißtraun mich entehrt,
Verloren meines Lebens Werth;
Die Ehre war mein höchstes Gut,
Stets hielt ich sie in treuer Hut;
Da Du die Ehre mir genommen,
Heiß' ich den Flammentod willkommen.

Der Fürst wird davon so gerührt, daß er Selim zum Thronfolger ernennt.

Geschichte.

Geschichte des Verhältnisses zwischen Kaiserthum und Papstthum im Mittelalter. Von Dr. B. Nieheus. Erster Band. Münster, Coppenrath, 1863.

(Schluß.)

Diese schon vor ihm vorhandene kirchliche Einheit war ihm, Karl dem Großen, von unermeßlichem Vortheil und deshalb brachte er auch gerne dem Papst Opfer, zunächst durch unbedingte Anerkennung der Gleichstellung des geistlichen und weltlichen Oberhaupts. „Das Bildniß Karls stand, in Mosaik aufgeführt, in dem berühmten Triclinium Leos III. neben dem Constantins, und wie hier zur Rechten Christus selbst dem vor ihm knieenden Papste Silvester die Schlüssel, dem Kaiser Constantin das Kriegsbanner überreichte, so übergab dort zur Linken der h. Petrus dem Papste Leo die Stola, als Zeichen seiner priesterlichen Würde, während der König Karl ebenfalls eine Kriegsfahne aus der Hand des Apostels empfing. Staat und Kirche hatten nach langen, nutzlosen Kämpfen Frieden und Freundschaft geschlossen."

Die Anerkennung der Gleichstellung von Kaiser und Papst, Reich und Kirche war so sehr das Interesse Karls des Großen, daß durch diese Erwägung von vorn herein der Streit, wie viel er habe dem Papst Concessionen machen wollen, abgeschnitten erscheint. Nur ein souverainer, von ihm unabhängiger Papst besaß Autorität genug, um gegenüber von Byzanz, den Häresien und den Völkern die kaiserliche Gewalt ausreichend unterstützen zu können. Ein vom Kaiser abhängiger Patriarch hätte das nie vermocht. Hiebei hätte der Verfasser noch einen besondern Umstand hervorheben sollen, nämlich den allen deutschen Volksstämmen innewohnenden Freiheitssinn. Die Römer, Griechen und Asiaten waren mit einem christlichen Kaiser zufrieden, der sie nach Art der altrömischen Heidenkaiser rein despotisch regierte. Die freien Deutschen aber waren gewohnt, ihren Königen nicht unbedingt zu gehorchen, sondern dieselben durch die Volks- oder Reichsversammlung einzuschränken. Sie konnten daher auch die Schranken, welche sich der deutsche Kaiser freiwillig setzte, indem er sich die Unabhängigkeit der Kirche gefallen ließ und sich in allen geistlichen Dingen sogar dem Papst unterwarf, nur billigen. Dieser Werth der Hierarchie im constitutionellen System, dem die germanischen Völker von jeher huldigten, darf ja nicht unterschätzt werden. Die deutsche Geschichte beweist, wie oft die ständische und volksthümliche Opposition gegen tyrannische Kaiser ihre Stütze in der Kirche suchte und fand.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, № 18. 4. März 1863.

Biographie.

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, deren wahrhafte Geschichte, ihr Prozeß 2c. dargestellt nach den Untersuchungsacten 2c. von Dr. Heinr. Straß. Berlin, O. Förster, 1862.

Die Acten befinden sich auf der k. Bibliothek zu Paris. Aus ihnen hat der Verfasser mit dankenswerthem Fleiße das Wichtigste ausgehoben, um uns ein wahrheitsgetreues Bild der edeln Retterin Frankreichs zu entwerfen. Schade nur, daß die Schilderung ihrer Person auf S. 30 so gar vage ist. „Obwohl damals kaum im 17., höchstens 18. Jahre ihres Alters, war sie doch groß von Gestalt. Aber sie war nicht bloß groß, sondern auch kräftig und dabei anmuthig in hohem Grade, voll Ebenmaaß und jugendlicher Frische. Die Farbe ihres Gesichts und Halses war weiß und klar, von sanftem Roth gefärbt. Die schönen großen dunkelbraunen Augen leuchteten lebhaft unter der edlen hohen Stirn hervor und waren von herrlich gewölbten Augenbraunen umschattet. In ihrem Blick lag jene seelenvolle Schwärmerei, gemischt mit einer gewissen Wehmuth, welche unwillkürlich die Herzen zu sich zieht. Ihre Nase war gerade und fein, in richtigem Verhältniß zu der länglich runden Form ihres Gesichtes, der Mund sehr klein, umschlossen von zarten, frischen Lippen, unter welchen ein tiefes Grübchen sich zeigte. Ihr kastanienbraunes Haar war voll und weich, ihre Hände waren nervig, aber zierlich, ihre Finger länglich und fein. Der Ausdruck ihres Gesichtes war voll Geist, voll Unschuld und voll Lieblichkeit, voll innigen Gefühls und träumerischer Sehnsucht, zuweilen umdüstert von einer sinnenden Schwermuth. Ihre Stimme hatte einen sanften, höchst wohltönenden Klang und was sie sprach, athmete Geist und Ueberlegung. Ihr Betragen war so edel, daß man hätte glauben sollen, sie sey in der feinsten Gesellschaft am Hofe aufgewachsen. Der ganze Eindruck ihres Gesichts und ihrer wohlgebildeten Gestalt war schön zu nennen." Woher hat der Verfasser diese Schilderung genommen? Aus der bloßen eigenen Anschauung eines Bilds von ihr? Dann ist sie doch zu subjektiv gehalten.

Das Interessanteste in dem vorliegenden Buche ist der Prozeß, den die Engländer der gefangenen Jungfrau machten und in dessen Folge sie zum Feuertode verdammt wurde. Die englische Politik war damals schon, wie sie es noch heute unter Lord Palmerston ist. Wenn es nämlich das englische Interesse galt, so wurde die heimtückischeste Arglist und Lüge, die grausamste Ungerechtigkeit und Gewaltthat nicht gescheut. Die Engländer machten damals Anspruch auf den Besitz Frankreichs und wollten dieses schöne Land nicht fahren lassen. Eine Jungfrau entriß es ihnen. Diese Jungfrau wurde daher mit dem raffinirtesten Hasse dem englischen Staatsinteresse geopfert.

Treulose Franzosen halfen dazu. „Pierre Cauchon, Bischof von Beauvais, wie schon erwähnt von seiner Stelle vertrieben als eifriger Anhänger der englischen Herrschaft, wurde als das passendste Werkzeug durch die Räthe Heinrichs VI. berufen, angeblich im Interesse des katholischen Glaubens gegen eine Frau einzuschreiten, welche beschuldigt sey, durch Gotteslästerung, Kirchenschändung und Zauberei ein öffentliches Aergerniß gegeben zu haben. Er war um so tauglicher für das englische Interesse, da er, ein ränkevoller, bestechlicher, leidenschaftlicher Mensch, vor Begierde brannte, sich wegen der Vertreibung von seinem Bisthum an Frankreich zu rächen und durch Gefälligkeit gegen England das Erzbisthum Rouen zu erlangen. Die englische Regierung bediente sich dieses Werkzeugs um so lieber, als sie solchergestalt ihren Zweck erreichte, ohne auf sich

selbst das Gehässige der Untersuchung und Hinrichtung dieser Jungfrau von so hoher Ritterlichkeit zu ziehen. Auf den Wunsch der englischen Regierung wurde der König von England von der theologischen Fakultät zu Paris noch besonders angegangen, „gedachtes Weibsbild, gewöhnlich die Jungfrau genannt, der Kirche, namentlich aber dem Bischof von Beauvais und Inquisitor von Frankreich zu überliefern, damit dieser ihr den Prozeß machen könne, weil sie beschuldigt worden, verschiedene Verbrechen, namentlich gegen die Religion, begangen zu haben, auch eine Hexe und Götzendienerin sey." Als Antwort auf diesen Act der Erniedrigung und der schamlosesten Heuchelei willfahrte der Herzog von Bedford nach dem Beschluß seines hohen Rathes, gerührt von solchem Diensteifer ,und aus Achtung für den Namen Gottes, zur Vertheidigung und Reinhaltung des katholischen Glaubens, demüthig gehorchen zu wollen,' dem Gesuch der gehorsamen Tochter (der katholischen Fakultät)."

Die Sorbonne hatte schon ein Jahrhundert früher Philipp dem Schönen die Inquisitoren und Richter geliefert, um die unglücklichen Tempelherren dem Interesse der Krone zu opfern und den armen Großmeister Molay zu verbrennen, wie die Jungfrau verbrannt wurde. Es war Nogarets Geschmeiß, das sich leider auch über Deutschland ausgebreitet und hier so zahllose Hexenprocesse instruirt hat.

Die fromme Heuchelei, als ob das geistliche Gericht nur eine gottlose Ketzerei bestrafen wolle und weit und breit von einem englischen Interesse dabei keine Rede sey, wurde während des langen Prozesses unablässig fortgesetzt, dabei aber versucht, die Gefangene, in Ketten liegende zu entehren, um sie vollends zu desenchantiren. „Ferner wurden ihre Weissagungen für abergläubisch, eitel und trügerisch erklärt. Nicht minder wurde ihr vorgeworfen, daß sie durch das Tragen von Mannskleidern Gott gelästert, die Sacramente der Kirche verletzt, das göttliche Recht und die canonischen Satzungen überschritten und eben dadurch sich der Ketzerei schuldig gemacht habe, indem sie solchergestalt die Tracht (costume) der Ketzer nachgeahmt. Gerade über diesen Punkt, so schwach er auch ist, waren, um ihn zu verdecken, eine Menge Einzelheiten angeführt. Zugleich war hervorgehoben, mit welcher Hartnäckigkeit sie diese Tracht beibehalten habe, obwohl die Richter sehr gut wußten, daß sie dieselbe nur angelegt aus Schamhaftigkeit und um sich gegen die Angriffe der schändlichen Wächter und eines vornehmen Engländers zu schützen, der die Gemeinheit gehabt, die in Eisen geschmiedete Unglückliche zu schlagen, als sie seinem Gelüst nicht fröhnen wollte. Wo übrigens hat man Frauen zum Scheiterhaufen verdammt, weil sie Männerkleider getragen? Aber gerade diesen Umstand hat der Bischof ganz besonders gegen sie zu ihrer Verurtheilung geltend gemacht."

Genug, die Sonne selber wendet ihr Angesicht von dem Greuel ab. Und doch hat ein Franzose, Voltaire, in der moralischen Schändung der Jungfrau noch gewetteifert mit den Engländern. Als ob ihr noch nicht genug Unrecht geschehen wäre mit der Kerkerqual und dem Feuertode, setzte ihr noch Voltaire einen Schandstein in seiner Pucelle.

Geschichte.

Der Feldzug des Aelius Gallus nach dem glücklichen Arabien unter Kaiser Augustus. Eine gekrönte Preisschrift von H. Krüger, Wismar, Hinstorff, 1862.

Der Verfasser wirft ein helles Schlaglicht in die Handelsgeschichte des alten Römerreichs. Die Araber vermittelten damals schon den Handel Europas mit Indien, ließen sich aber die indischen Waaren theuer bezahlen und nahmen nur Geld, nicht aber römische Industrieartikel entgegen. Auf diese Weise entgingen dem römischen Handel große Summen Geldes und es war ein natürlicher Gedanke des Kaiser Augustus, diesem Uebelstande abhelfen zu wollen. Die Expedition, welche dieser Kaiser unter Aelius Gallus nach Arabien entsandte, hatte zunächst den Zweck einer großen Recognoscirung, um Mittel und Wege zu entdecken, wie man den indischen Handel aus den arabischen Händen in römische bringen könne. Hierin hat der Verfasser sehr Recht und Merivale, der französische Commentator jener Expedition, hatte Unrecht, wenn er annahm, es sey dem Kaiser nur um den Raub reicher Schätze zu thun gewesen. Indessen hätte Herr Krüger doch auch noch auf eine andere militärische und politische Absicht des Kaisers Gewicht legen sollen. In dem Maaße wie die griechischen Reiche der Ptolemäer in Aegypten, der Seleukiden in Syrien gesunken und endlich aufgelöst worden waren, die Römer aber noch nicht hinlänglich festen Fuß in jenen Landen gefaßt hatten, fingen die Araber eine bedeutendere Rolle zu spielen an und reagirten gegen den Einfluß der Europäer in Asien so

gut wie die Parther. Abgesehen vom Handelsinteresse mußte also Kaiser Augustus auch darauf bedacht seyn, die syrischen und ägyptischen Grenzen seines Reichs durch den Respekt zu decken, den er den Arabern einflößte.

Die Expedition endete unglücklich. Nach der Angabe der römischen Geschichtschreiber wurde Gallus mit seinem Heere durch Syllaus, den Vezier des Königs der arabischen Nabatäer, der den Römern befreundet war, absichtlich im steinigen Arabien irre geführt, so daß sie große Noth litten und nur ein schwacher Rest mit dem Feldherrn zurückkehrte. Der gelehrte Verfasser der vorliegenden Preisschrift hat mit dem rühmenswerthesten Fleiße den damaligen Weg der Römer in Arabien verfolgt. In Bezug auf die Handelsinteressen Roms war der Erfolg immerhin befriedigend, da die Schiffe des Gallus wenigstens Stationen im rothen Meere ausfindig machten, wo die Römer Handelsplätze anlegten und indische Waaren dort unmittelbar in Empfang nahmen, um sie über Aegypten nach Rom zu befördern. „Gehen wir der römischen Geschichte in noch spätere Jahre nach, so finden wir, wie die Römer während des Vordringens ihrer Macht im Oriente unablässig das Ziel verfolgten, den ganzen Handel der Araber in ihre Hände zu bringen. Und so erfolgreich war dieses ihr Streben, daß sie schon unter dem Kaiser Claudius längs der arabischen Küste eine ganze Reihe von Handelsplätzen in ihrer Gewalt hatten, wo sie Zollstätten für eingeführte Waaren einrichteten; diese Zollstätten wurden dann ohne Frage die Quelle bedeutender Einkünfte für den römischen Staat. So erzählt uns Plinius gelegentlich, daß der Römer Annius Plocamus die Einnahme dieser Zölle vom Staate gepachtet hatte und längs der arabischen Küste hinsegelte, um an den verschiedenen Orten seine Einkünfte zu erheben. Nur die Eifersucht auf den Handel der Araber konnte die Römer in späterer Zeit bewegen, Aden, den bedeutendsten Handelsort der Araber und ihr weltberühmtes Emporium für indische Waaren, zu zerstören (Periplus mar. Erythr.). Daß seitdem der Handel Adens hauptsächlich in die Hände römischer Kaufleute gerieth, die hier ihren Wohnsitz nahmen, zeigt uns der Bericht des Kirchenhistorikers Philostorgius, nach welchem der Himjaritenkönig dem Kaiser Constantin gestattete, an diesem Orte für römische Christen Kirchen zu bauen. Die Zerstörung Adens war eine vernichtende Katastrophe nicht allein für den Handel dieser Stadt, sondern Arabiens überhaupt; die Araber als Handelsvolk wurden seit dieser Zeit völlig von den Römern verdrängt."

Der arme Syllaus wurde nach Rom berufen und dort, als habe er die Expedition absichtlich vereitelt, hingerichtet. Wir glauben, der Kaiser Augustus hat ihn nur zum Sündenbock gemacht. Es ist nicht erwiesen, daß Syllaus treulos an den Römern gehandelt habe, im Gegentheil gestehen die römischen Quellen selbst, daß nur durch ihn zuletzt die Rettung des Gallus ermöglicht worden sey. Daß er die Römer irregeführt habe, wird nur behauptet. Es läßt sich aber auch denken, der römische Feldherr habe nach kaiserlichen Instruktionen oder aus eigenem Ermessen eine Route eingeschlagen, auf der er verunglückt ist, ohne daß Syllaus daran schuld war. Das ist sogar wahrscheinlich, weil des Römers Hauptabsicht eine militärische Recognoscirung des nördlichen an Syrien grenzenden Arabien war, welches er selbst untersuchen wollte und wobei er sich keineswegs von einem Nabatäer leiten lassen und abhängig machen konnte. Das aber ist der römischen Politik ganz entsprechend, daß der unglückliche Erfolg nachher an dem unschuldigen Nabatäer bestraft wurde. So gab einst Napoleon nach seiner Niederlage bei Leipzig den armen Sachsen die Schuld. Beinahe alle römischen Geschichtschreiber ohne Ausnahme haben die Kriege, welche Rom mit andern Völkern und Königen führte, in dem bezeichneten Sinne entstellt, die Fehler der Feinde übertrieben, die Charaktere fremder Feldherrn und Könige verleumdet, dagegen die eigenen Fehler vertuscht, oder Unschuldigen aufgebürdet.

Rechtspflege.

1) Religion im Recht. Eine auf die Seelenlehre gebaute Untersuchung des Rechts. Von Otto Hahn, Rechtsconsulent. Tübingen und Rottenburg, Osiander, 1862.

Der fromme Verfasser will hier beweisen, daß der Staat oder die Gemeinde und Gesellschaft gar kein Recht habe, über das Individuum zu richten. Folgendes ist seine merkwürdige Auseinandersetzung: „Es ist zuerst die Frage:

> Sind Strafen überhaupt zuläßig und welche? Fällt hiemit nicht das ganze Strafrecht der Gesammtheit?

Ich sehe viele über dem Gedanken schaudern und das Buch weglegen: doch Geduld, mein Lieber, ich bitte dich. Nur noch eine Weile.

Die Aufstellung der Verbrechen hat noch nicht die Aufstellung von Straf-Uebeln zur Folge. Es läßt sich ein Verbrechen ohne Strafe wohl denken: es läßt sich auch eine Wirkung gegen das Verbrechen denken, welche der Gesellschaft völlig genügt, ohne als äußeres Uebel den Verbrecher zu treffen: es ist also nicht geboten, dem Verbrecher ein Uebel zuzufügen. In der That ist auch das Wollen eines bloßen Uebels, einer bloßen Schmerzempfindung im Verbrecher so unrecht als die bloße Lustbegierde im Menschen. Das Schmerzen-Wollen an sich ist ganz unwesentlich, es ist geradezu unsittlich. Man sagt: Nicht den Schmerz des Verbrechers wollen wir, nicht sein Unglück. Der Schmerz ist aber die nothwendige Folge, das Besserungsmittel, dieses besteht in einem Uebel. Warum aber bessern? warum nothwendig ein Uebel? In der Gesellschaft, antwortet man, läßt sich nicht anders auf den Verbrecher einwirken, als auf eine Weise, welche als Uebel erscheint. In der Gesellschaft bleibt nichts übrig, als den Verbrecher zu tödten, einzusperren, um Geld zu strafen. Andere sagen: bessern müssen wir den Verbrecher, bessern um jeden Preis. — Wer sagt, wer gebietet das? Die göttliche Liebe. — Ja — aber die göttliche Liebe wirkt in der Form der göttlichen Weisheit und wendet stets solche Mittel an, welche auch zum Ziel führen. Fragt euch doch: Bessern eure Strafen? ist der Enthauptete nun von der Blutschuld geheilt, der Jahre lang im Zuchthaus Eingesperrte von seiner Leidenschaft befreit? lacht nicht der Reiche über die Geldstrafe, die in einem halben Tage die Genossen des klagenden Arbeiters ihm verdienen? O Verkehrtheit und Selbsttäuschung, wenn der Mensch mit menschlichen Mitteln, mit Gewalt sich das Amt Gottes anmaßt. — Gibt es aber nicht ein Auskunftsmittel? — Ein ganz einfaches. Das Verbrechen hat, wie ich zugebe, Wirkung nicht nur auf den Verbrecher, sondern auch auf den Verletzten. Mit der Seele des Verbrechers hat es Gott zu thun: der Verletzte kann und darf hier nicht eingreifen. Der Staat als Richter kann dem Verbrecher zunächst Ersatz des Ersetzbaren befehlen. Nun aber weiter die verletzte Rechtsordnung.

Die Bürger haben sich gegenseitig die Beobachtung gewisser Gesetze zugesagt. Der Vertrag ist ein zweiseitiger: den Schutz der Gesetze soll der genießen, welcher sie zu halten verspricht: oder, unter der Bedingung, daß er die Gesetze hält, werden sie gegen ihn gehalten, genießt er den Schutz der Gesammtheit für seine Rechte. Wenn nun der Staat verletzt ist, kann er weiter nehmen, als er versprochen und gegeben, als der Bürger von ihm sich ausbedungen hat, nämlich seinen Schutz? Der Staat hat weder Leben, noch Vermögen hergegeben, sondern nur die Freiheit verbürgt. Der Verbrecher hat das Gesetz dieser Freiheit des Guten gebrochen, sein Versprechen nicht gehalten, er hat die Freiheit des Andern aufgehoben. Nun hebt der Staat seine Freiheit auf, aber nicht dadurch, daß er ihn einsperrt oder tödtet, sondern dadurch, daß er seine Freiheit frei gibt, den zugesagten Schutz aufhebt. So hat er alles genommen, was er gegeben hat und was er nehmen darf. Leben und Eigenthum hat er nicht gegeben, darum darf er sie auch nicht nehmen. Jedes Gesetz, das etwas anderes festsetzte, ist gegen die Geistes-Ordnung und nichtig. Keiner darf sich ihm unterwerfen und was der Staat so thut, ist dieselbe Gewalt, wie die des Einzelnen, welche der Staat selbst als Verbrechen hinstellt.

Das Princip ist so gar einfach. Es führt aber auch zum Ziele. Aufhebung des Rechtsschutzes schließt in sich, daß der Verbrecher vor keinem Gerichte mehr klagen kann, daß jede Staats-Anstalt für ihn nicht mehr da ist. Sein Eigenthum ist herrenlos und kann von dem Staat eingezogen werden. Die Unsicherheit, eine Verfolgung seiner Ansprüche macht ihm die Arbeit unmöglich: die aquae et ignis interdictio, Versagung von Wasser und Feuer der Römer. Er hat daher keine Wahl, als auszuwandern. Was der Staat und die Gemeinschaft weiter will, als den Verbrecher für sich unschädlich machen, ist mir nicht denkbar."

Man erkennt wohl die gute Meinung des Verfassers, aber seine Ansicht ist unpraktisch. Daß überhaupt solche Grübeleien ausgedacht und gedruckt werden, ist wohl nur in unserm immer noch sehr ideologischen Deutschland möglich.

2) Abschaffung der Todesstrafe. Von Dr. Alb. Fr. Bronn, Prof. d. Rechte zu Berlin. Dresden, v. BöttICHER, 1861.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift geht von allgemeinen Humanitätsrücksichten aus, ist aber eben so unpraktisch. Mit der gutmüthigen Schwärmerei wird der harte Weltlauf nicht geändert. Das Schwert der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit wird geschwungen werden, so lange die Welt steht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 19.** 7. März 1863.

Literaturgeschichte.

Schiller und sein Verhältniß zu den polit. und rel. Fragen der Gegenwart. Von G. Fr. Daumer. Mainz, Kirchheim, 1862.

Je mehr die Deutschen mit ihrer Freiheit prahlen, desto serviler werden sie. Die Adoration berühmter Männer unterscheidet sich wenig von der, die man einst Ludwig XIV. und den römischen Kaisern widmete. Es ist Lakaienthum so wie so und nur neuer Götzendienst.

Bei alledem mißhandeln sie die gefeierten Männer. Wie wird der arme Schiller von seinen Verehrern hin und hergezerrt! Jenachdem es das Parteiinteresse gilt, bewundert man von ihm Verse, die sich mit andern, die derselbe Schiller geschrieben hat, auf die bedenklichste Weise durchkreuzen und einen vollkommenen Widerspruch enthalten. Aber was thut das? Schiller ist eine Autorität und man läßt die eine Stelle abdrucken, ohne sich um die andere zu bekümmern.

Herr Daumer macht die Schwärmer, die in Schiller immer einen Apostel der Völkerfreiheit und Revolution sehen und desfalls Verse aus Wilhelm Tell citiren, auf einige anders lautende Verse Schillers aufmerksam, z. B.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Oder:

Freiheit und Gleichheit hört man schallen;
Der ruhige Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ists, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

Auch denen, welche in Schiller den „deutschesten" aller Dichter sehen, bemerkt der Verfasser: „Man sehe die ‚Nachrichten von Schillers Leben', die in der Ausgabe der Schillerschen Werke, Cottaschen Verlages 1841 Bd. I. enthalten sind! Da werden S. XXV Aeußerungen dieses angeblich so bornirt patriotischen Poeten, wie folgende, angeführt: ‚Das vaterländische Interesse ist nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stehen bleiben.' Schillers ‚Bedeutung für das deutsche Volk' ist gerade die, daß er keineswegs mit kindischem Enthusiasmus und fanatischer Ausschließlichkeit für dieses Volk geschwärmt, sondern mit ächt germanischer Universalität alles umfaßt hat, was menschlich ist:

Er war so reich, so warm,
Ein ganzer Weltkreis hatte
In seinem weiten Busen Raum,

wie er selbst seinen Posa schildert." — Aus dieser kosmopolitischen Tendenz folgert nun aber der Verfasser, daß Schiller „als der wahrhafteste und speciellste Repräsentant des deutschen Geistes, die destruktive Richtung, in welche derselbe mit der Reformation zu seinem äußeren und inneren Unglück verfallen war, in sich überwunden und sich, durch alle sein Volk und ihn selbst beherrschende Verblendung hindurch, den Rückweg zum Positiven erarbeitet hat, so daß man sogar eine förmliche Rückkehr desselben zur katholischen Kirche für möglich und wahrscheinlich halten konnte." Das glaubt der Verfasser noch weiterhin durch einen Brief Sch. an Zelter bestätigen zu können. Schiller schreibt: „daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu thun, fühlen Wenige; aber daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh seyn, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht schwer fallen, einen oder den anderen Theologen und Akademiker dafür zu interessiren. Berlin hat in dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; das war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu seyn bestimmt ist. Ja der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholicismus in Frankreich neu constituirt hat, daß auch im Protestantismus an die Religion gedacht werde, und selbst die Philosophie nahm diese Richtung.'"

Hier ist nichts weiter gesagt, als daß Schiller dem Protestantismus eine Kraft, sich aufzuraffen, wünscht, wie der Katholicismus dieselbe zeige. Es ist aber nicht gesagt, daß Schiller zur katholischen Kirche habe zurückkehren wollen. Ueberdieß muß Herr Daumer, wenn er den Liberalen vorhält, Schiller habe (die oben citirten) sehr conservativen und antirevolutionären Verse gedichtet, auch seinerseits sich gefallen lassen, daß man ihm „die Götter Griechenlands" vorhalte, in deren schönen Versen Schiller das Christenthum überhaupt als einen finstern, ja verabscheuenswürdigen Aberglauben auffaßt und dagegen das classische Heidenthum anpreist.

Deutsche Angelegenheiten.

1) Sind die Ansprüche des deutschen Volkes auf Restitution seiner Beiträge zum Bau der gegen seinen Willen verkauften deutschen Flotte berechtigt? Von A. B. H. Dresden, v. Bötticher, 1862.

2) Die deutsche Hansa bis zu ihrer Blüthe 1370. 1. Heft, bis zum Verfall, 2. Heft. Von Dr. F. W. Schlimper. Das. 1862. 1863.

Es ist sehr wahr, daß die Deutschen einmal eine Seemacht hatten, aber mit den paar Nußschalen, die man heutzutage durch freiwillige Beiträge zusammenbringt, stellt man keine Seemacht her. Wir haben uns schon 1848 gegen die Flotte ausgesprochen und thun es heute wieder.

Deutschland vermag heutzutage nicht Geld genug zusammenzubringen, um eine Seemacht herzustellen, wie sie nöthig wäre, um der englischen, französischen, russischen (von der dänischen und schwedischen wollen wir gar nicht reden) imponiren zu können. Was soll aber eine kleine Flotte, die England, wenn es will, jeden Augenblick vernichten kann? Deutschland ist ein großes Binnenland, muß also vor allem eine Landmacht seyn, wie Frankreich und Rußland. Es könnte dazu auch eine Seemacht werden, wie Frankreich und Rußland, wenn es einig wäre, mit seiner Landmacht die verlornen Küsten und Hafenplätze Holland und Belgien, Schleswig und die deutschen Ostseeprovinzen wiedernähme und zugleich durch seine Einheit und gewaltige Machtstellung nach außen auch seine Finanzen so in Flor brächte, daß ihm eine Milliarde für die herzustellende Marine nicht zu viel wäre. Aber ehe diese Wunderdinge sich ereigneten, vermöchte es keine Seemacht zu werden.

In seinem ersten Vortrage schildert Herr Schlimper das Anwachsen der Hansa, im zweiten schildert er ihren Verfall und Ausgang. Im 14. Jahrhundert beherrschte noch die Seemacht der Hansa alle nordischen Meere. „Sie stand da als die gefürchtete Gebieterin der nordischen Kronen, die ohne ihre Einwilligung nicht vergeben werden durften. Auf diese Höhe der Macht war sie allein gestellt durch die Selbständigkeit, die freie und unverkümmerte Kraftentfaltung ihrer Bürger (Dinge, die unser wohlgeschultes, regierungsgewohntes und regierungsbedürftiges Geschlecht sich vergeblich bemüht, in ihrer ganzen Lebensfülle zu begreifen)." Diese Bemerkung ist sehr richtig, allein der Verfasser hätte, wenn er den Gedanken in seiner ganzen Schärfe verfolgen

wollte, einsehen müssen, daß die Partei, die er als die der Junker und Pfaffen verdammt, doch eigentlich die einzige ist, die anstatt jenes wohlgeschulten und regierungsbedürftigen Geschlechts ein anderes haben möchte, in dem noch etwas von der mittelalterlichen Kraft und Autonomie zu spüren wäre. Es ist ein großer Fehler, immer Junker und Pfaffen anzuklagen, da die Junker, politisch ganz ohnmächtig, nicht die Verfolger, sondern die Verfolgten sind, die Kirche aber das einzige Institut ist, durch welches den verderbten Völkern noch Hülfe und Wiedergeburt möglich werden kann.

Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er jene Patricier anklagt, die in den Hansestädten das Wohl des Ganzen ihrem Familieninteresse aufopferten, worüber die Hansa zu Grunde gehen mußte. Welcher Deutsche könnte ohne die tiefste Empörung lesen, wie diese Patricier alles versäumten, um sich der Concurrenz der Spanier und Niederländer zu erwehren. Sie waren mächtiger als Venedig und konnten so gut, wie es später die Holländer gethan haben, ihre Flaggen nach Ost- und Westindien tragen. Aber sie versäumten alles und vereitelten auch den letzten Versuch des großherzigen Georg Wullenweber, als er die Macht der Hansa erneuern wollte.

Das alles aber berechtigt den Verfasser nicht, wie er S. 12 thut, das Junkerthum unserer Zeit anzuklagen, als sey es schuld an unserer gegenwärtigen nationalen Misere. In der That, wenn der König von Dänemark sich erlauben durfte, zu erklären, er werde die schwarzrothgoldene Flagge als Seeräuberflagge behandeln lassen, so sind doch daran nicht die s. g. Junker schuld, sondern einzig der allzu lockere Föderalismus des deutschen Bundes, die einander widerstrebenden dynastischen Interessen der beiden deutschen Großmächte, der confessionelle Hader, die Unverträglichkeit der Volksstämme selbst, die uns zu keinem einigen Handeln kommen lassen.

Der Verfasser würde mit mehr Recht unsere Demokraten anklagen, welche sich vorzugsweise als Volkspartei geriren und doch von allem absehen, was die Machtstellung und äußere Größe unserer Nation betrifft.

Wenn die demokratische Partei wirklich volksthümlich wäre, müßte sie allen Consequenzen der deutschen Fürstenaristokratie widersagen, denn durch diese allein ist das deutsche Volk um seine alte Einheit, Freiheit und Tugend betrogen worden. Dann müßte sie aber auch die ganze moderne Bureaukratie und Juristerei, die Universitäten als Abrichtungsanstalten für die Fürstenwerkzeuge, die classische Bildung, die französische Mode, die Lüderlichkeit und den Unglauben, vor allem auch den Börsenschwindel und das Regiment der Juden verwerfen. Aber sie huldigt im Gegentheil allen Corruptionen und pflegt sie eben so zärtlich, wie sie bisher von der Fürstenaristokratie gepflegt worden sind. Noch viel weniger vermag sie wieder gut zu machen, was die Fürsten gesündigt haben, indem sie Deutschland im Innern zerrissen und die schönsten Grenzlande dem Feinde preisgaben. Denn die demokratische Partei wetteifert heute noch in Sympathien mit Italienern, Ungarn, Polen und gibt alle Eroberungen unseres alten Reiches im Süden und Osten preis, nachdem im Westen ohnehin schon alles verloren ist.

Da nun notorisch nur die Fürsten mit ihrer Bureaukratie wegen ihrer Sonderinteressen und andererseits nur die demokratische Partei in ihrer Verblendung das Gesammtinteresse der deutschen Nation vernachlässigen, ist es kaum begreiflich, wie man den s. g. Junkern und Pfaffen die Schuld zuschieben mag.

Sprachkunde.

Die Umdeutschung fremder Wörter von Wilhelm Wackernagel. Zweite verbesserte Ausgabe. Basel, Bahnmaier (Detloff), 1863. 4.

Unsere Sprache steckt voller Fremdwörter, wovon einige schon sehr alt sind. Die Germanisirung dieser Fremdwörter oder die Einverleibung derselben in unsere gewöhnliche Redeweise erfolgte aber auf den verschiedenen Stufen der Ausbildung unserer eigenen Sprache auf verschiedene Weise. „Als unsere Sprache von der Stufe des Germanisch-Gothischen, einem Standpunkt, auf welchem die sächsischen und die scandinavischen Sprachen sich heute noch befinden, zuerst in das Hochdeutsch überging, wurden die stummen Consonanten dem Gesetze nach in der Art umgeändert, daß für die Tenuis eines Organs dessen Aspirata, für die Aspirata die Media, für die Media die Tenuis eintrat: das goth. slêpan lautete nun slâfan, timan zeman, kuni chunni, af aba, thaurnus dorn, ahana agana, blôma pluomo, dail teil, liugan liukan. — Es besitzt aber unsere Sprache durch Urverwandtschaft zahlreiche Worte gemein mit der griechischen und lateinischen, und diese machen den Parallelismus der Lautverschiebung voll, indem sie derselben noch eine Stufe mehr hinzufügen. Der pelasgischen Tenuis solcher steht im Gothischen

u. s. f. die Aspirata, im Althochdeutschen mithin die Media gegenüber, der Media die Tenuis und die Aspirata, der Aspirata die Media und die Tenuis: z. B. tacere, goth. thahan, althochd. dagên; τύρβη, turba, g. thaurp, ahd. dorf; τέγος, tego, altnord. thak, ahd. dach; dens dentis, ὀδούς ὀδόντος, g. tunthus, ahd. zand; τρέχειν ἔθρεξα, trahere, g. dragan, ahd. trakan; betere, βατόν, angelsächs. padh, ahd. phad; φηγός, fagus, g. bôka, ahd. puocha; φράτωρ, frater, g. brôthar, ahd. pruodar; haedus, g. gaitei, ahd. keiz. So bei Worten, die der deutschen Sprache aus dem gleichen Urquell mit den beiden pelasgischen zugeflossen sind: nicht so bei denen, die sie erst später aus letzteren entlehnt hat. Hier hält das Gothische, hält das alte Hochdeutsch grundsätzlich wie das neuere den fremden Laut, der ihm vorliegt, fest, und die Tenuis z. B. geht nicht in die Aspirata noch die Media über, sie bleibt. — Waren jedoch die fremden Worte schon in der vorhochdeutschen Zeit, schon auf der Stufe des Gothischen in die Sprache herübergenommen, dann wurden sie auch im Hochdeutschen ganz so behandelt, als ob sie überliefert deutsche wären, und unterlagen derselben Lautverschiebnng: weil bereits der Gothe aus πάπας sein papa, aus vidua viduvô gemacht, machte man nun wieder hieraus phaffo und wituwâ, wie aus den schon ursprünglich deutschen hlaupan und dauhtar hloufan und tohtar. Hiemit denn endlich war die volle Aneignung und Umdeutschung des Fremden eingetreten, und verschont davon blieben höchstens die Personennamen, deren Urform in beständiger Gegenwart vor Augen lag."

Beiläufig bemerken wir, daß der vielgebrauchte Ausdruck „degenmäßig" für leise, furchtsam, vom althochd. dagen, goth. dahan, lat. tacere herkommt.

„Aber nicht immer zeigen die lateinischen und griechisch-lateinischen Worte diejenige Form im Deutschen, die wir bisher als die jedesmal gesetzliche haben kennen lernen: es stellt sich uns noch bald diese, bald jene Abweichung bald in den Consonanten, bald in den Vocalen dar, ein b zum Beispiel, wo ein ph, ein û, wo ein ô zu erwarten wäre. Nur selten jedoch liegt in solchen Fällen die Schuld an den Deutschen selbst: sie liegt meist nur an denen, durch welche das Fremde ihnen übermittelt ward. Das Latein, das die ersten Glaubensboten und noch manches Geschlecht hindurch die Priester und Mönche zu sprechen pflegten, es war nicht das classische des Alterthums: es war, wie zumal der Süden und Westen sie gesendet, jenes verworren zertrümmerte, aus dem sich durch eines der größten Wunder der Geschichte die romanischen Sprachen herausgebildet haben, oder es war so versetzt mit Worten und Wortformen des sich entwickelnden oder auch des schon entwickelten Romanischen, daß man noch heut von mancher Rechtsurkunde und mehr als einem Vocabular, die sie aufgezeichnet, kaum sicher zu sagen wüßte, ob es Denkmäler nur noch des verdorbenen Lateins oder schon des Romanischen seyen, ob in ihnen ein romanisch aufgefaßtes Lateinisch oder ein lateinisch aufgefaßtes Romanisch vorliege. Und in solcher halben oder vollen Romanisirung trat denn ein großer Theil des lateinischen Wörterschatzes an unser Althochdeutsch heran und beschränkte die Wirksamkeit des Gesetzes, das nur für die echten rechten Formen galt."

Dasselbe wiederholte sich zur Zeit der Renaissance und der französischen Mode, denn eine Menge classische Namen und Bezeichnungen wurden uns durch die französische Literatur vermittelt, daher auch in französischer Weise ausgesprochen, oder blieb wenigstens die Aussprache schwankend bis auf den heutigen Tag, wie in Altar, Florenz, August, Diamant und Demant &c. Eine Menge Wörter wurden abgeschnitten, z. B. aus beryllus Brille gemacht, aus Johanna Hanne, aus Katharina Käthe oder Trine. Aus St. Ursus wurde Durs, aus St. Egidius St. Ilg und endlich Dilg und Dill.

Auch bekamen die Fremdwörter im deutschen Sprachgebrauch oft ein anderes Geschlecht. Aus periodus wurde die Periode, aus biblia, neutr. plur. (die Bücher) wurde das Femininum die Bibel. Aus sabbathum wurde der Sabbath, aus dem männlichen modus wurde die Mode, aus dem musculus die Muschel, aus der Echo das Echo &c.

Viele Fremdwörter wurden in den Endungen germanisirt, z. B. regieren, studieren, barbieren, musikalisch, moralisch &c. Aus übler Gewohnheit wandte man nachher solche Endungen auch auf ganz gute deutsche Wörter an, z. B. hannoveranisch statt hannöverisch, Badenser statt Badener, Franzosen statt Franken. Echt volksthümlich erscheint dagegen die Neigung, Fremdnamen, die das Volk nicht verstand, einen Sinn zu geben, indem man ähnlich lautende deutsche Worte herbeizog. So machte man aus dem Fluß Alemona die Altmühl, aus Mediolanum Mailand, aus Vitodurum Winterthur &c.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 20. 11. März 1863.

Kunstgeschichte.

Handbuch der Geschichte der Malerei von G. F. Waagen. Erster Band. Die deutschen und niederländischen Malerschulen in zwei Abtheilungen. Mit Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert, 1862.

Kuglers Handbuch der Malerei ist hier so überarbeitet, daß nur wenig vom alten Text übrig blieb. Schon 1847 wurde es von Burckhardt neu bearbeitet, und von Waagen selbst in einer englischen Ausgabe. Das war auch nothwendig, weil seit dreißig Jahren die Kenntniß der Bilderwelt außerordentlich erweitert und kritisch gesichtet worden ist. Waagen aber (Director der k. Gallerie in Berlin) eignete sich am besten, die letzte Orientirung zu übernehmen, da er, wie wohl kein anderer, alle öffentlichen Bildergallerien in Europa (mit einzigen Ausnahmen der spanischen) und unzählige im Privatbesitz befindliche Gemälde mit eignen Augen und wiederholt gesehen hat und aus seinen früheren Schriften längst als der einsichtigste und geschmackvollste Kenner berühmt ist. In der Vorrede bemerkt er, daß er hier zum erstenmal auch über die bisher immer sehr im Dunkeln gebliebenen herrlichen Gemälde in St. Petersburg aus eigener Ansicht nähere Aufklärungen giebt. Im Uebrigen handelt er nicht allein von Gemälden, sondern auch von Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen, weil die deutschen und niederländischen Künstler sich nicht selten darin mehr ausgezeichnet haben und ihr Geist charakteristischer hervorgetreten ist, als in Oelgemälden.

Im vorigen Jahrhundert wurde nur die italienische und niederländische Schule geschätzt, die ältere deutsche verkannt, was mit der Herrschaft der classischen Bildung und der Mißachtung der Kirche zusammenhing. Erst die Schlegel und Tieck, überhaupt die romantische Schule machten wieder auf den Werth auch der deutschen Kunst des Mittelalters aufmerksam, und die Boisserée sammelten die schönsten Gemälde aus jener älteren Zeit, wie sie aus dem doppelten Bildersturm des 16. und des 18. Jahrhunderts gerettet worden waren. Wie nun auch die späteren ganz weltlichen, oft cynischen Niederländer von den frommen altdeutschen Malern grundverschieden sind, so können sie doch ihre Wurzel im germanischen Geist und Charakter nicht verleugnen, und unterscheiden sich insofern deutlich als germanische Kunst von der italienischen oder romanischen.

Der Verfasser sagt Theil I, S. 67: „Die Eigenthümlichkeit des germanischen Kunstnaturells besteht in dem Bestreben, den geistigen Gehalt ihrer Aufgaben, von deren Bedeutung sie auf das innigste durchdrungen waren, vermittelst Formen, welche sie aus ihrer wirklichen Umgebung nahmen, mit der größten Deutlichkeit und Treue in Form, Farbe, Perspektive, Beleuchtung u. s. w. auszudrücken, und zugleich die jedesmalige Räumlichkeit mit allen Gegenständen der Natur oder der Menschenhand bis zu den kleinsten Einzelheiten wiederzugeben. Die hohe Bedeutung dieses auf solche Weise zur größten Ausbildung gelangten Realismus in der Malerei, welche bisher nie gehörig anerkannt worden ist, besteht nun vornehmlich in Folgendem. Im Bereich der christlichen Kunstgeschichte gewährt uns dieser Realismus die Durchdringung des germanischen Kunstnaturells und der eigenthümlichen Art der germanischen Begeisterung für das Christenthum, auf der vollen Höhe der Entwickelung in der größten Reinheit. Bei den Italienern, dem Hauptkunstvolk unter den romanischen Nationen, ist das Verhältniß zur Kunst, wie zum Christenthum, ein ganz verschiedenes.“ Sie haben zu viel von den Alten, von Griechen und Römern angenommen. „Ihre Malerei erscheint als eine Art von

glücklicher Mittelbildung der antiken und der christlich-germanischen Kunst. Darin aber, daß uns in diesen von allen fremden Einflüssen freien Bildern der altniederländischen Schule der Gegensatz des Griechischen und Germanischen Kunstnaturells, als das der beiden Hauptstämme der Cultur der antiken und modernen Welt, in einer Reinheit und einer Schärfe entgegentritt, wie sonst nirgend, liegt eine hohe Bedeutung dieser Schule für die allgemeine Kunstgeschichte. Während es für das Kunstnaturell der Griechen charakteristisch ist, nicht allein die Bildungen der idealen Welt, sondern selbst die Portraits, durch Vereinfachung der Formen und Hervorheben der bedeutendsten Theile zu idealisiren, gewinnen bei den alten Niederländern selbst die ideellsten Gestalten der Maria, der Apostel, der Propheten und Heiligen, ein portraitartiges Ansehen, werden aber bei Portraiten selbst die kleinsten Zufälligkeiten wiedergegeben. Während die Griechen die verschiedensten Gegenstände der Natur, Flüsse, Quellen, Berge, Bäume u. s. w. durch die menschliche Gestalt darstellen, bestreben sich die Niederländer alle diese, bis zu den kleinsten Einzelheiten, mit möglichster Treue so wiederzugeben, wie sie sie in der Wirklichkeit gesehen haben. Der idealistisch-antropomorphisirenden Kunst der Griechen gegenüber bildeten sie demnach eine realistisch-landschaftliche aus. In dieser stehen ihnen nun die anderen germanischen Nationen am nächsten, vor allen die Deutschen, zunächst die Engländer. Die Schulen der Malerei der beiden anderen Nationen, der Franzosen und Spanier, erscheinen aber vollends, im Vergleich zu denen der Italiener und Niederländer, als secundär, indem sie bald von dem einen, bald von dem anderen dieser Völker einen starken Einfluß empfangen haben, welcher sich bisweilen in glücklicher Weise die Waage hält, von denen aber meist der eine oder der andere das Uebergewicht hat."

Mit dem Christenthum selbst kam auch die christliche Kunst nach dem germanischen Norden aus dem romanischen und griechischen Süden. Die ältesten Denkmale der Malerei in Deutschland haben also noch nichts Germanisches. Das Schönste, was uns davon erhalten ist, sind die byzantinischen Miniaturen aus der Blüthezeit der sächsischen und der ersten fränkischen Kaiser. Unter Heinrich IV. trat Verwilderung ein. Erst unter den Hohenstaufen regte sich ein neues Leben, wie in allen Künsten, so auch in der Malerei und fing man zugleich an, sich von den südlichen Vorbildern ein wenig freier zu machen, ein wenig die Natur nachzuahmen, Figuren der h. Geschichte in der Tracht der Gegenwart darzustellen, Thiere und gelegentlich Humoresken zu malen. In dem Maaße, wie die gothische Baukunst sich ausbildete, machte sich das germanische Gefühl auch immer mehr in der Malerei geltend, die sich zugleich auch als Kunst reicher ausbildete. Der Verfasser vergleicht die Leistungen der Niederländer, Engländer und der berühmten böhmischen Schule. „Die edelste Ausbildung erreichte die Kunstweise dieser Epoche in Deutschland in den letzten Jahrzehnten des 14. und den ersten des 15. Jahrhunderts in Köln. Der geistige Friede, die stille Seligkeit, die ungetrübte sittliche Reinheit, welche nur die Religion gewähren kann, spricht sich in den Gemälden derselben in seltenem Maaße aus. Hiermit in Uebereinstimmung sind die Farben meist einander besonders harmonisch zugebrochen, die Farbe des Fleisches zart, die Modellirung nur mäßig, der Vortrag sehr weich und verschmolzen. Die schwache Seite dieser Schule, welcher kräftige Charaktere und dramatische Gegenstände am wenigsten zusagten, ist die Unkenntniß des Knochengerüstes des menschlichen Körpers."

Die höchste Vollendung erreichte die germanische Kirchenmalerei im 15. Jahrhundert in den Niederlanden durch die Brüder van Eyck, die Erfinder der Oelmalerei. Der Verfasser hat ihnen und ihrer Schule schon in seinen jüngern Jahren ein eigenes Werk gewidmet und behandelt sie hier wieder mit der Liebe, die ihnen gebührt, besonders den älteren Bruder Hubert van Eyck, dessen Werke er ausführlich charakterisirt und dem um so mehr Ehre gebührt, als ihm früher mit Unrecht sein jüngerer Bruder Johann vorgezogen worden ist. Huberts berühmtestes Werk ist der Genter Altar. In Bezug auf ihn sagt Waagen: „Glücklicherweise sind uns von Jan van Eyck noch verschiedene beglaubigte Werke aufbehalten, woraus seine künstlerische Eigenthümlichkeit ungleich deutlicher zu erkennen ist, als aus seinem Antheil an jenem Altar, worin er, ohne Zweifel sowohl in den Compositionen als in der ganzen Ausbildung, sich seinem Meister und Bruder mit aller Pietät möglichst nahe angeschlossen hat. Jene seine eignen Werke aber zeigen eine von seinem Bruder sehr verschiedene Eigenthümlichkeit. Er hatte nicht jene Begeisterung für die bedeutungsreichen kirchlichen Aufgaben des Mittelalters, und auch nicht den Schönheitssinn Huberts, weder für die menschlichen Formen, noch für die Gewandung. Sein Sinn drängte ihn in allen Stücken auf die wahrste und treuste Auffassung der einzelnen Naturerscheinung. Mit Ausnahme des Kopfes Christi, wo er sich noch durch den altbyzantinischen Typus binden ließ, haben daher fast alle seine Marien und Heiligen nicht allein ein durchaus portrait-

artiges Ansehen, sie sind sogar bisweilen häßlich in den Formen und ohne sonderliche Erhebung im Gefühl. So führte er den Realismus auch in allen sonstigen Stücken, der Behandlung der Stoffe in den Gewändern, der Ausbildung der Räumlichkeit, mit allen möglichen Nebensachen, mit einer bewunderungswürdigen Meisterschaft durch. Nur in dem Ueberladen seiner Gewänder bei Gestalten aus der idealen Welt mit scharfen und eckigen Brüchen ist er offenbar dem Vorgange von Sculpturen gefolgt, seine Hände sind endlich häufig zu schmal. Wo es aber seine Aufgabe war, Bildnisse zu malen, welches ganz mit seiner Richtung zusammenfiel, erreichte er eine Lebendigkeit der Auffassung, eine Wahrheit der Form und Färbung aller Theile bis zu den größten Einzelheiten, wie kein anderer Künstler seiner Zeit, ja wie überhaupt die Kunst nur selten hervorgebracht hat. In Rücksicht seines Verhältnisses zu der verbesserten Weise der Oelmalerei theile ich ganz die Ansicht Cavalcaselles, daß er wahrscheinlich seinen so viel älteren Bruder schon im Besitz der neuen Vortheile fand, dieselben aber im Gebrauch zu noch größerer Vollkommenheit ausbildete."

Unter den Meistern der Eyckschen Schule werden alle andern von Memmling überragt, dessen berühmtestes Bild das jüngste Gericht in Danzig ist. Mit Recht rühmt der Verfasser in diesem Bilde die schöne Contrastirung der Seligen und der Verdammten. Dabei fällt uns das jüngste Gericht von Cornelius ein, in welchem wir den Ausdruck des Freudigen im Himmel gar zu sehr durch eine gewisse Wehmuth verschleiert finden; dem Grimm der Teufel, der Verzweiflung der Verdammten gegenüber sollte der Himmel fröhlicher erscheinen.

Die verschiedenen deutschen Malerschulen des 15. und 16. Jahrhunderts bleiben etwas hinter jener glänzenden niederländischen Schule zurück und noch viel mehr hinter der gleichzeitigen italienischen Schule. Der Verfasser sagt darüber: „Wenn es ohne Zweifel zum Theil in ihrem geistigen Kunstnaturell, so wie in den minder günstigen Bedingungen der Schönheit der Menschen, der Natur und des Klimas liegt, daß sie nicht zu jener ideellen Auffassung, zu jener Vereinfachung und Schönheit der Formen, zu jener Grazie in den Bewegungen gelangten, welche den Werken eines Leonardo, eines Raphael, eines Correggio den größten Zauber verleihen, so findet die Thatsache, daß sie selbst in der ihnen eigenthümlichen Kunstweise nicht zu der ganz freien und in allen Theilen, Form, Farbe und Helldunkel, harmonischen Ausbildung der Italiener gelangten, in verschiedenen anderen Ursachen ihre Erklärung. Der dem Mittelalter eigenthümliche Hang zum Phantastischen in der Kunst, welcher zwar sehr geistreiche Werke erzeugt hat, jedoch der Entfaltung reiner Schönheit nicht günstig ist, war, wie Kugler richtig bemerkt, den Deutschen auch in dieser Zeit, in welcher die Italiener ihn längst abgestreift hatten, noch eigen geblieben, so daß Vorstellungen aus der Apocalypse, Todtentänze rc. noch immer sehr beliebt waren. Das Verständniß für die Behandlung von Aufgaben aus dem Kreise der antiken, der Darstellung der Schönheit so günstigen Welt, war dagegen den Deutschen so wenig aufgegangen, daß sie dieselben in sehr naiver Weise und oft sehr geschmacklos in jenen phantastischen Formen darstellten. Zunächst stand die durchschnittliche Bildung der Stände, welche die Kunst fördern, Fürsten, Herrn und Bürger, in Deutschland auf einer geringeren Stufe, als in Italien, welches darin schon seit dem 14. Jahrhundert allen anderen Nationen vorausgeeilt war. In Folge dessen war die Liebe zu Werken der Kunst dort nicht nur viel allgemeiner verbreitet, sie machte auch höhere Anforderungen an ihre Leistungen. Die persönliche Stellung der Künstler war demzufolge in Italien nicht allein ungleich ehrenvoller, sondern durch ihren größeren Gewinn ungleich unabhängiger. Dagegen konnte das Genie der ersten deutschen Maler, eines Dürer, eines Holbein, bei der Aermlichkeit und Kleinlichkeit ihrer persönlichen Verhältnisse, nie zur gehörigen Entfaltung kommen, sondern mußte mehr oder minder verkümmern."

Wir glauben von dieser sehr richtigen Entschuldigung nur einen Punkt ausnehmen zu sollen. Die Schönheit der Menschen nämlich wurde in Deutschland damals gewiß so wenig wie heute vermißt. Deutschland war immer reich an edlen Gestalten und Physiognomien und nur an den Malern selbst lag die Schuld, wenn sie diese Schönheit in der Natur nicht bemerkten und ergriffen. Wenn man findet, wie häßlich sie so oft, ja meistens den Heiland, die Mutter Gottes, das Christkind, die Engel und Apostel rc. malten, so sollte doch niemand einfallen zu sagen, sie hätten keine schöneren Vorbilder gehabt. Wenn unsere heutigen Maler noch so häßliche Figuren malten, würde man sie auslachen, da man auf jeder Straße hübschere Leute finden kann. Und die heutigen schönen und edlen Greise, Männer, Jünglinge, Frauen, Mädchen und Kinder sind doch gewiß nicht schöner, als es ihre Ahnen vor drei oder vier Jahrhunderten gewesen sind. Die höchste Schönheit ist auch in Italien selten, die männliche jedenfalls noch seltener als in Deutschland, überall aber nie so selten, daß die Maler nicht Gelegenheit genug

hätten, sie herauszufinden. Es gibt ja ganze Landschaften, Städte und Städtchen in Deutschland, die mit Recht wegen der Schönheit ihrer Bewohner berühmt sind. Also nicht dem Volke gebe man die Schuld, sondern einzig den Malern, die zwischen einer geistlos aufgefaßten Convenienz und einem geschmacklosen Naturalismus schwankend fast nur im Reichthum des Phantastischen, aber nicht in der Darstellung des Schönen genial zu seyn verstanden. Die Maler sind auch keineswegs die einzigen, die sich an ihrer Nation versündigt haben, indem sie das Schöne in ihr nicht erkannten.

So vermissen wir denn selbst an unserm großen Albrecht Dürer bei der tiefsten Charakteristik, der reichsten Phantasie, dem sittlichen Ernste, naiver Gemüthlichkeit ꝛc. doch das eigentlich Schöne, zu dem sich nur wenige deutsche Maler annähernd erhoben. Seit der Reformation ging vollends der ältere germanische Typus heiliger Unschuld verloren und in der Nachahmung der Italiener mißkannte der deutsche Genius völlig sich selbst.

Das germanische Kunstnaturell, wie es der Verfasser nennt, behauptete seine Selbstständigkeit nur in der neuen niederländischen Schule, aber einseitig und unter dem Einfluß eines ganz neuen, vom Heiligen abgewendeten Zeitgeistes. Durch die Stürme der Reformation verlor die alte Kirche ihre Macht und die neue konnte zu keiner Macht gelangen. Beide mußten sich unter den Druck des weltlichen Despotismus fügen. In der Form der Renaissance schmeichelte die Kunst den Fürsten und verweltlichte gänzlich. In der holländischen Republik aber, in der man den Fürsten nicht schmeichelte, machte sich die Weltlichkeit doch in gleicher Stärke geltend, denn die Kunst ging hier der gemeinen, ja der gemeinsten Natur nach.

Der zweite Band des vorliegenden Werkes orientirt uns in der großen niederländischen Schule von Rubens an und der Verfasser gruppirt und charakterisirt mit gewohnter Meisterschaft diese große viel umfassende Kunstwelt des 17. Jahrhunderts. Der darin vorherrschende Naturalismus erklärt sich aus einem tiefen Grundzuge des germanischen Styls zur Natur hin, aber auch, wie schon bemerkt, aus dem Verfall der Kirche. Waagen erinnert daran, daß auf dem ganzen reformirten Gebiete die Maler keine Beschäftigung mehr in den Kirchen fanden, also ihr Brod bei den Fürsten und reichen Privatleuten suchen mußten. Wir sehen heute noch viele Kirchen, aus denen zur Zeit der Reformation alle Bilder, die sich auf Gott und die heiligen Personen bezogen, zertrümmert oder hinausgeworfen wurden und nur die zum Theil sehr geschmacklosen und eitlen Epitaphien der Fürsten, Grafen und Herrn, Bürgermeister und Patrizier stehen blieben. So hatte denn die Kunst auch nicht mehr Gott zu dienen, sondern nur den kleinen Herrn der Erde und den reichen Leuten. Wir sehen daher bei Rubens, dem großen Begründer der neuen Schule, die Beschmeichelung der Fürsten und großen Herrn mit der üppigsten Sinnenlust Hand in Hand gehen, aber auch ein schönes, kräftiges Naturgefühl sich geltend machen. Er fand übrigens in Bezug auf das Sinnlich-Ueppige weniger Anklang in Deutschland als in Frankreich, seine Thier- und Landschaftsmalerei aber, sowie die Anfänge der Genremalerei wurden auf deutschem Boden, zunächst vorzugsweise in Holland aufs vollkommenste ausgebildet. Der Sinn für das Natürliche wurde auch dadurch geweckt, daß in der gebildeten und gelehrten Welt mit der Renaissance die Unnatur allzusehr überhand nahm. Sogar die Gemeinheit der holländischen Malerei, die sich so oft in Darstellungen des Schmutzigen in der Natur gefiel, wird erklärt und entschuldigt durch die falsche Grandezza und den gleichsam majestätisch auftretenden Aberwitz der damaligen vornehmen und gelehrten Welt. Rubens hatte dieser letztern noch gehuldigt, daher auf seinen berühmten Bildern im Louvre die Königin von Frankreich im Spitzenkragen nach der damals neuesten Hofmode gekleidet von Göttern der antiken Mythologie bedient wird, welche sich ganz oder halb nackt in den bunten Hofstaat eindrängen. Man begreift leicht, wie sich der freie Holländer an solcher Hofmalerei ekeln mußte, und es liegt etwas Ehrliches in dem Trotz, in welchem er lieber arme Fischer und Bauern, das Marschland mit seinen Kühen und das Meer mit seinen sandigen Ufern malte.

Wir müssen uns aus Mangel an Raum enthalten, auf die trefflichen Charakteristiken einzugehen, welche der Verfasser von Rubens, van Dyck, Rembrandt, Everdingen, Ruysdael, Backhuysen ꝛc. entwirft, wie auch die Charakteristiken jener merkwürdigen holländischen Schulen, die den höchsten Werth in der treuesten Darstellung von Nebendingen, Kleiderstoffen, Blumen, Früchten, Gegenständen des s. g. Stilllebens ꝛc. suchten.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 21. 14. März 1863.

Kunstgeschichte.

Handbuch der Geschichte der Malerei von G. F. Waagen. Erster Band. Die deutschen und niederländischen Malerschulen in zwei Abtheilungen. Mit Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert, 1862.

(Schluß.)

Der Werth dieser Bilder besteht nur in der treuen Naturnachahmung und man bewundert die Geduld und Kunstfertigkeit des Künstlers. Die Kunst hat ein Recht, solche Experimente zu machen, um zu beweisen, daß es auf die Kunst allein ankomme, abgesehen von ihrem Gegenstand. Allein es bleibt doch immer wahr, was Schiller sagt: „im engen Kreis verengert sich der Sinn.“

Wir erlauben uns nur beispielsweise auf die lehrreichen Bemerkungen zu weisen, welche der Verfasser gelegentlich einstreut, um bei Betrachtung eines Bildes allgemeine Regeln der Kunst und des Schönen festzustellen, an die man bisher weniger gedacht hat. So knüpft er an ein Viehstück des berühmten Potter folgende Bemerkung: „Der berühmte junge Stier im Museum des Haags enthält außerdem noch eine liegende Kuh, ein Schaf und einen Hirten in einer Landschaft. Sämmtliche Gegenstände sind in Lebensgröße und in einer so erstaunlichen Wahrheit, daß es nicht allein in einer gewissen Entfernung den Eindruck der Natur macht, sondern die Illusion auch noch ganz in der Nähe so groß ist, daß, z. B. an der Kuh, die einzelnen Stirnhaare als wirklich vorhanden erscheinen. Das plastische Element, die Energie des Machwerks treten in diesem großen Maßstabe besonders überraschend hervor. Nur die Beine des Stiers und das gekrümmte Vorderbein der Kuh haben etwas Steifes. Aber auch ganz abgesehen hiervon, beweist dieses Bild, trotz der außerordentlichen Kunsthöhe, worauf es im Ganzen steht, gerade, ein wie richtiges Gefühl die holländischen Maler geführt hat, wenn sie in der Regel die Gegenstände ihrer Bilder in einem kleinen Maßstabe gehalten haben. Abgesehen vom Portrait, bei welchem es vor allem auf die treue Wiedergabe der Natur ankommt, verträgt ein Gegenstand nur die Behandlung in Lebensgröße, wenn er ein bedeutendes geistiges Interesse gewährt. Schon die ansprechendsten Gegenstände eines Terburg, Metsu, Jan Steen, G. Dow, würden uns unbefriedigt lassen, wenn sie in Lebensgröße dargestellt wären, und bei ihnen handelt es sich doch immer noch um Menschen und menschliche Beziehungen. Hier aber, wo uns als Hauptsache das Vieh, und nur in seinem bloßen Daseyn, vorgeführt wird, steht das geistige Interesse noch ungleich weniger in Verhältniß zu dem Raum, welchen es, in Lebensgröße dargestellt, einnimmt. Es macht sich zu breit, es erscheint ungeschlacht. Ich gestehe daher, daß ich das kleine Bild (1 F. 3½ Z. hoch, 1 F. 7¾ Z. breit) aus demselben Jahr in der Grovenor Gallerie in London, welches fünf Kühe, einen Stier und anderes Vieh, von einer warmen Abendsonne beschienen, vorstellt, jenem Bilde im Haag weit vorziehe. In diesem kleinen Raum haben wir eine ungleich reichere und ansprechendere, und doch so wahre Anschauung, als ob wir diese Gegenstände durch ein Verkleinerungsglas in der Natur sähen.“

Der Verfasser hat so viel gesehen, daß er die Zusammengehörigkeit von oft in sehr verschiedenen Gallerien zerstreuten Bilder nachweisen kann. Ein schlagendes Beispiel sind drei Bilder des berühmten Genremaler Gerard Terburg. „So befinden sich in der Gallerie zu Dresden zwei recht gute Bilder von ihm, deren eins einen Offizier vorstellt, welcher einen Brief schreibt, und einen Trompeter, der darauf wartet, Nr. 1179, das andere, ein Mädchen in weißem Atlaskleide, wel-

ches sich die Hände in einem ihr von einer Zofe vorgehaltenen Becken wäscht, No. 1180. In München sieht man in der Gallerie ein sehr schönes Bild, Nr. 470 Cabinette, wo der Trompeter den Brief dem Mädchen anbietet, welches, wegen der Gegenwart der den Vorgang mit großem Unwillen ansehenden Zofe unschlüssig ist, ob sie den Brief annehmen soll. Im Museum zu Amsterdam sieht man endlich in dem unter dem Namen der väterlichen Ermahnung berühmten Bilde, Nr. 308, die Schlußscene der kleinen Novelle. Die Zofe hat die Sache dem Vater verrathen, und er ertheilt der Tochter, in welcher der Künstler dadurch, daß er sie vom Rücken zeigt, sehr glücklich das Gefühl des sich Schämens ausgedrückt hat, einen Verweis."

Hinter den Niederländern treten die eigentlich deutschen Maler sehr zurück. Sie hielten sich mehr an die Nachahmung der Italiener, ohne sie auch nur entfernt zu erreichen. Selbst die rühmlichen Ausnahmen lassen keine Gleichstellung zu. Die Schuld lag an den unheilvollen Kriegen, durch welche der Wohlstand unseres armen Vaterlandes zerrüttet wurde, und an der Geschmacklosigkeit der deutschen Höfe. Wenn einige Fürsten Geschmack für echte Kunst besaßen, ließen sie sich italienische und niederländische Bilder kommen. Somit erhielt Deutschland ausgezeichnete Gallerien in Dresden, Düsseldorf, München, Salzdahlen, Wien, Berlin, aber für die Ausübung der Kunst geschah von Deutschen in Deutschland wenig. Die Schuld davon lag zweitens auch am Verkommen des deutschen Genius überhaupt. Die höheren Stände sprachen französisch und richteten sich ganz nach der französischen Mode. Die gebildete Mittelklasse wurde in den Gymnasien und Universitäten nur für den Beamtendienst des modernen Staates abgerichtet, und wurde nebenbei höchstens für die alten Classiker begeistert. Das deutsche Reich war in eine Menge kleiner Staaten zerfallen. Mitten durch ging noch dazu der große Riß des confessionellen Haders. Wo blieb da das deutsche Nationalgefühl, der frisch sprudelnde Quell des ureigenen Geistes? Von allen Seiten wurde dieser Quell mit fremder Doktrin und fremden Sympathien verschüttet.

Wie sich der deutsche Künstler von den fremden Mustern blenden und beherrschen ließ, zeigt am besten Mengs, einer der wenigen, dem überhaupt das Glück zu Theil wurde, sich con amore künstlerisch auszubilden. Herr Waagen charakterisirt ihn vortrefflich. „Man kann mit Sicherheit behaupten, daß kein anderer Maler seiner Zeit sich alles, was sich in der Kunst lernen läßt, in der Vollkommenheit angeeignet hatte, und mit solchem Bewußtseyn in Anwendung brachte, als Mengs. Er componirte nach den Gesetzen, welche er aus den Werken des Raphael entnommen hatte, er suchte seinen Formen eine Schönheit zu geben, wie sie ihm in den berühmtesten Antiken entgegengetreten war, er zeichnete durchaus correct, er suchte sich in der Kenntniß des Helldunkels nach Correggio, in der Wahrheit der Färbung nach Tizian zu bilden. Endlich hatte er die Technik der Malerei in Fresco, in Oel, in Schmelz, in Miniatur und in Pastell in einem seltnen Grade inne, und brachte alle diese Eigenschaften mit großer Gewissenhaftigkeit in Anwendung. Wenn irgend einer, so lieferte er indeß den Beweis, daß selbst der völlige und äußerst seltene Besitz aller jener Eigenschaften noch keineswegs einen großen Künstler macht, sondern daß hierzu als erste und unerläßlichste Bedingungen eine erfinderische Phantasie und Wärme des Gefühls erforderlich sind."

Auf die neuere Kunst hat sich der Verfasser nicht eingelassen, aus billiger Rücksicht auf die noch lebenden Künstler. Wir können uns indeß nicht enthalten, uns einige Bemerkungen darüber zu erlauben.

Gerade das, was an der neueren Kunst überrascht, blendet und zur Bewunderung hinreißt, nämlich ihr Reichthum, macht zuletzt immer nur den Eindruck einer Ueberfättigung ohne Befriedigung. Es sind der Geschmäcke zu viele, die hier miteinander wetteifern. Man wird dabei an die hadrianische Zeit im alten Rom erinnert. Damals drängten sich in Rom auch alle Geschmäcke der bekannten Welt zusammen und neben dem griechisch-römischen Style machte sich der ägyptische, der syrische geltend. Erscheinungen dieser Art bezeichnen niemals die Jugend einer aufstrebenden, sondern die Ueberreife einer absterbenden Kunst. Es wird davon abhängen, ob sich die Nationalitäten nicht wieder in einem kräftigeren Selbstgefühl künstlerisch absondern werden und ob nicht vielleicht ein neuer Geist die kirchliche Kunst ergreift. Nur auf diesen beiden Wegen kann man aus dem Labyrinth der modernen Geschmacksmengerei herauskommen.

München erscheint uns ziemlich maßgebend. Dort baut man zugleich altgriechisch, byzantinisch, romanisch, gothisch, lombardisch und hat daneben noch Bauten aus der Zeit der Renaissance, des Zopfs und der Mansarde. Dieses Ensemble hat uns immer an die Werke unseres großen Göthe erinnert, der seine Virtuosität darin suchte, zugleich classisch wie Sophokles, französisch wie Voltaire und Moliere, im naiven Style der altdeutschen Volkslieder, dann wieder im morgenländischen Style des Hafis ꝛc. zu schreiben. Das ist alles recht schön, aber es wird uns dabei zu Muthe, wie in den Ruinen

jener ungeheuren Villa des Hadrian bei Tivoli, in welcher dieser Kaiser alle berühmten Gebäude der Welt hat nachbilden und zusammenstellen lassen. Wir sind der Meinung, daß Athen, einzig in seinem griechischen Style gebaut, schöner gewesen seyn muß. Wir glauben dasselbe von Memphis und Theben, die einzig im ägyptischen Style gebaut waren. Wir glauben dasselbe von den deutschen Städten im Mittelalter, in denen der gothische Styl allein herrschte. Wir finden uns auch, und aus dem gleichen Grunde, von Homer befriedigt, der nur in Einem Style schrieb. Ebenso von Dante, von Calderon, von Shakespeare, und möchten diesen großen Dichtern unsern vielstyligen Göthe nicht vorziehen. In der modernen Malerei vermissen wir nun in der nämlichen Weise trotz alles Reichthums der Gegenstände und Manieren den einheitlichen Charakter.

Der Reichthum wird gesammelt in Gallerien, aber dieses Galleriesystem verhält sich zur Kunst, wie der Barbar zu den Gefangenen edler Völkerschaften. Ohne allen Zweifel liegt ein barbarisches Princip in dem Zusammenstopfen aller möglichen Meister der verschiedensten Länder und Zeiten in derselben — Menagerie, hätten wir bald gesagt. Eine Madonna, welche Raphael für eine italienische Kirche gemalt hat, wo sie den vor dem Bilde knieenden Gläubigen Gnade zulächelte, ist aus der Kirche herausgerissen, gestohlen, verschachert worden, bis sie die Ehre hatte, in einer nordischen Fürstengallerie neben einer nackten Venus und neben Potters pissender Kuh der Bewunderung des kunstliebenden Publikums ausgestellt zu werden. Muß da nicht der bessere Genius der Menschheit erröthen? Ist das die Bestimmung der Kunst? Die stolze Ueberhebung, man verstehe sich jetzt besser als je auf die Kunst, ist da nicht am Platze.

Sprachkunde.

Ueber die bildliche Verstärkung der Negation bei mittelhochdeutschen Dichtern. Ein Beitrag zur deutschen Grammatik von Prof. Dr. Zingerle. Wien, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. In Commission bei Karl Gerolds Sohn, 1862.

In dieser kleinen, aber gediegenen und von großer Belesenheit zeugenden Abhandlung weist der Verfasser nach, wie oft und gern die mittelhochdeutschen Dichter die bildliche Verstärkung z. B. ich weiche um kein Haar, das ist keine Bohne werth, da geb ich keinen Heller drum 2c. gebraucht haben. Aus der Forschung ergibt sich, „daß die Sitte, den verneinenden Ausdruck des Satzes durch ein hinzugefügtes Bild zu heben, im Mittelalter ungleich beliebter und gewöhnlicher war, als in den späteren Zeiten und heutzutage. Allein auch im Mittelalter stand sie nur eine kurze Weile in voller Blühe. Denn derartige Negationen drängten sich erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts vor. Frühern Dichtungen, z. B. dem Alexanderliede, der Kaiserchronik, Wernhers drei Liedern u. A. waren sie beinahe noch unbekannt. Allein selbst im 13. Jahrhunderte, in dem diese bildliche Verstärkung ihre größte Verbreitung erlangte, drang sie nicht überall gleichmäßig durch. Am zahlreichsten begegnet sie uns bei den höfischen Dichtern, die dem Beispiele des bewunderten Heinrich von Veldecke, der selbst solche Bilder (blat, bast, ei) liebte, auch hierin gefolgt sind. In Baiern, Franken, Schwaben und Oesterreich kamen diese bildlichen Verneinungen in ungeahnter Fülle vor, während sie in Mittel- und Niederdeutschland viel spärlicher sich fanden. Allein auch die einzelnen Bilder waren nicht ebenmäßig verbreitet. Einige derselben kamen nur an bestimmten Fundorten vor, andere wurden in ganz Deutschland, wenn auch nicht gleich häufig, gekannt und gebraucht. So findet sich Schlehe (Stricker und Heinr. v. Türlin) und Kicher (Ottokar) besonders bei österreichischen Dichtern, Bohne kommt vorzugsweise bei Schriftstellern vor, die Elsaß und Schwaben angehören, z. B. bei Gottfried v. Straßburg, Konrad v. Würzburg, Hugo v. Langenstein, Geiler v. Keisersberg. Besen und Linse beschränken sich auf Bayern und Oesterreich. Brot und Beere wurden in Bayern, Elsaß, Oesterreich und Schwaben gebraucht, während Blatt, Bast und Ei weit über Oberdeutschland hinaus bis zur niederdeutschen Grenze reichten. Haar war und ist über alle Gebiete deutscher Zunge verbreitet. Manche Dichter liebten den bunten Wechsel der Bilder, andere bevorzugten ein Lieblingswort. Zu ersteren gehören unter andern Hartmann, Wolfram, Gottfried, zu den letztern Veldecke (bast), Thomasin v. Circlaria (hâr), Ulrich v. Lichtenstein (hâr), Konrad v. Würzburg (ei), Ottokar (kicher), Albrecht v. Scharfenberg (sîde). Manche Dichter seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert vermieden derartige Verstärkungen. Ich verweise auf Rudolf v. Ems, Bruder Philipp, Nikolaus von Jeroschin, den Dichter des Lohengrin u. A."

Im Allgemeinen geht diese Bildersprache aus den

Volkssprichwörtern hervor und findet sich mehr oder weniger bei allen Völkern, ist auch immer der Mode unterworfen, wie die verschiedenen Redensarten, deren sich die Studenten und jungen Officiere vor vierzig Jahren bedienten und deren sie sich heute bedienen, wie so manche Zeitungsphrasen 2c.

Deutsche Lieder.

Germania auf der Wacht. Deutsche Lieder zu Schutz, Trutz und Sangeslust in schwerer Zeit. Gesammelt von Dr. K. F. R. Schneider. Wittenberg, Kölling, 1862.

Eine gut ausgewählte Sammlung der warmherzigsten Lieder von Arndt, Schenkendorf, Theodor Körner, Rückert, Follen, Stägemann 2c. aus der Zeit der Befreiungskriege und aus der späteren Zeit. Man hat hier das beste dieser Art beisammen.

Die Jugend berauscht sich in solchen Liedern. Das wäre ganz in der Ordnung, denn für das Vaterland soll man immer begeistert seyn. Aber sie lernt doch wohl zu viel prahlen, das Maul zu voll nehmen, und sich mit dem Schein vergnügen, hinter dem keine Wahrheit ist. Daran darf man wohl gerade in unsern Tagen erinnern, in denen die Prahlerei mit deutschem Wesen nahezu unerträglich geworden ist, weil wir gerade jetzt uneiniger und erboster auf einander sind, als jemals. Wir dürfen uns jetzt wahrhaftig unserer deutschen Herrlichkeit nicht rühmen.

Wäre das aber glücklicherweise auch nicht der Fall und dürften wir auf uns selber stolz seyn, sofern wir einander gegenseitig als deutsche Brüder achteten und durch Einheit stark wären — so müßten wir doch an besagten patriotischen Liedern die allzu prahlerische Sprache und hochtrabende Phrase mißbilligen. Denn die wahre echte Kraft ist bescheiden und drückt sich naiv aus, nur die engbrüstige Schwächlichkeit strengt den Athem an und überschreit sich, und nur knabenhafter Uebermuth macht Lufthiebe. Der wirkliche Held ist tapfer, aber er schreit und prahlt nicht immer von dem Muth und der Kraft, die in seiner Seele flammen. Nun aber sind wir in einem Zustande gegenseitiger Erbitterung, was soll da jene patriotische Prahlerei? Der wirkliche Patriot sucht ehrlich und mühsam den gegenseitigen Haß der Deutschen zu versöhnen, aber er fingirt nicht eine noch gar nicht vorhandene Einigkeit und berauscht sich nicht in Wonne und Stolz, wo man nur trauern und sich schämen kann.

Die herrlichen Jahre von 1813—1815 selber haben der deutschen Nation nur spärliche Früchte getragen. Die ungeheure Anstrengung des Volkes hat das alte Reich nicht herzustellen vermocht. Die Zersetzung des Reichs ist erst recht sanktionirt worden. Nicht einmal die alten Grenzen des Reichs, wie sie vor der französischen Revolution waren, sind hergestellt, nicht einmal der burgundische Kreis (Belgien) ist uns zurückgegeben worden. Wenn nun die deutsche Nation in jenen Befreiungsjahren beim außerordentlichsten Aufschwunge der Gemüther und indem man wirklich gegen den äußern Feind gemeinschaftlich kämpfte und ihn glorreich besiegte, — wenn damals nichts Besseres für unser armes Vaterland zu Stande gebracht wurde, was sollte man von der spätern, matten Zeit erwarten? Nachher kam die Restaurationsperiode, in der die Revolution gebrütet wurde, die 1848 ausbrach. Aber auch sie constatirte nur, daß die Uneinigkeit der Volksstämme und Confessionen derjenigen der Dynastien völlig gleichkommt, daß wir zur Einheit kein Geschick und keine Tugend mehr haben, also auch nicht mehr so stolz mit unserer Deutschheit prahlen sollten. Gewonnen haben wir seitdem nichts, wohl aber verloren. Die Lombardei, nicht allein ein habsburgisches Erbe, sondern auch schon lange vorher ein deutsches Reichsland, haben wir verloren. Die uns annectirten Länder Ungarn, Böhmen, Theile von Polen drohen uns mit der ersten Gelegenheit zu entschlüpfen. Der Däne darf uns ungestraft mißhandeln. Das linke Rheinufer ist ganz eben so gefährdet, wie es die Lombardei war, und wenn die deutsche Uneinigkeit fortdauert, wie bisher, so ist ihr Verlust nur noch eine Frage der Zeit.

Nun jubelt, jauchzt laut auf, trompetet und paukt, ihr bewundernswürdigen Deutschen, besingt euch selbst, verliebt euch in euch selbst, werbet närrisch vor Entzücken, daß ihr so über alle Maaßen vortrefflich seyd! Jetzt ist gerade die rechte Zeit dazu.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 22. 18. März 1863.

Reisen.

Reise nach Central-Amerika von Wilh. Marr. Zweiter Band. Hamburg, Otto Meißner, 1863.

Wir haben in Nr. 104 unserer Blätter vom vorigen Jahr auf den ersten Theil dieser Reisebeschreibung aufmerksam gemacht und sie wegen ihrer treuen, wenn auch zuweilen ins Cynische übergehenden Genrebilder gerühmt. Das Cynische scheint uns in diesem Falle gerechtfertigt, denn wie wollte man über moralisch ganz verkommene Racen und Lebenszustände die Wahrheit sagen, wenn man durch die Convenienz gezwungen wäre, alles ins Zarte und Schöne auszumalen?

Der Verfasser bemerkt einmal, in Centralamerika sey die Natur so reich und schön, daß für den Menschen allein nichts von den herrlichen Gaben übrig geblieben sey. Der höchste Zauber des landschaftlich Schönen entfaltet sich in den paradiesischen Thälern zwischen riesenhaften Urwäldern, dann im Anblick des stillen Oceans, in der schrecklichen Pracht der Vulcane, in der Majestät der Berge ꝛc. Aber in dieser wunderbaren Natur wohnt eine Bevölkerung, in der sich die ursprüngliche Roheit und Barbarei der farbigen Racen mit der Verwilderung der weißen zu einem eckelhaften Zerrbilde der Menschheit vermischt.

Der zweite Theil schildert zuerst Nicaragua. Vom Stumpfsinn der farbigen Bevölkerung sagt der Verfasser: „Alle schlechten Eigenschaften des Negers und des Indianers sind in den Nachkommen dieser Mischung vereinigt, alle guten untergegangen. Der aus dem Neger und Weißen hervorgegangene Mulatte nimmt ebenfalls die schlechten Seiten der Weißen an und conservirt die schlechten des Negers, aber er steht geistig und physisch auf einer weit höheren Stufe als der Zambo oder Indio-Neger. Man sieht das schon in pathologischer Beziehung. Der Zambo erliegt dem Clima und seinen endemischen Krankheiten fast eben so zahlreich wie der reine Indianer, es steckt ein ungesunder Saft in seinem Körper. Auch ist er in mehr als einer Hinsicht unfähiger als der Mulatte. — Ich habe mir so häufig die erdenklichste Mühe gegeben, bei diesen Creaturen den Funken zu wecken, den ich in jedem Schädel zu finden wähnte, aber ich habe Eine Thatsache in einer Reihe von Jahren bestätigt gefunden: daß nämlich genau in dem Maße, wie quantitativ die Race edler geworden ist, auch das Denk- und Fassungs- — das Begriffsvermögen auf einer höhern Stufe steht. — Es ist eine eigene Erscheinung, daß in Nicaragua, wo es unter den Eingebornen bereits nicht einen einzigen völlig weißen mehr gibt, kein Mensch dunkel seyn mag. Tagtäglich kamen uns in unserer Praxis Fälle vor, wo wir um ein Mittel gebeten wurden, um eine etwas tieffarbigere Hautstelle auf den dunkeln Gesichtern, welche die Leute negrito nannten, wegzubringen. Die getigerten Gesichter waren dagegen ungemein stolz auf ihre stellenweis hellere Farbe. Nur der reine Indianer machte hievon eine Ausnahme. Seine gutmüthige Stupidität glich einer completen Indolenz im ersten Stadium, wie sein Zahlenvermögen selten oder nie über hundert hinausgeht und die wenigsten Leute ihr eigenes Alter anzugeben wissen. — Die Ehe existirt in Nicaragua, ist aber kein muß. Unter hundert Geburten sind mindestens achtzig bis fünf und achtzig nicht ehelich, und auch hier ist die einzige ethische Regel, daß man sich rein von Racen-Inferiorität zu halten suche.“ Da der Verfasser für einen Arzt gehalten wurde, hatte er Gelegenheit, tief in die sittlichen und physischen Zustände der Bevölkerung hineinzusehen und er erzählt davon erbauliche Anecdoten.

Mit den Genrebildern aus dem Volksleben läßt er immer Landschaftsbilder abwechseln. So hier die Schil-

derung einer Vulcanbesteigung, wobei er von oben herab den ersten Anblick des stillen Oceans genoß. Er versteht eben so schön große Naturscenen auszumalen, wie die kleinen häuslichen.

Zuweilen streut er allgemeine Bemerkungen ein, unter denen wir eine auf Seite 47 hervorheben wollen. Er spricht von der generatio aequivoca. „Mir genügt in der Wissenschaft das, was wir sehen und wägen können, aber nicht der negative Beweis, und es krabbelt so manches hier auf Erden herum, was erweislich nicht aus dem Ei gekrochen ist. Zu meinem Erstaunen fand ich unter anderem, daß ungeachtet einer vollkommen anderen Zone und Vegetation gewisse Aufgußthierchen, wie Monaden, Rutatorien rc., vollständig und genau dieselbe Form und dieselbe Größe hatten, kurz dieselben Thierchen waren, welche sich in unserem europäischen Norden in analogen Flüssigkeiten bilden. Wo immer ich den Stoff hernahm, stets zeigten sich gewisse Repräsentanten einer Gattung, und der Schluß, daß diese auf der niedrigsten Stufe stehenden Wesen das erste Auftreten ihres Daseyns einem chemischen Prozeß verdanken, darf mindestens nicht unbedingt verworfen werden. Jedenfalls müßten die Atome, welche als Thierkeime die Luft immerhin erfüllen mögen, von dem hiesigen Clima anders afficirt werden, als von dem nordischen, und ob nicht jene Keime vielmehr zur Urzeugung nothwendige chemische Stoffe statt animalischer enthalten, dürfte auch nicht so unbedingt in Abrede gestellt werden. Nun, vielleicht gibt uns die Wissenschaft bald eine befriedigende Antwort, welche dann freilich auch zur Wiederannahme der Stufenleiter in der animalischen Schöpfung führen muß, die Affen zu Ehren bringt und den Neger parterre im Amphitheater der Philanthropie stellt. — Quien sabe! — Der Verstand drängt mir in diesen Ländern ohnehin so manches auf, worüber mein Gemüth noch vor sechs Monaten den Stab würde gebrochen haben. Art und Entartung, Autonomie und Reflectirung — kurz: wir Menschen sind keine Götter, sondern Produkte aus der großen Werkstatt der natura naturans, der hervorbringenden Schöpfung, und wenn man auf einen Esel einen englischen Jokei setzt, er bleibt immer equus asinus und wird trotz Peitsche und Sporn kein equus caballus.“ Ohne in dieses ganze Raisonnement einstimmen zu wollen, müssen wir doch als richtig anerkennen, daß man unter den Tropen besser über die Unterschiede der Racen wie über die Thier- und Pflanzenwelt belehrt wird, als in unserer gemäßigten Zone unter der durchweg weißen Bevölkerung.

Einen traurigen Zusatz zu der einheimischen Bevölkerung bilden die deutschen Abenteurer. Der Verfasser schildert das Mißlingen der gräflich Lippeschen Expedition, die Händel unter den Deutschen, die sich nie und nirgends vertragen, die mancherlei Schwindeleien rc.

In Costarica fand es der Verfasser anfangs etwas behaglicher, als in Nicaragua. In der Stadt San Jose als Daguerrotypist auftretend, gewahrte er mit Schrecken, daß alle seine Platten dunkel blieben. Er mußte sich also auf andere Art zu helfen suchen. In der Republik Costarica sah es, als er erst mit allem dort bekannter wurde, doch nicht besser aus, als anderswo in Mittelamerika. Auch hier war die alte gutmüthige Ackerbaubevölkerung bereits in den Strudel nordamerikanischer Handelswuth hineingerissen, die der Faulheit so wohlgefällt, weil sie das rauhe Handarbeiten erspart. „Zu Pferde und zu Fuß wird geschachert. Die weiche indolente Bevölkerung ist wie umgewandelt, denn der Schachergeist ist das Lebensprinzip derselben. Der Präsident der Republik verschmäht es an diesem Tage nicht, dem Bauer einige Ellen Cattun abzuschneiden, der Finanzminister redet sich die Kehle heiser, um dem Käufer zu beweisen, daß ein elendes Trinkglas von ihm mit Schaden verkauft werde. Officiere, Hauptleute und Majore stehen hier hinter dem improvisirten Ladentisch und verkaufen Nägel, Federmesser, Scheren; Richter des obersten Gerichtshofes detailliren baumwollene Strümpfe; Advokaten bringen Pferdedecken an den Mann, Aerzte verschenken Sodawasser und Magenbittern in ihren Apotheken, ja, Geistliche versehen interimistisch den Dienst des Ellenreiters, während der eigentliche Verkäufer frühstückt. Die Stufen, welche zur Kathedrale führen, sind bedeckt mit Strohhüten, Sattelzeug des Landes, Raketen, Steinzeug rc. Und während drinnen Messe gelesen wird, treiben die Krämer am Eingange ihr Gewerbe. Es ist eine traurige Erscheinung, dieser Schachergeist bei einer von Natur ackerbautreibenden Bevölkerung. Die ganze Erziehung des Menschen läuft hier darauf hinaus, ihn dem wahren Lebensberuf zu entfremden, und so redlich und treuherzig der ältere Theil der Bevölkerung von Costarica ist, so confus fangen die Begriffe von mein und dein bei der Jugend bereits an zu werden, und Eltern und Erzieher leisten systematisch der Neigung Vorschub, statt einer geregelten Beschäftigung sich dem Schacher zu ergeben. — Das Schreien und Lärmen, die bunten Gruppen, würden den Genremalern, die bei uns so dürftig auf ihre magern Sujets Jagd machen, fürs ganze Leben Stoff bieten. Das neue phantastische Schauspiel, die tollsten Abwechselungen und vor allem diese Verschiedenheiten der einzelnen Physiognomien, vom steifen Don

bis zum stupiden Indianer herab, der tiefäugig und straffhaarig ins blaue stiert, — das alles regt gewaltig an und erheitert — den Fremden, der den tiefen moralischen Krebsschaden der Bevölkerung nicht eher gewahr wird, als bis man ihm sagt: so und so viel Kaffee muß an den Bäumen verfaulen wegen Mangel an Arbeitskräften. — Und sollte man es glauben, obgleich tausend Stufen höher in der Cultur als Nicaragua, ist auch in diesem reizenden Lande oft Mangel. Brächte man z. B. Butter centnerweise zu Markt, sie würde verkauft werden, und doch ist bei den herrlichsten Wiesen, bei dem schönsten Vieh der fühlbarste Mangel an Butter und Milch, indem die angeborne Indolenz den Producenten nur so viel arbeiten läßt, als er nothdürftig braucht; und nur in dem Universalschacher muß die Ursache der dürftigen Productionsfähigkeit gesucht werden."

Eine sehr ergötzliche Scene ist das Zusammentreffen und Erkennen von drei Freimaurern im wildesten Urwald, wo gleich eine Loge projectirt wird. Noch ergötzlicher aber und ganz im Style des komischen Romans von Scarron eine Nachtscene. Der Verfasser konnte nicht schlafen und ging hinaus. Draußen fand er einen großen Frosch. „Ich warf mein Tuch über den Riesenquaker, schleppte ihn in mein Zimmer und kugelte ihn unter mein Bett. — „Quuuaaaak! — Quaaaak!" — „Bomben Millionen Donnerwetter! Madame Weppvold! Madame Weppvold!" brüllte Bülow. — „Herr Baroohn?!" — „Halloh! what's the matter?" Rhakeray. — „Was gibt's? was gibt's?" Dr. Scherzer. — Ich that, als schliefe ich. — Madame W. kam mit Licht. Ein reizender Anblick. Bülow in der Unterhose im Bett knieend, den gezogenen Galanteriedegen in der Hand, der Virginier beide Beine über den Bettrand gestreckt und die Fee des Waldes mit dem Lichte dazu! — Mein Frosch war von mir durch eine leise Berührung mit einem Stöckchen benachrichtigt worden, sich ruhig zu verhalten und muckste nicht von der Stelle. Man suchte und suchte nach der Ursache der unerklärlichen Laute, denen jeder eine andere Deutung zu geben versuchte und legte sich wieder nieder. — Eine Viertelstunde gönnte ich den Müden ihren Schlummer, dann zog ich das Stöckchen zurück, versetzte der in die Ecke gedrängten Amphibie einen leichten Schlag und ließ die Dinge gehen wie sie wollten. — „Quuuuaaack! und da capo. Derselbe Allarm. Man stand auf, weckte die beiden Zimmerleute, welche oben schliefen, und durchsuchte das ganze Haus, fand natürlich nichts. — Beim drittenmale mischte auch ich mich in die Conversation, nachdem ich verstohlen meinen Frosch unter dem Bette herausgejagt hatte und das Ungethüm zum Entsetzen aller Anwesenden, namentlich Bülows, der eine Heidenangst vor solchen Thieren besaß, mitten ins Zimmer hineinmarschieren ließ. — Der wilde Mann fluchte und wetterte, und ward bleich vor Aerger, als ich mit insolentester Heiterkeit ausrief: — „Ah, sieh da! das ist ja der Leibfrosch." — „Wa — was?! Leibfrosch? was ist das, Leibfrosch?" — „Nun, der Leibfrosch von Madame Weppvold!" lachte ich der erstarrten Dame ins Gesicht. Ich habe ihn jede Nacht in Ihrem Zimmer quaken hören." — „Don Guillermo! — erlauben Sie mir, — aber das ist doch —" — „Ein harmloses Thier;" fuhr ich unerbittlich fort, während Bülow nach neuen Flüchen suchte; es macht sogar Kunststücke, setzt sich auf die Hinterfüße, geht rückwärts, — —" — „Zum Schock — — — Madame Weppvold! habe ich an Ihrer verdammten Katze noch nicht genug?!" schnauzte der Dicke die unglückliche Wittib an, der ich so plötzlich einen Leibfrosch anoctroyirte. — Der Amerikaner wieherte vor Lachen, Scherzer beschwichtigte den Baron, ich jubelte inwendig und Madame W. machte Jagd auf den Bullfrosch, der unter einem Höllenspectakel zur Thür hinausgeworfen wurde."

Interessant ist folgende Bemerkung über das Vorkommen des Wahnsinns in Centralamerika. „Unter zehn Irrsinnigen im Lande stammt bei acht der Wahnsinn aus keiner andern Ursache; denn aus Liebe, Religion und Politik wird in diesem indolenten Clima niemand verrückt. Wenn die Menschen sich aber in das grüne Blättermeer versenkt sehen, nicht wissend, woher und wohin, dann steigert sich die Angst bis zu Hallucinationen. Die meisten wissen von einem schwarzen Mann zu erzählen, der ihnen begegnet seyn soll, und bei dessen Anblick sie die Besinnung verloren hätten. Gewöhnlich später werden sie Idioten, ähnlich den Cretins in manchen Thälern Savoyens."

Auf Seite 248 protestirt der Verfasser gegen Onkel Tom und behauptet, nie einen traurigen Neger gesehen zu haben. Gelegentlich spottet er über Berghaus, der Costarica ganz falsch geschildert habe, weil er es nicht kenne, und auch über Moritz Wagner. Ueberhaupt ist er ein großer Liebhaber des Spottes, spottet aber auch zuweilen über sich selbst. Auf der Rückfahrt nach Europa z. B. mußte er aus Mangel an Geld das Reinigen des Geräths übernehmen, bis sein Sprachtalent ihn zum Dolmetscher avanciren und zu den Gentlemen emporsteigen ließ, was er sehr heiter schildert.

Mundartliche Dichtungen.

1) Sprickeln und Spöne. Vom Strunzerthäler. Im Selbstverlag des Verfassers. Preis 6 Sgr. Arnsberg, 1859.
2) Spargitzen, Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Von demselben, das. 1860.
3) Grain Tuig. Schwänke ꝛc. Von demselben. Soest, Nasse, 1860.
4) De Musterung oder Gehannes Fiulbaum un seyn Suhn. Lustspiel in sauerländischer Mundart, von demselben. Werl, Stein'sche Buchhandlung, 1862.

Man erhält hier eine Menge Sprüche, Lieder, Schwänke, kleine Erzählungen und ein Lustspiel in der Mundart des westphälischen Sauerlandes, wovon wir gleich ein paar Proben mittheilen wollen.

Sinnsprüke.

Am besten, wann en Jeder
Bey seynem Amte blitt —
De Hauner legget Egger,
De Hahnens awer nit.

Lot beynen Jungen Junge seyn,
Un mak 'ne nit taum Heeren —
Det Miusen briuket Kainer nit
Der Katten äis te lehren.

Un wann de Osse 'ne Stall van Silwer kritt,
Hai bleywet en Osse un lätt det Misten nit.

Aus einer kleinen Erzählung: „De säll'ge Pastauer Lubertus stont amme Fenster un soh uwer de Strote den Poter Augusteynes ropper kummen. ‚Foiert mey de Duiker dün Dag diän Poter doblär! Hiät dai Dunnerwiähr ruacken, dat mey Jinden Mayer 'ne frisken Kalwerbrohn in't Hius bracht hiät! un dann welle ok derbey drinken, datte kain Miusenest innen Magen kritt. Dat sall bey doch oppet Buter-Enne fallen! — Bettken!!' — „Gefällig, Heer?" — ‚Bettken! brenk mey fixe meyne Stieweln, meynen Draitipp un meynen Prikel!' — — Ase de Poter in de Pastrote kam, stont Lubertus raiseferrig do. ‚Gurr'n Muargen, Heer Cumfroter!' ꝛc.

Aus einem längeren Schwank von den Hainsbergern, die den Kukuk holen. Die Gemeinde klagt, weil Hungersnoth herrscht. Der Schultheiß aber gibt guten Rath: „Meyne laiwen Lüe van Hainsperg! Haiwen Mai, un knaidalp Schnai — kain Kören an der Eere, kain Spier op der Wiese — 't giet Hunger un Kummer tem Hainsperge. Dai Schnai mott wiäg, un wann der mey meyn ganze klaine Geld taugält. Wai Roth wält, dai lote hören!' — „Dai lote hören!" raip de ganze Gemainderoth. — Do stont Gehannes van der Twiete op un saggte: ‚Ik was vergoh'ne Wiäcke te Attenboren: do was de Rogge iutem Schuatte, un de Bolme sau witt, as' en Pastauer füär'm Altor. Ik frogere den Proveyser in der Awethäke, bit sai dat ümmermehr mächten, dat sai den Schnai sau froih iuter Wiäge kriegen; un de Proveyser saggte, dat döh bey länne de Kuckuck, un sai selwer briukern kainen Handtast derbey te helpen. Niu is meyne Mainunge: wann vey tem Hainsperge auk 'ne Kuckuck härren, dann wör us hulpen.' — „Dann wör us hulpen!" raip de ganze Gemainderoth. — ‚Jä, jä! 'ne Kuckuck!' saggte de Schulthaiß un kläggere sik unner der Müske, ‚bo kritt me 'ne Kuckuck?' — „Kuckuck!" raip de ganze Gemainderoth." ꝛc.

Man wird aus diesen kleinen Proben Ton- und Geist des Ganzen schon erkennen, sowie auch einen Begriff von der Mundart bekommen. Wir empfehlen diese kleinen Büchlein allen Freunden deutscher Sprache und Volkspoesie, denn sie geben vollkommen Aufschluß über die Mundart und zeugen von gesundem Volksverstande und Volkswitz.

Das Strunzenthal, von dem hier die Rede ist, führt in der Wirklichkeit nicht diesen Namen. Es ist nur ein Spottname, den man ihm wegen der Prahlerei einiger seiner Bewohner gegeben hat. In das Ruhrthal münden von dem Höhenzuge, an welchem sie entspringt, eine Menge Nebenthäler ein, worin kleine Dörfer, Weiler und Höfe liegen, nach alter westphälischer Sitte (ut fons aut nemus placuit). Jedes Thal hat seine eignen Sitten, Gebräuche und Gewohnheitsrechte. Oft stehen sich benachbarte Thäler feindselig gegenüber, wozu die Hut- und Walde- oder Holzungsgerechtsame auf den sie trennenden Höhenzügen Veranlassung geben. Die Bewohner treiben meistens Viehzucht bei wenigem Ackerbau, welchem das rauhe Clima und die Bergabhänge nicht günstig sind. Der größte Theil der Bewohner nährt sich vom Hausierhandel, der bis in die östlichen Provinzen getrieben wird, und von Anfertigung verschiedener Holzwaaren. Im Winter kommen alle nach Hause und verzehren mit Frau und Kindern den Gewinn des Sommers. Trotz dem Leben in der Fremde hat sich beim Volke doch noch immer die alte westphälische Sitte und der Nationalcharakter bei inniger Liebe zur Heimath erhalten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 23.** 21. März 1863.

Geschichte.

Kleindeutsche Geschichtbaumeister. Von Dr. Onno Klopp. Freiburg im Breisgau, Herder, 1863.

Herr von Sybel hat im Abgeordnetenhause zu Berlin des Herrn Dr. Klopp sehr in Unehren gedacht und dabei sogar auf Lumpen angespielt. Das ist nun nicht die Sprache, wie sie gelehrte Forscher einander schuldig sind, sie ist aber schon oft vorgekommen und deutschen Professoren sogar gewöhnlich, denn sie werden meistens ein wenig von Hochmuth geplagt.

Es handelt sich übrigens hier nicht um einen gewöhnlichen gelehrten Streit etwa über die Sprüche des Sextius oder Sixtus, über die Augen oder Nichtaugen der Infusionsthierchen, über die rechte, linke, oder mittlere Straße, die Hannibal über die Alpen eingeschlagen hat ꝛc., sondern um die große Tagesfrage, die unsere deutsche Nation bewegt, um kleindeutsch oder großdeutsch.

Die Brahmanen waren nicht so dumm, daß sie nicht von ihrer vorragenden Stellung Vortheil gezogen hätten. Sie stellten das „Wort“ (vach) als Logos, als die eigentliche Weltseele über alle andern Götter. Sie aber waren die Herren des Wortes. Deshalb übermeisterten sie auch die Götter und die indischen Dichtungen erzählen uns Wundergeschichten von Heiligen, vor deren Macht die Götter gezittert hätten, wie Knaben vor dem Schulmeister. Unsere Professoren wollen nun nicht dümmer seyn, als die Brahmanen. Sie haben das Wort, folglich die Allmacht. Professor Hegel machte sich frischweg zum höchsten Wesen. Die Geschichtsprofessoren aber behandeln die Geschichte gerade so, wie die Brahmanen die Götter. Die Geschichte muß sich ihnen fügen, die darin handelnden Personen sich willkürlich von ihnen handhaben und umformen lassen. Ich will, daß es so gewesen sey; es convenirt mir, daß sich die Ereignisse so und nicht anders zugetragen haben, folglich haben sie sich so und nicht anders zugetragen. Wie auch der alte Gott die Dinge gemacht hat, wie sie sich wirklich in der Weltgeschichte ereignet haben, mit welchem Feuer und Geist die handelnden Personen dabei waren, das ist alles gleichgültig. Wir, sagt das Professorenthum, wir machen die Geschichte, wie wir sie haben wollen. Du Schlingel von König oder Minister, geh her! Du warst zwar ein Bösewicht, aber es taugt in unser System, dich nicht nur als einen großen, sondern auch als einen edeln Mann darzustellen. Du armer Teufel von Tugendheld du, warum hast du auch einer Partei gedient, die wir um jeden Preis herabwürdigen wollen; es hilft dir alles nichts, wir malen dich schwarz und treten auf deinem guten Namen mit Stiefeln herum!

Es war immer so. Machen wir den deutschen Professoren nicht zu schwere Vorwürfe; die Historiker, welche wir Classiker zu nennen pflegen, haben es nicht besser gemacht. Oder durften etwa die spätern griechischen und die römischen Geschichtschreiber die Wahrheit sagen? Mußten sie nicht, um den Herrschern zu gefallen, Roms empörendste Politik bemänteln und die unschuldigsten Völker verleumden? Und wollten sie nicht, was sie mußten? Im gegenwärtigen Deutschland ist zwar jeder Geschichtschreiber frei, wenn er will, aber er will nicht. Die meisten finden ihren Vortheil dabei, sich einer Partei anzuschließen, oder gehen schon mit dem in ihnen festwurzelnden Vorurtheil der Partei an die Bearbeitung der Geschichte, nicht um wahre Geschichte zu schreiben, sondern um durch eine erkünstelte unwahre Geschichte, als ob sie die volle Wahrheit enthielte, ihrer Partei zu dienen.

So haben wir denn schon lange eine katholische und eine protestantische, eine conservative und eine radikale Geschichtschreibung, welche die Thatsachen durch

farbige Gläser falsch beleuchtet. Die protestantische Geschichtschreibung herrschte lange vor, weil der protestantische Norden rührigere Universitäten und eine ausgebreitetere Presse hatte. Dabei gingen aber alle Vorurtheile, Interessen und Einseitigkeiten nicht etwa nur der lutherischen und calvinischen Parteien, sondern auch der nordischen Staaten in die Geschichtschreibung über, so daß z. B. der dreißigjährige Krieg meistens in einem antikaiserlichen Interesse einseitig, irrthümlich und oft geradezu verlogen dargestellt wurde. Wie mächtig aber eine so lügenhafte Geschichtschreibung war, ergibt sich am einfachsten aus Schillers berühmter Geschichte jenes Kriegs, die sich ausschließlich an die französischen und schwedischen Berichterstatter, an die zur Geschichtsverfälschung ausdrücklich erkauften Federn hält, daher fast auf jeder Seite unwahr und mithin ganz unbrauchbar ist, obgleich sie immer noch sehr verehrt wird. Erst in neuerer Zeit haben protestantische und meist norddeutsche Geschichtsforscher, wie Carl Adolf Menzel, Leo, Hurter, Gfrörer, Barthold, Onno Klopp, die Quellen gründlich studirt und aus Wahrheitsliebe jene ältere einseitig antikaiserliche Geschichtschreibung verlassen. Darin sind ihnen dann bald katholische Forscher gefolgt und wenn sich Herr von Sybel der „guten Gesellschaft" rühmt, so steht auf der Gegenseite wahrhaftig eine sehr respectable. Aber die neu gewonnene Wahrheit wird von der Partei, welche ihr Interesse dabei nicht findet, auch nicht anerkannt, und die Partei, welche ihr Interesse dabei findet, läßt wieder nichts auf der andern Seite gelten und die Wahrheit, hier erhellt, wird wieder auf der andern Seite verdunkelt. Gerade unsere zwiespältigen Geschichtschreiber liefern den schrecklichen Beweis, daß wir keine Nation mehr sind, noch seyn können. Denn nur auf dem Gebiet einer ruhigen geschichtlichen Betrachtung könnte die Einsicht gewonnen werden, wir entgegengesetzte Volksstämme gehören doch zusammen, hätten besser gethan, wenn wir nicht schon so lange gehadert hätten, und würden besser thun, wenn wir wenigstens künftig nicht mehr haderten. Aber die Geschichtsforscher selbst nehmen lieber Theil am Hader. Wo soll da noch die bessere Einsicht herkommen?

Als Herr von Sybel den ihm in jeder Hinsicht ebenbürtigen Geschichtsforscher Klopp, bloß weil derselbe nicht seiner Meinung ist, unter Lumpen und Auskehricht warf, erfreute ihn ein Beifallsgelächter im Berliner Areopagus. Aber mit ganz eben so souverainer Verachtung lacht und spottet man im südlichen Deutschland über die Berliner Windbeutel und Münchner Nordlichter. Wer im Norden und Süden orientirt ist, länger hier wie dort gelebt hat, vielseitige Verbindungen an der Nord- und Ostsee, am Rhein, der Elbe und Oder, wie an der Donau und in den Alpen hat, kennt recht gut die gegenseitigen Abneigungen der Racen und muß sie auch wohl entschuldigen. Doch gibt es hier ein Maaß, welches zu überschreiten wenigstens Männern von Bildung, wissenschaftlichen Männern und Professoren der Geschichte nicht ziemt.

Wir stehen hier vor Naturmächten und Instinkten, und können dem gemeinen Volk nicht zumuthen, dieselben zu überwinden. Wenn es aber die nicht thun, die sich der höchsten Bildung rühmen und sogar in Angelegenheiten der deutschen Gesammtnation das Wort führen, wo soll da etwas Gutes herauskommen? Die etliche und zwanzig Millionen deutsche Katholiken, über die ein Professor in Berlin die Nase rümpft, sind eben da und so wahnsinnig wird doch niemand seyn, zu glauben, daß es ein Deutschland ohne sie geben könne. Manchem Preußenfresser im Süden muß aber in gleicher Weise gesagt werden, daß es auch ohne die norddeutschen Protestanten kein Deutschland geben kann.

Doch alle solche Mahnungen sind vergebens. Der Realismus des Hasses und der gegenseitigen Verachtung und Verhöhnung ist viel mächtiger, als das idealistische Streben derer, die an die Einheit Deutschlands, an die Versöhnung der Nation mit sich selbst glauben.

Wir hatten ein Parlament und es löste sich binnen Jahr und Tag in eine preußische und eine österreichische Partei auf. Alle Welt, die Cabinette selber, wetteifernd mit der Fortschrittspartei, wollen das Parlament erneuern. Schon gibt es ein Vorparlament, aber nein, nicht eins, zwei gibt es, in Frankfurt und in Weimar und beide machen das wahre Parlament unmöglich. Der National- und Reformverein hindern und schmähen sich gegenseitig. Was kann Gutes dabei herauskommen?

Das vorliegende Buch kritisirt in fünf Abtheilungen Häussers deutsche Geschichte und dessen Geschichte der rheinischen Pfalz, Droysens Geschichte der preußischen Politik, von Sybels Geschichte der Revolutionszeit und Bluntschlis Aufsatz über Pufendorf, indem er bei allen nachzuweisen sucht, sie hätten die Geschichte einseitig im protestantischen und preußischen Interesse aufgefaßt. Wir wollen uns hier nur, um die verschiedenen Gesichtspunkte der beiden Hauptgegner klar zu machen, an das Werk von Sybels halten. Herr Klopp wirft demselben vor, es schiebe die Schuld der Theilung Polens auf Oesterreich, während sie Herr Klopp ausschließlich auf Preußen schiebt. Sie haben beide Recht und beide Unrecht; Recht, sofern hier Oesterreich, dort Preußen gleiche Schuld tragen (immerhin etwas weni-

ger als Rußland); Unrecht aber, sofern weder Oesterreich noch Preußen sich rechtfertigen lassen und der Versuch einer solchen Rechtfertigung, wie ihn jeder der beiden Geschichtsforscher vom entgegengesetzten Standpunkte aus versucht hat, unzulänglich ist. Es läßt sich durchaus nicht leugnen, daß es besser gewesen wäre, wenn Oesterreich und Preußen den zwischen Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. zur gemeinsamen Vertheidigung des deutschen Reichs gegen Frankreich und zugleich zum Schutze des Königreichs Polen gegen Rußland 1792 abgeschlossenen Vertrag eingehalten hätten. Es ist aber eben so einseitig und unrichtig, wenn Herr von Sybel Oesterreich, als wenn Herr Klopp Preußen allein beschuldigt, aus Egoismus den Vertrag gebrochen zu haben. Wenn Leopold II. länger gelebt hätte, würde sich die ganze Sachlage wahrscheinlich anders gestaltet haben. Nachdem er am ersten März gestorben war, verließ allerdings Preußen zuerst die Basis des Vertrages, indem es noch in demselben Monat März in Wien den Wunsch blicken ließ, Danzig und Thorn für sich zu erwerben. Herr von Sybel hat gewiß nicht Unrecht, wenn er bemerkt, Oesterreich hätte diese kleinen, aber für Preußen überaus wichtigen Erwerbungen als Preis der Fortdauer ihres Bündnisses Preußen gönnen und sich eine Entschädigung auf Kosten der Türkei suchen dürfen. Die Erhaltung des Bündnisses zwischen Oesterreich und Preußen blieb immer die Hauptsache. Herr Klopp hat nicht Recht, wenn er es dem damals noch sehr jungen und unerfahrenen Kaiser Franz II., den seine Minister lenkten, als hohe Tugend und Ehrlichkeit anrechnet, daß er die preußischen Vorschläge abgewiesen habe. Geschichtliche Thatsache ist, daß die alte, schlaue Kaiserin von Rußland damals alles that, um Oesterreich und Preußen gegenseitig zu verhetzen und durch süße Verlockungen auf die russische Seite hinüber zu ziehen, und geschichtliche Thatsache ist ferner, daß Franz II. seinen feindselig gegen Preußen gerichteten Vertrag mit Rußland schon am 13. Juli, Friedrich Wilhelm II. aber seinen gegen Oesterreich feindseligen Vertrag mit demselben Rußland erst am 3. August abschloß. Ganz abgesehen von diesen Daten verdient das Wiener Cabinet den Ruhm größerer Redlichkeit nicht, denn der Redliche thut nicht selbst, was er dem andern als unredlich vorwirft. Franz II. ließ sich aber von Rußland sowohl Erwerbungen an der untern Donau, als in Bayern garantiren, so gut wie Preußen sich Danzig und Thorn garantiren ließ, und beide gaben den Schutz Polens auf. Wenn nun auch Herr Klopp Recht hat, sofern er den ersten Anfang des Vertragbruchs in den Anträgen sieht, welche Preußen schon im März in Wien machte, so folgt doch daraus keineswegs, daß Oesterreich dadurch physisch oder moralisch in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, zu der unglückseligen josephinischen Politik zurückzugreifen, welche früher schon mit Rußland gegen Preußen Front gemacht hatte. Wenn noch ein Mann wie Leopold II. in Wien zu finden gewesen wäre, würden die Möglichkeiten, mit Preußen Hand in Hand zu gehen, nicht so schnell erschöpft gewesen seyn. Die Wahrheit ist, daß Thugut in Wien eben so wenig Sinn für das gesammte deutsche Reichs- oder Nationalinteresse hatte, wie Mannstein in Berlin, und daß diese beiden Rathgeber ihre schwachen Herrn in die undeutsche Politik hineintrieben, die Oesterreich ganz eben so zur Last fällt, wie Preußen, und deren Flecken weder von Herrn Klopp, noch von Herrn von Sybel jemals können rein gewaschen werden.

Es ist auch gar nichts Außerordentliches, daß deutsche Staaten und Dynastien ihren Vortheil suchen, ohne sich um die andern zu bekümmern, ja selbst auf Kosten der andern, ja sogar im Bunde mit dem Auslande. Wie 1792 Oesterreich und Preußen um die Gunst der Kaiserin von Rußland buhlten, damit sie jedem gegen den andern helfe, so buhlten früher deutsche Fürsten wetteifernd um die Gunst Frankreichs, noch früher um die Gunst des Papstes, und in gar alter Zeit um die Gunst Roms. Gothen und Franken standen einander im Solde Roms als Todfeinde gegenüber und noch ein paar Jahrhunderte früher hielt der Deutsche Marbod es mit Rom, während Arminius Rom bekämpfte. Was ist da weiter Neues oder Außerordentliches, wenn deutsche Staaten einander feind sind? Das ist ja grade der Inhalt unserer zweitausendjährigen Geschichte. Die Geschichtsforscher hätten sich doch daran gewöhnen können. Es ist in der That eine rührende Voraussetzung, wenn sie meinen, die Cabinetspolitik verschiedener Fürstenhäuser, die derselben Nation angehören, sollte nicht das dynastische, sondern nur das Gesammtinteresse der Nation im Auge haben.

Die Nation selbst ist nur fictiv. Es gibt so wenig Deutsche, als es Christen gibt. Was wir in der Wirklichkeit vor uns sehen, sind nur Katholiken und Protestanten, Oesterreicher und Preußen, Bayern rc. Das dynastische Interesse ist eben deßhalb so zähe und unbesiegbar, weil es im besondern Interesse der Confessionen und Volksstämme wurzelt. Diese aber waren sich von jeher entgegengesetzt.

Herr Klopp sieht in Preußen nur „ein krankhaftes Begehrungsvermögen", aber in Oesterreich immer nur „den Schutz des Rechts". Damit stimmt die wirkliche

Geschichte nicht überein und so allgemeine Sätze sollte man daher niemals aussprechen. Preußen hat das Recht so gut geschützt wie Oesterreich. Man wird doch das Jahr 1813 und was Preußen damals für ganz Deutschland und sein gutes Recht geleistet hat, nicht vergessen wollen. Sollte denn aber Oesterreich wirklich immer und principiell, wie Herr Klopp sagt, das Recht geschützt haben? War es Rechtsschutz, als Joseph II. und später noch Thugut nach dem Besitze Bayerns gierten? oder kann ihnen etwa der Umstand, daß sie die Niederlande als Aequivalent für Bayern anboten, zur vollen Entschuldigung gereichen? War es immer Rechtsschutz, was Kaiser Albrecht I. in Steiermark, was die Ferdinande in Böhmen, Leopold I. in Ungarn übte? War es Rechtsschutz, was den Tirolern im Wiener Frieden und später noch für ihre beispiellose Treue dankte? War es Rechtsschutz, daß man das linke Rheinufer Preis gab und sich dafür mit Venedig entschädigte? War es Rechtsschutz, was Legeditsch in Holstein durchzuführen hatte? Genug, wir sind weit entfernt, Oesterreich einen besondern Vorwurf aus einer Cabinetspolitik zu machen, die es mit allen andern Großstaaten theilt; wir wollen nur constatiren, daß das Wiener Cabinett nicht das einzige und alleinige immer unschuldvolle und tugendreiche unter allen andern Cabinetten in der Welt gewesen ist. Die alten Kaunitze und Thuguts würden, wenn sie das vorliegende Buch läsen, wahrhaftig sehr satyreske Gesichter schneiden.

Man pflegt in neuerer Zeit den parasitischen Charakter der preußischen Monarchie zu betonen. Aber es gibt keine einzige Dynastie in Deutschland, die ihre Hausmacht nicht parasitisch auf Kosten des Reichs ausgebreitet hätte, und das Haus Habsburg selbst ist hier mit dem Beispiel vorangegangen. Das Kaiserthum wäre diesem Hause so schnell wieder entgangen, wie dem nachfolgenden Nassauischen Hause, wenn nicht der kluge Rudolph und sein gewaltthätiger Sohn Albrecht sich ein hübsches Territorium arrondirt und ihre Nachfolger dasselbe immer mehr außer- und innerhalb des Reichs vergrößert hätten. Das Reich war der Dynastie immer nur schätzbares Material, die Kaiserkrone nur das Mittel, die Erbstaaten zu stärken. Und das war natürlich, denn weil das deutsche Reich ein Wahlreich war, mußte jede Dynastie auch ohne den Besitz der Kaiserkrone sich Machtmittel zu sichern suchen. So ist Haus Habsburg durch Eroberung, noch mehr aber durch Heirath und Tausch groß geworden und seine Macht hat sich innerhalb der deutschen, italienischen, ungarischen und slavischen Nationalitäten ausgebreitet, so daß sein Staatencomplex augenfälliger als irgend ein anderer den parasitischen Charakter auf der Stirne trägt. Neben ihm haben sich die Häuser der Zollern, Wittelsbacher, Welfen, Wettine ꝛc. auch ihre Territorien gesichert und vermehrt. Wo ist da irgend ein Unterschied? Es waren eben alles Familien, die an ihren Vortheil dachten, und wer mag ihnen das verdenken? Thut es nicht jede Adels-, Bürger- und Bauernfamilie ebenfalls, so weit ihre Mittel reichen?

Auch durch das angebliche Erbrecht der deutschen Kaiserkrone wachsen Oesterreich keine Ansprüche zu. Das deutsche Reich war immer nur ein Wahlreich. Wenn es heute erneuert würde, könnten die Kurfürsten oder wer sonst zu wählen hätte, vom Hause Habsburg-Lothringen unbedenklich abweichen. Das ist aber eine völlig unpraktische und müßige Frage, denn das Reich wird nie wiedererstehen, außer vielleicht einmal in Folge furchtbarer Erschütterungen, die ein zweiter Karl der Große oder Napoleon benutzen würde. Sonst nie. Denn wir sind viel zu uneinig und vermögen ja kaum noch das schwache Band des 1815 geschlossenen Bundes zusammenzuhalten.

Oesterreich rühmt sich in neuester Zeit, daß es den Nationalitäten immer gerecht gewesen sey und schmeichelt sich, deshalb die Gunst der Polen in weit höherem Maaße zu genießen, als Preußen. Aber das scheint uns gerade nicht rühmenswürdig. Dem deutschen Kaiser ziemt es, zu germanisiren. Wenn er fremde Nationalitäten mehr begünstigt, hört sein Anspruch auf das deutsche Primat auf. Er soll Mehrer des Reichs seyn und eben deshalb sich nicht rühmen, nicht germanisirt zu haben. Wären Oesterreich, Steiermark, Schlesien, Sachsen, Lausitz, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Preußen und Posen nicht germanisirt worden, so würde Deutschland schon an der Enns, Saale und Elbe aufhören. Die deutsche Geschichte protestirt gegen die ruhmredigen Zeitungsartikel, die es an Oesterreich loben, nicht germanisirt zu haben. Im Venetianischen lagen einst sieben und weitere dreizehn berühmte deutsche Gemeinden, deren Deutschthum die Republik Venedig nie angetastet hat. Erst seit Venedig österreichisch wurde, hauptsächlich unter Metternichs langer Regierung sind diese Dörfer verwelscht worden. Eben so viele deutsche Gemeinden in Südtirol erst seit einem Menschenalter. Daran ist nichts zu rühmen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, **N° 24.** 25. März 1863.

Deutsche Mythologie.

Johannissegen und Gertrudenminne. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie von Prof. Dr. J. V. Zingerle. Wien, in Commission bei K. Gerolds Sohn, 1862.

Die christliche Sitte des Johannessegens und der Gertrudenminne ist, wie das schon früher erkannt wurde, aus dem älteren Heidenthum in die christlichen Gebräuche herübergenommen und von älteren heidnischen Gottheiten auf christliche Heilige übertragen worden. Der Verfasser der vorliegenden, in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gedruckten Monographie hat den Gegenstand zum erstenmal ausführlicher und in den Hauptbeziehungen erschöpfend behandelt.

Die Sitte ist folgende: „Noch lebt in Bayern, Tirol, Vorarlberg, Schwaben, in einigen Gegenden Oesterreichs und Böhmens, sowie im Hildesheimschen die alte Sitte fort, den Johannissegen oder die Johannisminne zu weihen und zu trinken. Am Beginne des vorigen Jahrhunderts war dieser Brauch noch viel weiter verbreitet. Der Wein wird am Gedächtnißtage des heil. Johannes Evangel. (27. December) vormittags in der Kirche vom Priester gesegnet. Die Segensformel fehlt im Missale romanum, findet sich aber in Ritualen und Sammlungen von Benedictionen oft. In früheren Zeiten reichte der Priester den geweihten Wein am Communiongitter oder am Altare den Gläubigen mit den Worten: bibe amorem Sti. Joannis in nomine patris et filii et spiritus sancti. Heute scheint diese Gepflogenheit größtentheils aufgegeben zu seyn, doch kommt sie noch hie und dort, z. B. in Oberbayern und im Hildesheimschen vor. Gewöhnlich wird jetzt der von einem Hausvater in die Kirche gebrachte Wein nach Hause getragen und dort zum Theile in feierlicher Weise getrunken, zum Theil in die Weinfässer geleert oder aufbewahrt." Man segnet damit Brautpaare ein, man trinkt ihn auf das Gedeihen der Saaten, auf eine glückliche Reise &c. „Aus allen hier angeführten Zeugnissen ergibt sich unbestreitbar, daß die Sitte, Johannissegen zu trinken, tief in die Vorzeiten zurückreiche, da schon Hartmann von Aue als bekannt sie vorführt, und daß sie im 15. Jahrhundert allgemein üblich war. Aus dem bisher Gesagten ergibt sich ferner, wann und zu welchem Zwecke man den geweihten Wein getrunken habe. Man nahm ihn am Feste, um gegen Zauberei, namentlich Vergiftung und schädliche Speisen gesichert zu seyn. Er schützt den Trinker vor Blitz, macht den Mann kräftig und das Weib schön und verhilft dem Kranken zur Genesung. Ihn trank man am 24. Juni, damit ein warmer und fruchtbarer Sommer folgen möge. Und er durfte bei dem Dankopfer für die Ernte in manchen Orten nicht fehlen. Man trank Johannissegen bei Trauungen, damit die Ehe gesegnet, fruchtbar und glücklich werde. Der Scheidende leerte dem Heiligen zu Ehren den Becher, damit er vor bösen Zufällen gesichert sey, Glück auf dem Wege und freudige Heimkehr finde. Vor einem schwierigen und gefahrvollen Unternehmen trank man Johanniswein, damit ein gutes Ende das mühsame Werk kröne. In allen diesen Fällen handelt es sich vorzüglich um Erlangung von Schutz und Frieden, Fruchtbarkeit und Jahressegen." Der Johannissegen wird übrigens nicht nur zu Ehren des Evangelisten in der Wintersonnenwende, sondern auch zu Ehren des Täufers in der Sommersonnenwende getrunken.

Ganz in derselben Weise wird am 17. März als am Tage der h. Gertrud die s. g. Gertrudenminne getrunken. Diese Heilige „wird als Anbringerin des Frühlings und als Beschützerin des Gartenbaues verehrt. ‚Am Gertrudentage steht der Bär auf,' sagt man

in Tirol, während in Bayern die Sprüche üblich sind: ‚Um Gertraud geht die Wärm von der Erd auf‘ und ‚Am Gertraudtag läuft die Maus am Rocken hinauf und beißt den Faden ab‘ (d. h., es beginnt auf dem Lande die Arbeit außer dem Hause. Eine altbayrische Bauernregel lautet:

Gertraud
lauft die maus
go Feld aus.

In Tirol erzählt man sich, die h. Gertrud sey die erste Gärtnerin gewesen, deshalb solle man an ihrem Feste garteln, dann werden Gemüse und Blumen gut gedeihen. Am Gertrudentage die Gärten zu bestellen ist auch im Lechrain und in Oesterreich üblich. Gertrud steht auch zu den in der Erde schlummernden Schätzen in Beziehung, denn das nach ihr benannte Gertrudenbüchlein gilt als das kräftigste Mittel beim Schatzgraben. Wer ein solches Büchlein hat — es soll derzeit nur mehr eines zu finden seyn — kann der Teufel vergrabene Schätze bringen, und sich unsichtbar machen. Schönwerth bemerkt: ‚Wer ein Gertrudenbüchl besitzt, liest es vom Anfang bis zu Ende, dann kommt der Teufel und bringt Geld, und liest man es rückwärts vom Ende bis zum Anfang, so muß er wieder verschwinden. Auf dem Titelblatte des Buches, wenn es ein rechtes ist, spinnt eine Spinnerin am Spinnrade und eine Maus läuft den Faden hinauf.‘ — Auf den Bildern ist St. Gertrud als Nonne dargestellt, die einen Hirtenstab in der einen und ein wie ein Schiffchen geformtes Gefäß in der andern Hand führt. Oder sie trägt einen Rocken in der Hand, an dem eine Maus hinaufläuft oder den Faden abbeißt. Die Maus ist in Deutschland stehendes Attribut dieser Heiligen. Die Veranlassung desselben wird aber verschieden erklärt. In Tirol erzählt man, der Teufel sey in Gestalt einer Maus ihr erschienen, habe den Faden der heiligen Spinnerin abgebissen oder den Flachsrocken verunreinigt, um sie zum Zorne zu reizen. Diese Annahme kennt auch Molanus. Nach anderen führt sie eine oder mehrere Mäuse, weil sie diese schädlichen Thiere vom Felde vertrieben haben soll. Der Heiligen, die Beschützerin der Reisenden ist, wurden Kirchen und Capellen an Straßen und Bergübergängen geweiht. Eine Gertruidenburg findet sich am südlichen Ufer der Maas. Eine Pflanze führt ihren Namen, denn Panzer berichtet: ‚Ehemals wurden aus Gertrautenkräutern und gelben Frauenpantoffeln Kränze gebunden und geweiht. Man nannte sie Mechtildenkränze. Diese wurden in das Sunwendfeuer geworfen, auch auf die Felder gesteckt, damit der Hagel keinen Schaden anrichten konnte.‘ — Auch ein Vogel steht mit ihr in Beziehung, denn in Norwegen wird der Schwarzspecht Gertrudsvogel genannt. Man erzählt davon: eine Frau Namens Gertrud wurde wegen ihrer Unbarmherzigkeit von Jesus, der mit Petrus auf der Erde wandelte, in den Schwarzspecht verwandelt. Der Vogel trägt noch die rothe Haube, hackt in die Baumrinde nach Futter und pfeift gegen das Regenwetter, denn er dürstet immer und hofft zu trinken. In Esthland sagt man, der Schwarzspecht sey ein verwandeltes Weib aus Worms, welches am Sonntage während des Gottesdienstes Brod buck. Das schwarze Kleid wurde auf des Herrgotts Verwünschung zu schwarzen Federn und in dem rothen Flecke auf dem Kopfe erkennt man noch die rothe Mütze. Beachtenswerth ist, daß der nämliche Vogel, der auch bei andern Völkern mythische Beziehungen hat, anderen Sagen zufolge die Springwurzel bringt. Auffallend ist, daß im Jeverschen Kinderreime der Kukuk neben Gertrud genannt wird:

Kukuk, kukuk Gêrderût
stäk dine vêr hörns herût.

Der Vollständigkeit halber schließe ich noch folgende auf St. Gertrud bezügliche Sagen an: ‚Von der Karleburg in Franken ging St. Gertrud nach Neustadt. In der Nähe von Waldzell ward sie von Erschöpfung und Durst ergriffen. Da flog plötzlich ein Storch vor ihr auf und es entsprang eine Quelle, deren Wasser kranke Augen heilt. An einer Stelle, wo die h. Gertrud kniete, wächst heutzutage noch kein Gras. Dieß mahnt an die graslosen Stellen der Elbentänze.“

Der Verfasser bezieht nun die beiden Johannes auf den altdeutschen Gott Freyr, Fricco oder Fro, und die Gertrudis auf die Gerdhr oder Gerda, mit welcher sich jener Freyr vermählt, die also identisch zu seyn scheint mit der Göttin Freya, der Schwester und weiblichen Ergänzung des Freyr. Diese beiden Gottheiten standen dem gesammten Naturleben im Sommer, dem Gedeihen aller organischen Wesen, den Pflanzen und Thieren, den Saaten, der Fruchtbarkeit, der Liebe und Ehe vor. Wenn Freyr auch das schöne Wetter macht und anderseits wieder den Regen bewirkt, so bedient er sich dieser Mittel doch nur zum Zwecke der Erdfruchtbarkeit und des Gedeihens der Saaten und der Vegetation überhaupt. Er ist also nicht vorzugsweise als Luftgott und Wolkengott, noch viel weniger als Sonnengott aufzufassen, denn das, was ihn charakterisirt, bleibt immer nur die Fruchtbarkeit. Deswegen ist er auch Sohn des Njördhr und ursprünglich eine chthonische

Gottheit. — Darauf nun hätte der geehrte Verfasser etwas mehr Werth legen sollen, da namentlich auch Gertrud und ihr Cultus sich vielfach auf Tod und Unterirdisches bezieht. Wir geben zu, daß, obgleich die Sonne von den Deutschen stets nur weiblich gedacht wurde und es daher niemals einen deutschen Sonnengott gegeben hat, sondern nur eine Sonnengöttin, dennoch auf Freyr etwas von der solaren Bedeutung des Dionysos kann übertragen worden seyn, sofern überhaupt die Vanen (Freyr, Freya, Njördhr) als eine fremde Götterreihe den nordischen Asen gegenüber stehen und ohne Zweifel Ausläufer des dionysischen Cultus im Süden waren. Schon im alten Griechenland selbst mußte sich der einheimische jovische und apollinische Cultus das Eindringen des dionysischen und aphrodisischen, als eines fremden von Kleinasien und Babylon her gefallen lassen. Es ist der uralte Gegensatz eines alle Völker gleich umfassenden, aber auch etwas zum Thiere erniedrigenden Sinnencultus gegen den jedes Volk eigenthümlich auszeichnenden Geistescultus. In dem ersteren bezieht sich alles nur auf Zeugen und Sterben, Blühen und Welken und auf den doppelten Dualismus Mann und Weib und Leben und Tod. Im babylonischen Ursymbol Omorka ist der Mann zugleich das Leben und die Oberwelt mit dem Lichtprincip der Sonne, das Weib zugleich der Tod oder die finstere Unterwelt. Von oben befruchtet gebiert die Unterwelt als Erde alle irdischen Geschöpfe. Zur Unterwelt hinabgezogen wird hinwiederum die Sonne von der Nacht und vom Winter verschlungen. Damit erhält Dionysos eine doppelte solare und chthonische Bedeutung als jährlich sterbender und wiederauflebender Sonnengott, der während seines Todes bei der Kore oder Persephone in der Unterwelt zubringt. Dasselbe was die zwitterhafte Omorka und das unzertrennliche Paar Koros und Kore oder Dionysos und Persephone-Ariadne-Aphrodite waren nun auch Freyr und Freya und gehörten einer ganz andern Weltanschauung an, als die nordischen Asen. So wenig nun wie der griechische Dionysos, obgleich auch er eine solare Bedeutung hatte, bei den Griechen den ältern edlern Cultus des geistigen Lichtgotts Apollo verdrängen oder ersetzen konnte, eben so wenig konnten die etwaigen solaren Beziehungen in Freyr den ältern und edlern Cultus der altdeutschen Sonnengöttin verdrängen. Der feierliche Ostercultus, welcher der Sonnengöttin Ostara geweiht war und über den Referent sich in seiner Abhandlung über die Sonnenlehen der alten Deutschen in Pfeiffers Germania ausführlich verbreitet hat, stellt die Allmacht der Sonne, als der Königin der Natur, ins klarste Licht und galt einer Göttin, keinem Gotte. Ganz ebenso bezieht sich der feierliche Cultus der Bertha und Hulda in den h. Nächten der Sonnenwende auf eine Göttin, und nicht auf einen Gott der Sonne.

Was Gertrud betrifft, so fällt ihr h. Tag freilich in den Frühlingsanfang und sie hat im Spinnrocken, im Specht, Storch und Kukuk erotische Attribute, jedoch bezieht sich vieles an ihr nicht auf die Wiedergeburt im Frühling, sondern auf ihren Tod im Herbst. Sie ist nicht bloß, wie hier S. 52 vermuthet wird, als Gerda in der Gewalt des Winterriesen, um sich vom Sonnengott befreien zu lassen, sondern sie ist die Tochter des Riesen, also selber chthonisch. Sie ist einheimisch in der unterirdischen Welt. Auch die Mäuse Gertruds dürfen nicht bloß als Feinde der Saaten oder die das gesponnene Garn abbeißen, betrachtet werden, sondern kommen im Volksaberglauben und in Sagen überaus oft als Seelen Verstorbener vor. Man denke nur an die Mäuse, die den Erzbischof Hatto von Mainz sollen gefressen haben und welches die Seelen von Bauern waren, die er hatte verhungern lassen. Gertrud unter den Mäusen ist Hüterin der Verstorbenen, wie Perchta unter den Heimchen Hüterin der noch Ungeborenen ist. Wie es scheint, muß man bei Gertrudis, wenn auch ihr Fest in den Frühling fällt, mehr an die Nacht- und Winterseite vor dem Frühling, als an die Licht- und Sommerseite nachher denken. Auch als Geburtsgöttin behält sie noch den chthonischen und riesischen Charakter. Mancherlei, was in späterer Zeit auf die h. Margaretha übertragen worden ist, dürfte auf dieselbe heidnische Gerda zurückzuführen seyn, das Symbol des großen Maul (Margarethe Maultasche) die Regenergießung ꝛc., was nur mit der Yoni der indischen Göttin Bhawani verglichen werden kann. Jedenfalls verbirgt sich hinter der jungfräulichen Frühlingsgöttin die mütterliche Wintergöttin, die den Geburten für das neue Jahr vorsteht, aber auch die Todten des vergangenen Jahres zu sich nimmt. In ersterer Beziehung ist zu bemerken, daß in den Niederlanden neben der h. Gertrudis von Nivelle noch eine Gertrudis von Oosten verehrt wird, die nach der Legende, obgleich in jungfräulichem Stande, einen ungeheuer dicken Leib und milchvolle Brüste hatte, und ohne deren Hülfe eine Frau nicht gebären konnte, auf die also ohne Zweifel die Erinnerung an eine heidnische Geburtsgöttin übertragen worden ist. Das Fest derselben fällt merkwürdigerweise mit dem Perchtentage oder Oberstentage zusammen, am 6. Januar.

Auf eine mütterliche Hüterin der Todten weist sodann die Bedeutung des Gertrudenminnetrunks als eines

Abschiedstrunkes hin. Man trank ihn nicht bloß, wenn man eine gewöhnliche Reise vorhatte, sondern auch beim Abschied vom Leben. Ihr Becher war ohne Zweifel gleich der Yoni der Bhawani - Kali das uralte Symbol der Geburt und Wiedergeburt, den wir auch schon bei den alten Persern als Dschemschids Spiegelbecher und bei den Griechen als Becher des Dionysos wiederfinden. Wir hegen die Vermuthung, daß unter dem berühmten Waschbecken der gallischen Göttin Cerldwen nichts anderes gemeint und daß sogar der Name dieser Göttin hinter dem der niederländischen Gertrudis und der Margarethe Maultasche verborgen liegt. Darin würde ein Fingerzeig liegen, von welcher Seite die Vanengötter in das Reich der Asen eingedrungen sind.

Altdeutsche Dichtung.

Ueber die Zeit der Abfassung des Heliand. Von Dr. Hermann Middendorf. Münster, Regensberg, 1862.

Der selige Schmeller verlegte die Abfassung des schönen altsächsischen Liedes, von dem es sich hier handelt, in die Zeit des h. Ludger, Herr Middendorf dagegen erkennt in dem Liede nur die zweite Hälfte eines größern Gedichts aus der Zeit Ludwigs des Frommen. „Matthias Flach aus Albona in Illyrien oder, wie er sich selbst nennt, M. Flacius Illyricus, ein Schüler Luthers und Melanchthons und einer der bedeutendsten theologischen Schriftsteller seiner Zeit, ebenderselbe, welcher zuerst (zu Basel 1571) den Krist von Otfrid herausgegeben hat, theilt in seinem Buche ‚Catalogus testium veritatis‘ eine ‚Praefatio in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum‘ mit, welche für unsere deutsche Literaturgeschichte von einem sehr hohen Interesse ist. Die Praefatio ist nämlich, wie aus derselben hervorgeht, das Vorwort eines unbekannten Zeitgenossen Ludwigs des Frommen zu der Abschrift eines großen altsächsischen biblisch-epischen Werkes, welches von dem Dichter selbst der leichtern Uebersicht wegen in Hauptstücke oder Capitel eingetheilt war, deren Inhalt die ‚Witten‘ oder Lektionen bezeichneten. — In der Praefatio selbst nun erzählt jener Unbekannte, wie das vorliegende biblisch-epische Werk entstanden sey: Kaiser Ludwig der Fromme habe nämlich in der Absicht, auch den Ungelehrten des ‚deutsch redenden‘ Volkes in seinem Reiche die Kenntniß der heiligen Schrift zugänglich zu machen, einem Manne vom Volke der Sachsen, welcher bei den Seinigen für einen nicht unberühmten Dichter gegolten, den Auftrag gegeben, das alte und neue Testament in die deutsche Sprache poetisch zu übertragen, und der Dichter, welcher schon vorher eine Mahnung von oben bekommen, habe sich deshalb um so bereitwilliger auf des Kaisers Geheiß sogleich an ein so schwieriges und mühevolles Werk gemacht, und von der Weltschöpfung beginnend und alles Bedeutende in seinen Hauptpunkten der geschichtlichen Wahrheit gemäß darstellend, bisweilen Einiges, wo es ihm passend schien, in mystischem Sinne behandelnd, habe er die poetische Bearbeitung des ganzen alten und neuen Testamentes glücklich vollendet. Der Verfasser der Praefatio weiß nicht genug dieses große Werk zu rühmen, welches sich durch Anmuth und Schönheit der Darstellung, durch Fülle der Worte und Vortrefflichkeit der Gedanken so auszeichne, daß es alle deutschen Gedichte übertreffe.“

Vor allem bemüht sich der Verfasser mit dem äußersten Scharfsinn, die Echtheit der Praefatio festzustellen und fügt dann hinzu: „Steht nun aber die Echtheit der Praefatio fest und hat also wirklich ein Zeitgenosse Ludwigs des Frommen in einer Erzählung, an deren Wahrheit durchaus nicht zu zweifeln ist, aus eigener Anschauung berichtet, daß jenes von einem Sachsen auf Geheiß des Kaisers verfaßte biblisch-epische Gedicht das alte und neue Testament umfaßt habe, so ist auch durchaus nicht daran zu zweifeln, daß uns in der altsächsischen poetischen Evangelien-Harmonie, welche man in neuerer Zeit nach Schmellers Vorgange den ‚Heliand‘ genannt hat, ein Theil jenes biblisch-epischen Werkes erhalten ist. Denn erstens paßt die Charakterisirung jenes altsächsischen Gedichtes in der Praefatio ganz genau auf den altsächsischen Heliand, und zwar nicht bloß in Beziehung auf jene ‚Anmuth und Schönheit der Darstellung, Fülle der Worte und Vortrefflichkeit der Gedanken‘, sondern auch in Beziehung auf die mystische Behandlung einzelner Theile und auf die metrische Form des Gedichtes, die Alliteration oder den Stabreim.“

Das scheint uns alles sehr beachtenswerth, insbesondere theilen wir mit dem Verfasser die Ansicht, daß bei der schönen Sprache des Heliand an „mehrere Verfasser“, wie sogar Vilmar glaubt, gewiß nicht zu denken sey.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 25. 28. März 1863.

Biographie.

Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich. Von Adam Wolf. Zwei Bände. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1863.

Dieses gut geschriebene Werk hat zugleich einen interessanten und lehrreichen Inhalt. Es enthält einen gewählten Auszug aus Memoiren des Herzogs von Sachsen-Teschen und aus 2500 Briefen aus der Correspondenz seiner Gemahlin, betreffend die wichtigsten Ereignisse von 1760 bis 1798.

Marie Christine war die Tochter der großen Maria Theresia, in ihrer Jugend streng erzogen, aber der Liebling ihrer Mutter, verständig wie sie und von trefflichem Gemüthe. Das geht zunächst aus den Briefen hervor, welche sie 1760 mit der Prinzessin Isabella von Parma wechselte, die ihren Bruder, den vielgeprüften Kaiser Joseph II. heirathete. Beide Prinzessinnen liebten sich als junge Mädchen auf eine zärtliche und rührende Art. Isabella schwärmte für Deutschland und hing ihrem Bräutigam und nachherigen Gatten mit ganzer Seele an. Aber so glücklich ihre Lage war, drückte sie Schwermuth, vielleicht das Vorgefühl des frühen Todes. Herr Wolf deutet an, die nüchterne Seele ihres Gemahls habe sie vielleicht unbefriedigt gelassen. Genug sie starb jung. Ihre Erscheinung soll etwas Zauberisches gehabt haben. Wir werden in den häuslichen Cirkel der kaiserlichen Burg versetzt. Die beiden Freundinnen trieben Musik, Studien und Lectüre gemeinsam. Isabella spielte die Violine, ihr Gemahl oder Christine begleiteten sie auf dem Claviere. Die Damen theilten sich auch Verse und Aufsätze mit. Isabella schrieb einmal „Reflexionen für drei Tage Zurückgezogenheit". In ihren hinterlassenen Papieren fand sich eine äußerst geistvolle und durchdachte Charakteristik Friedrichs des Großen, wahrscheinlich von einem Staatsmann verfaßt und für den kaiserlichen Hof bestimmt. Wir glauben die Lectüre dieser hier kurzgefaßten Denkschrift denen empfehlen zu sollen, die in neuerer Zeit den großen König gar zu sehr herabwürdigen. Der unbekannte Staatsmann findet etwas nicht nur dem Hause Oesterreich Feindseliges, sondern überhaupt etwas Dämonisches in jenem Preußenkönig, aber auch etwas so Großartiges und Genialeo, welches ihn über alle Fürsten der Zeit doch hinwegragen läßt.

Maria Theresia wollte ihre Lieblingstochter nicht der Politik zum Opfer bringen, sondern suchte für sie einen Gemahl, der, wenn auch kein Souverain, doch die persönlichen Eigenschaften besaß, die eine Gattin beglücken können. Ihre Wahl fiel auf den sächsischen Prinzen Albert, jüngern Sohn Friedrich Augusts III. Sie nahm ihn an ihren Hof und überwachte den kleinen Roman, der seine Vermählung mit ihrer Tochter einleitete. Zur Mitgift schenkte sie ihm das schlesische Fürstenthum Teschen und machte ihn zu ihrem Statthalter in Ungarn. Dieses Amt war damals leicht zu versehen, denn die Ungarn liebten ihre Königin Maria Theresia. Das junge Paar residirte in Preßburg, wohin sich auch der reiche Adel Ungarns zog. Ungarn legte sich damals ans Herz Oesterreichs und kam in Preßburg Wien näher. Später hat es sich nach Pesth zurückgezogen und ließ Preßburg veröden.

Eine lange Instruktion für den Ehestand, welche Maria Theresia ihrer Tochter mitgab, ist ein psychologisches Meisterstück und beweist, wie viel Geist in dieser musterhaften deutschen Frau lebte.

Im Jahr 1776 statteten Albert und Christine einen Besuch beim Bruder der letztern, Leopold, in Toscana ab. Was sie von dieser Reise aufgezeichnet haben, bietet mannigfaches Interesse dar. Hier nur eine Notiz über Bologna: „Von Venedig gingen sie nach

Ferrara und Bologna. Die Wege waren schlecht, die Einwohner so schmutzig und elend, daß sie der Zigeuner in Ungarn gedachten. In Bologna besuchten sie die Kirche und die Universität. Die Professoren machten ganz ernstlich der Erzherzogin den Vorschlag, der Section eines weiblichen Leichnams beizuwohnen und eine Dissertation anzuhören; sie zog es aber vor, die Akademie, Antikensammlung und das physikalische Cabinet anzusehen. In der Gallerie erregte ein Mosaikporträt Benedicts XIV. ihre Aufmerksamkeit; der Herzog erinnerte sich jenes erleuchteten Kirchenfürsten, welcher der Tiara Ehre gemacht und sich bis zum päpstlichen Thron die Gesinnung und Tugend eines liebenswürdigen Philosophen zu erhalten gewußt hat. Den alten Zanatti, Sekretär der Akademie, lernte er nicht kennen, wohl aber die Madame Laura Bassi, welche an der Universität die Lehrkanzel der Philosophie seit Jahren versah. Ein anderer weiblicher Professor, die Madame Mansolini, war vor kurzem gestorben; sie hatte Anatomie vorgetragen und ein kleines Cabinet ausgezeichneter Präparate hinterlassen." Hier hat man in wenig Worten ein treues Bild von den Bildungszuständen Italiens im vorigen Jahrhundert.

Das reisende Paar begnügte sich mit dem Besuch in Florenz nicht, sondern besuchte auch Rom und die Schwester in Neapel, die Königin Caroline, die später noch in ihrem Alter durch die Franzosen aus ihrem schönen Königreich verjagt worden ist. Sie bewahrte damals noch die tugendhaften Sitten, die sie bei ihrer Mutter gelernt hatte, lebte aber nicht glücklich, denn ihr Gemahl war ein roher Mensch. Hier ein Abriß von der Tagesordnung des Königs von Neapel: „Nachdem er aufgestanden und die heilige Messe gehört, die er nie versäumt, geht er aus, um an den Ufern des Meeres Wachteln, Reiher und anderes Geflügel zu schießen, und dann im Freien ein tüchtiges Frühstück einzunehmen. Fast den ganzen Morgen bringt er mit dieser Beschäftigung zu. Wenn neues Wild dieser Art in den Büschen ankommt, geht er Nachmittag wieder darauf aus; auch in anderer Jahreszeit bringt er ganze Tage und Wochen auf der Jagd zu, und wenn diese aufhört, geht er ans Meer fischen oder unterhält sich im Garten mit Ballschlagen, bis er ganz außer Athem und im Schweiß ist. Nur an gewissen Tagen Abends vor dem Essen assistirt er dem Staatsrath oder hört die Berichte des Staatssekretärs an. Man kann annehmen, daß dieses Leben allein seinem Charakter eine Härte und Roheit gibt, die sonst nicht in ihm liegt." Sein allvermögender Minister war der berüchtigte Tanucci, der seichte Aufklärer, der im Vertrauen auf Frankreich und Spanien, wo eben so elende Minister regierten, den armen Papst unverschämt drangsalirte, dem aber der Papst würdig antwortete: „Es hat Päpste vor Tanucci gegeben und wird Päpste nach Tanucci geben."

Auch in Turin, Modena, Mailand verweilte das fürstliche Paar.

Im Jahr 1778 brach der bayrische Erbfolgekrieg aus und Herzog Albert übernahm ein Commando im Felde. Aus dieser Zeit sind die zärtlichsten Briefe erhalten, die seine Gemahlin ihm ins Lager schrieb. Der Krieg dauerte bekanntlich nicht lange.

Im Jahr 1780 starb die große Mutter Maria Theresia. Aus einem Briefe der Fürstin Leopoldine Lichtenstein wird hier manches Interessante über ihre letzten Stunden mitgetheilt. Zu ihrem Sohne Josef sagte sie: „Gott wird so gnädig seyn, mich in Ruhe zu setzen. Wie lange glaubst du, daß es noch dauern wird? Mir kommt das Sterben vor, als wenn ich von einer Stube in die andere ginge." Sie erinnerte sich, daß der Vorabend des Andreastages sey. Sie hatte immer ein besonderes Vertrauen zum h. Andreas gehabt und ihn in allen Nöthen angerufen. ‚Er wird mich sicherlich holen,' sagte sie zu ihren Frauen. Allen ihren Dienerinnen dankte sie und bat um Vergebung, wenn sie zu hart gewesen. Zu ihren Gesellschaftsdamen Basquez, Berthold, Kallenberg sprach sie noch besonders rührende Worte. Die letztere war 35 Jahre in ihrem Dienst. ‚Wenn du etwas willst,' fügte sie hinzu, ‚so sag' es mir, aber beeile dich.' Es regnete draußen. ‚Welch ein schlechtes Wetter für eine so große Reise', sprach sie lächelnd. Am Abend schienen sich ihre Züge einen Moment zu verzerren, so daß Joseph sie fragte, ob sie leide. Sie nickte mit dem Kopfe. Um acht Uhr erhob sie sich plötzlich aus ihrem Lehnstuhle und ging frei durch das Zimmer zur Chaiselongue. Alle waren erschreckt. Eine halbe Stunde nachher kam der Tod über sie. Ihre letzten Worte waren: ‚Gott, nimm meine Seele auf." Sie sprach noch einiges, was der Kaiser nicht mehr verstehen konnte. Sie starb Abends gegen 9 Uhr an einem Mittwoch den 29. November 1780. Sie war 63 Jahre alt geworden und hatte 40 Jahre regiert."

Als Joseph II. zur Regierung gekommen war, machte er seinen Schwager Albert zu seinem Statthalter in den Niederlanden. Auch dieses Amt schien anfangs so angenehm wie das in Ungarn zu seyn. Wenn auch Brüssel, wo Albert mit Christinen residirte, von Wien entfernt war, so befanden sich doch Alberts Bruder Clemens als Kurfürst von Trier und Christinens

jüngere Schwester Marie Antoinette als Königin von Frankreich in der Nähe. Die Niederländer hatten unter dem frühern Statthalter, dem Herzog Karl von Lothringen, Maria Theresias Schwager, dem Hause Oesterreich immer Treue bewahrt und in Frieden und Ruhe gelebt. Jetzt erst wurden sie durch die unvernünftigen Reformen Josephs II. aufgeschreckt, und durch den despotischen Uebermuth, mit dem dieser Kaiser ihnen seine seichte Aufklärung einzwingen wollte, in ihren Rechten tief gekränkt. Albert kam dadurch in eine sehr mißliche Stellung, doch blieb er nur Figurant, die eigentliche Verwaltung und Verantwortung hatte Graf Stahremberg. Die niederländischen Händel zogen sich lange hin und wurden durch ruhigere Perioden unterbrochen. Sie sind im Allgemeinen bekannt, doch wird der Geschichtsfreund hier noch manche neue Notiz finden.

In einem freieren Zeitpunkte machte das fürstliche Paar einen Besuch in Paris, im J. 1786. Schon zitterte damals der Boden unter der Familie Bourbon. Die Halsbandgeschichte war schon vorüber. Necker war schon eifrig damit beschäftigt, weniger der Finanznoth abzuhelfen, als sie zu enthüllen. Nach Brüssel zurückgekehrt erlebte Albert einen neuen Sturm von Seiten der Stände von Brabant. In der Noth machte er Concessionen, die der Kaiser nachher nicht gelten ließ, Albert und Christine durften nun aber dem Sturm ausweichen und nach Wien zurückkehren. Doch gingen sie wieder nach Brüssel, als der Frieden auf kurze Zeit wiederhergestellt wurde.

Sehr interessant ist ein Brief Christinens vom 22. Januar 1790, worin sie die Verkehrtheiten ihres Bruders Joseph den Listen und Verführungskünsten der russischen Kaiserin zuschreibt. Kaiser Joseph erkrankte und ging seinem Ende entgegen, in der Türkei erlebte er nur Niederlagen, Ungarn empörte sich, die Niederlande gingen ihm wieder verloren. Und in Frankreich war bereits die Revolution ausgebrochen und Christinens unglückliche Schwester Marie Antoinette der Gegenstand wüthenden Volkshasses. Daher sind Christinens Briefe aus jener Zeit von schmerzlichen Klagen durchzogen. Trost und Hoffnung schöpfte sie nur bei ihrem zweiten Bruder Leopold, welcher, noch während sein Bruder Joseph lebte, sich genöthigt sah, in den Niederlanden Schritte zu thun, um den arglistigen Verleumdungen zu begegnen, welche man auf ihn häufte, um ihn bei Josephs bald erwartetem Ende als Thronfolger im voraus verhaßt zu machen. Die äußerst verständigen Erklärungen, wodurch Leopold die Niederländer damals beruhigte, sind hier abgedruckt. Ueberhaupt fällt aus diesen Memoiren ein sehr günstiges Licht auf Kaiser Leopold II. „Er begann damit die Gährung im Innern durch Nachgiebigkeit zu lösen. Den Gedanken der Staatseinheit Oesterreichs, welcher das Lebensziel Josephs gewesen, gab er auf, er hielt es für rathsamer, die Bande der Centralisation zu lockern; ebenso ließ er das starre absolute Regime Josephs II. fallen und zeigte sich geneigt, den unzufriedenen Adel und die Geistlichkeit zu befriedigen. Aber an der fürstlichen Macht, wie sie seine Vorfahren in schweren Kämpfen erworben, hielt er doch fest und mit einer Zähigkeit, die man an ihm nicht vermuthet hätte.“

Das wichtigste, was Leopold für Deutschland that, war seine höchst besonnene Aussöhnung mit Preußen. Durch die russische Intrigue, welcher sowohl Joseph II. als Friedrich II. zu viel Raum gelassen hatten, waren Oesterreich und Preußen in die schlimmste Lage gebracht worden. Behandelten sie sich gegenseitig feindlich, so halfen sie nur die Zahl ihrer Feinde vermehren, gegen die jeder von ihnen einzeln zu schwach war. Sie mußten in wohlverstandenem eigenem Interesse nothwendig zusammenhalten, hier gegen die eroberungssüchtige französische Revolution, dort gegen die alte länderfressende Drachenmutter in Rußland. Diese nothwendige Versöhnung Preußens mit Oesterreich setzte nun Leopold II. glücklich durch. Es ist der Mühe werth, desfalls folgende Auseinandersetzung zu lesen: „Friedrichs II. ganzes Leben war voll Eifersucht, Haß und Kampf gegen Oesterreich. Mit scharfen Augen überwachte er die Politik Josephs II., die innere Kräftigung der Staatsgewalt, das Ausschreiten für neue Erwerbungen. Der neue Herr Preußens, König Friedrich Wilhelm II., hielt, so lange er von Herzberg geleitet wurde, diese feindselige Politik ein. Während Joseph und Katharina Krieg gegen die Türken führten, wollte Preußen sich an der Ostsee vergrößern. Der Minister hoffte auf eine europäische Coalition gegen die Kaiserhöfe. In diesen Bestrebungen wurde der Aufstand in Belgien, die Gährung in Ungarn als erwünschte Verbündete angesehen. Es waren insgeheim Verbindungen eigenthümlicher Art im Gange und eine preußische Armee stand an der Grenze. Joseph II. war noch in seinem Siechthum entschlossen, der kriegerischen Bewegung Preußens mit den Waffen zu begegnen, wie er es 1778 mit Friedrich II. aufgenommen hatte. Leopold entschloß sich zu versöhnlichen Schritten. Einem Kriege mit Preußen war er grundsätzlich entgegen und in diesem Augenblicke hielt er ihn für ein besonders großes Unglück. In seinem Bemühen, Oesterreich von allen äußeren Feinden zu befreien, kam er wie in den inneren Verhältnissen auf die alte Politik des Hauses Oester-

reich zurück, mit den Seemächten gut zu stehen und den Frieden im Reiche, vornehmlich mit den ersten Gliedern desselben zu erhalten. In den ersten Wochen seiner Regierung wandte sich Leopold in einem offenen zutraulichen Schreiben an K. Friedrich Wilhelm selbst, um ihn zum Frieden zu bewegen. Er gewann England und Holland für sich, weil er die kühne orientalische Politik Josephs ganz fallen ließ. Er verlangte nichts anderes als den Stand der Dinge vor dem Krieg. Als Herzberg einen Tausch vorschlug, nämlich Danzig und Thorn an Preußen, an Polen das Land Galizien und dafür an Oesterreich die kleine Walachei zu überlassen, sprach sich Leopold entschieden dagegen aus und der englische Gesandte kam ihm zu Hilfe. Die Verhandlungen mit Preußen schleppten sich durch Monate hinaus. Im April und Mai erwartete Leopold von Tag zu Tag die Entscheidung über Krieg und Frieden. ‚Gott weiß was kommen mag,' sagt er in einem Briefe; ‚wenn Krieg wird, so ist das nicht meine Schuld, denn ich habe alles gethan, um ihn zu vermeiden.' Im Juni schien alles ins Stocken zu gerathen. So sehr Friedrich Wilhelm II. zu einem friedlichen Vergleiche mit Oesterreich geneigt war, die Hoffnung auf einen kleinen Erwerb, die Verbindung mit den ungarischen Magnaten und Einflüsse ganz eigenthümlicher Art schoben die Einigung immer weiter hinaus. Leopold beklagt sich namentlich in mehreren Briefen, daß der römische Hof durch Luchesini auf den König von Preußen wirke, um den Frieden und die Kaiserwahl zu erschweren. Durch Vermittlung der Seemächte und besonders durch die Klugheit und Festigkeit des Kurfürsten von Sachsen kam endlich im Juli der Vertrag von Reichenbach zu Stande."

Während der niederländischen Wirren hatten Albert und Christine im Schlosse Poppelsdorf bei Bonn, welches ihrem Bruder Maximilian, Kurfürsten von Köln, gehörte, zugebracht. Sie begrüßten den Kaiser Leopold auf seiner Krönungsreise nach Frankfurt und kehrten, da der Kaiser die Niederlande pacifirte, noch einmal nach Brüssel zurück. Allein die Wellen der Revolution gingen schon zu hoch, als daß Herzog Albert nicht wieder aus seiner Statthalterschaft hätte vertrieben werden sollen. Während Kaiser Leopold selbst den europäischen Frieden wichtiger nahm, als das persönliche Schicksal seiner unglücklichen Schwester in Paris, daher alles that, um den Krieg zu vermeiden, und auch seine Schwester Christine in Brüssel ganz in diesem Sinne handelte, wurden sie doch systematisch verleumdet, als hätten sie den s. g. österreichischen Ausschuß in Paris unterhalten, eine Contrerevolution daselbst vorbereiten und mit bewaffneter Macht unterstützen wollen. „Wie oft ist geschrieben worden, die Drohungen der Emigranten, die Rüstungen von Oesterreich und Preußen hätten die französische Nationalversammlung in den Krieg gehetzt, und doch hat Niemand mehr den Frieden gewünscht, als Kaiser Leopold. Christine wurde damals allgemein als die Vermittlerin für die Verbindungen der Ausgewanderten, als eine Hauptstütze ihrer gewaltsamen Plane angesehen. In Wahrheit hatte sie jeden Verkehr mit ihnen abgebrochen und mißbilligte wie der Kaiser offen und entschieden jeden Versuch einer Gegenrevolution. Auch ihr Bruder, der Kurfürst Maximilian, erwehrte sich der Emigranten." Der Krieg brach ganz gegen den Willen des Kaisers aus, indem er von Frankreich aus erklärt und begonnen wurde. Es ist bekannt, welchen Verlauf er nahm." Albert war beim Heere, Christine blieb in Brüssel, mußte aber nach der Schlacht von Jemappes von dort flüchten.

Herzog Albert hatte auch in dem Rheinfeldzuge von 1794 ein Commando, konnte jedoch nichts ausrichten und erhebt in seinen Memoiren bittere Klagen. „Ich sollte das Reich von Basel bis Mannheim vertheidigen, und konnte nicht hindern, daß Trier, Coblenz, der Brückenkopf von Mannheim verloren gingen. Ich mußte mich glücklich schätzen, daß ich bei diesen mißlichen Umständen keinen größern Nachtheil erlitt; mit vollem Recht kann ich mich rühmen, die Fortschritte der Franzosen aufgehalten und ihre Projekte auf Mainz vereitelt zu haben. — Jeder, der die Reichsarmee kannte, wußte wie es mit ihr aussah. Die besten Truppen, wie die Preußen, Sachsen, Hessen, jene von Braunschweig, Würzburg und Salzburg waren anderen Armeen zugetheilt. Mir blieben die Contingente der Kreise, Mainzer und Bayern, meist neu ausgehobene Truppen. Gemeine wie Officiere verstanden den Dienst nicht. Jedes Contingent hatte sein besonderes Magazin, es fehlte an Artillerie, Munition; es gab tausend Schwierigkeiten sie in Bewegung zu setzen, ich konnte sie nur auf Posten brauchen, welche wenig ausgesetzt waren. Diese Truppen und die Emigranten unter Condé bildeten fast den dritten Theil meiner Armee. Das Corps an der Mosel war ganz von mir getrennt; ich hatte Truppen in Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitstein."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 26. 1. April 1863.

Naturkunde.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. V. Band. Stuttgart, Cottascher Verlag, 1862.

Dieser Schlußband des großen Werkes hat sich zu einer ungewöhnlichen Dicke ausgedehnt, weil er das von Prof. Buschmann im Auftrage des Verfassers überaus sorgfältig angefertigte Register über das ganze Werk enthält.

Von Humboldt selbst findet sich hier nur eine Einleitung und eine unvollendete Fortsetzung des Abschnitts über die tellurischen Erscheinungen, wie sie sich in der Reaction des Innern der Erde gegen ihre Oberfläche mittelst der Thätigkeit der Vulkane offenbaren.

Humboldt rühmt sich, die tellurischen Erscheinungen „in ihrer reinsten Objektivität" aufgefaßt zu haben und man muß ihm zugestehen, daß es ihm in der That, als einem reinen Empiriker, immer nur um Constatirung und Darlegung der Thatsachen, nicht um hypothetische Erklärungen oder s. g. Naturphilosophie zu thun war. Inzwischen bleibt die s. g. Objektivität immer noch etwas Unbestimmtes, denn was der Forscher auch mit den klarsten Augen und besten Instrumenten wahrnimmt, ist immer nur seine Anschauung des Objekts und nicht das Objekt selbst. Der Beweis dafür liegt darin, daß im Verlauf der Zeiten die Mittel der Wahrnehmung verbessert werden und die Wahrnehmung selbst sich verschärft, das vorher trübe angeschaute Objekt also erst nach und nach für die Anschauung reiner wird. Da nun die Wahrnehmung immer vorschreitet, kann jezt schon von einer reinsten Objektivität nicht die Rede seyn.

Im Uebrigen gibt Humboldt selber zu, daß es mit einer ungeheuren Anhäufung einzelner Thatsachen nicht gethan sey und daß man, soweit es möglich ist, auch nach dem Warum und nach dem Zusammenhange fragen dürfe. So sagt er hier S. 13: „Wenn wir troz der Aussichten, die sich in jedem Jahrhundert in vielen Regionen des Naturwissens fortschreitend eröffnet haben, oft von der Nichterfüllung naher Hoffnungen, von dem Nichtgelingen einer generellen Zurückführung der physikalischen Erkenntniß auf engverkettete Principien, theoretischen Naturphilosophie reden, so fürchten wir darum keineswegs, daß durch unsere Schuld die Lebendigkeit des Forschens nach Gesetzen, das Streben nach Causalität, welches ein tiefes und unwiderstehliches Bedürfniß des menschlichen Geistes ist, sich mildern werde."

Die Naturphilosophie hat immer geirrt, weil sie immer von einer noch unvollkommnen Erfahrung ausging und darauf ein System von Hypothesen baute, welches durch neue Entdeckungen umgestoßen wurde. Aber auch die Empirie hat sich von Hypothesen keineswegs rein zu erhalten gewußt, indem sie Dinge als bekannt voraussetzte, die doch noch nie bewiesen worden sind. So haben die strictesten Empiriker niemals Anstand genommen, Atome als etwas Bekanntes oder allgemein Gültiges vorauszusetzen und es gibt doch keine Atome. So haben sie einen Aether, eine im unendlichen Raum schwimmende Urmaterie angenommen und daraus die Sterne zusammengeballt, und doch gibt es gar keine Urmaterie. Wir haben in diesen Blättern schon einigemal auf den wissenschaftlichen Aberglauben hingewiesen, der in dieser Beziehung noch überall auf unsern Universitäten gäng und gäbe ist.

Dahin gehört auch der Wahn, daß das Innere der Erde brennen soll oder feuerflüssig sey. Es ist noch kaum hundert Jahr her, da hegten die Gelehrten von der Sonne noch ganz den nämlichen Aberglauben und lehrten, die Sonne brenne. Humboldt, der jener lächerlichen Einheizungstheorie viele Jahre lang anhing und

als eine Autorität dafür galt, ist während der Herausgabe seiner Kosmosbände doch vorsichtiger geworden und hat Bischofs Theorie, ohne sich zu ihr zu bekennen, doch in Ehren gehalten und die ganze Frage offen gelassen. Das tiefste und massenhafteste Gestein, der Granit, wurde lange nur für ein Feuerprodukt gehalten und hauptsächlich deshalb und nicht bloß wegen der sehr vereinzelten und zerstreuten vulkanischen Erscheinungen auf der Oberfläche der Erde, setzte man ein ungeheures Feuer im Innern der Erde voraus und ersann die rein phantastische Hypothese von der allmäligen Abkühlung der Erde, die ursprünglich wie eine ungeheure glühende Eisenkugel am Himmel geschwebt haben soll. Humboldt äußert sich, wie gesagt, jetzt vorsichtig. Er spricht nur von „cristallinischen, durch Erstarrung flüssiger Erden erzeugten Gebirgsarten", ohne zu bestimmen, ob sie aus dem wässerigen oder feuerflüssigen Zustande erstarrt sind. Er erwähnt, daß Kalksteinfragmente mit organischen Ueberresten in Granit eingeschlossen vorkommen, erwähnt aber nicht, daß man im Ferdinandeum zu Inspruck fossile Muscheln in Porphyr eingeschlossen sehen kann.

Ohne selbst eine entscheidende Meinung von sich geben zu wollen, scheint er doch noch mit einer kleinen Vorliebe an der Feuertheorie zu hängen, denn er läßt hier einen Brief von Rose abdrucken, worin derselbe eine Ansicht Bischofs zu widerlegen unternimmt (aber keineswegs genügend widerlegt). „Diese Verhältnisse haben meinen vieljährigen Freund Prof. Gustav Bischof zu Bonn, in seinem Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie (in der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes S. 924) zu einem sinnigen, aber sehr lebhaften Ausspruch veranlaßt. ‚Delesse, ein trefflicher Naturforscher,' sagt Bischof, ‚bemerkt selbst, daß die Bildungsfolge der Mineralien des Syenits viel leichter schmelzbaren Feldspath und Hornblendekrystalle abgeformt zu finden, und ihn für eine Bildung auf feuerflüssigem Wege auszugeben, heißt so viel, als wenn man glauben zu machen versuchte, eine gothische Kirche mit allen ihren Spitzbögen und Ornamenten auf einer Gußeisentafel sey in einer bleiernen Form abgegossen worden. Man würde eine solche Zumuthung für eine Invective der gesunden Vernunft halten, und doch muthen ihr die Ultraplutonisten ganz dasselbe zu. Die Absurdität war eines der ersten Motive, was mich zum Abfall von den ultraplutonistischen Phantasien bewog.' — Ueber diese Aeußerungen hat mein sibirischer Reisegefährte, Gustav Rose, mir seine Ansichten in einem eben empfangenen Briefe mitgetheilt. ‚Indem Sie,' schreibt er, ‚mich um meine Meinung über jene Stelle befragen: und der Umstand, daß in dem Granit und Syenit der Quarz häufig die Eindrücke des Feldspaths annehme, Bischof ganz besonders bewogen haben soll, die Annahme einer feuerflüssigen Bildung des Granits aufzugeben; so habe ich zuerst nur zu bemerken, daß der Vergleich der Schmelzbarkeit des Quarzes und des Feldspaths mit der des Gußeisens und des Bleies eine große Uebertreibung ist. Denn wenn der Feldspath auch vor dem Löthrohr schmelzbar und der Quarz unschmelzbar ist; so ist der Feldspath doch nur äußerst schwer, und bloß in dünnen Splittern an den Rändern schmelzbar: und selbst im Feuer des Porzellan-Ofens nicht zu einem klaren, sondern nur zu einem ganz blasigen Glase schmelzbar; und dann ist es wohl nöthig zu untersuchen, ob denn der Quarz in dem Granite stets die Einnahme des Feldspaths annehme? Dieß ist aber keineswegs immer der Fall; im Gegentheil sind die Granite mancher Gegenden dadurch ausgezeichnet, daß der Quarz vorzugsweise in dem Feldspath krystallisirt ist: wie z. B. der Granit des Brockens und des ganzen Harzes, der Granit des Prudelberges bei Warmbrunn, der Granitberge bei Liebwerda u. s. w. Es kommt also das eine wie das andere vor; und wenn man die Bruchfläche eines derben Granites untersucht, so sieht man sogar, daß es die Regel ist, daß der Quarz nicht die Eindrücke des Feldspaths annimmt. — Wenn man die Annahme der Entstehung des Granites aus einer geschmolzenen Masse verwirft, so weiß ich nicht, was man dafür an die Stelle setzen soll; denn ich kenne kein Gemenge so verschiedener Substanzen wie der Granit, von dem es entschieden wäre, daß es auf nassem Wege gebildet sey: dagegen man ähnliche Bildungen auf trockenem Wege sehr gut kennt. Die Laven, welche in Strömen in geschichtlicher Zeit geflossen sind, stellen oft ganz ähnliche Gemenge dar wie der Granit; und wenn sie auch aus andern Gemengtheilen bestehen und sich in der Größe des Kerns oft sehr von dem Granite unterscheiden, so sind dies Unterschiede, welche die Form und Natur der Gemengtheile betreffen: die Art des Gemenges ist bei beiden dieselbe. Schleift man eine dünne Platte von Vesuv-Lava von 1631, welche die Ströme von Granatello und della Scala bildet, so erscheint sie unter dem Mikroskop als ein Gemenge von größeren und kleineren, aber von lauter Krystallen. Darunter sind auch einige, die, wie der Leucit für sich allein ganz unschmelzbar sind; und in den größeren Leuciten der Somma kommen auch, nicht häufig, doch bestimmt, Krystalle von dem viel leichter schmelzbaren Augit eingeschlossen vor, die ganz deutlich krystallisirt sind. Dies sind lauter Analogien, welche für die Ent-

stehung des Granits aus einer geschmolzenen Masse sprechen. Die Masse des Granits ist im ganzen leichter schmelzbar als der Quarz und schwerer schmelzbar als der Feldspath und Glimmer. Bei der Erstarrung tritt die Sonderung der Gemengtheile ein, vielleicht von einer Seite zur anderen fortschreitend: und da kann auch wohl eben so gut der Quarz die Eindrücke des Feldspaths annehmen wie umgekehrt. — So, denke ich mir, lassen sich die Widersprüche erklären, welche man in der Annahme einer feuerflüssigen Bildung des Granits zu finden geglaubt hat.'"

Es leuchtet ein, daß mit diesen Gegenbemerkungen Roses die Frage nicht erledigt ist. Es drängen sich dergleichen Fragen noch mehr auf und Humboldt berührt sie immer nur vorsichtig. Hören wir z. B., was er über die neue Wärmetheorie sagt. „Wenn wir so eben einen elektro-chemischen Proceß berührt haben, der wie ein perpetuirliches Gewitter in dem Sonnenkörper, Licht und Wärme erregend, vorzugehen scheint; so müssen wir auch der neuen wichtigen Ansicht gedenken, welche eine allverbreitete Thätigkeit der Materie, die Wärme, betrifft: möge dieselbe von außen mitgetheilt; oder durch Stoß, Reibung, Volum-Veränderung und chemische Einwirkungen hervorgerufen werden. Ich meine die vielartig und mit großem Aufwand von Scharfsinn entwickelte mechanische Wärme-Theorie, das so lebendig gewordene Bestreben alle Wirkungen der Wärme und der Electricität auf den Begriff der Bewegung zurückzuführen. Jede Erwärmung eines Körpers entspricht der Erzeugung einer mechanischen Kraft, einer gewissen meßbaren Arbeit. Jede Wärme-Menge hat ihr Arbeits-Aequivalent: so daß es im allgemeinen wenigem Zweifel zu unterliegen schiene, daß Wärme sich in Arbeit, d. h. in eine mechanische Wirkung, umwandeln; und umgekehrt, daß mechanische Arbeit als Wärme auftreten kann; aber im einzelnen bleibt bisher das Zurückführen aller Temperatur-Erscheinungen (der Wärme-Mittheilung, der latenten und der specifischen Wärme) vielen etwas willkürlichen Annahmen ausgesetzt."

Wie vorsichtig sich aber Humboldt hier auch ausdrückt, so fehlt es den Gedanken des großen Mannes doch an Klarheit und Präcision. Was ist ein „perpetuirliches Gewitter"? Eine contradictio in adjecto. Das Charakteristische des Gewitters ist, daß es überraschend kommt, beginnt und endet und eben nicht fortdauert. Es ist kein chronisches, sondern ein acutes Meteor. Was sodann die Wärme-Theorie betrifft, so fällt der Empiriker, wenn er Bewegung, Wärme und Electricität identificirt, in denselben Wahn, wie der Naturphilosoph, der Subjekt und Objekt, Gott und Natur, Seyn und Denken u. dgl. m. identificirt. —

Es gehört bekanntlich zu den Eigenthümlichkeiten Humboldts, mit seinen Naturstudien auch gern Sprachstudien zu verbinden und somit in das Gebiet seines hochverehrten Bruders Wilhelm hinüberzustreifen. Wir verdanken dieser Liebhaberei die schöne Entdeckung von den Umständen, unter denen der Name Amerika zuerst durch deutsche Buchdruckereien in allgemeinen Umlauf gebracht wurde, während in Spanien selbst der officielle Name des neu entdeckten Welttheils immer noch Indien war. Im vorliegenden Bande untersucht Humboldt, wann im Mittelalter zuerst der Name Vulkan auf feuerspeiende Berge angewendet wurde.

Vielleicht interessirt es manchen Leser, hier die 62 Asteroiden verzeichnet zu finden, die kleinen Sterne zwischen Mars und Venus, welche das vorliegende Werk S. 108 f. zur Uebersicht bringt. Ceres, Pallas, Juno, Vesta (diese sind von 1801 bis 1807 entdeckt worden), Asträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygyea, Parthenope, Victoria, Egeria (diese sind von 1845 bis 1850 entdeckt worden), Irene, Eunomia, Psyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Marsalia, Lutetia, Kalliope, Thalia, Themis, Phocäa, Proserpina, Euterpe, Bellona, Amphytrite, Urania, Euphrosyne, Pomona, Polyhymnia, Leucothea, Atalante, Leda, Lätitia, Harmonia, Daphne, Isis, Ariadne, Nysa, Eugenia, Hestia, Aglaya, Doris, Pales, Virginia, Nemausa, Europa, Kalypso, Alexandra, Pandora, Pseudo Daphne, Concordia, Nr. 59 namenlos, Titania, Danaë, Erato (diese sind von 1851 bis 1860 entdeckt worden).

Geschichte.

G. Forsters letzte Handlungen in Mainz oder die Beschlüsse des in Mainz tagenden Nationalconvents, März 1793. Von Prof. Karl Klein. Mainz, Le Roux, 1863.

Am 24. März erließ der rheinisch-deutsche Nationalconvent ein von Georg Forster verfaßtes Schreiben an den Convent der französischen Republik, worin es hieß: „Durch die Vereinigung mit uns erhaltet ihr ein Land, wo die Natur ihre Güter mit milder Hand verbreitet hat; ein fruchtbares Erdreich, einen gemäßigten Himmelsstrich, Hügel mit Reben bedeckt, deren Erzeugnisse sonst unsere zehntengierigen Priester bereicherten, endlich eine Stadt, deren unvergleichliche Lage durch die Majestät des Flusses, der ihre Mauern netzt, verschönert wird. Durch die Vereinigung mit uns erhaltet ihr, was euch von Rechtswegen gebührt." Die Natur selbst

hat gewollt, daß der Rhein die Grenze Frankreichs seyn sollte. — Mainz, der Schlüssel des deutschen Reichs und die einzige Oeffnung, durch welche noch eure Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen der Feinde zugänglich bleiben."

Herr Klein fügt hinzu: „Welcher Deutsche kann dies Schreiben lesen, ohne daß Schamröthe über die Infamie Forsters sein Gesicht überläuft? Also kein Wort über ihn! Aber Schmach und Schande über alle, die ihn zu entschuldigen oder zu vertheidigen wagen, insbesondere über jene, welche so verblendet oder schamlos sind, ihn sogar als ein Muster, als ein Vorbild für Deutsche hinzustellen, oder für ihn gar ein Denkmal irgendwo in Deutschland in Anregung bringen."

Am 29. März kamen die Abgeordneten in Paris an; am 30. erschienen sie im Convent. „Da habe ich, schreibt Forster, geredet und die Adresse des Mainzer Convents unter vielfältigem Beifalle abgelesen und dadurch bewirkt, daß die Einverleibung der von den Franzosen besetzten Rheingegend in die Frankenrepublik auf der Stelle per Acclamation decretirt worden ist."

Diese Thatsachen sind von Gervinus, Moleschott, Stricker, Elise Mayer &c., die das Leben Georg Forsters beschrieben haben, verschwiegen worden. Nur König nennt Forsters Benehmen landesverrätherisch, entschuldigt ihn aber doch. Forster wird als eine der ersten geistigen Größen Deutschlands gepriesen, obgleich er nur ein sehr oberflächlicher Freigeist war, (der unter anderm den Kölner Dom barbarisch und geschmacklos fand), und sonderbarerweise immer „der Edle" genannt, obgleich er den ehrlosesten Verrath am Vaterlande begangen hat. — Die Deutschen haben allerlei Ehren, nur über ihre Nationalehre tappen sie im Dunkeln. Sie können nicht satt werden, ihren s. g. großen Männern Ehrenkränze zu winden und am Ende sind es gar keine großen Männer.

Biographie.

Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich. Von Ad. Wolf. Zwei Bände. Wien, C. Gerolds Sohn, 1863.

(Schluß.)

„Bei wichtigen Angelegenheiten," fährt Herzog Albert fort, „konnte ich mich nur auf die kaiserlichen Truppen verlassen, und von diesen mußte ich auf Befehl des Kaisers ein Corps im Breisgau und in Vorderösterreich lassen. Gegen Ende des Feldzugs mußte ich noch 20,000 Mann nach Mainz und Ehrenbreitstein schicken. Man kann daraus schließen, wie viel mir von den 50,000 Mann für rasche Operationen blieb. Dazu hatte ich keine festen Plätze, welche mir beim Angriff eine Stütze geben konnten. Mannheim wollte ich nicht verlassen, da der Souverän selbst eine schwankende Gesinnung zeigte; Mainz und Ehrenbreitstein lagen außerhalb des Feldes, das mir zugewiesen war. Es fehlte mir an Geld. Was von Wien kam, reichte eben für die kaiserlichen Truppen aus, was von den Reichsständen gezahlt wurde, war ungenügend; welche Kosten wurden auf Mainz und Ehrenbreitstein verwendet! Der bevollmächtigte Minister bei der Armee gestattete keine Erhebungen; alles mußte baar bezahlt, alles geschont werden. Die englischen Gelder hatten noch dazu die Getreidepreise aufs Unglaubliche hinaufgeschraubt." Nach Beendigung dieses Feldzugs trat Albert ins Privatleben zurück. Unter dem jungen Kaiser Franz ward er zurückgesetzt, weil er mit Thuguts schlechter Politik nicht übereinstimmte. „Der Herzog und Christine waren weder mit der Theilung Polens, noch mit der orientalischen Politik, welche zu sehr auf die Entwürfe Catharinas und Josephs II. zurückging, einverstanden. Noch weniger neigten sie zu dem Grafen Franz Colloredo, dem ehemaligen Erzieher des Kaisers, der in Oesterreich am liebsten die alten feudalen Formen in Kirche und Staat hergestellt hätte. Das innere Staatsleben befriedigte sie eben so wenig. Nach dem frischen Aufschwung unter Maria Theresia, nach dem Stürmen und Drängen unter Joseph schien alles in ein ruhiges mechanisches Administrationswesen eingeengt; es war ein Regiment ohne Frische, ohne Fortbildung. Eben so wenig nahm Herzog Albert in militärischen Dingen Einfluß. Er hatte den guten Willen dafür, besaß viel theoretische Kenntnisse, eine reiche Erfahrung und Wissenschaft von Land und Leuten, aber Thugut hielt ihn fern, wie den alten Lascy und den Marschall Coburg."

Die liebenswürdige Christine starb 1798. Ihr Gemahl hat ihr das von Canova in weißem Marmor gefertigte Denkmal in der Augustinerkirche in Wien gesetzt, welches als eines der schönsten Kunstwerke dieses Meisters und als eine Zierde Wiens mit Recht berühmt ist. Herzog Albert überlebte seine Gattin noch lange, aber nur als Privatmann, mit Studien, mit der Kunst und mit seinen Memoiren beschäftigt. Er starb erst 1822 in einem Alter von 84 Jahren.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 27. 4. April 1863.

Biographie.

Der Geisterseher Swedenborg. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit, seiner Lebensschicksale, Visionen rc. Nach der zweiten Auflage des schwed. Originals übers. von J. Musäus. Mit Swedenborgs Portrait. Weimar, Voigt, 1863.

Ueber Swedenborg ist schon sehr viel geschrieben, auch sind die vorzüglichsten seiner Werke durch Imanuel Tafel in Tübingen neu herausgegeben worden. Doch sind die letzteren theils lateinisch geschrieben, theils weitläufig, so daß sein System doch wohl in Deutschland noch nicht allgemein bekannt ist. Die vorliegende kleine Schrift wird daher manchem Leser Belehrung und Unterhaltung gewähren, obgleich sie sich auf keine gründliche Untersuchung einläßt, sondern nur das Piquanteste aus dem Leben und aus den Büchern Swedenborgs mittheilt.

Dahin gehören zunächst seine berühmten Voraussagungen. Auf einer Seereise nahm er einmal, nach der Meinung des Capitäns, zu wenig Lebensmittel mit, wußte aber, daß die Reise ungewöhnlich schnell gemacht werden würde und sagte den Tag der Ankunft voraus. Der Königin von Schweden Louise Ulrike brachte er eine Nachricht von ihrem verstorbenen Bruder aus dem Geisterreiche, desgleichen einer Wittwe Marteville die Nachricht, wo eine verlorene Quittung sich befinde. Auch sah er den großen Brand in Stockholm und den Tod Kaiser Peters III. vorher.

Es ist bekannt, daß gegen den Nordpol hin die Phänomene des Magnetismus zunehmen, auch die des thierischen Magnetismus. Die Priester der nördlichsten Völker, die s. g. Schamanen, sind alle Visionäre. In Schottland herrscht das second sight vor. Reisende erzählen von den Anwohnern des Eismeers, dieselben seyen so nervös, daß sie bei der ersten Begegnung eines Fremden magnetisirt werden und willenlos alle Bewegungen desselben nachahmen. Das nordische Heidenthum und die nordische Legende sind reich an Zauberern, Sehern und Seherinnen. Die Visionen der h. Brigitta von Schweden sind gedruckt. In diesen nordischen Kreis gehört nun auch der Seher Swedenborg. Allein es will uns scheinen, daß sich in seinen Visionen doch zu viel wissenschaftliche Speculation und Wahrnehmungen aus dem Diesseits ins Jenseits reflectiren. Wir werden davon einige Beispiele mittheilen.

Das Originellste und Bedeutsamste in der Lehre Swedenborgs ist die unbedingte Freiheit, die er der menschlichen Persönlichkeit auch noch nach dem Tode zusichert. Das entspricht so sehr dem gegenwärtigen Zeitgeist, daß man sich wundern muß, warum seine Lehre nicht schon der demokratischen Doctrin vermittelt worden ist. Er behauptet, in der Geisterwelt vollkommen zu Hause zu seyn und mit Engeln und Verstorbenen in großer Zahl verkehrt zu haben. Er stellt also nicht eine Meinung vom Jenseits auf, sondern er verlangt, man solle ihm glauben, weil er aus Erfahrung spräche. Die Furcht der eben Gestorbenen vor der göttlichen Gerechtigkeit und vor den Höllenstrafen nöthigt ihm ein Lächeln ab. Er versichert, es brauche sich niemand zu fürchten, jedem Verstorbenen stehe der Himmel offen. Der Sünder aber, der rohe, gemeine und böse Mensch gehe freiwillig wieder aus dem Himmel hinaus, weil es ihm nicht darin gefalle. So wird hier S. 60 eines Sünders gedacht, welcher, wie Swedenborg wissen will, in den wirklichen und echten Himmel zugelassen wurde, dem es aber vorkam, als ob es dort übel röche, der sich daher bald wieder davonmachte. In einer andern, hier nicht abgedruckten Erzählung heißt es, ein grober und unflätbiger Dorfschulze habe nach seinem Tode gewaltige Angst vor der Hölle ge-

habt, der erste Geist aber, dem er begegnet sey, habe ihn beruhigt und ihm den Weg zum Himmel gezeigt, in den er getrost hineingehen könne, es werde ihn niemand hindern. Im Himmel sey es zum Erstaunen schön gewesen, nur schade, daß die Leute darin alle so vornehm und heilig aussahen. Der grobe Dorfschulze, heißt es, nahm seinen dreieckigen Hut herunter, wagte aber niemand anzureden und setzte sich endlich in einem wunderschönen Pavillon, um die weite Aussicht zu genießen. Da hörte er tief unten Kegel schieben, sprang auf und verlangte dort hinunter. Man bedeutete ihm, dort unten sey die Hölle, aber das ließ er sich nicht anfechten, sondern setzte trotzig seinen Hut wieder auf, ließ den Himmel Himmel seyn und ging Kegel schieben. Die Bewohner der Hölle glauben ganz und gar nicht, sich in der Hölle zu befinden, sondern vergnügen sich, wie im irdischen Leben mit Essen und Trinken, Spielen und jeglicher Wollust. Es verschlägt ihnen nichts, wenn auch die reinen Geister das, was ihnen Pracht und Ueppigkeit erscheint, nur als Koth ansehen. Swedenborg denkt sich, wie die Juden, die Welt unter dem Bilde eines Riesen, versetzt daher den Himmel an dessen Kopf und in die edlen Sinnesorgane, die Hölle aber an sein Hintertheil. Wir lesen hier aus Swedenborgs Werken: „Diejenigen Geister, welche in dem körperlichen Leben lauter sinnliche Lüste zu ihrem Endzwecke gehabt und nur den Gaumen zu kitzeln geliebt, sowie auch in Leckerhaftigkeit gelebt haben, nur sich selbst und der Welt fröhnend, wobei sie das Göttliche als nichts angesehen haben, derartige Geister werden, nach dem Tode, zuerst in ein Leben hineingeführt, demjenigen ähnlich, welches sie in dieser Welt geführt haben. Es findet sich nämlich ein Ort, vorne zur Linken, ziemlich tief nach unten hin, wo sich nichts findet, als Wollüste, Spiel, Tanz, Fresserei und gesprächige Plauderei. Dahin werden sie geführt, und dann wissen sie nicht anders, als daß sie sich noch in der Welt befinden. Die Scene wird jedoch bald verwandelt; denn nach Verlauf einer kurzen Zeit werden sie in diejenige Hölle hinuntergeführt, welche sich am Gesäße des großen Menschen befindet. Diese Qualstelle ist ganz kothig: denn solche Wollust, die ganz und gar körperlich ist, verwandelt sich in dem jenseitigen Leben in Koth."

In diese unreine Region versetzt Swedenborg auch das himmlische Jerusalem der Juden. Während die Juden nach ihrem Talmud glauben, sie würden nach dem Tode in Jerusalem überschwängliche Himmelsfreuden genießen, sey es in Wahrheit nur eine Stätte voll Koth. Das merken sie aber nicht. Weiter erzählt er von den Juden im Jenseits: „Sie treiben in der andern Welt, wie in dieser, einen starken Handel mit verschiedenen Waaren, besonders aber mit köstlichen Steinen, welche sie auf Schleichwegen sich vom Himmel verschaffen; daselbst gibt es nämlich Edelsteine in Ueberfluß. Daß sie mit köstlichen Steinen Handel treiben, kommt daher, weil sie das Wort in der Grundsprache lesen und den buchstäblichen Sinn desselben besonders heilig halten. Köstliche Steine entsprechen aber dem buchstäblichen Sinn, welcher der geistige Ursprung solcher Steine ist. Es gibt auch einige Juden, welche dergleichen Steine auf künstlichem Wege zu bereiten verstehen, und dann dem Käufer weiß machen, daß sie echt seyen; diejenigen aber, welche solches thun, werden von ihren Vorstehern streng bestraft. Die Juden wissen weniger, als alle andern, daß sie sich in der Welt der Geister befinden, sondern glauben sich noch in der natürlichen Welt aufzuhalten. Die Ursache davon ist die, daß sie ganz und gar äußere Menschen sind, und nicht im geringsten an die Religion denken."

Wie weit nach Swedenborgs Mittheilungen diese himmlischen Täuschungen gehen, mag aus folgendem Beispiel erhellen. „Der Engel wandte sich nun an diejenigen, welche der Meinung gewesen waren, die himmlische Glückseligkeit bestehe in Festen und Mahlzeiten in Gesellschaft mit Abraham, Isaak und Jakob, und führte sie durch einen Hain in eine Ebene, wo funfzehn Tische an jeder Seite standen. Der erste Tisch war für Abraham, der zweite für Isaak, der dritte für Jakob, und die zwölf andern für die Apostel. Die Tische, welche da gegenüber standen, waren für ihre Gemahlinnen, der erste für Sara, der zweite für Rebecca, der dritte für Lea und Rahel, so wie die übrigen für die Gemahlinnen der Apostel. Gleich wurden alle Tische mit den ausgesuchtesten Gerichten in großem Ueberflusse servirt. Die Patriarchen und die Apostel traten nun ein, setzten sich, und luden die neu Angekommenen ein, neben ihnen Platz zu nehmen. Alle aßen, tranken und waren fröhlich. Nachdem man sich von Tische erhoben hatte, sang und tanzte die Jugend beider Geschlechter, und Abends wurden Schauspiele gegeben. Nachher wurde eine Mahlzeit, der ersten ähnlich, gehalten, nur mit dem Unterschiede, daß die Neuangekommenen an dem Tische Isaaks statt an dem Abrahams ihre Plätze erhielten. Auf solche Weise fuhren sie einen Tag nach dem andern fort, bis sie mit allen Patriarchen und mit allen Aposteln gespeist hatten, und mußten dann von neuem anfangen. Dieß sollte also in alle Ewigkeit fortdauern. Dann sagte der Engel: Diejenigen Personen, mit welchen ihr zu Tische

gewesen seyd, sind keine Patriarchen, sondern rohe und unwissende Menschen, welche sich dieselben Vorstellungen von der Glückseligkeit des Himmels, wie ihr, gemacht haben."

Wie völlig ungenirt die Verstorbenen im Jenseits ihren irdischen Neigungen treu bleiben können und dabei vollkommen Freiheit haben, erhellt aus einem hier S. 68 erzählten merkwürdigen Beispiel. Als Swedenborg einmal im Geisterreich umherwandelte, bekam er plötzlich einen Stich ins Herz und dann noch einen ins Gehirn, ohne daß sie ihm geschadet hätten. Sie kamen aber von einem Meuchelmörder her, der auch im Jenseits noch immer seiner Mordlust fröhnte und von niemand daran gehindert wurde.

Noch merkwürdiger ist die Freiheit, deren sich verbuhlte und raffinirte Weiber in der andern Welt erfreuen sollen. „Es finden sich auch in der Geisterwelt Frauen, welche nur ihrem Geschmack nach gelebt, nur ihr eigenes Ich und die Welt zum Gegenstand ihrer Liebe gehabt, und sich mit besonderer Sorgfalt darum bemühet haben, den äußeren Schein von Ehrbarkeit zu zeigen, — weshalb sie auch in dem geselligen Verkehr vor vielen andern, von Herzen tugendhaften Frauen geschätzt und geachtet worden sind. Durch Gewohnheit und Uebung haben sie sich eine außerordentliche Geschicklichkeit erworben, die Neigung der Männer sich auf vielfache Weise zuzuziehen und ihre leidenschaftliche Liebe zu wecken, alles unter Erheuchelung lauterer Anständigkeit, jedoch in der Absicht, diejenigen zu beherrschen, welche sie bezaubern. Ihr ganzes Leben ist ein Gewebe von Verstellung und List. Sie haben ebenso sorgfältig wie andere den religiösen Gebräuchen ihrer Kirche beigewohnt, aber nur um ehrbar und fromm zu scheinen; dabei sind sie ohne Gewissen, zu jeder Niedrigkeit und Unzucht geneigt, insofern es nur verschwiegen und verborgen bleiben kann. Dergleichen Frauen denken in dem jenseitigen Leben auf dieselbe Weise. Was Gewissen ist, wissen sie nicht, und verhöhnen diejenigen, welche davon sprechen. Sie schleichen sich in die Affectionen und die Neigungen der Männer ein, und richten sich nach denselben, sie mögen seyn, wie sie wollen, immer unter Erheuchelung dessen, was anständig, harmlos, heilig u. s. w. ist, welches ihnen zum Deckmantel dient, um täuschen zu können. So oft sie von ihren äußeren Banden befreiet werden, stürzen sie sich in die verbrecherischsten und unzüchtigsten Ausschweifungen. Diese sind diejenigen, welche in dem andern Leben Hexen oder Zauberinnen genannt werden. Einige von ihnen werden Sirenen genannt und bedienen sich solcher teuflischen Kniffe, welche in dieser Welt ganz unbekannt sind. Sie sind wie Schwämme, welche die schändlichsten Ränke einsaugen, und zwar mit solcher Schlauheit, daß sie dieselben gleich ausüben. Unter der Menge dieser Welt unbekannter Kniffe, die sie hier lernen, ist auch der, daß sie so sprechen können, als wären sie an einer andern Stelle, als sie wirklich sind, und in der Weise, daß die Stimme von guten Geistern zu kommen scheint. Auch können sie zu einer und derselben Zeit gleichsam bei Mehreren seyn, und wollen andere glauben machen, daß sie allgegenwärtig seyen. Sie können auch so sprechen, als hörte man mehrere zugleich mit einander sprechen, und zwar auch an verschiedenen Stellen zugleich. Sie können alles, was von guten Geistern eingeflößt wird, selbst das von Engelgeistern Eingeflößte, wegnehmen, und es gleich, auf allerlei Weise, in Solches verwandeln, was ihnen zu Gefallen und zu Dienst ist. Sie können Aehnlichkeit mit einer andern Person annehmen, durch die Ideen derselben, welche sie auffangen und nachahmen. Sie können ferner auch wem sie wollen eingeben, Gefallen an ihnen zu finden, dadurch, daß sie sich nach allen seinen Affektionen und Neigungen richten. Sie können sich geschwind dem Gesichte anderer entziehen und unsichtbar werden."

Zwar heißt es von diesen, sie werden zuletzt noch bestraft, allein „der Herr wirft niemand in die Hölle, sondern will alle daraus wegziehen. Noch weniger führt er jemanden in Qualen hinein; sondern, wie sich der böse Geist selbst dahin stürzt, so wendet der Herr jede Strafe und jede Qual zum Guten und zu irgend einem Nutzen. Es kann nie eine Strafe stattfinden, ohne daß der Herr dabei einen Nutzen bezwecke; denn das Reich des Herrn ist ein Reich der Zweckmäßigkeit und des Nutzens."

Aber wie die Höllenqual nur illusorisch ist, so eigentlich auch die Lust im Himmel. Swedenborg erzählt unter anderm, wie er eine himmlische Landschaft gesehen, ein Engel ihn aber belehrt habe, was er sehe, seyen nur Sinnbilder. „Der Engel führte mich an eine große grünende Wiese, wo ich Vögel zu sehen bekam, von den mannigfaltigsten Farben leuchtend, von denen einige in der Luft umherflogen, andere auf den Aesten der Bäume saßen oder an Rosenblättern mit ihren Schnäbeln pickten. Unter diesen Vögeln bemerkte ich Tauben und Schwäne. — Alles verschwand wieder, und ich sah nun rings um mich herum Schafe, Widder, Ziegen, Böcke, Kühe, Ochsen, Kameele, Esel und Hirsche. Auch diese verschwanden, und ich kehrte mich gegen Osten, wo ich einen Garten erblickte, in dem es Obstbäume gab, die Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen, Oliven, Feigen, Trauben, Granatäpfel trugen, so wie

auch Sträuche mit allerlei kleineren Obstarten. Als ich mich darauf gegen Mittag kehrte, so sah ich allerlei Arten von Saat, als Weizen, Korn, Bohnen u. a. m., und um die Saatfelder herum waren Blumenbeete, voll Rosen. Gegen Norden sah ich Wälder von Kastanienbäumen, Palmen, Linden und andern breitblätterigen Bäumen. Alle diese Gegenstände, sagte mein Begleiter, die du gesehen hast, sind ebenso viele Entsprechungen (Korrespondenzen) zu den Liebesneigungen der Engel, welche dir jetzt nahe sind. Dann unterrichtete er mich über alle die Neigungen, denen diese Dinge entsprechen, und versicherte, daß alles, was wir sahen, Häuser, Hausgeräthe, Tische, Speisen, Kleider, Metalle, köstliche Steine, kurz alles, Entsprechungen zu Neigungen der Engel sind. In diesem Vorbild, fuhr er fort, kannst du die Schöpfung der ganzen Welt wieder erkennen. Gott ist die Liebe und die Weisheit; die Neigungen dieser Liebe und die Vorstellungen dieser Weisheit sind unendlich, und alle erschaffenen Gegenstände auf der Erde sind Entsprechungen (Korrespondenzen) zu diesen Neigungen und Vorstellungen."

Von dieser Symbolik ist noch oft die Rede. „Das Bild eines Bewohners des Mars wurde Swedenborg vorgezeigt. Sein Gesicht war dem unserigen ähnlich; der untere Theil desselben war aber schwarz und ohne Bart, der obere dagegen gelbweiß. Auf dem Mars leben die Menschen von Hülsenfrüchten und Gemüsen; Fleisch essen sie nie. Ihre Kleider verfertigen sie aus Baumbast, welcher theils zusammengewebt, theils mit einer Art von Gummi zusammengeleimt wird. In dieser Welt, berichtet Swedenborg, sah ich einst eine ganz helle Flamme, in Purpur und Weiß wechselnd. Diese Flamme war an einer Hand befestigt, erst an deren äußern und dann an deren innern Seite, bis sie endlich die ganze Hand umgab. Dabei schien mir die von der Flamme umgebene Hand sich mehr und mehr zu entfernen und in der Flamme zu verlieren und endlich ganz zu verschwinden. Es war aber bloß eine Verwandelung; denn ich bekam nun, statt der Hand, einen Vogel zu sehen, in demselben lebhaften Farbenglanz schillernd. Der Vogel flog, von Leben strotzend, um meinen Kopf herum, wobei die Farben der Flamme auf die schönste Weise wechselten. Endlich schwang sich der kleine Vogel durch ein offenes Fenster in ein Zimmer hinein; aber während dieses seines Fluges verlor er allmälig seine Kräfte und hauchte auch das Leben selbst aus. Er war nun ein Steinvogel geworden, zuerst perlenfarbig, dann schwarz; er fuhr aber, obgleich todt, dennoch fort herumzufliegen. Während der Vogel noch am Leben war und um meinen Kopf herumflatterte, näherte sich mir ein Geist. Ebenso, wie die andern, welche den Vogel ansahen, war auch er von Bewunderung über seine Schönheit ergriffen. Er kletterte deshalb an meinen Hüften auf meine Brust hinauf, um zu suchen den schönen Wundervogel zu ergreifen. Es gelang auch wirklich dem Geiste, den Vogel anzufassen, worüber er sich herzlich freute; denn er glaubte, daß der Herr sich in demselben verborgen hätte. Aber sogleich wirkte der Einfluß des Himmels auf den Geist ein, und er wurde genöthigt, seinen Fang los zu lassen. Durch die an der Hand befestigte Flamme wurde nämlich die himmlische Liebe dieser Menschen dargestellt; der Vogel, so lange er seine Schönheit und sein Leben behielt, war ein Sinnbild ihrer geistigen Liebe; derselbe Vogel, in einen schwarzen Stein verwandelt, bezog sich auf diejenigen von den Bewohnern des genannten Planeten, welche von dem Guten abgewichen sind. Diese letzterwähnten wurden auch durch den Geist angedeutet, welcher auf meine Brust hinaufkletterte und den Vogel zu fangen suchte."

Swedenborg polemisirt in seinen Visionen ziemlich stark gegen die katholische Kirche. Er will (S. 136) in der Geisterwelt einen Priester dieser Kirche gesehen haben, dem er üble Dinge nachredet. Ein andermal (S. 47) will er sogar mit Papst Benedict XIV. in der Geisterwelt disputirt haben.

Die Blumenlese aus Swedenborgs Werken in dem vorliegenden Buche erschöpft nun freilich das in jenen Werken vorliegende Material nicht, doch bezeichnet es hinlänglich die Verirrungen des Sehers. Gewisse Dinge, die er gesehen zu haben behauptet, kann er gar nicht gesehen haben und auch der mildernde Umstand, daß man nur Sinnbilder in ihnen erkennen soll, entschuldigt den Hauptirrthum nicht, der in einer gänzlichen Verkennung der menschlichen Freiheit, wie der göttlichen Gerechtigkeit liegt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, № 28. 8. April 1863.

Deutsche Rechtsgeschichte.

Aus dem deutschen Rechtsleben. Schilderungen nach Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Acten des kaiserlichen Kammergerichts. Von Oberappellationsrath Dr. Rudolf Brinkmann. Kiel, Homan, 1862.

Ein sehr interessantes Werk, bei dessen Lesung man erinnert wird, wie viel Wissenswerthes noch in Actensammlungen schlummert, in die seit Jahrhunderten niemand hineingeblickt hat.

Der niedersächsische Volksstamm war nächst dem normännischen der härteste, trotzigste, vom odinischen Geist unbändiger Willkür am meisten durchdrungen. In England bekämpften sich diese Niedersachsen mit den Normannen und auf der ganzen Erde sind keine härteren Schläge gefallen, als hier, und die englische Geschichte im Mittelalter ist die blutigste von allen, wie jeder weiß, der sie auch nur aus Shakespeare kennt. Von diesem altheidnischen Trotze hat sich nun auch in Niedersachsen viel erhalten und derselbe ging auch in den Zeiten der Reformation, der classischen Bildung, des modernen Staates und der Juristenherrschaft noch nicht aus. Die in der vorliegenden Sammlung verzeichneten Prozesse aus den letzten drei Jahrhunderten geben davon noch schreckliche Beweise. Wir wollen aus allen diesen Prozessen nur zwei als besonders charakteristisch hervorheben, den einen aus dem 16., den andern aus dem 17. Jahrhundert.

Der erste betrifft Händel des Adels und der Bürger in Kiel. Viele Jahre lang hatten sich hier im Lauf des Jahrhunderts „einige unruhige und friedhässige Adelspersonen in Schleswig und Holstein aus lauter Muthwillen und Trotz unterstanden, den Eingesessenen in Kiel allerlei freventliche, eigenthätliche Beeinträchtigung und ‚Ueberfahrung' zu bezeigen. Sie hatten, zum Zeitvertreib und zur ‚Kurzweil', hier und da Fenster eingeschlagen und dabei weder fürstliche, noch etliche der Herren Räthe Wappen, die in einigen solchen Fenstern gestanden, verschont. Oftmals hatten sie, bei Tage und bei Nacht, mit ‚kurzen Feuerbüchsen und langen geladenen Rohren' in verschiedene Häuser geschossen, die Wirthe in ihren eigenen Häusern, bisweilen sogar in ihren Schlafkammern, mit langen und kurzen Rohren, auch andern Waffen, gesucht, auch etliche in ihren eigenen Häusern ins Angesicht geschlagen. Auch auf freier Heerstraße hatten sie Etliche gesucht, angesprengt, geschlagen, verwundet, auch sonst zur Ungebühr ganz gröblich traktirt. Einen Hauswirth in Kiel hatten sie an seinem eigenen Tische, dazu an einem ‚befreieten Orte', ohne einige Ursache jämmerlich erstochen, den Thäter aufs Pferd gesetzt, und denselben, unter Begleitung Einiger vom Adel sammt ihren Knechten und Jungen, bei hellem lichten Tage mit gewaffneter Hand eigenthätlich aus der Stadt gebracht und selbigen also der wohlverdienten Leibesstrafe entzogen. Dabei ließen die Adelichen es nicht bewenden. Sie fielen guten Leuten in Kiel in ihre Häuser, jagten Wirth, Wirthin und Hausgenossen aus dem Hause, brachen Kisten und Kasten auf, nahmen alles heraus, spolirten es und warfen vieles auf die Gassen hinaus und gaben es ihren daselbst stehenden Knechten und Jungen Preis. In solchem wüsten und barbarischen Streben verschonte man auch die Kirche nicht. Darin wurden zu verschiedenen Malen Zwei verwundet. Der eine Fall ist besonders hervorgehoben. Nicht ein unbärtiger Junker, sondern eine ‚alte graue Adelsperson' hatte den ältesten Bürgermeister der Stadt Kiel, Paul Töken, in die Kirche beschieden, in der angegebenen Absicht, um etwas ‚wohlmeinendlich mit ihm zu reden.' Statt dessen wurde demselben in der Kirche der Bart ausgerupft. Es folg-

ten noch andere gräuliche Thaten. Ein fremder Schiffsmann wurde auf der Burg, die doch ebenfalls ein befreieter Ort ist, überfallen. Obwohl derselbe bis ins Wasser (in den Hafen) zurückgewichen war, um sein Leben zu retten: so wurde er doch erbärmlich erstochen. Sechswöchnerinnen und andere krankhafte Personen wurden bei dem Einschlagen der Fenster, dem Schießen in die Häuser, und was sonst Schreckliches geschah, nicht respectirt. Endlich war es dahin gerathen, die Hoheit des eigenen Landesfürsten hinten an zu setzen. Als Herzog Adolf auf dem Schlosse zu Kiel sich befand, wurde einmal bei nächtlicher Weile, Seiner fürstlichen Gnaden zuwider, tumultuirt, mit Pferden vor dem Schlosse hin und her gerannt, Büchsen losgeschossen, Alarm geblasen, und alles gethan, was ihnen, den Adelichen, gefällig gewesen und ihnen ihr freches und üppiges Gemüthe eingegeben." Damit nun diesem Unfug gesteuert würde, befahl der Herzog den Bürgern von Kiel i. J. 1585, wenn der Adel sich wieder ähnliches erlaube, Sturm zu läuten, sich zu bewaffnen und die Frevler in Haft zu bringen. Da nun der Adel dennoch fortfuhr, die Bürger zu mißhandeln, wurde der Befehl vollzogen.

Am meisten gravirt war Hans Penz, einer vom angesehensten Adel in Holstein, der aber die muthwilligsten Bubenstreiche beging. Wie dieser der Rache des Bürgerthums erlag, haben seine Brüder in ihrer Beschwerdeschrift also dargestellt: „Hans Penz sey aus dem Hause seiner Freundin Heilwig von Alefeld deshalb gegangen, um sich zu erkundigen, warum die Sturmglocke geschlagen werde; er sey gegangen ohne alle böse Absicht; auch habe er niemanden Ursache gegeben, gewaltthätige Hand gegen ihn zu gebrauchen. Aber ein Haufen unfriedfertiger blutdurstiger Bürger hätte, mit Zuthun des Rathes der Stadt Kiel, mit gewehrter Hand an Büchsen, Spießen und andern Wehren, dermaßen ihm zugesetzt und ihn geschlagen, daß er nicht allein zur Erde gestürzt und eine lange Zeit auf der Gasse für todt gelegen, sondern die Thäter hätten gleich Türken und Heiden noch überdies seiner gespottet, hätten ihn in die ‚verstochenen und verschlagenen Wunden' gegriffen und sehen wollen, ob er auch noch lebte, und hätten daneben noch andere gräuliche Tyrannei ‚mit Anrührung seines männlichen Gliedes' verübt. ‚So fast alles abscheulich zu reden und zu schreiben.' Dabei habe man es noch nicht bewenden lassen. Man habe ihn in einen tiefen Keller und Gefängniß halb todt also die Stiegen bei den Füßen hinunter geschleppt und also gräulich gemartert, bis er endlich ‚nach wenig Tagen' jämmerlich gestorben sey." Wenn nun auch in der Darstellung der Thatsachen beide Parteien manches übertrieben haben, so geht doch aus den Acten unzweideutig hervor, welche trotzige und barbarische Menschen die Holsaten damals noch gewesen sind.

Der andere Prozeß gehört dem Anfang des 17. Jahrhunderts an und ist nicht weniger merkwürdig. Die Hauptrolle darin spielen reiche Kaufleute. In Hamburg hatte sich ein gewisser Hasewart, der aus Belgien gekommen war, als Kaufmann etablirt und machte große Geschäfte. Er führte aber auch den Namen Azuardo, wahrscheinlich nach damaliger Mode, derzufolge die entarteten Deutschen ihre Namen im Gelehrtenstande gern latinisirten und gräcisirten, im Kaufmanns- und Soldatenstande gern verwelschten. Auch in sittlicher Beziehung war in Azuardos Hause ein welsches Element eingedrungen, woran das damals noch ehrbare Hamburg Anstoß nahm. Ein gewisser Adrian Cornelius, aus Leyden in Holland gebürtig und von angesehener Familie, der vier Jahre lang bei Azuardo Cassier gewesen war, soll sich gerühmt haben, mit Susannen, der jungen Schwester seines Herrn, sehr vertraut gewesen zu seyn. Das Gerücht davon schadete dem Ansehen des Hauses Azuardo ungemein. Ein diesem Hause sehr befreundeter, gleichfalls in Hamburg etablirter Kaufmann, aus Italien gebürtig, Alexander della Rocha, schaffte nun Rath, den jungen Cornelius als Verleumder zu packen. In Hamburg selbst ging das nicht an, wie denn auch bald nachher zur Rechtfertigung des Cornelius actenmäßig ermittelt wurde, daß Susanne ihren übeln Ruf verdiene, weil sie bereits früher ein uneheliches Kind geboren habe. Della Rocha stand aber in Verbindung mit dem Grafen Ernst von Holstein Schaumburg, dessen Herrschaft Pinneberg ganz nahe vor Hamburg lag und der sich durch unbekannte Gründe bewegen ließ, hier Justiz zu üben, obgleich er nicht dazu berufen war. Die Hamburger pflegten damals schon zum Vergnügen nach Altona hinauszufahren, was zur Herrschaft Pinneberg gehörte. Als nun auch einmal der junge Cornelius, nichts Böses ahnend, in Altona sich amusirte, wurde er „von gräflichen Dienern und Unterthanen ergriffen, nach dem nahen Dorfe Ottensen geschleppt, gebunden und nach dem zwei Meilen entfernten Pinneberg auf die Festung geführt. Die Behandlung war so grausam, daß Binden geschah so unbarmherzig, daß dem Gefesselten das Blut unter den Nägeln seiner Finger hervordrang. In Pinneberg selbst wurde der junge Mann in Eisen und Ketten gelegt, wie wenn er eines der schwersten Verbrechen bezüchtigt worden wäre. Daß Azuardo durch seine Leute bei der Verhaftung mitgewirkt hat, ist leicht

zu begreifen; denn wie sollte den Häschern die Person nachgewiesen seyn, auf welche es abgesehen war? Cornelius bezeichnet einen von Azuardos Handlungsdienern, Namens Lejeune, als einen solchen, der bei der Ergreifung in Altona gegenwärtig gewesen ist. In Pinneberg ging der Prozeß vor sich. Am 2. Juni 1604 ließ Simon Hasewart eine ‚peinliche‘ Injurienklage in Receßform überreichen. Hasewart nannte sich den ‚krigischen Vormund seiner geliebten Schwester Susanna‘; doch klagte er zugleich für sich selbst, und, wie es in jenen Zeiten bei Injurien üblich war, für die ganze Freundschaft‘, d. h. Verwandtschaft.“ Aber auch die Familie des Cornelius hatte mächtige Freunde und wandte sich an die Generalstaaten von Holland. Dies bewog den Grafen von Holstein, seinen Gefangenen nach acht Wochen wieder frei zu lassen.

Damit war aber der Prozeß nicht zu Ende, denn Della Rocha, obgleich ihn die Sache gar nichts anging, wollte Recht behalten und bewog den Grafen, man weiß nicht durch welche Mittel, daß derselbe noch einmal einschritt und, da er den Cornelius selbst nicht habhaft werden konnte, dessen Altonaer Bürgen in Verhaft nehmen ließ. Nun ging der ehrliche Cornelius, um sie loszumachen, selber freiwillig nach Altona und wurde dort wieder festgesetzt. Unterdeß aber wurde Susannens früherer Fehltritt erwiesen und gab die Juristenfacultät zu Marburg ein für Cornelius günstiges Gutachten, so daß der Graf ihn wieder frei lassen mußte. Dennoch ruhte Della Rocha noch nicht, sondern erneute die Anklage gegen Cornelius. Nun sprach die Juristenfakultät von Heidelberg den letztern nicht nur wieder von aller Schuld frei, sondern legte auch dem falschen Ankläger auf, ihm eine volle Entschädigung zu geben. Jetzt erst appellirte Azuardo an das Kammergericht in Speier, welches jedoch erst nach drei Jahren (1608) und erst auf Drängen der Generalstaaten den Appellanten abwies. Indessen hat man nicht erfahren, daß dem Cornelius eine Entschädigung wirklich geleistet worden wäre.

Wir finden in dem Buche noch einen andern Diffamationsprozeß, eine Stiftsdame betreffend, die von einer andern denunzirt wurde. Dabei kam alles vor, was Neid und Bosheit, Intrigue und Bestechung irgend vermögen. Die Entscheidung wurde hinausgeschoben, bis die Angeklagte starb. Die Schuld lag lediglich an den Richtern. Der königliche Statthalter Ranzow erklärte damals ärgerlich: „Es werde alles, was nach Speier komme, angenommen, es bleibe also kein Holsteinisch Urtel in Wirkung. Gleichwohl werde daselbst keine Sache abgemacht. Die Junker im Lande zu Holstein wären reich, die Advokaten und Prokuratoren nähmen das Geld und dienten ihnen; nach der Sache fragten sie nichts.“

Man sieht, wie es damals um die Justiz im deutschen Reiche bestellt war. Der ehrliche Ranzow mochte wohl bisweilen an jene Cherusker denken, die den römischen Advokaten als zischenden Schlangen die Zunge ausschnitten. Wenn aber unser altes heiliges Reich nicht von den Fürsten zerrissen worden wäre, hätten diese auch nicht an die Stelle der ehrwürdigen alten Volksgerichte ihre Schreiber und classisch gebildeten Juristen mit dem römischen Recht und der handwerksmäßigen Ränkemacherei und Bestechlichkeit setzen können. Alles Uebel kam aus der Schwächung der deutschen Centralgewalt oder des Kaiserthums durch die Fürsten.

Kirchengeschichte.

Die Bisthumsverhandlungen der schweizerisch-konstanzischen Diöcesanstände von 1803—1862 mit vorzüglicher Berücksichtigung der Urkantone urkundlich dargestellt von Archivar M. Kothing. Schwyz, Selbstverlag des Verfassers, 1863. Zu beziehen durch Gebrüder Benziger in Einsiedeln.

Die Zertrümmerung des deutschen Reiches war besonders den alten Bisthümern verderblich. Alle früher unabhängigen Bisthümer wurden geplündert und der Staatsgewalt unterworfen. Die, welche sich bisher über mehrere politische Gebiete erstreckt hatten, wurden zerrissen. So auch das Bisthum Constanz, aus dessen Verband sich jedoch die nordöstliche Schweiz erst 1814 officiell losriß. Auch das Bisthum Basel war aufgelöst und es bestand nur noch das von Chur, dem sich aber die Regierungen der westlichen Schweiz, vor allen Bern, nicht unterwerfen wollten. Man brachte ein Nationalbisthum in Vorschlag, dessen Sitz recht mitten im Herzen der Schweiz, zu Luzern, seyn sollte. Andere meinten, auch das berühmte Kloster Einsiedeln werde sich zum Mittelpunkt eignen. Aber Bern setzte 1828 die Reorganisation des Bisthums Basel durch, dem sich die nordwestlichen Cantone anschlossen. In der nordöstlichen Schweiz kam 1824 nur eine vorübergehende Vereinigung zu Stande, das s. g. Doppelbisthum Chur und St. Gallen, welches aber nach dem Tode des Fürst Bischof Karl Rudolf und in Folge der politischen Be-

-wegungen, welche die Schweiz seit der Julirevolution erschüttert hatten, im Jahr 1836 schon wieder aufgehoben wurde. Nach langen Verhandlungen wurde erst 1845 das neue Bisthum St. Gallen gegründet, zwischen welchem und Chur die Urcantone lange schwankten und zum Theil heute noch schwanken. „In Rücksicht des Verhältnisses des Cantons Schwyz zum Bisthum Chur stehen sich nun zwei Beschlüsse entgegen, nämlich derjenige des Großen Rathes vom 15. Okt. 1841, wornach der Verband mit dem Bisthum Chur gelöst, und derjenige des Cantonsrathes vom 23. Dez. 1859, wornach für denselben die Anerkennung des Standes Graubünden nachgesucht werden sollte. Ob nun in Festhaltung der Idee der Einrichtung eines Bisthums im Innern der Schweiz der erstere Zweck angestrebt, oder mit Aufgebung derselben die am 23. Dez. 1859 vorgezeichnete Richtung verfolgt werden solle, ist eine inhaltsschwere Frage für die betreffenden schwyzerischen Behörden, und kann nur dann mit Ueberzeugung gelöst werden, wenn das Bisthumsgeschäft in seiner geschichtlichen Entwickelung gehörig aufgefaßt und gewürdigt wird."

Hauptsächlich um dieser Würdigung zur Unterlage zu dienen, ist das vorliegende Werk erschienen, eine actenmäßige Geschichte aller bisher gepflogenen Verhandlungen unter Darlegung der verschiedenartigen Interessen. Dem Herausgeber erscheinen alle bisher gemachten Versuche ungenügend und nur provisorischer Natur, worin er gewiß Recht hat, denn das kirchliche Interesse ist dem politischen und lokalen in unnatürlicher Weise nachgesetzt worden. Der Verfasser sagt: „Würdigt man nun diese kirchlichen Zustände unbefangen, so zeigt sich nirgends ein Ersatz für das zertrümmerte Bisthum Constanz. Was auch nicht dem Namen nach provisorisch erscheint, ist es, etwa mit Ausnahme des St. Gallischen Cantonalbisthums, dem Wesen nach. Auch Schwyz hat gegenüber den von Chur nur provisorisch administrirten Cantonen keine erheblich vortheilhaftere Stellung, da zumal die Protestation der obersten Landesbehörde des Cantons Graubünden ihm noch stets entgegensteht. Es ist, als wenn die Nemesis für die in bedauerlicher Uebereilung herbeigeführte Lostrennung vom altehrwürdigen Bisthum Constanz von dem betreffenden Theil der schweizerischen Nation seine Sühne forderte. Die jetzigen Unterhandlungen der Urcantone für definitive Regulirung ihrer Bisthumsverhältnisse sind eine vereinzelte und mehr zufällige Erscheinung, erinnern jedoch an die große Lehre der Geschichte, daß Völkerschaften, welche im Laufe der Jahrhunderte durch gleichen Ursprung, gleiche Schicksale, gleiche politische und verkehrliche Verhältnisse und Bedürfnisse in einander verwachsen sind, auch in der das tägliche Leben so nahe berührenden kirchlichen Verwaltung nicht so leicht, und nur zu ihrem stetigen Nichtbehagen und Nachtheil zerrissen werden können. Die Verhältnisse sind mächtiger als die Menschen, die heute kommen und morgen scheiden. Aber wir glauben uns in unserer Ansicht nicht zu täuschen, daß mit der Abspielung dieser Scene das Drama nicht geschlossen seyn werde. Es dürften von selbst Ereignisse eintreten, welche die Bisthumsfrage in größerer Ausdehnung in den Vordergrund stellen und bewirken würden, daß geistliche und weltliche Vorsteher an der Hand der Geschichte einen sichern Leitfaden für die Zukunft aufsuchen müßten. Möge es, wenn dieser Fall eintritt, gelingen, durch natürlichere Combinationen, als die bisher auf die Bahn gekommenen, ein Werk zu begründen, das durch sichere Bedingungen der Dauer auf ein ehrwürdiges Alter Anspruch machen könne."

Karten.

1) Karte des Kriegsschauplatzes in den südlichen Staaten von Nordamerika. Stuttgart, 1862. Verlag von Ernst Jäger.
2) Vogelflug-Ansicht von Virginien, Maryland, Delaware und Columbia. Daselbst, 1862.

Ein paar zur Orientirung in dem nordamerikanischen Bürgerkriege sehr brauchbare Karten. Die erste enthält die Uebersicht des ganzen Kriegsschauplatzes von Washington bis New-Orleans, die zweite nur ein Panorama von Washington und dem ganzen Potomac-Gebiet. Hier zwischen Washington und Richmond hat sich überhaupt der Kampf concentrirt.

3) Das Königreich Polen. Gezeichnet von F. von Stülpnagel. Gotha, Justus Perthes.

Eine sehr gute Karte von Polen, die zur Orientirung in dem gegenwärtigen Kriege sehr erwünscht kommt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **№ 29.** 11. April 1863.

Briefwechsel.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages herausgegeben von Ernst Förster. I. Band. Zwei Abtheilungen. München, Fleischmann, 1863.

Die erste Abtheilung enthält den Briefwechsel mit Emanuel Osmund, die zweite kleinere mit Friedrich von Oertel und Paul Thieriot. In diesen Freundesbriefen schlägt das warme Herz, welches die Welt an Jean Paul längst kennt und bewundert. Sie gehören freilich einer Zeit an, in welcher die Schwärmerei für Liebe und Freundschaft, ja für die ganze Menschheit Mode war und ihren Ausdruck auch noch bei andern Dichtern fand. Deshalb fremdet uns, die wir seit Jahrzehnten viel nüchterner geworden sind, heutzutage jene warme Herzenssprache ein wenig an. Wir lesen hier in der ersten Abtheilung, wie die beiden Freunde wetteifernd an einander schreiben „Mein bester, mein theurer, mein guter guter, mein unendlich theurer, mein unendlich geliebter, mein geliebtester guter, mein innigst geliebter, ewig geliebter, immer und ewig einziger Freund ꝛc." Diesen Anreden entspricht dann auch der empfindsame Inhalt der Briefe, daß wir oft glauben, es handele sich von Verliebten und nicht von ernsten Männern. Doch versöhnen wir uns mit dieser weibischen Mode der Zeit, wenn wir erfahren, wie treu und redlich die Freunde gegenseitig an einander handelten.

Jean Paul übte auf seine Freunde einen Einfluß wie der Magnetiseur auf die Somnambüle, denn sie ahmten auf eine merkwürdige Weise seinen sonderbaren Styl nach. So schreibt Emanuel hier Seite 175: „Aber das ist eben das Aergerlichste, daß man keinen Augenblick der ist, der man vor einem war, und daß man sich selbst unter der Hand entwischt, wie man eine umwendet. Noch fiel mir gestern ein, daß die Menschen mit den Händen allerlei nicht nur thun, sondern auch sagen, z. B. durch das ruhige Vereinigen derselben beim Bitten und Beten die Einigkeit mit und in sich, und durch das Winden oder Zusammenschlagen ihre Uneinigkeit und Unruhe. Ich aber strecke meine nach Ihnen aus, Sie an mich zu ziehen. Emanuel." Und Seite 225. „Guten Morgen, ‚unvergleichlicher' Vergleicher und ‚allerreichster Reicher'! Erst dann will ich ‚unter den Deutschen' dazu setzen, wenn ich weiß, daß die Deutschen unter den Völkern eben das sind, was Sie unter den Gelehrten mir."

In noch höherem Grade eignete sich Thieriot diesen Styl an. Er schreibt z. B. Seite 409. „Meine Seele ist voll von kleinen, egoistischen Schmerzen über das elende Leben, das ich gegenwärtig führe; ob ich wohl noch nie ein besseres geführt habe. An meine schöne, zertretene Jugendzeit laß' ich mich gar nicht erinnern. Eine kleine Seele von Natur, in Fettlagen eingenäht mit Nervenzwirn, eine dicke Kruste um Kopf und Herz — weinen kann ich gar nicht — blos weich in Meinungen für den Eindruck jedes Narren, hartleibig und träge zur Selbstthätigkeit; kaltblütig, außer wo es rühmlich ist, (kein Herz im doppelten Sinn), ohne viel anderes Interesse für die größten Dinge, als der Eitelkeit, deren Kränkung mich öfter viel tiefer niederschlägt, als ihre Befriedigung mich erhebt und beglückt, und die doch mein einziger Trost ist; — von jeher ungewiß, ob ich überhaupt wache oder träume, und in der Furcht einmal ordentlich toll zu werden; immer in der Ueberzeugung, daß es nicht richtig im Kopfe beschaffen sey; von mancherlei psycho-pathologischen Erscheinungen geplagt; zu einer Familie eingesperrt, die mich täglich erinnert — weil ichs täglich vergesse — Brod zu erwerben, und mich so ernstlich überredet und überzeugt,

und vollends abspannt, daß ich mich in wenig Tagen (in denen ich mein Haus von Papieren, Planen und Baurissen aufgebaut — noch flüchtig bestellen will) im Ernst, mit Leib und Seele und allen Schreibfingern in den alten Karren der römischen Jurisprudenz einspanne, mit dem ich schon einmal durchging." Und Seite 419. „Ich fühle und erinnere mich noch mehr, daß ich fühlte und es weniger als jetzt beschreiben konnte, daß meiner träumerischen Ansicht der Welt und des Lebens, der immer neuen Frage: ‚woher bin ich? woher dieß Seyn?' die nie eine Antwort wollte und für möglich hielt, als höchstens ein Echo aus einer andern Brust, worin sie sich im Wiederfinden selbst verlor; — ich fühle, daß diesem aprioristischen, gespensterhaften Supernumerarbewußtseyn bei mir selbst die Begriffe und Empfindungen von Moralität und Immoralität, Jacobis doch nur ‚gewisserer Geist', subordinirt sind; daß ich mir selber also im Zustande der Betrachtung als ein zufälliges Gewebe von Vorstellungen (kein Strickstrumpf aus eigener Kraft!) vorkomme, daß ich nirgends Nothwendigkeit erkenne, so daß ich mich im Grunde (in diesem bodenlosen meiner Seele) nicht wundern würde, wenn jetzt statt Homannshof ein Wald hier stünde, oder die Sterne als Flitter niederfielen, oder alle arabische Märchen und Fieberträume wahr würden. Dieser phantastische Unglaube, bester Nees! ist ursprünglich — auch bei Hume vermuth' ich — so wenig ein Schluß, das Produkt einer philosophischen Buchstabenrechnung, von Für- oder Gegenbeweisen abhängig: daß vielmehr jedes Schließen und Rechnen von seinem lebendigen Gefühl, wie von jedem andern Gefühl und Glauben, und wie jedes andere lebhafte Gefühl von jenem (Rechnen) stundenlang entfernt. Aber der schlafende Cyklops — so lange ihm sein Auge nicht ausgestochen — holt bald alles ein und verschlingts. Der Mensch kann wohl zugeben und selber vermuthen, daß er träumt, aber bald muß er eben deßwegen jenes Zugeben selbst in seinen Traum ziehen. Er kann nicht aus sich heraus und dieses sein Schreien hilft ihm noch weniger als Yoriks Staare." Wie sehr Thieriot dabei über die Schnur schlägt, beweisen Stellen wie Seite 410. „Um Leidenschaften betet' ich, weil ich mich kannte, schon im 14. Jahre." Und Seite 433: „In dem Himmel, der in mir seyn soll, müssen Sie erst wohnen."

Urtheile über die wichtigen Zeitereignisse und bedeutende Zeitgenossen kommen leider nur sparsam vor. Wir wollen einige der merkwürdigsten ausheben:

„Schiller opfert leider seine große Manier der götheschen." S. 344.

„Kotzebue ist ein welker poröser Zunderschwamm. Ich quälte ihn mit einer Lobrede auf Dich und der Schilderung deines Glücks; er sah stumm dazu." 368.

„Goethe ließ hier den erbärmlichen Mohamed von Voltaire geben, woran nichts Gutes ist, als der göthesche Vers." S. 422.

Oertel schreibt an Jean Paul: „Bouterweck war neulich hier und hat sich mit niedrigem Neid über Dich geäußert. Ich zweifle nun nicht mehr, daß er absichtlich in jenem Roman, von dem ich Dir in Hof erzählte, einem humoristischen Narren deinen Namen gegeben. Ich wünschte wohl, Du ahndetest es, und schreibe Dir dieses darum. Es ist mir lieb, daß ich ihn nicht sprechen konnte; ich hätte wahrscheinlich Deiner Würde durch meine Heftigkeit etwas vergeben." S. 352.

Auch über Tieck beklagte sich Jean Paul einmal. „Tieck handelt unmoralisch gegen mich, den Bekannten und Nachgeahmten, aber besonders, weil er sich für den milden Tadel rächen will, den ich vor Schlegel über seine Sachen ausgesprochen. — Bisher saß ich noch gelassen da und hatte den Krokodillrachen offen für alle Mücken und alles was darin stach und sog; wenn sie mich aber zu arg stacheln, so schnapp' ich zu." 425.

Eine der merkwürdigsten Aeußerungen kommt in einem Briefe Jean Pauls von 1803 vor. „Von meinem 16. Jahr an trank ich bis ins 20. weder Bier noch Kaffee, nur zuletzt diesen an Sonntagen. Dann häufiger aber stets für den Kopf. Erst im 30. nahm ich als Heilmittel Bier ein, um nicht im Kaffee zu ersaufen; und 8 Jahre später Wein. Ich kenne keinen Gaumen- nur Gehirnkitzel; und steigt mir eine Sache nicht in den Kopf, so soll sie auch nicht in die Blase." S. 126.

Die Briefe sind größtentheils kurz und ohne bedeutenden Inhalt, es hätte daher wohl ein großer Theil derselben ungedruckt bleiben dürfen. In einem der wenigen längern Briefe schildert Jean Paul auf eine höchst lebendige Weise die Ehren, die ihm 1817 in Heidelberg widerfahren sind. „Einer der wichtigsten Männer hier ist mir der Hofrath Thibaut, in der römischen Jurisprudenz noch größer als Savigny — voll Kraft und Trotz und Uebersicht — sarkastisch — poetisch und witzig im Sprechen — und der Stifter einer donnerstägigen — Singakademie in seinem Hause. Eine kleine Anzahl Weiber, Jungfrauen und Jünglinge tragen die Kirchenstücke der alten italienischen Meister, des Paläſtrina, Leo, Durante ꝛc. ꝛc. vor. Ohne Krankheit darf keine wegbleiben — niemand darf zuhören oder dabei seyn, nicht einmal die Eltern, damit die Musik heilige und die Eitelkeit sie nicht entheilige. Ich

gewann ihn durch meine Worte über die Musik, daß er mir nicht nur den einen Donnerstag mit italienischer Musik gab, sondern jetzo für den zweiten mit Händelscher mich mehrmal ordentlich bittet, als könnt' ich einen Himmel versäumen. Caroline versteht es, wenn ich sage, hier ist Fasch wieder. Das Aushalten der Töne war oft wie das von Glocken und man glaubte durchaus verborgene Glocken zu hören. Aber ich werde ja einmal ein Blatt finden, welchem ich diese ewigtönende Edenstunde mitgebe. Mir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange halb bedeckte Schiff mit 80 Personen, — bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänder-Wimpel — begleitet von einem Beischiffchen voll Musiker vor den Burgen und Bergen dahin fuhr. — Der größte Theil der Frauen und Männer saß an der langen von dem einen Ende des Schiffes zum andern langenden Tafel. Studenten — Professoren ꝛc. ꝛc. — schöne Mädchen und Frauen — der Kronprinz von Schweden — ein schöner Engländer — ein junger Prinz von Waldeck ꝛc. ꝛc. alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut (den aber die meisten nicht hinzugewünscht hatten) wurden ans andere Ende der Tafel hinunter gefordert und zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück und ich und der Prinz standen damit da. Der Ueberfluß an Essen und Wein konnte kaum in einem ganzen Tage aufgezehrt werden. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab. Auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, und junge Leute riefen Vivats. In unserm Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Nachen nach dem andern fuhr uns mit Musik und Gruß nach; Abends sogar eine mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblied: ‚Namen nennen Dich nicht' sang. — Im fortziehenden Schiffe wurde gegessen und seltsam schifften die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Rührung ergriff mich sehr: und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz tolle und dumme Sachen mußt ich mein Uebermaß bezwingen. Nach dem Essen spielten wir jungen Leute Spiele (die Wittwe u. s. w.) auf einer Wiese, woraus ich für eine Goulon aus Weimar einen langen Scherz spann. Darauf tanzte man eine Stunde lang in einer Ritterburg. Und so zogen denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständniß und Abbruch mit unverschütteten Freudenbechern nach Hause. — Und eben so selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen stand ich in der dunkeln Nacht im Kreise der singenden Vivat-Studenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel. Was ich gesagt, erfuhr ich erst später aus einem Briefe der v. Ende." Doch fügt Jean Paul später aus Frankfurt, wo man ihn auch sehr ehrte, hinzu: „Glauben Sie mir, man wird dieses s. g. Verehren doch satt und will zu Bette gehen."

Dichtkunst.

Die Getreue. Märchenspiel in fünf Aufzügen von Emilie Ringseis. München, lit.-artist. Anstalt, 1862.

Die Verfasserin der Veronica und der Sybille von Tibur hat hier eine neue Bahn betreten, indem sie ein gutes altes deutsches Volksmärchen dramatisch behandelt hat. Wer sich an Tiecks Behandlungsweise solcher Märchen gewöhnt hat, wird dieselbe hier nicht wiederfinden, ja vielleicht den heitern und übersprudelnden Humor vermissen. Emilie Ringseis kann auch diesen, wenn auch noch so liebenswürdigen Ton märchenhafter Geschwätzigkeit nicht eingehen, weil es gegen ihre Natur ist. Sie behandelt deshalb das Märchen wie die Legende ernsthaft und in einer Weise wie Calderon, oder wir möchten fast noch lieber sagen, wie die ältesten dramatischen Dichter der Inder. Das indische Märchen wurde schon sehr frühe dramatisch und episch behandelt und in einer ganz andern, weit ernsthaftern Weise, wie die arabischen, schon sehr ironischen Märchen der tausend und eine Nacht.

Die „Getreue" ist die Heldin des bekannten Volksmärchens vom Löweneckerchen. Ihr geliebter Königssohn ist erst in einen Löwen, später in eine Taube verwandelt, kommt in die Gewalt einer bösen Zauberin, die ihm alle Erinnerung an seine Getreue raubt, bleibt ihr aber unverbrüchlich treu und wird endlich zum Lohn der Treue wieder mit ihm vereinigt. Wie sie ihn durch die ganze Welt sucht, sehnsuchtsvoll und ohne je zu verzagen, ist sehr schön ausgedrückt:

> Wohin ich Arme, Weitgewanderte,
> Wohin, verlaßnes Weib, soll ich mich wenden?
> Oft auf und nieder ging die Sonne wohl,
> Doch nicht nach Tagen hab' ich mehr gezählt.

Seit du am wilden Meeresufer mich
Zurückgelassen, o mein Gatte . . .!
Seitdem hab' ich das weite Meer umgangen
Und finde dich noch immer nicht! — Nicht klagen
Will ich, so lang die Hoffnung währt, — will hoffen
So lang das Leben währt! Gott hilft mir doch!
Ich suche dich, so lang die Hähne krähn,
Die Sterne scheinen und die Winde wehn,
Der Odem flutet und das Herz mir schlägt,
Ich suche dich, so lang der Fuß mich trägt,
Ich suche dich zu allen Lebensstunden,
Und müßt' ich steigen in der Erde Schooß,
Hielt' siebenfach der Zauber dich umwunden,
Dich Liebsten such' ich, bis ich dich gefunden!

Man wird dabei aufs lebhafteste an die indischen Dichtungen erinnert, in denen so oft verlassene Frauen in ganz ähnliche sehnsuchtsvolle Klagen ausbrechen und eben so grenzenlose Treue bewähren, z. B. Damajanti, Sawitri.

Ergreifend malt die Dichterin die Scene aus, in welcher die Getreue von der bösen Zauberin ihren Gatten zurückverlangt.

Getreue.

Ihr Himmel!
Bezeuget mir mein Recht! Mit Seel' und Leib
Ist er mir angetraut.

Königstochter.

Gewesen sage!
Vergessen bist du, ganz hinweggelöscht
Von seines Denkens Tafel. So mein eigen
Ist er mit Seele, Leib und Geist geworden,
Daß nur als mein Geschöpf er sich empfindet,
Als meines Wesens Widerstrahl.

Getreue.

Du lügst!
Nein wiederum, du sagst die Wahrheit aus . . .
Ja, dein Geschöpf, dein eigenstes Geschöpf
Hälst du in deines Schlangenleibs Umstrickung!
Dein Zauber glast dir Liebesblick entgegen,
Dein Zauber freit, dein Zauber küßt dich nur,
Dein Spiegelbild, ein Truggespenst, ein Schein,
Der meines Gatten edle Sinne borgt,
Indeß er selbst in Zaubertod begraben.
So buhle denn mit dem herzlosen Blick,
Der seines Auges keuschen Stern entwendet,
Ihn zu entweihen — kose mit dem Leib,
Dem keine Seele inwohnt, halt' in Armen
Ein schnöd entgeistertes Geripp, umkleidet
Mit einem Fleisch und Blute, das dir lügt!
Sein Herz ist mein, mein, mein! — Doch nimmer soll es
Selbst dahin kommen! Von der Stelle nicht
Siehst du mich weichen, bis ich ihn gelöst
Aus deiner fluchbeladnen Macht'

Biographie.

Eine Menschenseele. Spiegelbild des 18. Jahrhunderts. Von A. von Eye. Nördlingen, Beck, 1863.

Dem biedern und genialen Bogumil Goltz „dem Seelenkundigen" zugeeignet und sehr gut geschrieben, eine Lebensbeschreibung des unglücklichen schlesischen Dichters Günther. Es ist seit einiger Zeit Mode geworden, diesen Günther als einen Propheten des modernen Weltschmerzes oder der Europamüdigkeit, oder der Zerrissenheit zu preisen und seiner Genialität alles, was er etwa gesündigt hat, zu verzeihen. Auch der geistreiche Verfasser der vorliegenden Schrift sucht ihn so edel als immer möglich darzustellen. Allein wir müssen gegen diese Auffassung als einer allzuwillkührlichen protestiren. Es ist nicht erlaubt, den Koth zu vergolden und die Gemeinheit eines lüderlichen Säufers zu einem Menschheitsideale zu adeln.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 30. 15. April 1863.

Biographie.

Carl von Zierotin und seine Zeit. 1564—1615. Von Peter Ritter von Chlumecky. Brünn, A. Nitsch, 1862.

Dieses äußerlich sehr schön ausgestattete und umfangreiche Werk behandelt einen der interessantesten Momente der mährischen und böhmischen Geschichte und läßt uns tiefe Blicke in Völkerverhältnisse thun, welche zum Theil noch bis auf den heutigen Tag fortdauern.

Wir wollen voraus bemerken, daß der Held des vorliegenden Werkes der erste gewesen ist, der eine Realunion der habsburgischen Kronländer vorschlug. Schon aus diesem einzigen Umstande wird der geneigte Leser erkennen, wie nahe die Fragen jener Zeit mit denen der unsern sich berühren.

Carl von Zierotin war ein edler und begüterter Mähre, geb. 1564. Seine männlichen Jahre fallen also in die verhängnißvolle Zeit, welche dem dreißigjährigen Kriege vorher ging. Damals war die habsburgische Monarchie nahe daran, ihren katholischen Charakter einzubüßen. Schon Maximilian II. neigte den Lutherischen zu. Unter Rudolf II. trat eine gemüthliche Anarchie ein. Nicht nur die Städte, sondern auch ein sehr großer Theil des slavischen Adels war hussitisch und hing der Brüderunität an, ein großer Theil des deutschen Adels war dagegen lutherisch. Beide sahen in der confessionellen Opposition eine Waffe mehr gegen die Krone zum Schutze der nationalen oder provinziellen Rechte und nicht minder ihrer Privilegien. Der spanische Habsburger Philipp II. bekämpfte zugleich die ständischen Freiheiten und die Ketzerei. Das wurde von der deutschen Opposition benutzt, um auch die deutschen Habsburger zu verdächtigen, als wollten sie das spanische Beispiel nachahmen. Der s. g. dominatus absolutus war das Schreckgespenst, mit dem man auch die Friedfertigen in Deutschland dahin brachte, in das große Bündniß gegen Haus Habsburg einzutreten, welches hauptsächlich Heinrich IV. von Frankreich förderte. Frankreich, die Union der protestantischen Fürsten in Deutschland, im Hintergrunde England und Skandinavien und endlich die ständische Opposition in den österreichischen Kronlanden selbst bildeten eine furchtbare Coalition, so daß es beinahe zu verwundern ist, warum sie im Ganzen doch nur einen schlechten Erfolg gehabt und das Haus Habsburg keineswegs um sein deutsches Erbe zu bringen vermocht hat. Carl von Zierotin nun, von dem wir hier handeln, gehörte der ständischen und confessionellen Opposition in Mähren schon durch seine Geburt an, denn er war Hussit, studirte in Basel, dann in Genf und trat in den engsten Verkehr mit der calvinischen Partei, deren Haupt, der Pfälzer Churfürst, sich auf Frankreich und England stützte und die kühnsten Pläne hegte. Der Umstand, daß die habsburgischen Erblande confessionell unterwühlt waren, mußte natürlicherweise der französischen, wie der pfälzischen Politik große Hoffnungen erwecken. Man kann sich recht lebhaft in die Situation des jungen Zierotin versetzen, wenn man liest, mit welcher Begeisterung er sich an Heinrich IV. anschloß, der damals (1591) noch um die Krone Frankreichs kämpfte und noch nicht katholisch geworden war. Zierotin half dem König Rouen belagern, wurde aber sehr bald enttäuscht und erkannte in dem wollüstigen Könige der Franzosen, der bald darauf aus politischen Interessen katholisch wurde, nur einen großartigen Intriguanten, der die Rolle eines Glaubenshelden eben auch nur aus politischem Interesse gespielt hatte. Entrüstet darüber kehrte der junge Böhme in seine Heimath zurück und kämpfte drei Jahre später im Dienste des Kaisers gegen die Türken.

Wegen dieses seines loyalen Eifers und wegen seiner bedeutenden Talente wurde er zum Beisitzer des mährischen Landrechts ernannt und begann nun eine interessante parlamentarische Thätigkeit. Der damalige Kaiser Rudolf II. war bekanntlich ein sehr bizarrer Charakter, kinderlos, und mit seinen eigenen Verwandten zerfallen. Da nun die spanischen Habsburger dabei interessirt und als nächste Verwandte und präsumtive Erben auch berechtigt waren, sich um die Länder der deutschen Habsburger zu bekümmern, tauchten allerlei Pläne auf, die den Kaiser ärgerten. Es war sogar einmal davon die Rede, daß der bei der modernen deutschen Lesewelt so berühmt gewordene Don Carlos hätte deutscher Kaiser werden sollen. Auch unter den deutschen Erzherzogen machte sich Spanien eine Partei und grade deshalb neigte sich Rudolf II. wieder den ständischen Oppositionen zu. Es ist bekannt, wie zuletzt des Kaisers Bruder Mathias die Oberleitung in die Hände bekam. Unter ihm wurde Zierotin Landeshauptmann von Mähren. Mathias, geleitet vom Cardinal Khlesl, war einer Vermittelungspolitik zugeneigt, weil er wohl einsah, daß er ohne den guten Willen der Landstände nichts würde ausrichten können und namentlich auch gegen die äußern Feinde schwach bleiben würde.

In welcher schlimmen Lage sich Mathias befand, da sein eigener Bruder Rudolf II. ihm den Platz noch nicht eingeräumt hatte, und welche zweideutige Politik er trieb, erhellt am besten aus den Berichten, welche wir hier S. 704 lesen. Um Rudolf zu stürzen, verschmähte die ständische Opposition in den Kronländern nicht, mit der protestantischen Union und dem Pfälzer gemeine Sache zu machen. Auch Zierotin bat den König Mathias dringend, „mit dem Pfalzgrafen und den unirten Fürsten in Verbindung zu treten, Tschernembl oder Richard Stahrenberg als Gesandten dahin zu schicken. Dadurch würde Mathias nicht allein seine Herrschaft befestigen, sondern sich die Nachfolge im Reiche sichern. Mathias war für dieses Motiv sehr empfänglich, denn nach diesem Ziele waren alle seine Wünsche gerichtet. Damit hatte Zierotin die empfindlichste Stelle berührt; der König versprach, den Rath zu befolgen. Zierotin verließ sich jedoch nicht auf die Kraft seiner eigenen Beredtsamkeit allein, er veranlaßte den Pfalzgrafen, dem Palatin Thurzo zu schreiben, um auch durch diesen auf Mathias einzuwirken. Das Schreiben, mit welchem Zierotin den Brief des Pfalzgrafen an Thurzo einbegleitet hatte, schilderte die Vortheile dieses Bündnisses für Ungarn und für die Unirten, es schilderte die Verpflichtung Ungarns auch im Interesse Deutschlands, welches das Blut seiner edelsten Söhne auf den Gefilden dieses Landes und für dasselbe vergossen hatte, zu handeln. Zierotin enthüllte zugleich den Zweck dieser Conföderation, nämlich die Veranstaltung einer großen, bewaffneten Demonstration, um den Kaiser zu bewegen, die Waffen niederzulegen, dieser müßte dann die Ueberzeugung gewinnen, daß er gegen so mächtige Fürsten und so viele verbundene Länder nicht leicht im Stande wäre, einen Krieg mit Erfolg zu führen. Thurzo beantwortete das Schreiben Zierotins und erklärte, die darin entwickelten Ansichten vollkommen zu theilen. Die Verbindung mit den unirten Fürsten war jetzt auf legitimem Wege angebahnt, weil es der König war, der mit dem Pfalzgrafen das Bündniß schließen sollte. Mathias sandte (zwar nicht Tschernembl oder Stahrenberg, wie es die unirten Länder gerne gesehen hätten, sondern) den Grafen Heinrich von Harbegg zu dem Pfalzgrafen und zu dem Markgrafen von Brandenburg. Auch den König von England suchte Mathias zu gewinnen. Jetzt, nachdem die Einleitung zu einem Zusammengehen mit den Unirten getroffen war, ertheilte Zierotin dem Könige den Rath, einem Ueberfalle der Passauer zuvorzukommen, selbst den Feind anzugreifen, und als Preis dafür die böhmische Krone sich aufs Haupt zu setzen. Die Politik des Prager Hofes, sagte er, kennt nicht die Unverletzlichkeit der Verträge, erhält einen ewigen Kriegszustand und richtet auf diese Art sich selbst und die Nachbarländer zu Grunde. Die Mannschaft zu Passau und in der Lausitz bildet eine zahlreiche Armee und ist unbezahlt, wie leicht könnte diese, des Harrens müde, endlich plündernd und verwüstend sich selbst zahlhaft machen. Dem Landeshauptmann war es darum zu thun, durch jenen Schritt einen unheilbaren Bruch zwischen Rudolph und Mathias herbeizuführen; er war noch immer besorgt, daß die Räthe des Kaisers und des Königs zum Verderben der Protestanten sich vereinigen und mit den Häuptern der Länder, die sie ‚die Mohnköpfe' nannten, schonungslos verfahren würden. Es war dieses Mißtrauen auch jetzt noch gerechtfertigt; denn während Mathias geneigt war, sich mit den unirten evangelischen Fürsten in eine Verbindung einzulassen und an dieselben Gesandte abschickte, wollte er, um anderseits die katholische Politik nicht aus dem Auge zu lassen und die Sympathie und Hilfe Spaniens nicht zu verlieren, es mit den katholischen Mächten nicht verderben, mit diesen und jenen, mit Freund und Feind zugleich auf gutem Fuße stehen. In den diplomatischen Noten an katholische Fürsten macht er es sich zum Verdienst, den Protestanten seiner Länder nur nothgedrun-

gen nachgegeben zu haben, empfiehlt eine Verbindung mit Spanien und dem Papste, um den Protestanten und dem Uebermuthe des österreichischen Adels wirksam entgegenzutreten."

Einen bessern Gedanken hatte Zierotin, als er von Mathias verlangte, er solle seine Erbstaaten mehr centralisiren, die verschiedenen Kronländer nicht nur personaliter, sondern auch realiter uniren und sämmtliche Landtage in einen großen Ausschuß, als in ein habsburgisches Parlament zusammenziehen. Der Gedanke lag eigentlich ziemlich nahe und mußte wie von selber kommen, nachdem die ständischen Oppositionen von Böhmen, Mähren, Nieder- und Oberösterreich bereits soviel unter einander verkehrt und sich zu gemeinsamen Maßregeln gegen die Krone vereinigt hatten. „Ueberblicken wir die Politik Zierotins in diesen Perioden. Deutlich leuchtet die Absicht hervor, einen auf den Willen der Nationen begründeten einheitlichen Organismus einzuführen, welcher den Verband der unter Mathias' Herrschaft stehenden Länder fester und inniger gestalten sollte. Zu diesem Entschlusse wurde er durch die Wahrnehmung gedrängt, daß ungeachtet der von ihm angestrebten und in den Jahren 1608 und 1609 auch vollkommen durchgeführten Reintegrirung der altständischen Verfassung in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn, doch die Freiheit, der Wohlstand, die Ruhe dieser Länder unaufhörlichen Gefahren preisgegeben waren, daß einerseits die Zwietracht der Länder, die Uebergriffe der Parteien, ihre separatistischen Strebungen, und anderseits die Unverantwortlichkeit der obersten Beamten, die auf jene Zwietracht basirte Mißregierung als die Ursache jener Gefahren angesehen werden müßten. Zierotin gelangte daher zur Ueberzeugung, daß jetzt nur in der Versöhnung jener Ländergegensätze, in dem Heraustreten aus den starren Kreisen der alten feudalen Staatsverfassung und durch Begründung eines höheren und gemeinschaftlichen Organismus, das Glück, die Freiheit und die Macht der unirten Länder befestigt werden könnten. Nicht das dynastische Band allein, die sogenannte Personalunion, sollte diese Länder vereinigen, es mußten Institutionen ins Leben gerufen werden, welche bei voller Erhaltung der Autonomie derselben die oberste Verwaltung und gewisse Zweige der Gesetzgebung gemeinschaftlich bilden sollten. Die zwei Propositionen Zierotins, welche dieser Idee Ausdruck geben sollten, waren: das Verlangen, die Verantwortlichkeit der obersten Beamten anzuerkennen, zu Ministern und Räthen der Krone nur Männer des allgemeinen Vertrauens der Nationen zu ernennen, dann die Bestimmung, daß nicht mehr die Provinziallandtage, sondern die an einem Orte vereinigten Ausschüsse der Stände der Länder, eine Art Reichs-Senat, die gesetzgebende Gewalt in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Länder auszuüben hätten, wie es praktisch rücksichtlich der Münzgesetzgebung schon der Fall war."

Zierotin vermochte aber seinen Plan nicht durchzusetzen aus Gründen, die sich immer wiederholen werden. Zwar berief der Kaiser 1615 einen vereinigten Landtag nach Prag, aber die Ungarn, Böhmen und Deutschen konnten sich auf demselben nicht verständigen und gingen hadernd auseinander. Das liegt im Gegensatz der Nationalitäten. Auch im gegenwärtigen Augenblick ist ja das österreichische Parlament erst nur ein Rumpfparlament. Herr von Tschernembl hoffte viel mehr von der protestantischen Union und von der Energie der akatholischen Partei, die weit über die österreichischen Grenzen hinausging, als von der Einheit der österreichischen Landtagsausschüsse. Damals schon (1611) spendete Jakob von England Geld, um Stimmen in Böhmen zu gewinnen, die seinem Pfälzer Eidam die Krone Böhmens zuwenden sollten. Auf der andern Seite arbeiteten Zuniga, Erzherzog Ferdinand, zu denen sich noch der Graf von Zollern, Buquoi rc. gesellten, an einer ebenso energischen katholischen Reaction. Die confessionellen Leidenschaften wurden als die wirksamste Waffe hier wie dort erkannt und in Bewegung gesetzt.

Das Recht war hier unfehlbar auf der katholischen Seite, denn die Katholiken waren die Angegriffenen, nicht die Angreifenden. Wenn man alle die heimtückischen Intrignen übersieht, welche die französische und Pfälzer Politik aufspann, um das auch noch durch seinen Bruderzwist zerrissene Haus Habsburg zu verderben und den Katholicismus aus Deutschland zu verdrängen, so begreift man die tiefe Entrüstung in der Seele des jungen Erzherzog Ferdinand, und die unbeugsame Energie, mit der er das Banner der Kirche und seiner Dynastie aufrecht erhielt.

Zierotin erlebte noch die Zeit der ferdinandeischen Verfolgungen, blieb seinen Glaubensgenossen treu, verkaufte seine Güter und wanderte nach Schlesien aus.

Universitätsstudien.

Die allgemeinen Studien an den Universitäten und Lyceen. Bamberg, in Commission der Buchner'schen Buchhandlung, 1863.

Die Kritik einer Festrede des Prof. Beckers in München. Derselbe sagt: „Einer größeren und gefährlicheren Täuschung könnten sich ihre hohen und höchsten Häupter nicht hingeben, als wenn sie glaubten, den wahren Interessen von Religion und Kirche dadurch Rechnung zu tragen, daß sie die theologische Bildung ihrer Jünger, statt sie auf den allerbreitesten wissenschaftlichen Grundlagen gewähren zu lassen, in die engen Grenzen von Spezialschulen einschränkten." Dagegen nimmt nun die vorliegende Flugschrift die Lyceen in Schutz, sofern dieselben keineswegs weder Spezialschulen seyen, noch die Wissenschaft hintansetzten.

Weiter sagt Beckers: „Dem freien Geist der Wissenschaft, der jetzt die Welt durchzieht, kann keine Macht, auch nicht die der Kirche, widerstehen. Entweder sie bewältigt ihn durch ihren eigenen Geist, wozu sie der nichts mehr fruchtenden Bücherverbote am allerwenigsten bedarf, d. h. sie zeigt, daß sie die wahre Wissenschaft nicht nur nicht zu scheuen hat, sondern daß sie vielmehr erst durch sie ihres höchsten Siegs gewiß ist, oder sie unterliegt, wenn auch, wie uns verheißen, nicht sie selbst, doch da und dort der äußeren Erscheinung nach in den Schwächlingen, die ihre heil. Güter nicht zu vertheidigen und zu wahren wissen, — sie unterliegt jenem Geist der Verneinung, den zu überwinden auch der wahren Wissenschaft nur dadurch gelingt, daß sie immer tiefer aus dem ewigen Borne göttlicher Wahrheit schöpft." Nun wahrhaftig, wenn die Kirche erst durch die Wissenschaft ihres Siegs gewiß werden kann und durch eine Wissenschaft, wie sich Herr Beckers dieselbe denkt, dann braucht es keine Kirche mehr. Dann haben wir an der Philosophie genug.

Aber daß diese Philosophie nicht mehr recht durchgreifen will, ist eben der Schmerz und die Klage des Redners. „Die Vernachlässigung der allgemeinen und insbesondere philosophischen Studien, sagt er nun, ist übrigens keine Erscheinung, die etwa nur an der einen oder anderen unserer deutschen Hochschulen sich fände, sie ist leider schon seit Längerm eine allgemeine und in fortwährender Steigerung begriffene." Wir klagen darüber nicht, sondern sagen: Gott sey Dank, daß die Deutschen wieder ein wenig praktisch zu werden anfangen und von dem unnützen Plunder, von dem einem so dumm wird, als ginge einem ein Mühlrad im Kopf herum, nichts mehr wissen will.

Die Hauptfrage ist hier: soll der künftige Priester die Lehren seiner Kirche pure kennen lernen von Priestern, wie der Lehrling und Geselle beim Meister seines Faches lernt, oder soll er sie durch die Brille einer von vorn herein gegen alle geoffenbarte Wahrheit protestirende und dieselbe negirende Philosophie kennen lernen? Soll ihm gesagt werden: so sprach Gott und darnach thue! oder soll ihm gesagt werden: du denkst, du bist ein freier, sich selbst bestimmender Geist, du trägst in dir das Maaß, wornach du alle Dinge messen sollst! Versteht dann dieser das Maaß noch nicht anzulegen, wohlan, die gegenwärtig auf den Universitäten herrschende Modephilosophie, d. h. am Sonntag Descartes, am Montag Wolf, am Dienstag Kant, am Mittwoch Fichte, am Donnerstag Schelling, am Freitag Hegel, am Sonnabend Schopenhauer oder wer sonst will, wird dir die völlige Anweisung geben. Vor allen Dingen aber nimm von der Kirche nichts an. Blinder Glaube hebt alle Philosophie auf und ist eigentlich Selbstmord deiner Vernunft, des in dir liegenden höchsten Kriteriums. Lerne also zwar die Kirche und ihre Satzungen kennen, aber nur, um dich über sie hinwegzusetzen!

Das Studium der Philosophie ist fast ausschließlich nur das der Häresie oder des ausgesprochenen heidnisch-jüdischen Christushasses. In der Reife der Jahre soll der christliche Priester alle diese Disteln und Dornen, die das Kreuz gern überwuchern möchten, kennen lernen, aber erst, wenn er im Glauben selber fest und in seiner Kirche vollkommen orientirt ist. Dagegen ist es unkirchlich, ist es sündhaft, Jünglinge, welche von frommen Eltern dem geistlichen Stande bestimmt werden, schon in ihren ersten Lehrjahren durch die philosophischen Collegien ins ungläubige Lager hinüberzuführen und nur dort zu orientiren. Man muß nicht zuerst die Sprache des Feindes studiren und sein Exercirreglement annehmen, wenn man ihn besiegen will, sondern in der eignen Sprache feststehen und die eignen Waffen mit Sicherheit führen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **Nº 31.** 18. April 1863.

Kriegsgeschichte.

Geschichte des Feldzugs im Jahr 1812, nach den zuverlässigsten Quellen auf allerhöchsten Befehl bearb. von M. Bogdanowitsch, k. r. Generalmajor. Dritter Band mit fünf Karten und acht Plänen. Aus dem Russischen von G. Baumgarten, k. sächs. Oberlieutenant und Adjutant. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1863.

Wir haben früher über die beiden ersten Bände dieses ausgezeichneten Werkes berichtet. Der vorliegende Schlußband enthält die Geschichte des Winters von 1812, des Rückzugs der Franzosen von Moskau und ihrer Verfolgung durch die Russen. Der Verfasser hat hauptsächlich für Militärs geschrieben und die Archive der russischen Armee dazu benutzen können. Es ist nicht unser Beruf, in die hier gegebenen Details der Kriegführung einzugehen. Wir halten uns an das, was auch für nicht militärische Leser von Interesse seyn dürfte. Als Grundzug der russischen Kriegführung während jenes verhängnißvollen Winters tritt die Vorsicht Kutusofs hervor, welcher die Gelegenheit, Napoleons fliehendes Heer durch einen Hauptschlag zu vernichten, niemals benutzt hat. Er war ein alter und schlauer Skythe, welcher kaltblütig berechnete, daß die große französische Armee am Klima zu Grunde gehen würde und daß es daher auf jeden Fall das klügste für ihn sey, seine eigenen Truppen nicht in unnützen Kämpfen aufzuopfern. Wir wissen nicht mehr und auch Bogdanowitsch kann es uns nicht sagen, ob Kutusof rein aus eigener Machtvollkommenheit handelte oder ob ihm die in die Zukunft hinausblickende Politik des Kaisers sein Verhalten vorschrieb. Gewiß ist nur, daß Kutusof den größten Werth auf die Erhaltung seiner streitfertigen Truppen legte und zum Prinzen Eugen von Württemberg sagte: „Unsere jungen Feuerköpfe zürnen dem Alten, daß er dem Fluge ihrer Wünsche einen Zügel anlegt. Sie bedenken nicht, daß die Umstände an und für sich allein schon mehr thun, als unsere Waffen. Wir selbst dürfen aber nicht an der Grenze als abgehagerte Landstreicher anklopfen.“ Wenn Kutusof die Franzosen hitziger verfolgt hätte, so würde ihr verzweifelter Muth ihm immerhin große Verluste beigebracht haben, die er sich besser ersparte. Wie sollte er Oesterreich und Preußen imponiren, wie sollte er Polen sich aneignen können, wenn sein Heer zerrüttet war? Wenn Kaiser Alexander nach der Vertreibung Napoleons aus Rußland ein Machtwort zu Europa reden wollte, so mußte er noch mit intakten Colonnen ankommen. Das war es ohne Zweifel, was Kutusof dem Prinzen Eugen andeuten wollte.

Napoleon konnte seine armen Truppen nicht schonen und das war ihr Tod. Kutusof konnte die seinigen schonen und es wäre unsinnig von ihm gewesen, wenn er es nicht gethan hätte. Trotz aller Schonung litten auch sie durch die schreckliche Kälte. Bogdanowitsch erzählt aus dem Tagebuche des General Yermolof folgenden Vorfall: „Der Oberst Dawidof hieb mit dem Dragonerregimente Moskau in die feindliche Colonne ein und machte an 2000 Mann zu Gefangenen, darunter den Regiments-Commandanten, General Heiliger. Unter den Trophäen befand sich der Adler dieses Regiments, eines der berühmtesten in der französischen Armee. Der Oberst Pol eroberte mit dem Dragoner-Regimente Kargopol 4 Geschütze. Nach dem Ausspruche eines Augenzeugen waren die Pferde im Regimente Dawidofs dermaßen kraftlos, daß die Dragoner, nachdem sie bis in die Mitte einer der feindlichen Colonnen gekommen waren, Halt machen mußten und die Queue derselben nicht zu erreichen vermochten.

Aber die Infanterie des Vicekönigs, durch Hunger und Anstrengungen erschöpft, vertheidigte sich nicht nur nicht, sondern blieb sogar ruhig an Ort und Stelle, und streckte die Waffen." Auch aus andern Schilderungen des russischen Feldzugs sind uns mehrfache Beispiele bekannt von der Macht der Kälte, welche Russen und Franzosen zu demselben Bivouacfeuer führte und ihnen das Schwert in der Scheide bannte.

Es gehört zu den Vorzügen des Werkes von Bogdanowitsch, daß derselbe gerecht urtheilt, Fehler der Russen nicht verschweigt und auch am Feinde rühmt, was zu rühmen ist. So verfehlt er nicht, die Genialität zu bewundern, mit welcher Napoleon die träge Kriegführung seines Gegners benutzte. „Ungeachtet dessen, daß der Vicekönig mit den Ueberresten des 4. Corps, in der Stärke von 3500 Mann, Krasnoi erreichte, und sich dort mit der Garde vereinigte, so war dennoch die Lage der noch weiter zurück sich befindenden französischen Corps sehr bedenklich, und Napoleon beschloß daher, die Offensive zu ergreifen, um die Russen von der Heerstraße abzulenken, und den Corps Davoust und Ney das Erreichen Krasnois zu erleichtern. Den Charakter und die Art und Weise der Kriegführung des Fürsten Kutusof in Betracht ziehend, benutzte er die Schwäche des Operationssystems seines Gegners. Und in der That — obgleich Kutusof den traurigen Zustand der feindlichen Armee kannte, und er durch ein entschlossenes Vorrücken die Ueberreste des Napoleonischen Heeres vollends vernichten konnte, so blieb er dennoch unthätig stehen und suchte die eigenen Truppen zu erhalten, indem er seinen Zweck auch ohne Kampf zu erreichen glaubte. Kutusof setzte voraus, daß die französischen Truppen, im Fall man ihnen den Rückzug abschneide, durch die Verzweiflung dazu getrieben, der russischen Armee den Erfolg sehr theuer verkaufen würden, einen Erfolg, der auch ohne alle Anstrengungen russischerseits erreicht werden könnte. Ungeachtet der ersichtlichen Ueberlegenheit der russischen Armee über die feindliche, fürchtete Kutusof dennoch ein Zusammentreffen mit Napoleon, der es verstand, den Mangel an Streitkräften durch sein geschicktes Operiren zu ersetzen. In derselben Zeit, in welcher die Generale Kutusofs bei jedem Zusammentreffen mit den Franzosen ganz beträchtliche Erfolge erlangten, und der Feldmarschall selbst, durch den allgemeinen Strom mit fortgerissen, sich vorbereitete, den Feind mit der Hauptmacht anzugreifen, erhielt der Graf Oscharowskij aus dem Hauptquartiere den Befehl: Nachrichten einzuziehen, ob die feindliche Armee noch in Krasnoi stehe, oder den Rückmarsch weiter fortgesetzt habe, und besonders — wo sich die französische Garde befinde? Dem Parteigänger Seslawin wurde ebenso befohlen: sich zu orientiren, welche Truppen noch in Krasnoi, und welche von dort bereits aufgebrochen? „weil außerdem der Feldmarschall keinen Angriff gegen den Feind unternehmen könne.'"

Ein vorzügliches Interesse bietet natürlicherweise der Uebergang über die Beresina dar, wo die Russen allerdings das Netz über der großen Armee hätten zuziehen können, wenn Kutusof nicht wieder zurückgeblieben wäre und Tschitschagof sich nicht hätte täuschen lassen. Der Verfasser bewundert die französischen Pontoniers. Der Bau der Brücken über die Beresina „wäre ganz unmöglich gewesen, wenn der General Elbé, beim Vernichten des Ponton-Parks in Orscha, nicht zwei Feldschmieden, zwei Fuhren mit Kohlen und sechs Wagen mit Nägeln, Eisenzeug und verschiedenen Instrumenten gerettet hätte. Dessenungeachtet stießen die Franzosen beim Brückenbau auf außerordentliche Schwierigkeiten. Die Breite des Flusses war durch das vorhergegangene Thauwetter bis auf 135 Schritt gestiegen, und die Tiefe an manchen Stellen 6 Fuß. Aber Nichts vermochte die tapferen Pontoniers abzuschrecken. Obgleich durch Entbehrungen entkräftet und seit langer Zeit bereits der nahrhaften Speisen beraubt, gingen sie bis an die Brust in das Wasser, arbeiteten Tag und Nacht, und starben für die Rettung der Armee."

Der Verfasser drückt kein Leid darüber aus, daß man russischerseits damals Napoleon hat entwischen lassen. Er entschuldigt Kutusof's Zaudern. „Man hat mit Unrecht dem Fürsten Kutusof die seinen Truppen in Kopis gegebene Rast zum Vorwurf gemacht: sollte derselbe etwa hinter dem Feinde herjagen, und durch forcirte Märsche, ohne alle Nothwendigkeit, seiner Armee ein gleiches Verderben bereiten, wie es die Truppen Napoleon's betroffen? Ich sage — ohne alle Nothwendigkeit, weil auf Seiten der Russen an der Beresina kein Mangel an Truppen war, sondern nur Mangel an Einheit in den Operationen. Kutusof durfte sich, für seine Person, nicht in Kopis befinden, sondern dort, wo er dem Feinde den letzten Schlag beibringen wollte. Tschitschagof wurde von Napoleon getäuscht; hätte dieser aber gewußt, wie weit die Hauptmacht Kutusof's hinter ihm zurück war, und dies benutzt, indem er unterhalb Borisof übergegangen wäre, so würde er sich durch zahlreiche Unterstützungen haben verstärken können, und in einer ungleich bessern Lage gewesen sein, als bei seinem Uebergange bei Studjänka und Sembin. Demnach urtheilten Tschitschagof sowohl, als auch die übrigen russischen Generale (obgleich sie sich in ihrer Voraussetzung irrten) sehr richtig, indem

sie annahmen, daß Napoleon vorzugsweise einen Uebergang unterhalb Borisof suchen werde.

In der Hauptsache sind im Kriege Fehler unvermeidlich, da die Operationen des Feldherrn nur in den seltensten Fällen sich auf bestimmte Thatsachen gründen werden. Es wurde sowohl Seiten der Russen, als auch Seiten Napoleon's sehr gefehlt, und man sah den Irrthum gewöhnlich erst dann ein, als es zu spät war."

Der Verfasser beleuchtet auch die Ereignisse auf den beiden Flügeln der großen Armee und den Rückzug hier Schwarzenbergs, dort Yorks.

In einem Resumé am Schluß spricht der Verfasser noch eine aufrichtige Anerkennung Barclay de Tolli's aus, der so oft als ein Ausländer von den Nationalrussen verdächtigt worden ist. Bogdanowitsch sagt hier von ihm S. 403. „Ungeachtet der unzweifelhaften Verdienste Barclay de Tolli's im Feldzuge 1812, erforderten die Umstände dennoch seinen Rücktritt vom Obercommando. Sein Nachfolger Kutusof, hatte sich vor dieser Zeit ausschließlich in den Kriegen mit den Türken Ruhm erworben, aber mit dem Vertrauen der Nation bekleidet, rechtfertigte er dieses, indem er die von Barclay begonnene That vollendete. Moskau konnte unmöglich dem Feinde ohne Weiteres überliefert werden: Barclay würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, zur Vertheidigung der Hauptstadt einer Schlacht nicht entsagt haben, und Kutusof, sich der Nothwendigkeit unterwerfend, nahm eine solche an, in welcher die Tapferkeit der Truppen und die Anordnungen ihrer Führer das Mißverhältniß der Streitkräfte ausglichen, und die, bezüglich der ersten Aufstellung der Armee begangenen Fehler wieder gut machten. Die beiderseitigen Verluste waren ungeheuer, aber die Russen vermochten ihren Abgang eher zu ersetzen, als der Feind; auch hatte die Schlacht bei Borodino einen sehr vortheilhaften Einfluß auf den Geist des russischen Volkes und der Truppen. Der schlaue Kutusof schrieb in seinem Berichte den Sieg den Russen zu. Der rechtliche Barclay würde allerdings anders gehandelt haben: er hätte die Niederlage seiner Truppen nicht verschwiegen, jedenfalls aber dadurch die Nation in Muthlosigkeit versetzt, und die Energie bei den großartigen Vorbereitungen zur Vertheidigung des Zarenreiches geschwächt."

Die trefflichen Karten verfolgen den traurigen Weg des Rückzuges und halten die Hauptpunkte fest, an denen am lebhaftesten gekämpft wurde.

Sprachkunde.

Die noch lebenden keltischen Völkerschaften, Sprachen und Literaturen. Vortrag von Friedrich Karl Meyer. Berlin, Wilhelm Herz, 1863.

Der Vortragende hängt noch an der Hypothese, derzufolge das über halb Europa ausgedehnte Keltenvolk identisch seyn soll mit Iren, Walisern in England und Bretagnern. Diese letztern drei genannten Völkerschaften waren indeß von jeher nur auf die britischen Inseln und die ihnen zunächst gegenüber liegende Küste des Festlandes beschränkt und haben sich niemals und zu keiner Zeit weiter ausgedehnt. Die Gallier und Germanen, welche die ganze Breite des Festlandes inne hatten, sind ein von ihnen durchaus verschiedener Volksstamm gewesen. Herr Meyer ist, nachdem Holzmann die keltische Frage so gründlich und umfassend untersucht hat, nicht mehr berechtigt, wie er Seite 9 thut, auch nur mittelbar die Race und Sprache der Deutschen von jenen Briten herzuleiten.

Davon abgesehen ist sein Vortrag interessant, sofern derselbe von der altgaelischen oder cymrischen Poesie handelt, und besonders hervorhebt, wie sehr die Bildersprache darin vorherrscht, was übrigens schon Diodorus Sikulus bemerkt hat. „Der Ursprung des allegorischen Märchens geht in den des Druidenthums zurück, und hängt zusammen mit dem, schon von Diogenes Laertius erwähnten, uralt-druidischen Grundsatz: ‚αἰνιγματώδως φιλοσοφῆσαι', ‚damegu eu rhin' d. h. die Lehre zu verbildlichen. Die meisten indessen der uns noch erhaltenen cymrischen Parabeln und Märchen, — namentlich sämmtliche sogenannte Mabinogion — gehören erst in die zweite cymrische Litteraturepoche, und gruppiren sich um die damals, im 11. und 12. Jahrhundert, vorzugsweise beliebte Figur des Königs Arthur. Selbst allegorischer Natur, und mit seinen zwölf Rittern an der Tafelrunde in der That nichts bedeutend als das Jahr mit seinen zwölf Monaten, eignete sich dieser König vortrefflich dazu ein neuer Mittelpunkt aller, theils schon vorhandener, theils frisch entstehender, alterthümlicher Allegorieen zu werden, und verdankte es auch einerseits wieder dieser Berührung daß er hier in Wales gleichsam mehr seiner Natur eingedenk, und, gegenüber den fremden Umbildungen und Verdunkelungen, fortwährend allegorisch ächt und durchsichtig blieb. Während der König Arthur der continentalen Romanze als ein wahrer, idealer Fürst und Ritter auftritt, als ein Ehrenspiegel siegreicher

Zucht und hülfreicher Gerechtigkeit auf Erden, erscheint der welsche Arthur vielmehr als ein Zauberspiegel allegorischer Erkenntniß, als ein geheimnißvoller Fürst tiefsinniger Räthsel. So finden wir gleich in den sieben Thürhütern am Arthurshofe (in dem Mabinogi von Geraint) mit wenigveränderten Namen, die Thürhüter unseres eigenen Geistes — nämlich die sieben Sinne wieder. (Der Welsche nämlich zählt, — wie auch gelegentlich der Engländer (when he is frightined out of his seven senses) — sieben Sinne, als sechsten das Gefühl oder den Gemeinsinn, und als siebenten die Sprache.) Und zwar finden wir den Gemeinsinn hier mit Katzenaugen, ‚weil er (offenbar im Zusammenhang mit der oben angeführten Triade) im Dunkeln sieht.' — Die schöne Ginerra, die hier Gwenhwyrar, d. i. Wechselschöne, heißt, stellt als Arthur's Weib die wechselnde Jahreszeit vor, und theilt also auch mit dem Jahre, d. h. mit Arthur selbst, die Schuld ihrer Untreue. — Kau, der langbeinige, aufschneiderische Hausmeister, ist nichts als ‚Gau, die Lüge', und vollführt mit allen seinen Wanderungen und Abenteuern nur den Beweis des alten Sprichworts: ‚goreu pedestr gau', daß ‚die Lüge die längsten Beine hat.' — Parcival aber, der Ritter vom heiligen Graal, führt den Namen Peredr, d. i. Stahl (Speer, Degen): sein Vater ist Graf Erzig; seine Mutter Prinzeß Erzstufe; sein Waffenbruder heißt Scharf von Rothschwert; sein Vetter, ein röthlich-blonder Jüngling (das Roheisen), war ursprünglich ein eisenschwarzes Mädchen (the black band), die aus dem Verschluß eines hohen Berges befreit werden mußte: — und wem alle diese Verwandtschaften noch einen Zweifel an der Natur unseres Peredr übriglassen, der wird denselben gehoben finden: einmal durch die Gewohnheit des Helden, alle Abend, nachdem er den Tag über gefochten, in seine Gefangenschaft — d. i. seine Scheide — zurückzukehren: und zweitens durch sein Verhältniß zu dem wunderbaren Müller, dem er alle Tage Geld entleiht, und der ihm dafür, so oft er im Kampfe stumpf wird, aufmunternd zwischen die Schultern schlägt und wieder kampftüchtig macht, und der eben niemand anders ist als ‚Herr Schleifstein'."

Herr Meyer macht darauf aufmerksam, wie in dieser Bildersprache namentlich auch der Jahreswechsel als ein Krieg aufgefaßt worden sey. Er geht aber wieder zu weit, wenn er solche kalendarische Allegorien auch im altindischen Mahabharata, in Homers Ilias und in unserm Nibelungenliede finden will.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Gisbert Freiherrn Vincke. Zweite Ausgabe. Iserlohn, Bädeker, 1863.

Wanderlieder, Gelegenheitsgedichte, Romanzen, ein Märchencyclus und Uebersetzungen aus Horaz und Virgil aus englischen, italienischen und andern Dichtern. Wir glauben sie aus der großen Menge von neuen lyrischen Sammlungen hervorheben zu müssen wegen ihres reichen poetischen Inhalts. Unter den Wanderliedern begegnen uns viele vom Meere, von Italien, von England, unter den Romanzen viele schöne Volkssagen und geschichtliche Erinnerungen vom Main und und von Westphalen. Unter den eigentlich lyrischen Dichtungen, welche tiefe Gefühle des Herzens offenbaren, erscheinen uns die Herbstblätter am schönsten. z. B.

Gedanken sind die Schwäne, deren Flüge
Hin über's Meer entschwundner Tage ziehn;
Nach einem Eiland streifen ihre Züge,
Das einst der Liebe Morgenroth beschien.

Längst birgt die Nacht das Zaubereiland wieder,
Doch kundig fleucht der treue Schwan so weit
Und singt dem Glücke seine Sterbelieder,
Am Strande weilend der Vergangenheit.

Beim Lampenschimmer saß ich still daheim
Und kramte suchend in vergilbten Blättern,
Mein Auge fiel auf manch verklungnen Reim,
Gedanken rankten sich um todte Lettern.

Und bei verblichnen Schleifen, welkem Strauß
Lag hier ein Ring aus engverschlungnen Locken —
Mir war's als rief aus tiefer Fluth heraus
Das Feuerläuten von Vineta's Glocken.

Und bei dem Klange theilet sich die Fluth,
Es fliegt der Blick hinab und hängt bezwungen
An dem, was auf dem Grund so herrlich ruht,
Als wär's der reiche Hort der Nibelungen.

Die Fei Morgana strahlend fährt daher,
Von ihren Rädern sprühen glühnde Funken —
Da ringt sich aus der Brust ein Seufzer schwer,
Und all der lichte Zauber ist versunken!

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, N° 32. 22. April 1863.

Kirchengeschichte.

Kritische Geschichte der Askese. Von Dr. Otto Zöckler. Frankfurt a. M. und Erlangen. Heyder und Zimmer, 1863.

Askesis heißt Uebung, unter Askese versteht man aber insbesondre die Uebung im Entsagen, ein Ertragen von freiwillig übernommenen Leiden, Entbehrungen, Schmerzen. Die religiöse Askese kommt schon bei den Juden und andern alten Völkern vor und immer in derselben Bedeutung, theils als freiwillig übernommene Buße für Sünden, theils als ein Mittel, sich vom sinnlichen Leben abzuziehen und allein noch im Geist zu leben, oder sich der Gottheit zu nähern, indem man sich von der Materie frey machte. Da es sich von menschlichen Dingen handelt, konnte es nicht fehlen, daß sich auch geistliche Hoffahrt, Ueberhebung über Andere und Ruhmsucht einmischten. In der christlichen Askese wiederholen sich dieselben Erscheinungen.

Wir wundern uns, daß der gelehrte Verfasser, indem er die mancherlei Auswüchse der Askese charakterisirt, die Hauptsache gar nicht erwägt, nämlich die Askese nicht in ihrem welthistorischen Gegensatz gegen „die babylonische Hure“ auffaßt. Darauf kommt es hier hauptsächlich, ja fast allein an. Die alte Welt gieng in Wollust unter. Von Babylon aus verbreitete sich die Ansteckung mit Sinnlichkeit und Ueppigkeit über Vorderasien, Aegypten und Europa. Die entsetzliche Demoralisirung der alten Völker wurde durch den Untergang aller politischen Freiheit, durch grausamsten Despotismus und durch alle Schrecken barbarischer Eroberung bestraft. Die sich nun in verschiedenen Perioden der Geschichte gegen die Versuchung ermannten, mußten nothwendig vor allen Dingen die Sinne durch Askese tödten. Das geschah in Persien und Indien, als Babels Lüste dorthin verbreitet wurden, es geschah in der griechischen Sekte der Pythagoräer und später der Stoa, es geschah in jüdischen Sekten schon vor der christlichen Askese. Aber auch die christliche Askese, wie einige Jahrhunderte später die muhamedanische, kam vorzugsweise unter solchen Völkern in Aufschwung, die durch Sinnlichkeit am meisten verderbt waren. Bei den an sich nüchternen und keuschen Völkern des Nordens war und blieb sie von jeher weit seltener.

Der Verfasser geht alle Arten der Askese systematisch durch, Haarabscheeren, Selbstverstümmelung, Geißelung, Cilicium, schlechte Kleidung und Wohnung, Nachtwachen, Fasten, Cölibat, Wallfahrten, Beten, Arbeiten, Gehorsam ꝛc. Als Protestant legt der Verfasser auf die Contemplation, auf die Entrückung von allem Irdischen, auf die Exstase, auf die Visionen, auf die Bekämpfung der Dämonen und auf die Heiligkeit weniger Gewicht. Man kann aber alles hier einschlagende aus dem großen Werk von Görres über die Mystik ergänzen. Um von der Behandlungsart des Verfassers unsern Lesern einen Begriff zu geben, wählen wir hieraus, was er über die Tonsuren sagt: „Das Gesetz des alten Bundes untersagte das Anlegen von Glatzen auf dem Vorderkopfe oder dem Kopfe überhaupt ebenso gut wie jenes Blutigritzen oder Schnittemachen in der Trauer um Verstorbene (3. Mos. 21, 5; 5. Mos. 14, 1). Es meinte mit diesem Verbote ebenso sehr die Priester, denen auch Ezechiel in seiner Schilderung des neuen Gottestempels der messianischen Zeit (C. 44, 20) nur eine relative Kürzung mit dem Scheermesser, keine eigentliche Tonsur erlaubte; wie den Laienstand, bei welchem freilich die Glatze als Trauerzeichen doch häufig genug vorkam (Jes. 3, 24; 22, 12; Ezech. 7, 18; Am. 8, 10; Mich. 1, 16; vgl. 2. Kön. 2, 23). Und wurden schon die Männer von dieser Verhönung der Kahlköpfigkeit als etwas Beschimpfendem betroffen

(vgl. 3. Mos. 13, 40 ꝛc.), sie, denen auch die Rasur des Bartes an seinem Rande als ein heidnischer Gebrauch untersagt war (3. Mos. 19, 27; vgl. Jerem. 41, 5): so galt jenes Verbot noch viel entschiedener dem weiblichen Geschlechte (s. Jes. 3, 17). Denn das Weib hat nach einer auch noch im Neuen Testament ausgesprochenen Anschauung, die in der Hauptsache auch für die neuere christliche Lebenssitte ihre maaßgebende Gültigkeit behalten wird, ihr langes Haupthaar als eine Hauptzierde ihres Geschlechts zu betrachten und in Ehren zu halten (1. Cor. 11, 5 ff. 15). Das Fehlen dieser Zierde gibt nach altheidnischer, wie nach jüdisch-christlicher Vorstellung die Schaamlose oder gar die Ehebrecherin zu erkennen, es sei denn, daß die Haarschur als Reinigungsmaaßregel erfordert werde, wie bei kriegsgefangenen Sklavinnen aus fremden Völkern (5. Mos. 21, 12), oder bei Aussätziggewesenen (3. Mos. 14. 8). Eine Abnahme des Haupthaars (Tonsur) als asketischer Weiheritus, oder auch als Symbol des Bußschmerzes oder Tugendmittel, erscheint diesem allem zufolge keineswegs in sonderlich nachdrücklicher, unzweideutiger Weise durch die heilige Schrift empfohlen oder gar geboten. Denn auch die auf ein abgelaufenes Nasiräatsgelübde folgende Haarschnur (Apg. 18, 18; 21, 24) kann unmöglich als hieher gehöriges Vorbild aufgefaßt werden, da sie nicht sowohl ein asketischer Weiheact, als vielmehr nur die Aufhebung eines solchen war. Nur unter mehrfachem Widerspruche vermochte sich daher die Haarschur der Mönche und Cleriker seit dem 4. Jahrhundert nach und nach allgemeine Geltung in der Kirche zu verschaffen. Die Einen erklärten sie für eine dem alttestamentlichen Gebote der Langhaarigkeit der Priester und obendrein der Nasiräer (4. Mos. 6, 5; Richt. 13, 5; Luk. 1, 15; Apg. 18, 18 ꝛc.) widerstreitende Sitte — wogegen sich ihre Vertheidiger wiederum auf die mit der Levitenweihe verbundene Tonsur (4. Mos. 8, 7) berufen konnten; andere verspotteten die kahlköpfigen Mönche, wo sie sich im öffentlichen Leben der Städte blicken ließen, folgten also ganz ebenso dem Beispiele jener 42 Kinder von Beth El, wie die Mönche sich den von diesen verhöhnten Propheten Elisa zum Vorbilde dienen ließen (2. Kön. 2, 23. 24); noch andere endlich bestritten die Rechtmäßigkeit der Tonsur namentlich für Cleriker, weil sie ein Zeichen der Sklaverei und des Büßerstandes sei, wie denn in der That verschiedene alte Synoden vor allen Dingen Abscheerung des Haares für Büßende vorschreiben. Gegen die Tonsur des weiblichen Geschlechts eiferte namentlich die Synode von Gangra, welche in ihrem 17. Canon die Forderung aussprach, daß keine Frau sich διὰ ἄσκησιν das Haar abschneiden solle. Nichtsdestoweniger fand doch die Tonsur nicht bloß der Mönche und Cleriker — die seit dem Ende des 6. Jahrhunderts als ein überall verbreiteter und nur durch lokale Observanzen im Einzelnen verschiedentlich geregelter Brauch dasteht — sondern auch der Klosterjungfrauen stets allgemeineren Eingang."

Die Tonsuren haben in ihrer Mannigfaltigkeit zuweilen viel Unschönes dargeboten, was nicht nöthig gewesen wäre, da die Heiligkeit nicht nothwendig Häßlichkeit voraussetzt. Allein auch in dieser Beziehung muß darauf hingewiesen werden, daß die Askese die welthistorisch unvermeidlich gewordene Reaction war gegen die sinnliche Ueppigkeit und somit auch, wenn nicht gegen die classische Schönheit überhaupt, so doch gegen das Verführerische in ihr.

Obgleich der Verfasser kein großer Lobredner der Askese ist, so gibt er doch zu, daß sich in ihr eine außerordentliche Charakterstärke und Willenskraft kund gegeben habe, welche unser gegenwärtiges Geschlecht nicht mehr besitze. Inzwischen gab es auch eine Hyperaskese, eine an Wahnsinn grenzende Uebertreibung zuweilen auch mit Ostentation verbunden, und dann auch eine Scheinaskese, bei der man kein wirkliches Opfer brachte, sondern eher eine Lust befriedigte. Dahin gehörten z. B. die häufigen Wallfahrten der Normanen, wozu sie weniger durch das Bedürfniß der Buße, als durch Wanderlust angetrieben wurden. Endlich gab es noch eine Scheinaskese, die bis tief in die neuere Zeit herüber reicht, nämlich die Prätension, man faste, wenn die Tische gleichwohl von den delicatesten Fischen, Obstarten, Gemüsen, Zucker-Eier- und Mehlspeisen brechen.

Indem der Verfasser S. 373 die Armen- und Krankenpflege die edelste und fruchtbarste Askese nennt, hätte er dieselbe auch den Protestanten noch mehr empfehlen sollen, als er thut. Wir haben zwar eine innere Mission, ein rauhes Haus, Diaconissen und viele gute Armenanstalten. Und doch wird noch vieles vermißt, was auf katholischer Seite längst vorhanden ist. Die Zahl der protestantischen Jungfrauen, die in eine Diaconissenanstalt gehen, ist noch lange nicht so groß, als die der katholischen barmherzigen Schwestern, Schwestern vom hl. Herzen Jesu, Schulschwestern ꝛc., die ihr ganzes Leben der Krankenpflege und dem Unterricht von Kindern widmen. Wie viele hunderte von adelichen und Honeratiorentöchtern bleiben sitzen, vertändeln daheim die Zeit mit absolut unnützen Kunststickereien zu Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken, schrumpfen endlich als alte Jungfern zusammen und haben am Ende mit der ihnen von Gott verliehenen leiblichen

und geistigen Arbeitskraft ein halbes Jahrhundert lang weder Gott noch den Nebenmenschen so gedient, wie sie es vermocht hätten. Sie würden sich selbst glücklicher gefühlt haben, wenn sie als barmherzige Schwestern Kranken und Sterbenden liebreichen Trost gespendet oder einer Schaar aus dem Verderben geretteter Kinder Unterricht ertheilt hätten, als langweilig sich zu putzen und dann wieder seufzend vom Spiegel hinweg zu sehen. Manche würde nicht mehr über verfehlte Bestimmung klagen, sondern erkennen, daß die Werke himmlischer Liebe mehr befriedigen, als die der irdischen.

Schulwesen.

1) Ueber Schulunterricht vom ärztlichen Standpunkte von Dr. med. Passavant. Frankf. a. M., Hermann (Suchsland), 1863.

Der Verfasser warnt vor dem Verhocken und Verdumpfen in den Schulen. Aehnliche Warnungen sind schon seit dem Aufkommen des Turnens sehr häufig wiederholt worden, am eindringlichsten von Lorinser. In einer uns bekannten Stadt machten über hundert Väter in den vierziger Jahren eine Eingabe an die höchste Schulbehörde, um dem erdrückenden Uebermaaß von Stunden zu steuern. Damals mit Erfolg, aber nur mit einem sehr kurzen, denn bald waren die Schulpläne wieder mit Stunden überfüllt. Das Uebel hat sich mit der Zeit gesteigert. Vor vierzig Jahren wußte man noch nichts von Kleinkinderschulen und schickte man vor dem achten Jahre noch kein Kind in die Schule, da jetzt schon ins sechste Lebensjahr zurückgegriffen wird. Herr Dr. Passavant wird wahrscheinlich mit seiner trefflichen Schrift so wenig ausrichten, als alle seine Vorgänger, zumal da er der Schule die ausgedehnteste Freiheit und Autonomie zuerkennt. Wenn aber die Schulmonarchen machen können, was sie wollen, so steigern sie den Unterricht ins Unendliche fort und kennen kein Maaß und Ziel. Das liegt einmal in ihrer Art. Das ist Zunftgeist, der sich nicht von selber ändert. Die Schranke kann ihnen nur von Staatswegen und durch den besonnenen und entschiedenen Volkswillen gesetzt werden.

Laßt ihr die Schulmeister fortmachen, so werden sie unaufhörlich neue Lehrstoffe und neue Methoden als unerläßlich und unumgänglich aushecken und lieber die Jugend zu Tode hetzen, als ihrem Vorurtheil von der Nothwendigkeit, alle müßten alles lernen, entsagen.

Herr Dr. Passavant klagt zuerst über „das viele Sitzen“ und über die Thatsache, „daß zu viel und zu vielerlei gelehrt und deshalb mehr gelehrt als gelernt wird.“ Sodann klagt er über die zu frühe Anstrengung der noch nicht reifen Kinder. „Was in dem einen Jahr ihm schwer fällt, wird ihm im anderen leicht. Jedes Kind, ganz abgesehen von den größeren oder geringeren Anlagen, welche ihm die Natur mitgegeben hat, wird mit Bezug auf seine Lernfähigkeit mehr oder weniger unter dem Einflusse seiner körperlichen Entwicklung stehen. Und gerade während der Jahre des Wachsens werden oft die größten Anforderungen an die Schüler gestellt. Die reifere Jugend erträgt eine angestrengte geistige Thätigkeit leichter; das Kind erlahmt unter ihr. Die reifere Jugend erlernt mit Leichtigkeit, woran das Kind sich Jahre lang abquält. Und doch sind die Anforderungen, die an das Kind gestellt werden, im Verhältnisse zu seiner Kraft oft größer, als die, welche an die reifere Jugend gestellt werden. Dazu kommt noch, daß ein Kind noch mehr zu lernen hat, als was es in der Schule gelehrt wird. Tausend Gegenstände und Verhältnisse, die ihm neu sind, drängen sich ihm auf und geben ihm Stoff zum Nachdenken und Lernen. Es ist nicht immer ein Beweis von Faulheit und Unthätigkeit des Geistes, wenn ein Kind zeitweise keine, oder nur wenige Fortschritte in seinem Schulunterrichte macht. Nicht selten ist der Geist gerade in solchen Zeiten am thätigsten. Wenn nun auch beim Schulunterricht keine specielle Rücksicht darauf genommen werden kann, so sollten doch die Jahre der Kindheit, in welche neben der körperlichen Entwicklung gar manche geistige Thätigkeit vorzugsweise fällt, nicht mit Schulunterricht überhäuft seyn. Das Viel-Wissen der Kinder, die frühe Reife trägt selten gute Früchte für die Zukunft. Es ist besser, daß wenig gelernt wird und das Wenige recht gründlich, als daß in die Kinder so viel hineingelehrt wird, daß sie es gar nicht verdauen können.“

Die Kinder lernen viel leichter und besser, wenn sie nicht an einem Tage zu viel zu lernen haben. Das viele Hocken sechs, sieben und mit den Privatstunden oft mehr Stunden lang muß sie ja nothwendig stumpf machen und erschlaffen. „Eine höchst beachtenswerthe Mittheilung darüber findet sich in ‚Dr. F. v. Steinbeis, Elemente der Gewerbbeförderung, nachgewiesen an den Grundlagen der belgischen Industrie; Stuttgart, 1853‘, woraus Seite 71 und 176 hervorgeht, daß Kinder in Freischulen bei zwei bis drei täglichen Lehrstunden in wenigen Schuljahren weiter kommen, als die Schüler in anderen Schulen bei doppelt so viel

und mehr Schulstunden in mehr Jahren. Dieses scheinbar überraschende Resultat ist dadurch erklärlich, daß die Kinder, welche in den Fabriken beschäftigt sind, die paar Stunden des Tages, an welchen sie in die Schule gehen, als die schönste Zeit des Tages ansehen, daß sie geistig frisch und nie übersättigt dem Unterricht sich ganz hingeben, und daß sie während der körperlichen Arbeit in der Fabrik Zeit genug haben, den gelehrten Gegenstand zu überlegen und sich durch Nachdenken zu eigen zu machen."

Herr Dr. Passavant fährt fort: „Was soll man dazu sagen, daß Kinder von acht bis vierzehn Jahren von Morgens 8 Uhr bis Mittags 12 Uhr, und von 2 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends mit geringen Unterbrechungen zwischen den Stunden auf den Schulbänken sitzen müssen? Oder daß sie bei kürzerer Schulzeit so viel aufbekommen, daß sie zu Hause eben so lange, oder noch länger sitzen und arbeiten müssen? Oft wird ein Theil der für die Kinder so nöthigen Nachtruhe durch das Sitzen und Arbeiten bis in die Nacht hinein geraubt; voll Sorgen und Kummer legen sie sich zu Bette, weil ihre Aufgaben für den andern Morgen noch nicht fertig sind. Kann doch kaum ein Erwachsener sich mit ungeschwächter Kraft länger als drei bis höchstens vier Stunden mit einer den Geist anstrengenden Arbeit beschäftigen; um wie viel mehr muß ein Kind, welches naturgemäß leichter ermüdet und weniger Ausdauer hat, unter der zu anhaltenden Arbeit erlahmen! Ist es da zu verwundern, wenn bei Kindern das frische Aussehen einer blassen Gesichtsfarbe weicht, wenn allmälig die sonst vorhandene geistige Rührigkeit schwindet, und eine geistige und körperliche Schlaffheit eintritt? Es stehen hier aber nicht etwa die Interessen für die geistige Ausbildung des Kindes im Widerstreit mit der Sorge für seine Gesundheit, sondern beide leiden gleich Noth, unter dem zu Viel und zu Vielerlei. Es geht daraus die dringende Forderung hervor: Beschränkung der täglichen Unterrichtszeit."

Sodann empfiehlt der Verfasser, den Schulunterricht nicht vor dem achten Lebensjahre zu beginnen und setzt in einer ärztlichen Erörterung ausführlich auseinander, wie das Wachsthum, die gesunde Frische, der Gesichtssinn und besonders auch die Lungen durch das zu viele Hocken in den Schulen leide. Unter anderm macht er auf die Heizung im Winter aufmerksam. „Der Heizer legt ein, was in den Ofen geht, Lehrer und Kinder können es nicht aushalten vor Hitze. Die Fenster werden aufgerissen, die kalte Winterluft strömt an die den Fenstern zunächstsitzenden Kinder, und sie bekommen Husten, Schnupfen, Rheumatismus u. s. w. Andere, die in der Nähe des Ofens sitzen, bekommen Kopfweh vor Hitze." Das geschieht nicht nur in den Schulen, sondern auch in allen Canzleien und nichts beweist wohl mehr, in welchem entsetzlichen unpraktischen Schlendrian die Dinge bei uns fortgehen. Wenn man im Winter in ein Amtszimmer kommt, kann man darauf rechnen, den Ofen überheizt und dagegen ein Fenster offen zu finden. Das ist die größte Fahrlässigkeit in Bezug auf die Gesundheit wie in Bezug auf das Staatsvermögen, denn viel Tausende von Klaftern Holz werden auf diese Weise jährlich unnütz verbrannt. Aber es ist nicht möglich, in dieser Beziehung dem bösen Herkommen zu steuern.

Schließlich wünscht der Verfasser eine Beaufsichtigung der Schule von Seiten der obern Sanitätsbehörde. „So wenig hier einer Bevormundung der Schule durch eine Sanitätsbehörde das Wort geredet werden soll, so sehr vielmehr Verfasser dieses dem Schulwesen eine völlig freie Weiterentwicklung wünscht, so erscheint es ihm doch auch wünschenswerth 2c." Armer Doctor! Mit dem Wünschen ist es nicht gethan.

2) Winke für Lehrer zur Hebung des zoologischen Unterrichts an höheren Bildungsanstalten von Dr. Bernard Altum. Münster, Aschendorff, 1863.

Hier meint wieder einer, es werde noch lange nicht genug auf Schulen gelehrt, man solle auch einen durchgreifend gründlichen Unterricht in der Zoologie ertheilen und an den Schulanstalten zoologische Sammlungen anlegen und den Schülern genaue Anweisung zum Sammeln, Aufbewahren, Ausstopfen der Thiere, der Eier 2c. geben. Für den Liebhaber sind die hier ertheilten Belehrungen ganz gut, für Schulen aber viel zu viel.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 33.** 25. April 1863.

Dramatische Kunst.

Ueber die politische Vorbedingung zum historischen National-Drama. Ein Vortrag im Concertsaal des k. Schauspielhauses von Carl Schwebemeyer. Berlin, Julius Springer, 1863.

Der Redner hat sein interessantes Thema nicht erschöpft, aber manche gute Andeutung gegeben.

Er klagt, „daß wir Deutschen noch kein historisches Nationaldrama, kein Volksdrama besitzen." So allgemein ausgesprochen, geht die Klage zu weit, denn wir haben doch das eine oder andere gute Drama, dessen Stoff aus der deutschen Geschichte geschöpft ist, und noch mehr solche, in denen wenigstens eine Seite der eigensten deutschen Volksnatur treu aufgefaßt wird. Dennoch bleibt es wahr, daß unsere meisten und größten dramatischen Dichter sich ihre Stoffe in der Geschichte anderer Völker oder in einer phantastischen Welt gesucht haben, und diese Thatsache ist genug von Belang, daß man sie zur Erörterung bringen darf.

Der Fehler liegt, wie der Redner richtig bemerkt, weniger an den Dichtern, als an der deutschen Geschichte selbst. Denn wir sind im Verlauf einer zweitausendjährigen Geschichte immer noch nicht zu derjenigen Nationaleinheit gelangt, ohne die es kein rechtes Nationalbewußtseyn geben kann. Die fehlende Nationaleinheit ist uns aber ersetzt durch Vereinigungspunkte der verschiedensten Art, denen wir z. B. ein katholisches, ein lutherisches, ein calvinisches, ein philosophisches, ein österreichisches, ein preußisches, ein bayrisches, ein sächsisches, ein schwäbisches, ein schweizerisches, ein holländisches, ein vlämisches 2c. Bewußtseyn verdanken. Wo die Bruchtheile sich so energisch entwickelt haben, was bleibt da vom Ganzen übrig? Dazu kommen in neuester Zeit noch die politischen Parteiungen, die wieder eben so energisch als einseitig sind und ein großes Nationalbewußtseyn gar nicht aufkommen lassen, ja sogar den Begriff „Deutsch" immer nur in einem entgegengesetzten Sinne deuten. Der Vortragende spricht darüber wahr und offen. „Es gab (für uns) kein Vaterland. Es gab nur ein mystisches Reich, und ein nominelles Reichsoberhaupt. In Wirklichkeit gab es eine Unzahl von faktisch ziemlich unumschränkten Herrschern, von reichsunmittelbaren Herren und Städten. Alle diese im ewigen Kampfe mit- und gegeneinander, heute Freund, morgen Feind; ein immerwährender Krieg im Kleinen oder im Großen, ein ununterbrochener Belagerungszustand, der Friede nur ein Waffenstillstand. Eine Seltenheit war es, gleichsam ein abnormer Zustand, wenn in keinem Theile des Reiches offene Fehde waltete und blutiger Krieg. Und nun erst die politischen und socialen Zustände im Innern der einzelnen Staaten! Das historische Drama nehme seinen Stoff, wie und wo es wolle, immer wird der Hintergrund der Zwiespalt der Nation sein, die Spaltung in Religion wie in Politik, der Krieg des einen Staates gegen den Anderen. So ist unsere ganze geschichtliche Vergangenheit der Art, daß der Dichter, der aus ihr seinen Stoff zu dramatischer Gestaltung nimmt, und der von dem ganzen Ernste und der ganzen Hoheit seiner Aufgabe durchdrungen ist, nur mit Zittern und Zagen daran gehen kann. Da mag wohl von vornherein das Herz ihm sinken, der Muth ihn verlassen. Nun denke man sich diesen Kampf, in welchem der Dichter doch Partei — im Sinne der sittlichen Idee des Rechts — Partei ergreifen muß, hineingeschleudert in unsere heutigen Kämpfe, unsere heutige „deutsche Politik", in unser Gotha und Bamberg! Die Beziehungen zur Gegenwart müssen bei jedem Schritte von selbst sich bieten, und der Dichter hat in Wahrheit

zu sinnen, wie er sich nur der „Anspielungen“ erwehre. Sie sind oft unvermeidbar, gar nicht zu umgehen. Es kann daher irrig sein zu glauben, sie seien gesucht. Wir sind eben noch im Unfertigen. Denn Alles, was Deutschland Jahrhunderte hindurch bewegt und erregt hat, Alles, was es verschuldet und geduldet, gelitten und gestritten hat, füllt auch noch unsere heutige Zeit. Freilich sind wir, wenn nicht alle Zeichen trügen, unendlich vorgeschritten in jeder Beziehung: aber eben deshalb auch, weil wir an Erkenntniß gewonnen und des Zieles uns klarer und deutlicher bewußt geworden, fühlen wir auch lebhafter und tiefer den Mangel dessen, was uns noch fehlt.“

Das Parteiergreifen ist allerdings die gefährliche Klippe. Wer den Helden einer Partei auf die Bühne bringt oder irgend einen heroisch tragischen Moment unserer Geschichte in der Parteifarbe darstellt, beleidigt dadurch die Gegenpartei und liefert ein Parteidrama, aber kein Nationaldrama. Das gilt auch von Stoffen aus der früheren Geschichte. Die Hohenstaufenzeit z. B. liegt schon 700 Jahre hinter uns und doch ist es noch keinem deutschen Dichter gelungen, sie unparteiisch aufzufassen. In der Regel ergriffen die Dichter Partei für den Kaiser gegen den Papst, verherrlichten die Staatsomnipotenz und Aufklärung und verfielen in ein ganz unbesonnenes und blindes Verdammen der alten Kirche. — Für andre Helden unserer Geschichte konnte sich immer nur der Sonderstaat oder Volksstamm, dem er angehörte, begeistern. In dieser oder jener deutschen Haupt- und Residenzstadt sind vaterländische Schauspiele mit Glanz aufgeführt worden, weil es aber nur die Verherrlichung eines Habsburgers, eines Zollern, eines Wittelbachers ꝛc. galt, haben die andern Haupt- und Residenzstädte davon keine Notiz genommen und eine allgemeine Zustimmung und Begeisterung deutscher Nation ist dadurch nicht erzielt worden.

Dennoch gibt es Stoffe, für welche sich die gesammte deutsche Nation wohl ein wenig erwärmen, oder die ein patriotischer Dichter wenigstens so auffassen könnte, daß sie tiefen Eindruck auf die Nation machen müßten. Der Vortragende sagt mit Recht, der Dichter könne oft mehr thun, als der Geschichtschreiber. Wenn wir indeß die große Mehrzahl unserer historischen Dramen schärfer ins Auge fassen, finden wir, daß in der wirklichen Geschichte oft mehr Tiefe der Charakteristik und mehr Poesie liegt, als in der dramatischen Behandlung. Vergleichen wir z. B. den historischen Wallenstein mit dem dramatischen von Schiller, so erscheint der erste als ein schweigsamer, tief verschlossener, unzugänglicher Charakter, der allein befiehlt und den Nichtvollzug seiner Befehle erbarmungslos mit dem Tode bestraft, der allein alles bedeutet und thut, allein alle Listen anspinnt und niemals von andern, sondern immer nur von sich selbst oder von seinem eingebildeten Sterne Rath annimmt. Schillers Wallenstein ist so ziemlich das Gegentheil des historischen, weil er überschwenglich viel redet und mit sich reden, ja in seiner Unentschlossenheit sogar durch ein Weib, seine Schwester, sich überreden läßt. Das heißt, einen eisernen Charakter in poetischen Brei auflösen. Ein zweites Beispiel ist Göthes Egmont. Der wirkliche geschichtliche Egmont war ein guter Familienvater, dem es niemals eingefallen seyn würde mit Titel und Orden vor einem schmiegsamen Clärchen zu kokettiren. Auch war der Dichter schwerlich befugt, die Freiheit in der Gestalt einer Maitresse Egmonts zu personificiren, um sie zu einem Schlußeffect des Dramas zu benutzen. Die Niederländer, während ihrer Revolution von einem furchtbaren Grimme erfüllt, führten gegen die damals mächtigste Monarchie Europas so entsetzliche Schläge der Verzweiflung und Rache, daß die Freiheit, für welche sie kämpften, wahrhaftig eine ganz andere Physiognomie hatte, als die einer schmiegsamen Nymphe. Dies sind nur ein paar vornehme Beispiele von Dichtern, die einen historischen Stoff unglücklich aufgefaßt haben. In einer Legion von historischen Jambentragödien, die seitdem, wenn nicht alle über die deutsche Bühne gelaufen, doch auf den deutschen Büchermarkt gebracht worden sind, wimmelt es von ähnlichen falschen Auffassungen der geschichtlichen Charaktere und Situationen.

Am merkwürdigsten ist wohl, daß grade die für den Entwicklungsgang der deutschen Nation wichtigsten Männer und größten Helden unserer Geschichte, für die alle deutschen Sprachgenossen sich gemeinsam interessiren können, doch von unsern dramatischen Dichtern noch niemals so benutzt worden sind, wie sie es verdienen. Von Arminius z. B. darf man doch sagen, er sey unser ältester bekannter Nationalheld, der die gesammte deutsche Nation gegenüber Rom vertrat. Sein Name ist auch im Munde aller Deutschen, aber auf der deutschen Bühne hat man ihn niemals anders gesehen, außer mit dem classischen Zopfe. Karl der Große der Gründer unseres Reiches, wird zwar sehr in Ehren gehalten, aber eine poetische Gestalt aus ihm zu machen, die von der Bühne herab ergreifend wirken könnte, hat noch kein Dichter verstanden.

Leider wimmelt es in unserer Geschichte von tragischen Helden, deren Schicksal mit irgend einer großen Sünde der deutschen Nation zusammenhängt. Solche

Helden auf der Bühne wirken nur demüthigend und niederschlagend. Sie fördern nicht das Vertrauen der Nation zu sich selbst, sondern nur die Resignation, die sich in schlechte Zustände und Gesinnungen ergibt, weil die frühern auch nicht besser waren. Mancher unserer Kaiser, wie Otto III, Heinrich VII, Günther von Schwarzburg, Ruprecht von der Pfalz sind echt tragische Erscheinungen, edle Männer, die das Wohl ihrer Nation im Herzen trugen und eben deshalb unterliegen mußten. An sie reihen sich noch viele der besten Volkshelden an, wie Georg Wullenweber. Aber es käme darauf an, historische Nationaldramen zu schaffen, aus denen man Muth und Erhebung schöpfen könnte, nicht solche, die nur an der Nation verzweifeln lassen.

Viele unserer historischen Dramen dienen gleich unsern klein- und großdeutschen Vereinen, Vor- und Nachparlamenten nur einem frommen Wunsch zum Ausdruck, ohne daß irgend eine Möglichkeit da wäre, denselben zu verwirklichen. Das gefällt dem Deutschen und damit tröstet er sich; wenn er nur schwatzen, Reden halten und politisch klagen kann, ist er zufrieden. Aber grade dieses unpraktische Gebaren der Nation macht, daß die, welche still und schweigsam, aber praktisch regieren, immer die Macht behalten. Um ein Beispiel zu geben, wie unpraktisch die patriotischen Schauspieldichter verfahren, bezeichnen wir das Kaiserzwillingspaar Ludwig den Bayer und Friedrich den Schönen, deren rührende Freundschaft uns schon öfter auf den Bühnen vorgeführt worden ist. Die Dichter knüpfen eine patriotische Schönrednerei daran, hinter der gar nichts ist. Ohne Zweifel waren beide Fürsten ein paar gemüthliche Deutsche, aber schrecklich unpraktisch, so sehr, daß nicht nur ihre Verwandten, Freunde und Angehörigen, sondern auch sie selbst alsbald zu der Einsicht gelangten „es ginge wohl, aber es geht nicht." Es ging nicht, die Schwärmerei der beiden guten Kaiser hatte gar keine Folgen, als beide zu compromittiren und die Zwietracht nur noch mehr zu vergrößern. Solche Momente und solche Charaktere der deutschen Geschichte sollten die Dichter doch um Gotteswillen liegen und ruhen lassen. Daran kann sich die Nation nicht erheben.

Wir möchten überhaupt niemand auffordern, jetzt zunächst noch an der Superfötation historischer Jambentragödien sich zu betheiligen. Wer in unsern Tagen noch in Jamben schreibt, müßte ein Gott seyn, wenn er nicht Sklave der Schablone, des falschen Pathos, der Affectirtheit und der Koketterie mit „schönen Stellen" würde.

Lyrische Dichtkunst.

Ranken. Gedichte von Adolf Bekk. München, Fleischmann 1862.

Man findet in dieser Sammlung manches Gedicht, was sich durch Wärme und Tiefe des Gefühls auszeichnet. Unter anderm auch des religiösen Gefühls, welches den Laiendichtern unserer Zeit gewöhnlich sehr entfremdet ist. Wir wollen hier nur den Schluß einer schönen Romanze anführen, die uns das rührende Bild einer Mutter auf der Flucht darbietet.

Auf diesen welken Armen hier
Mein Kind, die theure Last,
Der Feinde Kugeln hinter mir,
Kaum Einmal hielt ich Rast.
Pfadlos in einem Walde dicht
Zog ich dahin, und sieh!
In's Dunkel brach ein golden Licht,
Gelobt sei'st Du, Maria!

Da lagen Englands reiche Gau'n
In abendlichem Roth,
Jane Mary schlug die Augen auf —
Der Geist darin war todt.
Mit Thränen wusch ich all ihr Haupt,
Das lag auf meinem Knie;
Sie sprach, sonst jeden Lauts beraubt:
Gelobt sei'st Du, Maria!

Wir wanderten von Hof zu Hof,
Kein Mitleid fanden wir,
Man ließ auf uns die Meute los,
Man stieß uns von der Thür.
Kein Obdach rings, das Bettelbrod
Und meine Hoffnung war der Tod,
Gelobt sei'st Du, Maria!

Du gutes Herz von Southernhill,
Ich seh' Dein Auge naß,
O Preis ihm, der uns Leid geschickt,
Zu siegen ob dem Haß!
Zum Mutterherzen hier und dort
Fleht ihr vergebens nie,
Drum zürnet nicht dem frommen Wort:
Gelobt sei'st Du, Maria!

Recht sinnig ist auch das Lied, in welchem der Dichter an den Uebermuth seiner Jugendjahre zurückdenkt, an die philosophischen und politischen Verirrun-

gen, in die schon seit mehreren Generationen unsere unbefangene Jugend hinein gerissen wird. Die Verkehrtheit, die in Preußen mit dem Ministerium Altenstein begann, ist auch anderwärts nachgeahmt worden. Unter der Autorität der Regierungen wurde die Wissenschaft in einem ausdrücklich gottfeindlichen Sinne gepflogen und dadurch jede religiöse und sittliche Autorität erschüttert. Aus der Lehrfreiheit wurde eine Lehrtyrannei der s. g. Fortschrittspartei, die in einer Revolution nach der andern Bankerott machte und doch nicht aufhört, zu revolutioniren. Einer, der dieses Treiben durchgemacht und glücklich überstanden hat, sagt nun hier:

Kaum reichte mehr für sie,
Als ich selbst im Jugendglauben
Wähnte, Glück mir zu erstürmen,
Wollt' ich helfen, Berge thürmen
Um des Himmels Licht zu rauben.

Niedrig, klein, verrucht, erbärmlich
Schien mir jedes kluge Streben,
Wollt' im Fluge mich erheben
Und das Gehen schien mir ärmlich.

Ja, ich dünkte mich berufen
Zu des Menschenheils Begründer,
Zu der neuen Lehre Künder
An des Zukunftstempels Stufen.

Säul' um Säule sah ich wanken;
Um des Tempels Trümmerstätte
Schlingt sich nun des Epheus Kette,
Und im Winde weh'n die Ranken.

Nicht vom Zaune, dies erlernt' ich,
Nicht durch Opfer tollen Muthes,
Nicht vom Glücke kommt uns Gutes,
Nur wo ich gesä't, dort ernt' ich.

Und der Mannesbildung Blüthe
Muß in Sturm und Wettern reifen,
Eh' er mag den Samen streifen,
Liebreich Andern ins Gemüthe.

Die meisten der uns hier vorliegenden Gedichte sind der Natur und der Liebe gewidmet. Aus einem Frühlingsliede

Der Winter verschnaubte, der Lenz ist nah,
Das lieblichste der Wunder geschah:
Veilchen im März,
Das erste der Veilchen erblühte.

Aus einem Winterliede.

Hörst du das Feuer knirren?
Die Flammen kosen und girren
Und brennen zusammen in Liebe.

Ach wie so schön dich die Gluthen,
Mein prangendes Mädchen umfluthen!
Sie strahlen zurück wie die Liebe.

Am Schluß ein Gruß an Oesterreich, das Vaterland des Dichters. Derselbe wünscht, Oesterreich möge sich seines Germanismus wieder mehr bewußt werden.

Um des Glockners Silbergipfel
Rauscht der Adler deutscher Kraft,
Deutsche Köpfe, deutsche Kellen
Schufen deines Ruhmes Dom,
Deutsche Wellen tränken, schwellen
Deiner Wohlfahrt breiten Strom;
Deutschland, deine Schul' im Frieden,
Deine Werkstatt in der Noth,
Deutsche Waffen hie zu schmieden,
Wenn der Erbfeind dich bedroht.

Es ist sehr wahr, das Kaiserthum Oesterreich ist alles, was es ist, nur durch die deutsche Kraft geworden und nur als Erbe des deutschen Kaiserthums. Aber das hat Metternich vergessen, Metternich trennte Oesterreich von Deutschland, ließ allen deutschen Geist in Oesterreich einschlafen, durch die jüdische Börse und das jüdische Literatenthum systematisch verderben und dagegen die Italiener, Ungarn und Slaven in ihren Nationalitäten erstarken. Ja heute noch rühmt sich Oesterreich, nicht germanisirt zu haben. Die Nichtdeutschen wollen den Deutschen kaum noch als Bruder sich gefallen lassen, nachdem man Jahrhunderte lang in ihm nur den Herrn gesehen hat. Wenn das der s. g. österreichische Fortschritt ist, so sitzt das Kaiserthum auf einem Krebse.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/2 Thaler.

Mittwoch, N° 34. 29. April 1863.

Missionswesen.

Die christlichen Missionen. Ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge. Von T. W. M. Marshall. Aus d. Engl. 1—5te Lieferung. Mainz, Kirchheim, 1862.

Eine überaus strenge und scharfe Kritik des evangelischen, insbesondre englischen Missionswesens, wogegen die katholische Missionsthätigkeit herausgestrichen wird. Beides mit einiger Einseitigkeit. Jedenfalls ist es dem Verfasser unmöglich, große welthistorisch bedeutende Bekehrungen von katholischer Seite in Indien und China nachzuweisen. Die Erfolge der katholischen Missionen waren außerordentlich im 16. Jahrhundert, aber nur in Mittel- und Südamerika. Sie übertrafen auch noch im 17. Jahrhundert in China und Japan bei weitem alle späteren protestantischen Missionserfolge, allein diese Erfolge waren nur von kurzer Dauer. In Indien, in den muhamedanischen Staaten, in Afrika und in Oceanien haben die christlichen Bekehrungsversuche, von welcher Confession sie auch ausgingen, überall wenig, ja so viel als nichts ausgerichtet. Die Gründe liegen nahe. In China und Indien, wie im muhamedanischen Orient herrscht eine zähe Macht der Gewohnheit, die jeder Neuerung feindlich ist, und werden zugleich die Missionäre, und zwar die englischen mit vollem Recht, als Spione des Auslandes und als Vorläufer einer unerträglichen Unterdrückung angesehen. Was hat denn unser berühmter Gützlaff in China für eine bessere Rolle gespielt, als die eines von England bezahlten Agenten, der mittelst des Christenthums den Opiumhandel fördern sollte? Den Engländern war es nur um das Opium, nicht um das Evangelium zu thun.

In Indien sind die Engländer gewitzigt. Hier dulden sie zwar die Mission, aber nur schandenhalber, um die öffentliche Meinung in England nicht vor den Kopf zu stoßen. Aber sie thun nichts für die Bekehrung, sie hindern sie wo möglich. In Calcutta wurden zwei Missionäre mit hohen Geldstrafen belegt, weil sie öffentlich getadelt hatten, daß ein brittischer Offizier auf dem Grabe seiner indischen Maitresse eine heidnische Pagode hatte bauen lassen.

Die protestantischen Missionäre sind verheirathet und die Sitte ist nothwendig, daß sie als Lord und Lady leben und reisen. Mit Recht bemerkt Marshall, daß die katholischen Mönche, indem sie sich allein und bedürfnißlos unter die Heiden wagen, weit mehr Vertrauen finden, als jene anspruchsvollen geistlichen Lordschaften mit ihrem zahlreichen Dienstpersonal. Das hat auch schon lange der von Marshall nicht citirte deutsche Missionär Graul geltend gemacht, in dessen Buch über Indien man überhaupt die besten Aufschlüsse über den geringen Erfolg der Missionen erhält.

Mit Recht sagt Marshall, das bei evangelischen Missionen vorherrschende Bibelvertheilen entspreche dem Zweck nicht. „Der protestantische Missionär andererseits, der meistentheils durch häusliche Bande gehemmt und mit der unaufhörlichen Vorsorge, welche dieselben mit sich bringen und rechtfertigen, beschäftigt ist — denn die Ansprüche einer Frau und einer Familie sind genugsam geheiligt und zugleich gebieterisch, um allen übrigen voranzugehen — hütet sich natürlich, eine so gefährliche und schwierige Laufbahn zu betreten, und verläßt sich hauptsächlich auf die Verbreitung der heiligen Schriften oder religiöser Tractate, welche er die Küste entlang austheilt oder in das Innere versendet und alsdann selbst ihre Wirkung thun läßt. In vielen Ländern und besonders in China und in der Levante ist die Thätigkeit der protestantischen Missionäre bei-

nahe gänzlich auf die Austheilung von Büchern beschränkt gewesen; obgleich, wie einer aus ihrer eigenen Gesellschaft nach einer mehrjährigen Erfahrung bemerkt — „es von geringem Nutzen scheint, Bücher in Ueberfluß zu geben, ohne reichliche persönliche Predigt;' eine Ansicht, die er durch die schlagende Bemerkung bestätigt: „es ist auch ganz klar, daß die Apostel auf diese Weise verfuhren.'"

„Trotz dieser eindringlichen Thatsache haben sich die Protestanten doch gesträubt, ihre Lieblingsmethode aufzugeben und noch mehr, zu gestehen, daß sie mißglückt ist. Es ist, wie sie selbst bekannt haben, wahr, daß die Idee, die Heiden durch die Austheilung von Büchern zu bekehren, ihre Sanction nicht aus der Apostelgeschichte herleitet; und daß es ein ganz anderes System von Missionsbemühungen war, durch welches in weniger als drei Jahrhunderten die römische Welt zum Christenthum bekehrt worden ist. Dieses System leitete seine übernatürliche Kraft von dem befruchtenden Blute der Martyrer ab." Indeß hat doch auch die katholische Bekehrung von Goa aus, wo die Portugiesen so lange herrschten, nur sehr schwache Erfolge aufzuweisen gehabt.

Die evangelischen Missionen machen der Weiber und Kinder wegen ungeheure Kosten. Die Gesellschaft muß nicht nur die Missionäre, sondern auch deren Familien erhalten. Das alles ersparen sich die katholischen Missionen. Rechnet man zu der Familienverpflegung noch die Kosten der zahlreichen Bibelübersetzungen, so darf man sich nicht wundern, daß nachgerechnet worden ist, in England und Amerika allein (ungerechnet Deutschland, Scandinavien und die Schweiz) seyen seit Anfang unseres Jahrhunderts bereits 40 Millionen Pfund Sterling für die evangelische Mission verausgabt worden.

Indem Marshall die ärmlichen Resultate durchgeht, ist er nicht ganz gerecht oder wenigstens nicht ganz historisch treu. Es ist richtig, daß die evangelischen (wie auch die katholischen) Christen in China sehr wenig zahlreich sind und sich wie Tropfen im Meere der Heiden verlieren. Allein die Taiping würden ihre große Rolle nicht spielen, wenn sie nicht doch von Europa aus und insbesondre durch die Lektüre der Bibel inspirirt worden wären. Mögen sie immerhin nur Bastardchristen seyn, aber bei ihnen ist doch die Bibelverbreitung keineswegs unwirksam gewesen. Niemand kann jetzt schon wissen, was aus den Taiping noch werden wird, und Thatsache ist, daß die englischen Missionäre mit allen ihren Versuchen, die Taiping für ihre Auffassung des Christenthums zu gewinnen, gescheitert sind. Die Taiping haben nämlich ein buddhistisches Element, welches in ihrem alten Glauben lag, mit in ihr neues Christenthum hinübergenommen, nämlich das Bedürfniß, einen Gott zu haben, der in menschlicher Gestalt lebendig unter ihnen wandle. Das ist bei den Buddhisten Tibets bekanntlich der Dalai-Lama, bei den Mongolen der Steppen sind es die mehrfachen Kutuchtus. Tien-te oder Tien-wong, ihr gegenwärtiger erster Kaiser, gibt sich für Gottes Sohn, den jüngeren Bruder des Heilandes aus, und als solchen beten ihn die Taiping an. Wenn nun englische Missionäre nicht das Gleiche thun wollen, werden sie mißhandelt und fortgejagt. Daher ist eine Verständigung nicht möglich und helfen die Engländer dem heidnischen Kaiser die Taipingrebellen bekämpfen. Trotz alledem aber stellt das Taipingsystem doch einen Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum dar und ist damit ein welthistorischer Fortschritt erreicht. Ein Uebergang dieser Art scheint, wie schon vor zweihundert Jahren die in China wirkenden Jesuiten behauptet haben, die unerläßliche Bedingung der Christianisirung Hinterasiens zu seyn.

In Indien hat der Katholik dem Protestanten nichts vorzuwerfen. Sie sind beide nicht durchgedrungen. Was die Insel Ceylon anbelangt, so hätte Marshall aus dem deutschen Buche Grauls noch mehr Waffen entlehnen können, denn Graul gesteht gradezu, die von den englischen Missionären bekehrten Ceylonesen seyen größtentheils zu den katholischen Missionären übergelaufen, die ihnen besser zugesagt hätten.

In Neuholland sind die Eingebornen so wild, daß hier gar keine Bekehrung gemacht wird. Auf Neuseeland sind die bekehrten Einwohner entsittlichter, als die noch übrigen Heiden. Daran sind freilich nicht die Missionen, sondern die Matrosen und Speculanten Schuld. Auch in Afrika sind die Bekehrungen kaum nennenswerth. In Dahomey werden noch unter den Augen der Engländer die gräulichsten Menschenopfer in Masse dargebracht. Vom Kap aus sind die Kaffern nicht bekehrt, sondern nur zum wüthendsten, leider nur zu wohl berechtigten Hasse gegen die Engländer gereizt worden.

Am meisten sind die protestantischen Bekehrungsversuche bei Muhamedanern mißlungen. Es ist auch wohl unmöglich, daß Missionäre, welche von den verschiedenen Standpunkten, vom calvinischen, lutherischen, herrnhutischen, methodistischen, baptistischen, quäckerischen rc. ausgehen und sich unter einander selber streiten, auf den ernsten Muselmann Eindruck machen können. Ebenso wenig Erfolg hatte die Mission unter

den Juden. Am wenigsten unter den Katholiken, zu denen im Ganzen mehr Protestanten (besonders in England) übertraten als umgekehrt. In Bogota wurden die von den Engländern eingeschmuggelten Bibeln öffentlich verbrannt und zwar mit Zustimmung des nordamerikanischen Gesandten, der die Einmischung der Engländer in der neuen Welt mißbilligte. In Spanien machte der Engländer Barrow mit seiner Bekehrungsreise schlechte Geschäfte. In Italien wäre jetzt der Boden gehörig aufgewühlt und doch gedeiht dort nur der Same des Unglaubens, nicht aber der Same irgend welcher unter den verschiedenen sich evangelisch nennenden positiven Glaubensformen.

Die Missionäre, deren Predigten keinen Eindruck machen, helfen sich, verwahrloste Kinder zu erziehen, die elendesten Individuen der niedrigsten Klasse durch kleine weltliche Vortheile an sich zu locken und Bibeln in der Landessprache zu verbreiten. Aber diese Bibeln entsprechen dem Zwecke nicht, sind unkritisch übersetzt. Da wir sie nicht kennen, geben wir nur Marshalls Urtheil wieder auf dessen Verantwortung und müssen es Kundigeren überlassen, ihn zu widerlegen, wenn er nicht die Wahrheit gesagt hat. Er tadelt die Uebersetzungen in die indischen Mundarten ohne Ausnahme, die Tilinga-Uebersetzung, die Tamul-Uebersetzung und alle andern. „Von der Canara-Uebersetzung, welche in der Umgegend von Goa gebraucht wird, gibt ein competenter Kenner folgende und viele ähnliche Proben: ‚Im Anfang schuf Gott die Erde und die Luft.‘ ‚Dunkelheit war auf dem Wasser, aber die Seele Gottes wanderte mit Entzücken über das Wasser.‘ ‚Lasset uns einen Menschen machen gleich uns, der unsere Gestalt habe; lasset ihn beherrschen die im Wasser lebenden Insekten der See!‘ ‚Es gibt in dieser Uebersetzung kaum einen einzigen Vers, der richtig gegeben wäre;‘ setzt Dubois hinzu, und er bemerkt, daß ‚kein Indier, der die geringsten Kenntnisse besitze, sich beim Lesen eines solchen Machwerkes ernst halten könne.‘

Als ein Beispiel der Verdienste der Mahratta-Uebersetzung wird uns berichtet, die Worte ‚siehe das Lamm Gottes,‘ seien übersetzt ‚siehe das Junge der Schafe Gottes;‘ ‚obgleich der Mahratta-Dialekt ein Wort besitzt, welches genau unser Wort Lamm wiedergibt, während jenes, welches sie untergeschoben haben, nicht einmal ein Mahrattawort ist.‘

In der Hindostan-Uebersetzung, wie uns ein anderer protestantischer Schriftsteller berichtet, wird der Spruch ‚richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet,‘ mit ‚übe nicht Gerechtigkeit, damit nicht gegen Dich Gerechtigkeit geübt werde,‘ gegeben.“

Einsichtsvolle Heiden mögen nun solche Bücher nicht lesen oder benutzen deren Fehler, um die christliche Religion überhaupt zu verunglimpfen. Unzählige können gar nicht einmal lesen. Die gratis vertheilten Bibeln werden also zu ganz anderen Zwecken verbraucht, als zu denen sie bestimmt waren. „Die Zahl von Büchern, welche die Protestanten vertheilen, ist unermeßlich,‘ sagte Bischof Courvezy, ein den im indischen Archipelagus reisenden Engländern wohlbekannter Prälat; ‚aber der Gebrauch, welchen man von ihnen macht, ist sehr verschieden von dem, zu welchem sie bestimmt sind. In Singapore sah ich die Mauern von zwei Häusern über und über mit Blättern der Bibel bedeckt; diese Profanation ist jedoch nicht größer, als wenn sie zur Verpackung von Tabak oder Speck verwendet werden.‘

Ein anderer Augenzeuge erzählt uns, daß in den Gränzstädten China's fortwährend ganze Kisten voll Bibeln ‚auf Auctionsweg verkauft und namentlich von Schuhmachern, Krämern und Spezereihändlern zum Preis von altem Papier erhandelt werden.‘ Pecot, der sowohl mit Hindostan als China genau bekannt war, bemerkt, indem er die Ruhmredigkeit der Bibelgesellschaften, ‚ihre Uebersetzungen seyen in alle Theile der bekannten Welt gedrungen,‘ erwähnt, daß dies, soweit seine Beobachtung reiche, vollkommen wahr sey; aber er setzt hinzu: ‚die Krämer aller dieser Länder können dasselbe Factum bestätigen, da sie zu jeder Stunde des Tages diese Uebersetzungen Bogen für Bogen vertheilen.‘ Auch Marchini berichtet, indem er nach eigener Beobachtung spricht, ‚daß sie von Schuhmachern nach dem Gewicht gekauft werden, um chinesische Pantoffeln daraus zu fertigen;‘ und dieser gelehrte Mann drückt sein Erstaunen darüber aus, daß ‚die Engländer, welche so viel Schärfe und Bestimmtheit des Urtheils in anderen Dingen an den Tag legen,‘ sich von bezahlten Speculanten oder phantastischen Enthusiasten so düpiren ließen.“

Wir müssen an ein Buch erinnern, welches schon vor vierzig Jahren erschienen ist und ganz dasselbe sagt, was Marshall, die letters on the state of Christianity von Abbé Dubois. Derselbe lebte und wirkte 32 Jahre lang als katholischer Missionär in Indien und bekennt, daß er nicht einen einzigen Indier zu einem wahren Christen habe bekehren können und verneint die Frage, ob man die Indier bekehren könne, aufs allerentschiedenste. „Am meisten Eingang hatte von bisher die römisch-katholische Form des Christenthums in Indien gefunden. Ein Gottesdienst, der nicht Gepränge und Ceremonien hat, macht keinen Eindruck auf Hindus; nur durch die

Sinne können sie gewonnen werden, sie neigten sich daher anfänglich am meisten zum römisch-katholischen Kultus. Dieser Kultus hat ein Pooga oder Opfer, denn die Hindus nennen selbst das Meßopfer nicht anders als Pooga. Dieser Kultus hat Bilder, Gemälde, hat Tirtan, nämlich geweihtes Wasser, hat seine Fasten und Tylls oder Feste. All dieses ist den Religionsübungen der Hindus höchst ähnlich. Wenn nun aber ein sinnlicher Kultus der Art in Indien so viel Widerstand gefunden hat, was können sich denn die protestantischen und evangelischen Formen des Christenthums für Erfolg versprechen, sie, die ohne Pomp und Ceremonien, im Aeußeren vom indischen Kultus so himmelweit verschieden sind? Es gibt daher in Indien nur wenige und gar nicht zahlreiche lutherische Congregationen, wie in Vepery, in Tranquebar, in Tanjore, Trichinopoly und Tinnivelly.'

,Noch muß bemerkt werden, daß unter den christlichen Congregationen viele Hindus vorkommen, welche erst katholisch waren, dann zur Zeit von Noth und Mangel lutherisch wurden, in Hoffnung, mehr Hülfe und Beistand zu finden. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß diese indischen Christen, je nachdem es ein augenblicklicher Vortheil fordert, aus einer Gemeinde in die andere übergehen, und ihr Leben im Wechsel zwischen Katholicismus und Protestantismus zubringen. Auf meiner letzten Reise nach Madras traf ich sogar Indier, die zum Christenthum übergegangen, nun nach der Jahrszeit katholisch und protestantisch waren, so daß sie die Hälfte des Jahrs in einem, die andere im andern Kultus verlebten.'

,Was die neuern Bekehrungsversuche und Missionen der verschiedenen Sekten, die seit einigen Jahren in Indien auftraten, betrifft, kann ich nach genauester Kunde, die ich über den Erfolg derselben eingezogen, versichern, daß all die großen Fortschritte, deren sie sich rühmen, nur etwas auf dem Papiere Vorgegebenes sind.' ,Was, glauben Sie, muß ein wohlerzogener Indier sich denken, wenn er liest, daß Abraham, als er von drei Engeln in Menschengestalt Besuch erhielt, ein Kalb tödten ließ, um seine Gäste zu bewirthen? Können Sie wohl zweifeln, er werde auf der Stelle ein Buch mit Abscheu wegwerfen, das nach seinem tiefeingewurzelten Vorurtheile gotteslästerlich ist. Ist es Ihnen nicht einleuchtend, er müsse nach seiner Sinnesart Abraham und seine Gäste für nichts anders als elende Parias halten?'

,Wie wird es aber wohl der Bramine auffassen, wenn er liest, was für Opfer und Dienste der wahre Gott nach dem mosaischen Gesetze von seinen Dienern fordert? — Er wird nicht umhin können, zu erklären, ein Gott, der ein Gefallen darin finde, so viel Blut zu vergießen, müsse ein böses Wesen seyn.'"

Als Dubois von den Aposteln predigte, sagten die Indier: „ich müßte wissen, daß die Kasten der Zimmerleute und Fischer in Indien die allerniedrigsten und verächtlichsten seyen, daher sey es auch höchst unziemend, Christus und den Aposteln solch einen Ursprung zu geben. Wenn nun die Unbekehrten, welche dem Gottesdienste nur aus Neugier beiwohnten, so was hörten, so würden sie die neue Religion nur noch mehr hassen und verachten. Sie riethen mir also, wenn ich je wieder auf die Herkunft von Christus und seinen Aposteln zu sprechen käme, sollte ich nicht ermangeln zu sagen, sie stammten sämmtlich aus der Kaste der Rajahs, und ich sollte mich wohl hüten, auch nur ein Wort von ihren niedrigen Geschäften und Gewerben zu verlieren."

„Während der ganzen Zeit, da ich in Indien lebte und wirkte, hab' ich mit Beihülfe eines andern Missionars, der ein Eingeborner war, etwa 200 bis 300 Menschen, theils Männer, theils Weiber bekehrt. Unter dieser Zahl waren zwei Drittheile von der Kaste der Paria's, und der übrige Theil bestund aus Bettlern, und aus solchen, die aus ihren Kasten waren verstoßen worden. Alle nahmen die christliche Religion nur an, um sich verheirathen zu können, oder um irgend eines andern Interesses willen."

Auch von den Uebersetzungen der Bibel ins Indische sagt schon Dubois das nämliche, wie Marshall. Wie die von Canada, so sind auch die in Tamul und Telinga höchst ungenau, selbst unrichtig, fehlerhaft und verwerflich. Gewiß, wenn das Ansehen der heiligen Schriften größtentheils auf ihrem innern Werthe beruht, und zunächst auf ihrer erhabenen und unnachahmlichen Einfachheit, so ist sehr zu fürchten, daß die Hindus sich in dieser Hinsicht nicht einen geradezu entgegengesetzten Begriff bilden, wenn sie sehen, auf welch eine ungereimte, gemeine und oft ganz unverständliche Weise der heilige Text in den Uebersetzungen, welche man unter ihnen in Umlauf setzt, verunstaltet ist. Die einsichtigern Indier können nicht glauben, daß in diesem Styl ein göttliches Buch geschrieben seyn könne, sie schreiben es daher einem unwissenden Betrüger zu.

(Fortsetzung folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 35. 2. Mai 1863.

Zur Zeitgeschichte.

Reichensperger (Geldern) in der Polenfrage. Ein offenes Sendschreiben von einem katholischen Priester polnischer Nationalität. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1863.

Auf dem Titel dieser kleinen Flugschrift erblickt man eine Vignette, die ein mit Rosen umkränztes Grabkreuz darstellt. Wenn die Hamburger Firma „Hoffmann und Campe" einmal das Kreuz zur Schau und voran trägt, muß sich die Welt umgedreht haben, oder das Kreuz ist hier nicht am rechten Orte angebracht. Hoffmann und Campe stempeln ihre Waaren mit dem Kreuz und machen in Katholicismus. Das ist freilich sehr wunderlich, beweist aber, daß es sich hier, trotz des Aushängeschildes, um ein kirchliches Interesse nicht handelt. Wir möchten sogar glauben, der Abdruck dieser Flugschrift beabsichtige weniger Polen zu nützen, als nur Preußen zu schaden.

Die Polen thun uns außerordentlich leid und in einem gewissen Sinne nutzt uns Deutschen sogar ihre hartnäckige und wiederholte Erhebung gegen Rußland, denn wenn eine Vereinigung aller Slaven nach der Idee Wielopolskis und nach dem alten Programm des Panslavismus für uns ewig uneinige Deutsche am gefährlichsten wäre, kommt uns die blutige Zwietracht unter den Slaven selbst begreiflicherweise zu gute. Indessen haben sich die Polen als Nachbarn nicht so aufgeführt, daß uns unser eigenes Nationalinteresse und unsere Nationalehre gestatteten, unser Mitleid in warme Sympathie und thätige Handreichung umzuwandeln. Denn wie die Ungarn, so affectiren auch die Polen überall, wo sie die Mehrzahl bilden, eine beleidigende Geringschätzung der deutschen Nation und gehen sogar zu Mißhandlungen über, wenn sie es ungestraft glauben thun zu können. Sie unterscheiden und accentuiren nicht etwa den preußischen oder österreichischen Beamten, über den sie sich beklagen zu dürfen glauben, sondern sie verhöhnen jeden harmlosen deutschen Bürger und Bauer, blos weil er ein Deutscher ist. Das ist der Dank, den sie den vielen Polenfreunden abtragen, die sich in Deutschland wie 1831, so zum Theil heute noch, warm für sie interessirt haben. Auf diese deutschen Polenfreunde ist nun auch wieder die vorliegende kleine Flugschrift berechnet, die sich aber nur dann eines Erfolges erfreuen könnte, wenn das Betragen der Polen gegen die Deutschen an den Ufern der Weichsel und Wartha ein anständigeres wäre. Es fehlt in Deutschland in der That nicht an gefühlvollen Herzen, welche das Unglück einer fremden Nation aufrichtig jammert, und das Mitleid ist hier wahrer und uneigennütziger, als in Frankreich, wo sich politische Absicht einmischt. Graf Montalembert hat leicht mit seiner „Nation in Trauer" die Franzosen zu rühren, da diese nicht unmittelbare Nachbarn der Polen, noch von ihnen angefeindet sind und da ihre Interessen derart in einander verschlungen sind, daß polnische Erfolge an der Weichsel, französische am Rhein bedingen und umgekehrt. Wir Deutschen aber sind in dem Dilemma, die Polen immer zu Feinden haben zu müssen, mögen sie als bewaffnete Sklaven Rußlands dessen Uebermacht vermehren, oder als Allirte Frankreichs uns von der Weichsel her in den Rücken fallen, wenn uns Frankreich vom Rheine her bedrängt.

Die vorliegende Flugschrift greift nicht ohne Gewandtheit den Herrn Reichensperger an, sofern dieser berühmte katholische Redner in der Kammer der Abgeordneten zu Berlin den Wünschen der Polenfreunde nicht entsprochen hat. Sie wagt es, ihn zu denunciren, als verlasse er die heilige Sache der Kirche in Polen, um der Staatsomnipotenz im protestantischen Preußen

zu dienen. Allein die deutschen Katholiken werden nicht so einfältig seyn, gegen ihren langbewährten Sprecher auf Grund der vorliegenden Flugschrift ein Mißtrauensvotum auszusprechen. Denn so wenig der Pole, wenn er einen Deutschen mißhandelt, nach dessen Confession frägt, so wenig kann die Confession den beleidigten deutschen Katholiken versöhnen, wenn er vom katholischen Polen gehöhnt und angefeindet wird.

Die Zeitungen theilten unlängst eine Denkschrift mit, welche angeblich der Marquis von Wielopolski an Kaiser Alexander II. gerichtet haben soll. Daß Wielopolski der Verfasser sey, ist bezweifelt worden, obgleich früher schon ganz ähnliche Ansichten von ihm bekannt geworden sind. Gleichviel wer der Verfasser ist, der Grundgedanke entspricht vollkommen dem slavischen Gesammtinteresse und mußte insofern auch einmal ausgesprochen werden. Das Memoire besagt: „Durch seine geographische Lage und somit durch den Willen Gottes sind Rußland und Polen auf eine gewisse Gemeinsamkeit hingewiesen. Beide haben dieselbe historische Aufgabe, denselben gemeinsamen wirklichen Feind, daß wir ihm nur mit vereinten Kräften Widerstand leisten können. Getrennt und in gegenseitiger Feindschaft müssen wir ihm unterliegen. Schwächen wir uns gegenseitig, so verlieren nur wir und die Deutschen gewinnen. Die Deutschen sind die ewige und einzige Ursache aller Zwietracht, und ihre Politik gegen uns ist stets dieselbe und bringt stets ihnen allein Vortheil. Das Resultat dieser Politik ist die fortschreitende Eroberung slavischer Länder. Auch die Theilung Polens war ihr Werk. Nur durch die Deutschen wurde Rußland dazu aufgestachelt (?), und nur die Deutschen gewannen dabei. Sie gewannen dabei ein Stück slavischen Landes zu ihrer Ansiedlung, und sie vollziehen dieselbe auf so erschreckende Weise, daß, wenn die polnischen Provinzen noch 15 bis 20 Jahre unter preußischer Herrschaft verblieben, so vollständig germanisirt werden würden. Die polnische Bevölkerung würde gleich der schlesischen, auf die arbeitende Klasse reducirt werden. Dann wäre das Werk der Germanisirung vollbracht, und die Deutschen müssen weiter nach Osten vorrücken und neue polnische Landestheile in Besitz nehmen, um neuen Boden für die Germanisirung zu gewinnen. Auf diese Weise würde auch bald Rußland durch die deutsche Colonisirung bedroht seyn und durch sie eine Provinz nach der andern verlieren. Eine Theilung Polens war der größte Fehler der russischen Politik. Das dringendste Interesse Rußlands verlangte vielmehr, sich aufrichtig mit Polen zu verbinden und die Theilung desselben mit allen Mitteln zu verhindern. Rußland hat bei dieser Theilung nichts gewonnen, der ganze Gewinn kam den Deutschen zu gute. Den begangenen Fehler unschädlich zu machen, ist heute die erste Aufgabe Rußlands, sogar eine Lebensfrage für dasselbe, denn nur dadurch kann es vor dem Schicksale der deutschen Eroberung und Colonisirung bewahrt werden. Im andern Falle würden die Deutschen erst uns verschlingen und dann die Russen. Wie viele slavische Länder sind der deutschen Habgier schon zum Opfer gefallen und deutsche Provinzen geworden! Dasselbe Schicksal möchten die Deutschen auch uns bereiten, in der vorgeblichen edlen Absicht, die Civilisation nach Osten zu tragen. Diese Civilisation wirkt wie ein wahres Gift auf uns, und deswegen wünsche ich ein treues Bündniß mit Rußland und halte mich überzeugt, daß der Selbsterhaltungstrieb, den Gott jedem Geschöpfe eingepflanzt hat, Rußland und Polen zu diesem Bündnisse zwingen wird. Die Feindschaft beider Nationen gereicht beiden zum Verderben."

Es leidet keinen Zweifel, daß dieses die einzige vernünftige Ansicht ist, die man vom slavischen Standpunkt aus in der polnischen Frage geltend machen kann. Darin liegt aber zugleich das Kriterium der Gesinnung und Politik, welche uns Deutsche auf unserm germanischen Standpunkt jenen slavischen gegenüber, zukommt. Wenn auch wir vernünftig denken wollen, müssen wir als Deutsche gegen alles Slaventhum zusammenhalten, sey es russisch, polnisch oder böhmisch. Hier hat man keine Wahl, man muß entweder Hammer oder Ambos seyn.

Der Verfasser der vorliegenden Flugschrift, mag er nun wirklich ein polnischer Priester seyn oder nicht, bildet sich ein, wir Deutschen seyen einfältiger, als wir es in der That sind. Er muthet den Bischöfen des katholischen Deutschlands alles Ernstes zu, sie sollen in allen Kirchen ihrer Diöcese deutsche Gemeinden für die Polen beten lassen. Hält er denn die Deutschen für bloße Schaafheerden? Glaubt er, wir hätten vergessen, wie schändlich die Polen an wehrlosen deutschen Männern und Weibern gehandelt haben und wie brutal sie sich heute noch gegen alle Deutschen betragen, die unter sie gerathen oder vereinzelt unter ihnen leben? Und ganz abgesehen davon, bildet sich denn jener polnische Priester ein, wir vermöchten die Zukunft nicht ins Auge zu fassen und wir wüßten die Chancen nicht in Erwägung zu ziehen, zu denen der polnische Aufstand möglicher Weise führen kann? Unter allen Möglichkeiten ist nur eine den Polen günstig, nämlich die, daß Rußlands bisherige Uebermacht durch die Losreißung Polens aus seiner blutigen Umarmung mit

Hülfe einer Coalition geschwächt werden könnte. Diese Möglichkeit aber könnte nicht eher möglich werden, bis materielle Garantien gegeben wären, daß Polen seinen deutschen Nachbarn nicht noch gefährlicher werden könnte als bisher.

Philosophie.

Die syrischen „Auserlesenen Sprüche des Herrn Xistus Bischofs von Rom" — nicht eine Xistusschrift, sondern eine überarbeitete Sextiusschrift, nachgewiesen von Prof. Meinrad Ott. Rottweil, Druck von Rothschild, 1862. Gymnasialprogr. 4.

Die Sextiussprüche galten ursprünglich für das Werk eines heidnischen und zwar pythagoreischen Philosophen. Erst Siber sprach sie in einer Dissertation von 1725 dem Papst Sixtus II. zu. Seitdem hat man aber eine syrische Uebersetzung jener Sprüche aufgefunden. In diesem Syrer glaubt nun der berühmte Professor Ewald die griechische Urschrift mit ihrem christlichen Gehalt echt und rein wieder anzutreffen, während der lateinische Text uns bisher nur einen geschwächten und bis zur Unverständlichkeit abgeblaßten Sixtus geboten habe. Darnach erklärt auch Ewald die Sprüche für das älteste christliche Spruchbuch, welches sich erhalten hat.

Dem widerspricht der Verfasser der vorliegenden Abhandlung. „Dieser Ansicht Ewalds über den syrischen ‚Herrn Xistus' und demzufolge über den ganzen Charakter der Sextiussprüche vermögen wir aber in keiner Weise beizutreten. Wir halten das Enchiridion für das eigenthümliche Produkt einer synkretistischen Religionsphilosophie, worin heidnische Gedanken einen wesentlichen und bedeutenden Grundstock bilden, zugleich aber jüdische Elemente mit solcher Wirkung Aufnahme gefunden haben, daß einzelne Bestandtheile heidnischen Denkens zwar ziemlich unverkürzt und ursprünglich verblieben, andere dagegen entweder beseitigt, beziehungsweise mit Neuem ersetzt, oder abgeschliffen und in den Sinn der Offenbarungslehre verändert wurden." Der Verfasser sieht also in dem Xystus des Syrers keinen Papst Sixtus, sondern nur wieder den Heiden Sextius. „Nach Ewald ‚nimmt sich unser Spruchverfasser das alttestamentliche Buch der Sprüche zum Muster und wendet sich wie der Verfasser dieses an einen Sohn oder Jüngeren, den er belehren will.' Die Anrede mit ‚Sohn' kann nun allerdings eine alttestamentliche Reminiscenz seyn, welche dem Syrer angehört; im Uebrigen aber ist die formelle Beschaffenheit der Sprüche sicher nicht aus dem kanonischen Buch der Sprüchwörter, sondern lediglich aus Vorlagen und Vorbildern der heidnisch-philosophischen Literatur abzuleiten. Wie nämlich in Griechenland die Spruchdichtung, als deren Hauptvertreter die ‚sieben Weisen' gelten, die erste Form eines vornehmlich auf die ethischen Verhältnisse des Lebens gerichteten Philosophirens war, so kehrte in der griechisch-römischen Welt seit dem Sinken des schöpferisch spekulativen Geistes die philosophische Beschäftigung, wenigstens zum Theil und da wo eine popularisirende Tendenz überwog, wieder zur Gnomenform zurück, mit dem Unterschied, daß, während die frühere Spruchweisheit eine produktive war und den wirksamen Anlauf zur eigentlichen Spekulation bildete, die letztere, zum deutlichen Zeichen der Erschöpfung des philosophisch produktiven Vermögens, in einer eklektischen Ausbeutung und stückweisen Ausmünzung des längst erworbenen philosophischen Gutes bestand. Der also entstandenen philosophischen Spruchliteratur gehört nun auch die Sextiusschrift, so hervorragend sie im Inhalt, theils durch die Aufnahme eines neuen Denkstoffes, theils durch die eigene Denkkraft des Verfassers geworden ist, mit ihrem Gnomencharakter an. Daß die Schrift nach Inhalt wie nach Form das bedeutendste Sentenzenbuch aus der eklektischen Periode der Philosophie sey, darüber ist keine Frage."

Die Beweise für diese Ansicht legt der Verfasser in einer sorgfältigen Vergleichung der verschiedenen Texte nieder. Wir beschränken uns auf diese kurze Notiz und weisen auf unsere vorjährigen Blätter Nr. 31 zurück, wo der früheren Abhandlung des Herrn Professor Ott über Sextius gedacht ist.

Missionswesen.

Die christlichen Missionen. Ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge. Von T. W. M. Marshall. Aus d. Engl. 1—5te Lieferung. Mainz, Kirchheim, 1862.

(Schluß.)

Die Hauptsache bleibt immer, daß die christlichen Europäer selbst, indem sie das Christenthum verkünden,

gar keine Christen sind, sondern habgierige Unterdrücker fremder Völker, hochmüthig, grausam, lasterhaft und baar aller christlichen Liebe und Tugend. Deswegen sagt Sir Henry Sirr in seinem Bericht über China, die Chinesen nennen die englischen Missionäre nur „Lügen predigende Teufel.“ Ist auch ein englischer Missionär fromm und brav, so strafen ihn seine Opium verkaufenden Landsleute Lügen. Den katholischen Missionären geht es übrigens nicht besser. Die französischen Soldaten und Matrosen haben auf die Inseln im Ocean eher alles als christliche Sitten mitgebracht.

Wir glauben schließlich hier noch an ein anderes Werk erinnern zu müssen, welches lehrreiche Aufschlüsse über das Missionswesen im vordern Asien enthält, nämlich an Sandreczkis Reise nach Mosul (Stuttgart, 1857). Die blutige Verfolgung und Ausrottung der christlichen Nestorianer durch die Kurden ereignete sich nur in Folge der von englischen Missionären dort begonnenen Wühlereien. Jahrhunderte lang lebten die Nestorianer friedlich unter den Muhamedanern. Erst als die Engländer ihre Nase hineinsteckten, brach der Zorn der Kurden aus, die in diesen aufdringlichen Fremden nur Späher der englischen Politik und Vorboten englischer Einmischung sahen. Aber auch abgesehen von diesem Zusammenhang des englischen Missionswesens mit der durch und durch unchristlichen Habgierpolitik Englands sind englische Missionäre am allerwenigsten geeignet, ältere christliche Secten für sich zu gewinnen, weil ihre Theologie, das Ergebniß der Reformationskämpfe, sich in ihren Vorzügen, wie in ihren Mängeln eben nur historisch und geographisch erklärt und mit ihren Spitzfindigkeiten und antikatholischen Trümpfen gar nicht auf ein anderes christliches Terrain und in eine andere Zeit paßt. Wenn nun vollends gar englische und amerikanische, hochkirchliche, methodistische, herrnhutische &c. Missionäre, indem sie in der Bekehrung anderer concurriren, einander selbst verketzern, ist des Segens noch weniger zu erwarten.

Man könnte die christlichen Kirchen in Asien, wie die Kopten und abyssinischen Christen in Afrika einstweilen mit Bekehrungen in Ruhe lassen. In dem Maaße, in welchem sie an Civilisation gewinnen, werden sie sich auch von selbst dem europäischen Christenthum mehr nähern. Sie gehen nicht verloren. Das Feld der Heiden anzubauen ist weit wichtiger. Wenn die englischen Missionäre, gehören sie nun der Hochkirche oder den Dissenters an, nicht einmal im eigenen Lande die Katholiken zu sich herüberzuziehen vermögen, sollten sie sich doch nicht zutrauen, alle Christen in der Welt ihrer Secte unterwerfen zu können, die erst vor kaum dreihundert Jahren unter sehr besondern Umständen und in engen Verhältnissen entstanden und die Weltreligion zu werden nicht vorzugsweise berufen ist, mögen auch immerhin die Engländer den Welthandel an sich gerissen haben.

Die schöne Pflicht, allen Völkern zu predigen, alle Heiden zu bekehren, wird geübt und der gute Wille, die Freigebigkeit der Reichen, besonders in England, und die Opferfreudigkeit der Missionäre selbst, die sich so vielen Gefahren aussetzen, muß in hohem Grade anerkannt werden. Aber man müht sich an Punkten ab, wo man nicht durchdringen kann. Man läßt zu viel Samen in die Steine fallen.

Viele Mittel — wir sprechen nicht blos von Geldmitteln — der äußeren Mission würden vielleicht zweckmäßiger auf die innere verwendet, die insofern der äußeren gleich steht, als es ja auch unter uns selbst das Heidenthum und der Unglaube ist, den es gilt zu überwinden. Was ist denn das für ein Gewinn, wenn man auch die Seelen von ein Paar armen aufgekauften Negerkindern oder Hindukindern gewinnt, während in ganz Europa und auch in unserm vielgeliebten Vaterlande Myriaden von Heiden stolz und gebieterisch herumlaufen und gegen das Christenthum und seine Diener nur Haß und Verachtung hegen?

Zieht den Schleier der Lüge hinweg, der alles bei uns einhüllt, und ihr werdet finden, daß es weniger Christen mehr gibt als Anbeter des Mammon, denen die Börse der Tempel und der Curszettel die heilige Schrift ist, — Anbeter des Fleisches, der Venus und des Bachus, des Gottes der Malzeiten, des Jokey-, Pferde- und Hundegottes, — Anbeter der Lüge, der Fraus, Loquacitas, des Advokaten- und Deputirtengötzen, — Anbeter des Spiegels und des heiligen Ego, des mächtigsten aller Götzen des modernen Heidenthums, der die andern nur neben sich duldet, wenn sie ihm dienen. Hier ist ein Feld für christliche Missionen, größer, wichtiger, lohnender als an den Küsten von Labrador und Malabar.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 36. 6. Mai 1863.

Topographie und Geschichte

Elberfeld und Barmen. Beschreibung und Geschichte dieser Doppelstadt des Wupperthals nebst besonderer Darstellung ihrer Industrie. Barmen, Langewiesche 1863.

Das Wupperthal hat im Laufe des Jahrhunderts eine ziemliche Berühmtheit erlangt wie durch seine bedeutende Industrie, so durch seine Frömmigkeit. Es war daher sehr der Mühe werth, einmal die Geschichte dieses merkwürdigen Thales mit der Beschreibung seines gegenwärtigen Zustandes zu verbinden.

Die beiden Zwillingsgemeinden besaßen schon im 15. Jahrhundert, ohne noch Stadtrechte zu besitzen, doch eine s. g. Freiheit, und zeichneten sich frühe durch ihre Garnbleicherei aus. Im Jahr 1527 erhielten sie vom Herzog von Cleve und Berg ein Privilegium, wodurch es jedermann im Bergischen Lande verboten war, Garnbleichereien anzulegen, außer „in Freiheit und Amt Elferfeld und in dem Barmen." Im 16. Jahrhundert wurden hier auch die ersten Bandwebereien angelegt, Baumwollenspinnereien und Webereien aber erst im Anfang des 18. Jahrhunderts. „Die Deputirten der Garn-Nahrung, die ‚Garn-Meister', übernahmen im Laufe der Zeit die Fürsorge für die sämmtlichen Interessen der Fabrikation, des Handels und der Gewerbe. So z. B. wurde in der Versammlung der Garn-Meister am 4. Februar 1780 beschlossen: aus der Cassa der Garn-Nahrung einen der beiden Elberfelder Briefträger für die von der dortigen Post zu empfangenden Briefe und das tägliche Transportiren derselben nach Barmen zu bezahlen. Als ferner im Anfange der siebenzehn hundert neunziger Jahre die vielen Diebereien auf den Bleichen, trotz aller Polizei-Aufsicht wieder überhand genommen hatten, nahmen die Garn-Meister Veranlassung, gegen die Juden mit einer harten Maßregel vorzugehen, weil diese die Verhehlung der gestohlenen Sachen sich zu Schulden kommen ließen; sie erlangten nämlich von dem Churfürsten im Jahre 1794 nach vielen Bemühungen ein Rescript, das jeden Juden von der häuslichen Niederlassung im Wupperthale ausschloß.

Da die Urstoffe zu allen Fabrikaten vom Auslande bezogen und für baares Geld eingekauft werden mußten, so bewirkte dieser Verkehr so wie der Handel der eigenen Fabrikate eine genaue Bekanntschaft mit der Industrie des Auslandes. Die Baumwollen-Zeuge sah man den Rouenern, die Seidenfabrikation den Lyonern ab, die Nanquins und die Foulards ahmte man den Ostindiern nach und die Rothfärberei kam aus der Türkei.

Die Seiden-Manufacturen in Elberfeld gehören erst den letzten dreißig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts an." Zur Zeit des ersten Privilegiums von 1527 zählte das Thal erst 1000 Einwohner. Im Jahr 1831 betrug die Zahl der Arbeiter allein schon 34,394 und befanden sich in Elberfeld 113, in Barmen 104 Fabriken.

Von besonderem Interesse war seit etwa 200 Jahren das religiöse Leben im Wupperthal. Die Lutheraner waren hier unterdrückt theils durch das Uebergewicht der Reformirten, theils durch die katholische Regierung, wußten sich aber doch durchzukämpfen und wie überall so wurde auch hier die Glaubenskraft durch die Verfolgung gestärkt und artete beiläufig auch in Fanatismus und Sectirerei aus. Nach dem großen Brande von 1687 ging die lutherische Bewegung von sieben Elberfelder Familien aus, die unter unsäglichen Plakereien und Chikanen doch die Bildung einer lutherischen Gemeinde durchsetzten. Doch mußten sie noch lange die Stollgebühren an die reformirten Geistlichen

bezahlen, wie die Katholiken in Irland an die protestantische Staatskirche. Zudem schickte der katholische Herzog Philipp Wilhelm Jesuiten nach Elberfeld, welche 1729 hier auch eine katholische Kirche errichteten. Aus diesen Gegensätzen nun erklärt sich, warum damals im Wupperthal große religiöse Aufregung herrschte. Dieselbe steigerte sich in der Eller'schen Secte zu einem merkwürdigen Wahnsinn, in welchem jedoch Methode war. Wir theilen hier das Wichtigste aus der Geschichte dieser Secte mit. „Elberfeld strotzte damals von Sectirern und Separatisten verschiedenster Art, als: Universalisten, Originisten, Chiliasten, Anhänger Böhme's, Hochmann's, Dippel's, Tersteegen's u. s. w. Vom übrigen Volk wurden sie allesammt schon damals die ‚Feinen' oder Pietisten genannt. — Auch bei der wohlhabenden und frommen Wittwe eines Floretbandfabrikanten und Kaufmanns Bolkhaus fanden kleine, separatistische Versammlungen statt, und zu diesen wurde auch Elias Eller, der Werkmeister der Floretbandfabrik der Frau Bolkhaus, zugelassen. Daß er, wenigstens späterhin, und der Anlage nach von vorn herein, ein ehrgeiziger, gewinn- und genußsüchtiger, scheinheiliger Betrüger erster Größe war, kann Niemanden mehr zweifelhaft seyn, der die gegenwärtig reichlich vorhandenen Acten und Zeugnisse über ihn mit einiger Unbefangenheit prüft. Aber das menschliche Herz ist ein wunderlich Ding: in dem seinigen scheint lange Zeit hindurch wirkliches Interesse am Uebersinnlichen mit sinnlicher Leidenschaft, wirklicher Glaube mit listiger Verstellung, ja etwas von wirklicher Frömmigkeit mit satanischer Bosheit, religiöse Verrücktheit mit fein berechnender Klugheit, verbunden gewesen zu seyn. Nachdem er in jenen Versammlungen durch frommes Reden, insbesondere vom Seelenbräutigam und der himmlischen Liebe, sich hervorgethan hatte, machte er im Jahre 1712, also als 22jähriger Jüngling, seiner 42 Jahre zählenden Prinzipalin einen Heirathsantrag, der auch, trotz des ungeheuren Unterschieds im Alter, angenommen wurde. Mit der bald darauf gefeierten Hochzeit war er nun plötzlich von einem armen Werkmeister zu einem wohlhabenden Fabrikherrn und Kaufmann geworden. Es hat offenbar ganz das Ansehen, daß dieß der alleinige Beweggrund seines Schrittes gewesen war, und irren wir hierin nicht, so hat er sich schon dadurch deutlich genug charakterisirt. Die Frau selbst betrachtete er jedenfalls nur zu bald, vielleicht schon vor der Verlobung als eine lästige Beigabe zu diesem irdischen Glück. Seiner eigenen Persönlichkeit entsprechend, jung und schön und geistvoll — verlangte er den Gegenstand seiner wirklichen Liebe. Und ein solcher fand sich in der Person des Nähmädchens Anna von Büchel. Diese nahm, zuvörderst wohl, wenn sie im Eller'schen Hause in Arbeit war, an den erwähnten Versammlungen ebenfalls Theil und sollte bald die Hauptrolle in denselben spielen. Sie war so schön, daß noch in ihrem weit späteren Lebensalter Pastor Wülfing, den wir nachher kennen lernen werden, in sinnlich glühenden Andachtsliedern sie als die schönste unter den Weibern feierte. 1722 war sie 20 Jahre alt! Dabei war sie um diese Zeit wohl jedenfalls aufrichtig fromm, auch außerordentlich in der Bibel bewandert und sehr beredt, so daß jeder in der Versammlung ihre Gaben bewunderte. Was konnte Eller mehr verlangen? Mit vorsichtiger Klugheit scheint er es darauf angelegt zu haben, sie in seine Netze zu ziehen. Seine Persönlichkeit kennen wir. Was Wunder, daß die glühendste Liebe zu Eller in ihr erwachte? Da aber ihrer Liebe, wegen seiner Verheirathung, noch unüberwindlich scheinende Hindernisse im Wege standen, so ist es auch sehr begreiflich, daß diese Leidenschaft, verbunden mit ihrer religiösen Schwärmerei, gewaltig auf ihr Nervensystem wirkte und sie — zu dem machte, was Viele eine Somnambule, Andere eine Inspirirte nennen. Gewöhnlich war es in den frommen Versammlungen, wenn die Krise kam. Diese aber pflegte mit einem Gähnen des Mundes und mit unwillkürlich zuckenden Körperbewegungen zu beginnen, also ähnlich wie in den ‚Erweckungen' unserer Tage. In den ersten Zeiten sprach sie, wie Jung-Stilling sich ausdrückt, in ihren Entzückungen die erhabensten und herrlichsten Wahrheiten aus, soll auch Verschiedenes vorhergesagt haben, was in Erfüllung ging. Die Prophetin war also fertig. Ihre ‚Gottes-Aussprachen' nahmen bald die directeste Form der Offenbarung an: dem Wortlaut nach sprach nämlich nicht mehr sie, sondern Gott selbst durch ihren Mund.

In dieser Form wurde 1726 ihr denn auch, wie sie dem Geliebten Eller im Geheimen mittheilte, die Offenbarung, daß er und sie berufen seyen, das neue Zion aufzurichten, er als der ‚Zionsvater', sie als die ‚Zionsmutter', und daß aus ihnen der wiederkommende Messias hervorgehen würde, der Herzog über alles Volk Gottes ꝛc. Dem sey wie ihm wolle, aber nach glaubwürdigster Angabe haben die Beiden am 4. August 1726 sich ‚ehelich verlobt', und hat Eller die Anna ohne Weiteres ganz in sein Haus aufgenommen, obgleich seine Frau noch lebte. Daß die letztere, trotz aller ihrer Frömmigkeit, von dieser Offenbarung wenig erbaut war und durchaus nichts davon wissen wollte, läßt sich denken. Dadurch aber fiel sie immer mehr in

Ungnade, nicht nur bei Eller, sondern auch in den ferneren göttlichen Inspirationen der Anna, in denen die fromme alte Frau als ein Scheusal, als das Thier aus dem Abgrund, als eine vom Teufel besessene Vasthi, als eine abgesetzte, nur noch gewesene Mutter ihrer Kinder geschildert und förmlichst verflucht wurde.

Auf Grund dieser Thatsache glauben wir annehmen zu müssen, daß wenigstens jetzt auch Anna, diese ‚Königin Esther in Zion', wenn auch noch halb unbewußt, die feine Linie wirklich überschritten hatte, an welcher eine schuldlose Schwärmerei in Heuchelei und Betrug übergeht. Als Frau Eller nun vollends außer sich und in Verzweiflung war, ließ ihr Mann sie — natürlich auch auf göttlichen Befehl — in ein abgelegenes Lokal dauernd einsperren. Daß sie dort wahnsinnig wurde, wundert uns nicht.

Fast unbegreiflich aber ist, daß selbst ihre Kinder — von Eller hatte sie keine, sondern nur erwachsene von ihrem früheren Manne — durch den frommen Stiefvater und seine Inspirirte sich von der Nothwendigkeit solchen Verfahrens und von der Reinheit der Beweggründe dazu überzeugen ließen; es beweist, wie kaum etwas Anderes, eine außerordentliche Gewalt über die Gemüther."

Die Gemeinde wuchs. „Die Aufgenommenen wurden die (ihrer geistigen Mutter) ‚Geschenkten', die ‚Versiegelten' u. s. w. genannt, die Gesammtheit der Eingeweihten aber jetzt die Philadelphische Societät, d. i. die Gesellschaft brüderlicher Liebe. Ihr Ziel war, die in der Offenbarung Johannis geweissagte philadelphische Gemeinde zu gründen und in enger Gemeinschaft, abgesondert von den Ungläubigen oder Nichterwählten, die Wiederkunft Christi, das neue Zion, das 1000jährige Reich zu erwarten."

Daneben wurde mit der schlauesten Berechnung Ellers Stiefsohn, Johannes Bolkaus feierlich verpflichtet, niemals zu heirathen, damit sein reiches Erbe an Eller und dessen Kinder übergehen könne. „Am 26. Januar 1733 heirathete Elias Eller die Prophetin Anna von Büchel, nachdem er zuvor rechtskräftig sich von seiner — wohl gewiß durch seine Schuld — dem Wahnsinn verfallenen alten Frau hatte scheiden lassen, welche letztere darauf am 17. August desselben Jahres verschied. Ihren Sterbetag feierte die ganze Secte als ein Freudenfest; Pastor Schleyermacher wählte zum Text der Leichenrede die Stelle Jes. 5, 16.

Nun ging es mit vollen Segeln dem 1000jährigen Reiche zu. Die Inspirationen der jungen Frau Eller beschränkten sich nicht mehr auf einzelne Anfälle, sondern währten mehr oder minder Tag vor Tag durch alle Stunden des Wachens und waren ganz voll von der Wiederkunft Christi im Fleisch, von der nahe bevorstehenden Geburt eines wunderbar und ohne Sünden gezeugten Kindes, des Königs in Zion, der auch über alle Heiden, d. i. über alle übrigen Christengemeinden, herrschen werde. Und wirklich genaß die Prophetin am 4. Juli 1734 eines Knäbleins, das von dem inspirirenden Gotte den Namen Benjamin erhielt. Nun kannte die Freude der Auserwählten, der Jubel in Zion, keine Gränzen mehr. Umgedichtete Weihnachtslieder und neue Hymnen auf ihn wurden gesungen; auf jede nur mögliche Weise wurde dem Kinde göttliche Ehre erwiesen. Als nach einiger Zeit der Knabe anfing zu gähnen und Bewegungen zu machen, ähnlich wie seine Mutter in ihren Verzückungen, zweifelte man nicht, daß damit schon die Gabe der Weissagung sich bemerklich mache. Aber ach, es waren Krankheitsäußerungen, Krämpfe, — denen das zarte Kind nicht allzulange zu widerstehen vermochte; es starb am 21. November 1735, zum größten Schrecken seiner Anbeter. Aber ihr Glaube, selbst der des Pastors Schleyermacher, wankte kaum einen Augenblick. Die Berufung auf Offb. 12 V. 5 und die inspirirte Verheißung einer baldigen Wiedergeburt dieses Benjamin beruhigten vollkommen."

Im Jahre 1736 wurde dem Prophetenpaare ein zweites Kind geboren, aber wieder nicht der König in Zion, sondern ein Mädchen.

Trotz diesen Täuschungen behauptete das Prophetenpaar seinen Credit und wußte seinen immer mehr zunehmenden Anhängern durch eine Befriedigung der Sinne zu schmeicheln, welche man hier wie einst im Reiche der münsterischen Wiedertäufer mit religiösen Handlungen verband. Das Abendmahl artete in ein Liebesmahl, endlich in Festessen und geheime Orgien aus. Um dieses Treiben mehr den Augen der Welt zu entziehen, um seine Herrschaft über die Gemeinde zu befestigen und sich selbst dabei zu bereichern, legte Eller in seinem Geburtsort Ramsdorf auf dem zuvor von ihm angekauften Boden, den er den Ansiedlern zu hohen Preisen wieder verkaufte, eine Colonie an. Die Stadt Gottes oder das neue Zion. Gerade um diese Zeit kam Friedrich der Große zur Regierung. Es wird nicht gesagt, von welchen Motiven sich dieser König leiten ließ, gewiß aber ist, daß derselbe als Protektor der bergischen Protestanten dem Eller die Erlaubniß eine eigene Gemeinde und Kirche zu gründen verschafft hat. Im Jahr 1745 erhielt Ramsdorf die Rechte einer Stadt und Eller selbst ein Jahr später den Titel eines k. preuß. Consistorialraths und 1749 wurde er sogar k. Geheimerath und Vorstand aller

Protestanten in Jülich, Cleve, Mark und Berg. Vergebens protestirte die Synode, der König bestand darauf.

Nun hatte aber die Prophetin den verheißenen König von Zion nicht geboren, denn sie bekam nur noch zwei Mädchen und starb nachher. Hierauf heirathete Eller die reiche Frau Bosselmann, mit der er schon früher vertraut gewesen war und deren Mann gerade jetzt die Gefälligkeit hatte zu sterben. Das wurde nun dem sonst so schwärmerischen Pfarrer Schleyermacher doch zu viel und er erkannte endlich, daß das ganze Eller'sche Wesen nichts als Lug und Betrug sey. Zu dieser Erkenntniß trug wohl auch sehr der Umstand bei, daß Eller einen zweiten Pfarrer anstellte und Schleyermacher sich dadurch zurückgesetzt sah. Der letztere fing an, gegen Eller zu predigen und ihn geradezu einen Betrüger zu nennen und mußte sich deshalb nach Elberfeld zurückziehen. Eller aber hatte die Unverschämtheit, seinen vormaligen Freund fälschlich der Majestätsbeleidigung, des Mordes und der Zauberei anzuklagen und bewirkte, daß Elberfeld von preußischen Soldaten besetzt wurde, denen Schleyermacher nur durch eine rasche Flucht nach Holland entging, im April 1750. Sechs Wochen darauf starb Eller noch immer im Geruch der Heiligkeit.

Seine Wittwe wollte als Zionsmutter fortregieren, nun trat ihr aber ihr Stiefsohn Volkaus entgegen, heirathete seinem früheren Gelübde zuwider, erklärte sich selbst zum Zionsvater und wurde von Friedrich dem Großen in allen Aemtern des verstorbenen Eller bestätigt, auch sein Helfershelfer Wülfing zum preußischen Consistorialrath ernannt. Indessen wurde die Wahrheit durch eine Schrift Schleyermachers und durch die gegenseitigen Schmähungen der in zwei Parteien getheilten Secte selbst enthüllt und 1764 sowohl Volkaus als Wülfing abgesetzt und die Secte löste sich von selber auf.

An Barmen knüpft sich die Gründung der lutherischen Gemeinde Wupperfeld unter mancherlei Kämpfen. Genug das vorliegende Buch liefert einen der interessantesten Beiträge zur Geschichte des norddeutschen Protestantismus.

Sprüchwörter.

Das Sprüchwort als Philosoph. Von Ida von Düringsfeld. Leipzig, Herrmann Fries, 1863.

Die fleißige Dame hat da wieder eine ganz artige Sammlung veranstaltet, entsprechend der 1861 von ihrem Gemahl, dem Baron von Reinsberg herausgegebenen Sammlung „die Frau im Sprüchwort“.

Man findet hier eine sehr gute Auswahl gangbarer Sprüchwörter, in denen sich die s. g. Philosophie des Volks ausspricht, d. h. die Lebens- und Menschenkenntniß, die man durch viele Erfahrung gewinnt. Eine tiefere Speculation darf man darin nicht suchen. Sofern die Sprüchwörter sich nicht wie Lehren verhalten, welche das erfahrene Alter der unerfahrenen Jugend gibt, um sie vor mancherlei Unverstand und Hoffart abzumahnen, oder um sie aufzurichten und zu trösten, spitzen sie sich meistens in die salomonische Weisheit zu, in der sich die Gelassenheit des höhern Alters oder dessen ausspricht, der das irdische Leben so ziemlich hinter sich hat. Da sind die Grundgedanken. „Der Schein trügt“ und „Alles ist eitel“.

Leider enthalten viele Sprüchwörter Erfahrungsgesetze, die dem Volke sagen, mit der Gottesfurcht und Moral, die der Prediger auf der Kanzel verlangt, komme man in der Welt nicht fort. z. B.: Ein goldner Hammer sprengt eiserne Thüren, Geld schließt selbst die Hölle auf. Ein Quentlein Gold wiegt schwerer, als ein Centner Recht &c. Bei weitem die meisten Sprüchwörter ermahnen, die Welt zu nehmen, wie sie einmal ist, und sich jedes Märtyrerthum möglichst zu ersparen, so: Mit den Wölfen muß man heulen; Fidle nicht die Wahrheit, sonst schlägt man dir die Geige an den Kopf &c.

In den Anmerkungen verzeichnet die Verfasserin viele interessante Varianten aus den Sprüchwörtern fremder Völker. Die Grundgedanken sind überall die nämlichen, denn die Menschen sind sich überall gleich, nur in den Vergleichungen erkennt man theils den geographischen Ursprung, theils den eigenthümlichen Humor der verschiedenen Nationen. So sagen wir:

Der eine pflanzt den Baum
Der andre ißt die Pflaum'.

Der Russe sagt: Einer baut die Kybitke, der andere fährt darin. Der Türke sagt: Mit Geduld wird das Maulbeerblatt Seide. Der Lette sagt: Die Zeit verwandelt eine Eichel in einen Königssarg.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 37. 9. Mai 1863.

Französische Poesie.

Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold. Stuttgart, Cotta, 1862.

Eine reiche und auserlesene Sammlung schöner französischer Gedichte in trefflicher Uebersetzung. Obgleich, wie wir erfahren, nur sehr wenige dieser Lieder von Geibel übertragen sind, und fast alle von Leuthold, so thut dies doch dem Werth der Uebersetzung keinen Eintrag. Geibel, dessen Name berühmt ist, wollte ohne Zweifel seinen schweizerischen Freund nur zur Seite stehen, um ihn der deutschen Lesewelt, wie er es verdient, zu empfehlen.

Wir finden hier einiges Bekannte wieder von Lamartine, Beranger 2c., aber auch vieles, was minder bekannt ist. Die neuere französische Lyrik hat offenbar vieles von der deutschen angenommen, wie vor hundert Jahren die deutsche Lyrik viel von der französischen annahm. Und zwar nahmen die Franzosen von uns das romantische Element an, wie wir einst von ihnen das classische entlehnten. Dabei behaupten aber die Franzosen viel Eigenthümliches, zumal in ihrer politischen Oppositionspoesie. In dieser Beziehung hat Beranger alle andern übertroffen.

Es war wohl nicht möglich, eine Blumenlese aus der neuern französischen Lyrik vorzunehmen, ohne darunter auch politische Trauer- und Giftblumen einzumischen, denn das französische Herz ist immer von den Stürmen der Zeit bewegt worden und in seiner Trauer und seinem Haß liegt mehr schrecklicher Ernst als in den verwandten politischen Liedern der Deutschen, weil in Frankreich ungleich mehr gekämpft worden ist und die Herzen nicht blos poetisch, sondern auch physisch verbluteten.

So ist eines der ersten Lieder, die uns hier begegnen, das Sterbelied Chéniers, des edelen jungen Dichters, der in der Revolution ein Opfer der Guillotine wurde.

So wie ein letzter Hauch, ein letzter Stral des Gottes
  Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schaffottes;
  Wer weiß, wann ich's besteigen muß!
Wer weiß! Vielleicht bevor der Zeiger dort im Kreise
  Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechzigfachen Schritt der vorgeschriebnen Reise
  Helltön'gen Gangs vollendet hat,
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf diesen bleichen Zügen;
  Vielleicht bevor es mir gelang,
Im angefangnen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
  Wird zu entsetzensheiserm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst der Schrecken
  Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Saals mit meinem Namen wecken — —

Unter den Dichtern, die Beranger noch in Gluth des Hasses zu übertreffen bemüht sind, steht Auguste Barbier voran. Seine bluttriefenden Verse erinnern fast an Marats schreckliche Prosa.

Die Freiheit allerdings ist keine Baronesse
  Vom Faubourg St. Germain, sie sinkt
Von einem Schrei nicht um, bedeckt mit Todtenblässe,
  Noch geht sie weiß und roth geschminkt.
Mit hoch gewölbter Brust, mit starker, praller Lende,
  Mit eh'rner Stirne, straffem Leib,
Mit tiefgebräunter Haut, im Auge Feuerbrände,
  Tritt sie einher, ein mächtig Weib;
Sie liebt des Volkes Wuth, die Schlacht, entseelte Rumpfe,
  Trompetenschmettern, Pulverdampf,

Kanonen, Trommelschlag, und das Geheul, das dumpfe
Der Glocke, wenn sie stürmt zum Kampf;
Die Buhlen wählt sie stets sich aus den niedern Klassen,
Und all ihr wild Liebkosen häuft
Sie auf den Starken nur; kein Arm darf sie umfassen,
Der nicht vom rothen Blute träuft.

Derselbe Dichter zürnt auch aufs heftigste dem Ausland. In folgenden Versen schildert er das Herabsteigen der Napoleonsstatue von der Vendômesäule:

Das war ein Tag des Zorns, ein Tag der Mißgeschicke,
Der, Frankreich, über dich erging,
Als vom Gestell herab, gleich wie ein Dieb am Stricke
Sein majestätisch Standbild hing.
Den Fremdling sah man da am Fuß der hohen Säule
Auf's Tau, das ächzte wie vor Schmerz,
Gebeugt, bei des ‚Hurrah‘ eintönigem Geheule
Erschüttern das gewalt'ge Erz;
Und als nach tausend Müh'n der Block, der fürstengleiche,
Das Haupt voran, im jähen Flug
Sich überstürzend sank, und, eine eh'rne Leiche,
Dumpfdröhnend auf das Pflaster schlug,
Da schleifte wuthentbrannt, im Antlitz schnödes Grinzen,
Der Hunne mit dem stumpfen Hirn
Vor Frankreichs neunmal neun versammelten Provinzen
Im Koth dahin des Kaisers Stirn.
Ha, wer ein Herz noch hat, vor Schande zu erschrecken,
Dem bleibt ein Stachel dieser Tag!

Indeß täuscht sich dieser geistvolle Dichter doch nicht über das französische und sonderlich das Pariser Volk, von dem er eine treue Schilderung entwirft, aus der wir nur einige Strophen hervorheben.

Dein ächt Geschlecht, Paris, das ist der Straßenschreier,
Halbwüchsig, schmutzig fahl, wie ein verschliffner Dreier,
Das ungezogne Kind, der Taugenichts, der träg
Verschlendert Tag um Tag, der gern auf seinem Weg
Die magern Hunde quält, und, seinen Gassenhauer
Sich pfeifend, schlüpfrig Zeug hinritzt an jede Mauer.
An nichts glaubt dieses Kind; es speit die Mutter an,
Der Himmel dünkt ihm nur ein abgeschmackter Wahn;
Was zuchtlos nur und frech spukt in des Burschen Hirne,
Dem reif das Laster steht auf fünfzehnjähr'ger Stirne.

Doch ist er kühn; ihn schreckt kein Donner der Kanonen,
Gleich einem Grenadier kaut er an den Patronen;
Freiheit! Mit diesem Ruf trotzt er im Schlachtgedröhn
Den Kugeln; wenn er fällt, so fällt er stolz und schön.
Doch laß des Aufruhrs Sturm durch seine Gasse fahren,
So folgt er ebenso beherzt den Meuterschaaren;
Da schreckt er schadenfroh, vom bösen Geist erfaßt,
Mit drohendem Geheul den Bürger aus der Rast
Und schleudert, schwarz von Staub, voran der wüsten Rotte,
Die Läst'rung und den Stein zugleich nach seinem Gotte.

O Pöbel von Paris, herzlose Brut des Lasters,
Die keck das Eisen schwingt und keck den Stein des Pflasters,
Du Meer, deß Zorngebrüll, wenn es im Sturm erwacht,
Auf der gekrönten Stirn den Goldreif zittern macht,
Das himmelhoch drei Tag' emporwirft seine Massen,
Und wieder fällt und träg sich hinstreckt und gelassen,
Volk, einzig in der Welt, in dem sich räthselhaft
Mit Greisensünden mischt beschwingte Jugendkraft,
Das mit Verbrechen spielt und mit dem Tode — immer
Erstaunt vor dir die Welt, doch sie begreift dich nimmer.

Ein Höllenkessel ist auf diesem Erdenrunde,
Er heißt Paris und dampft und qualmt zu jeder Stunde;
Ein wannenförm'ger Kreis, aus Quadern aufgeführt,
Dreimal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt;
Ein brodelnder Vulkan, der nimmermüden Hauches
Die Menschenmasse wälzt im Abgrund seines Bauches,
Ein Schlund, der, allem Schmutz des Lasters aufgethan,
Den Auswurf jedes Volks bestimmt scheint zu empfahn,
Und der von Zeit zu Zeit, erhitzt von trüben Gluten
Aufkocht, mit seinem Schlamm die Welt zu überfluten.

Ein schönes Gedicht von Charles de Chenedollé concurrirt mit einem ebenso schönen Sonett des verewigten Wessenberg, indem es „den sterbenden Fechter“ paraphrasirt und die Barbaren des Nordens auffordert, den schmählichen Tod ihres Landsmanns zu rächen. Der gefangene Deutsche muß als Gladiator auf dem Amphitheater zur Ergötzung der Römer sterben. Da denkt er an die Heimath:

Fern schweift sein Sinn hinaus zur blauen Donauwelle,
Den Vater sieht er dort, den Greis im Silberhaar;
Er sieht bei seinem Weib auf seines Hüttleins Schwelle
Der sonngebräunten Knaben Schaar.

Groß sind sie worden, stark, die Augen trotzig blitzend,
Indeß er selber hier, in unerhörtem Spiel
Auf fremdem Landes Grund ruhmlos sein Blut verspritzend,
Der Schaulust dieser Römer fiel!

O Schmach! — So steht denn auf, Barbaren aus dem Norden!
Mit Brausen wälzt euch her ein uferloser Strom!
Rächt eurer Söhne Fall und stürzt, ihr blonden Horden,
Stürzt dies entmenschte blut'ge Rom!

Hin und wieder begegnen uns unter den hier übersetzten Gedichten sanfte und heitere Sachen, Naturgemälde, Liebesgekose, sogar einmal das Genrebild eines frommen und bescheidenen Greises, „der alte Pfarrer", Immer aber zuckt wieder ein Blitz socialer Unzufriedenheit oder politischen Schmerzes und Zornes durch, und verräth sich in der französischen Romantik fast überall eine glühendere Phantasie als sie in Deutschland gewöhnlich ist. So hat „der Sclave" Chateaubriands eine Hingebung, die alles Maaß überschreitet, und doch aus der Leidenschaft natürlich erklärt wird, indem er, weit entfernt, sich nach Freiheit und Heimath zu sehnen, nur fleht, von seiner schönen Gebieterin mit Füßen getreten zu werden.

Ergreifend ist der „Mädchentraum" von Beranger, welcher die tiefste sociale Corruption der Pariser enthüllt. Der Dichter belauscht den Schlaf eines fünfzehnjährigen noch ganz unschuldigen Mädchens und bildet sich das Zarteste und Heiligste ein, was sie träumen könne, aber sie träumt wirklich etwas ganz anderes. Sie stößt einen Freudenschrei aus und erwacht.

Sie ist erwacht, die Pulse pochen,
Ihr Busen sprengt die Fesseln fast.
‚Sag, was dein Engel dir versprochen,
Was du im Traum gesehen hast?'
Sie ist erwacht, die Pulse pochen,
Ihr Busen sprengt die Fesseln fast.

‚Das Glück hat mir mit seinem Kusse
Entlockt der Freude hellsten Schrei,
Denn Gold ward mir im Ueberflusse
Und ein bejahrter Mann dabei;
Das Glück hat mir mit seinem Kusse
Entlockt der Freude hellsten Schrei!' —

‚O Blume, die nur Anmuth kleidet,
Ist das der Thau, den du gewollt?' —
‚Ja, ja, von aller Welt beneidet
Stand ich bis an die Knie' in Gold!' —
O Blume, die nur Anmuth kleidet,
Ist das der Thau, den du gewollt? —

Fahr hin mein Traumbild denn, mein holdes
Von Liebe, die um Liebe liebt,
Wenn von der Allgewalt des Goldes
Ein träumend Kind schon Zeugniß gibt;
Fahr hin mein Traumgebild, mein holdes
Von Liebe, die um Liebe liebt!

Exegese.

Das erste Buch der Thora. Uebersetzung seiner drei Quellenschriften und der Redactionszusätze mit kritischen, exegetischen, historischen Erläuterungen, von Eduard Böhmer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1862.

Die Genesis ist uns ein noli me tangere, nämlich von so ehrwürdigem Alter und von so großartigem Inhalt, daß die moderne Kritik überall nur die Lupe ansetzen darf, um das Gegebene deutlicher zu erkennen, nicht aber das Secirmesser, um, was als ein Ganzes der Tradition auf uns gekommen ist, zu zerschneiden. Der Verfasser hat früher im hebräischen Text drei verschiedene Relationen und eine dieselben combinirende Redaction entdeckt, während Hupfeld nur zwei solche Relationen annahm. Der Verfasser vertheidigt nun hier seine Dreizahl gegen Hupfeld in dem Commentar, mit dem er seine Uebersetzung der Genesis begleitet.

Uns interessirt nur der Inhalt der Genesis und sein Verständniß, in welcher Beziehung uns die Erörterung S. 75 ff. sehr erfreut hat. Hier wird nämlich eine Stelle der Genesis, die gar viele Leute mißverstanden haben, aufs beste erklärt. „Man übersetzt gewöhnlich ‚Baum der Erkenntniß von Gut und Böse', und versteht dies so, daß der Genuß desselben erkennen lehre, was gut sey und was böse sey. Dieses könnte noch wieder auf zweierlei Weise aufgefaßt werden. Nemlich einerseits könnte es heißen sollen, durch jenen Genuß bekomme man die volle Einsicht in den sittlichen Unterschied, so daß man denselben aus seinen Gründen in seinem ganzen Zusammenhang begreife. Dann würde die Kunde des thatsächlichen Gegensatzes hier schon vorausgesetzt, moralische Discretion wäre schon vorhanden, es fehlte dem Menschen nur das Verständniß des eignen Gewissens, und eben dies Sich selbst und das sittliche Grundgesetz Verstehn sollte verhindert werden. Das Wissen um Gut und Böse wäre da, nur nicht die wissenschaftliche Einsicht. Diese grammatisch zulässige Ansicht widerstreitet aber offenbar dem ganzen Sinn der Erzählung. Die andere Ansicht ist die, daß überhaupt die Kenntniß dessen, was gut und böse sey, dem Urmenschen verboten werde. Der Sündenfall besteht dann also in der von Gott nicht gewollten Kenntnißnahme vom sittlichen Unterschied; Gott bestraft danach den Menschen, weil derselbe nicht hat in Unwissenheit über die sittlichen Dinge bleiben wollen. Eine solche Auffassung des göttlichen Willens verstößt un-

läugbar gegen unser sittliches Gefühl; es kann niemals, davon werden wir überzeugt seyn, Gottes Wille gewesen seyn, den Menschen in Unkunde über das Edelste zu lassen, das es gibt."

„Die Schlange, indem sie sagt: ‚nicht werdet ihr sterben, sondern Gott weiß, daß, wenn ihr davon esset, eure Augen werden aufgethan werden, und ihr, wie Gott, erkennen werdet Gutes und Böses,' wirkt Irrthum und Wahrheit zu einem möglichst trügerischen gleißenden Gewebe zusammen. Sie schiebt dem Baum eine ihm fremde Bedeutung unter, die eines Erkenntnißbaums, wie daraus hervorgeht, daß sie als Gewinn aus dem Genuß der Frucht das hinstellt, daß ihnen die Augen aufgehn werden. Und zwar sollen sie dadurch Gott gleich werden. In der That aber besaßen sie schon diejenige Gottgleichheit, welche in der Kenntniß des sittlichen Gegensatzes besteht; jene Gottgleichheit aber, die durch die Uebertretung des Verbots zu erreichen stand, war keine theoretische, sondern eine praktische, jedoch nur eine formelle Gleichheit mit Gott, während sie materiell vielmehr die größte Ungleichheit zwischen Gott und Mensch ist, denn, wenn der natürliche Mensch selbst darüber entscheidet, was gut ist und was böse, wie Gott dies gleichfalls thut, so kann er nicht anders als in der Sache selbst widergöttlich entscheiden. Die Schlange verlockt ihn also zu einer Caricatur des wahren Gottgleichseyns. Nach ihrer Darstellung bekommt es den Anschein, als ob Gott nur aus Selbstsucht, um Alleinherrscher zu seyn, jenes Verbot erlassen habe. Die böse Lust, selbst neidisch auf Gottes einzig hohe Stellung, beschuldigt ihn des Neides, während er vielmehr nur aus Liebe zum Menschen denselben vor jener Frucht warnt. Ferner spricht der Satan in seiner eignen Sprache, in welcher Tod und Leben ganz etwas andres bedeuten, als in Gottes Sprache. Gott der Herr sagt: ihr werdet des Todes seyn durch jene Frucht; er meint: des geistlichen Todes. Die Verführung sagt: ihr werdet nicht sterben; nemlich nicht leiblichen Todes. Beides ist richtig; auch Gott meinte nicht, daß der Mensch dem Leibestod verfallen werde durch jenen Genuß. Bei alledem liegt ein wirklicher Widerspruch, der nicht größer seyn kann, zwischen Gott und der Schlange zu Grunde; weil die Schlange eigentlich meint: was Gott Leben nennt, ist in der That kein Leben, die Selbstverläugnung ist keine vita vitalis, sondern, was er Tod nennt, das ist das rechte genußreiche Leben."

Wir haben uns wundern müssen, daß der Verfasser nicht ebenso glücklich den Thurmbau und den Namen Babel zu erklären gewußt hat. In Bezug auf den letztern sagt er S. 168: „Die sprachliche Bemerkung des Genesisredactors über den Namen Babel hat höchstens den Werth eines erbaulichen Witzes." Wir legen ihr einen viel tieferen Sinn unter. Der Verfasser verbreitet sich mit einer rühmenswerthen Belesenheit über Alles, was von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten vom Babylonischen Thurm bekannt worden ist, aber aus den Ruinen des Birs Nimrud kann nichts wichtiges erklärt werden. Die Erklärung liegt nur im Text der Genesis selbst und in der Etymologie des Namens Babel. Der Thurmbau ist in seiner welthistorischen Bedeutung nicht minder wichtig, wie der Sündenfall.

Adam verlor das Paradies, seine bösen Nachkommen verloren die Erde selbst in der Sündfluth. Die Nachkommen Noas durften die ihnen wiedergeschenkte Erde behalten und leben bleiben, aber nicht wie sie wollten und nicht Gott zum Trotze. Sie waren noch beisammen ein Volk mit einer Sprache. Aber als ob sie Gottes nicht mehr bedurft hätten, bauten sie einen ungeheuren Thurm, einen Trutzgott, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte, „um sich einen Namen zu machen und um nicht zerstreut zu werden." Gott aber fuhr herab, verwirrte ihre Sprache, daß keiner mehr den andern verstand, und zerstreute sie in alle Lande, die Stätte aber hieß davon Babel, d. i. Verwirrung. Das Sichselbstgenügen, die Selbsthülfe, die Selbstregierung der Menschen ohne nach Gott zu fragen, die Selbstüberhebung, als vermöchten sie allein durch ihr bloßes Zusammenhalten, durch Volksbeschluß etwas gegen Gottes Willen auszurichten, wurde schrecklich bestraft durch den Verlust der gemeinsamen Ursprache, durch die Trennung und Zerstreuung derer, die eben erst auf ihre Einheit gepocht hatten.

Die Menschen haben auch später immer und immer wieder aus eigener Macht, „um sich einen Namen zu machen", ohne Gott bauen wollen, was eben deshalb immer wieder zusammenstürzen mußte. Im Thurmbau liegt die tiefste und wichtigste Lehre der Weltgeschichte. Wer sie nicht versteht, wage nicht die Blätter der Geschichte überhaupt deuten zu wollen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 38. 13. Mai 1863.

Biographie.

Heinrich von Kleist. Von Dr. Adolf Wilbrandt. Nördlingen, C. H. Beck, 1863.

Man hat in der neuesten Zeit wieder mehrere Bühnenstücke von Heinrich von Kleist aufgeführt und mit Erfolg, denn sie verdienen es. Heinrich von Kleist gehört zu unsern besten Dichtern und wird immer mehr dafür anerkannt werden.

Das vorliegende Buch, welches sich näher mit ihm beschäftigt, ist sehr lesenswerth, obgleich wir bekennen müssen, daß uns der Grundton, in dem es gehalten ist, nicht gefällt. Denn der Verfasser mißt alles mit dem Maßstabe Göthes und dieser Maßstab, von einem behäbigen, bequemen, überaus geschickten und alles wohl berechnenden Dichter entlehnt, paßt nicht für den von Glut verzehrten Dichter. Die Vergötterung Göthes erreicht beim Herausgeber der vorliegenden Schrift ein bedenkliches Stadium. Göthe ist ihm nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein großer Reformator, ja sogar „der als der geweissagte Messias unter die Menschen trat und den die schwärmerische Begeisterung der Aufstrebenden als den Kündiger eines neuen Evangeliums das Haupt in den Wolken tragen sah.“ Damit ist das neue Evangelium der Selbstvergötterung gemeint, welches nur leider nicht in Göthe allein den Messias erkennt, weil auch noch Hegel und seine ganze Brut hinterher kommt. Wenn der arme unglückliche Kleist durch dieses Narren-Evangelium hätte erlöst werden können, würde der Verfasser der vorliegenden Schrift recht haben. Da dies nicht möglich war, hätte er besser gethan, die Anräucherung des neuen Messias Göthe mit seinem Weihrauch ganz wegzulassen.

Es handelt sich hier auch nicht von einem mißrathenen Dichter, von einem Ikarus, dem die Flügel abschmolzen, daß er stürzen mußte, nicht etwa von einem Nachahmer Göthes, der ungefähr wie Lenz sein Vorbild nicht erreichte. Heinrich von Kleist leidet gar keine Vergleichung mit Göthe, war eine ganz andere Natur und hat sich auch mit Göthe nur feindlich berührt. Wer sowohl Göthe als Kleist richtig würdigen will, muß nicht in einem engen ästhetischen Cultus befangen seyn, sondern die Bedeutung dieser Männer für ihre Zeit und Nation im Großen auffassen. Dann wird er finden, daß Göthe die eine, Kleist die andere Seite deutscher Denk- und Empfindungsweise zur Zeit unserer tiefsten Erniedrigung unter die Fremdherrschaft repräsentiren. Göthe stellt uns das feige und behagliche deutsche Philisterthum dar, welches von seinen Fleischtöpfen und Privatvergnügungen nicht läßt, mag auch noch so viel Schande über die Nation kommen, und welches sich mit dem fremden Tyrannen lieber abfindet, ihm huldigt, hofirt und Lieder singt, als gegen ihn kämpft. In Heinrich von Kleist dagegen ist der tiefste und bitterste patriotische Schmerz derselben Zeit vertreten.

Heinrich von Kleist war Offizier während der langen Ruhezeit, die in Preußen dem Basler Frieden folgte. Das damalige Garnisonsleben, dessen sittliche Fäulniß in der Jenaer Schlacht wie eine Eiterbeule zum Durchbruch kam, eckelte den jungen Genius an und er verließ den Dienst. Nun wußte er nicht, welchen äußern Beruf er ergreifen sollte. Er hatte eine Schwester und eine Braut, aber er konnte sich in einen philisterhaften Beruf und in eine gewöhnliche Häuslichkeit nicht finden. Denn es drängte ihn zu poetischen Produktionen. Dies zu verrathen, schämte er sich und plötzlich war er verschwunden und wir finden ihn auf einer kleinen Insel im Thuner See wieder, wo er in schöner Einsamkeit seine „Familie Schroffenstein“ dichtete. Da er sich in den Kopf gesetzt hatte, mit seiner Braut in der Schweiz

ein idyllisches Hirtenleben anzufangen, brach seine Braut mit ihm, deren Eltern besser als er selbst das Unpraktische seines Treibens begriffen. Er ernüchterte sich endlich wieder und nahm eine Stelle an der Domänenkammer in Königsberg ein. Hier überraschte ihn der Krieg von 1806 und durch ein Mißverständniß ward er als Gefangener nach Frankreich geschleppt, wohin er früher schon einmal mit seiner Schwester eine Reise gemacht hatte. Das Mißverständniß klärte sich auf und er wurde wieder frei. Nun ließ er sich in dem schönen Dresden nieder, wo er viele romantische Freunde fand, Adam Müller, den Maler Ferdinand Hartmann aus Stuttgart, auch Gentz.

Von seinen Freunden unterstützt, unternahm Kleist die Herausgabe der Zeitschrift „Phöbus". Allein diese machte kein besonderes Glück und Kleist mußte alle seine Hoffnungen auf den Erfolg seiner dramatischen Werke setzen. Hier hatte er nun das Unglück, Göthe zu mißfallen. Göthe fühlte mit weit richtigerem Tact heraus als die Romantiker, daß sie nicht zusammen paßten. In beiden traten sich die tiefsten Gegensätze der Poesie gegenüber. Göthe, durchdrungen von classischem und modernem Geiste, negirte das christliche oder romantische Mittelalter. Die Romantiker im Gegentheil, angeweht vom christlich-germanischen Geist, negirten das Classische und die moderne Philisterei. Göthe war eine classische Jupitersbüste mit dem Zopf hinten. Die Romantiker vertieften sich dagegen in die Legende, in das Ritterthum und in die phantastische Märchenwelt der Volkssage. Obgleich sie weit entfernt waren, ihre eigentliche Aufgabe zu lösen, weil dazu die Zeit noch nicht gekommen war, weil sie die Erinnerungen der deutschen Vorzeit nur in eine derselben ganz entfremdete, von ausländischem Geschmack durch und durch beherrschten Jetztzeit wie eine Fata Morgana hinzaubern konnten, so lag in ihrem Auftreten doch eine Mahnung an die deutsche Nation, sie solle ihre Vorzeit und ihr innerstes Gemüth besser erkennen und aus dieser urewigen Wurzel sich weiter entwickeln, von sich werfend das Ausländische, Schlechte und Unnatürliche. Dieser Mahnruf an die deutsche Nation und das, was eigentlich ihr Beruf sey, und zugleich der tiefe Glockenton, der durch die Romantik hindurchdrang, genirte Göthen und mußte ihn geniren, weil die Herrschaft seines Geistes durchaus nur in einer Zeit der nationalen Verkommenheit und Ausländerei, Verweichlichung, Verzärtelung, Entsittlichung, Entdeutschung und Entchristlichung möglich war. Göthe also wollte nichts von den Romantikern wissen und fürchtete und haßte sie, auch wenn sie ihm als großen Dichter huldigten. Den armen Kleist wies er auf eine so beleidigende Weise ab und ließ ein Stück desselben auf der Bühne zu Weimar absichtlich so verhunzen, daß Kleist, der in seiner Unschuld dergleichen gar nicht für möglich gehalten hätte, ihm eine Herausforderung zuschickte.

Wie mächtig der romantische Geist in Kleist wirkte und wie wenig er sich durch die moderne Misere unter der französischen Herrschaft in Deutschland imponiren ließ, beweist, daß er gerade damals sein berühmtes „Käthchen von Heilbronn" dichtete. Das war aus tiefstem deutschem Gemüth herausempfunden. Ursprünglich gehörte noch eine Scene dazu, welche Kleist auf Tiecks Wunsch wegließ und vernichtete, was Tieck selbst später bedauerte. „Kleist theilte Tieck das vollendete ‚Käthchen' mit, und sie sprachen und stritten mannichfach darüber; doch ohne daß der Dichter sich bewegen ließ, den dunklen mystischen Hintergrund seines Stücks zu opfern. Dagegen verfiel er in ein unglückliches Mißverständniß, das den Organismus der Dichtung schwer verletzen sollte. Er hatte, der ersten Anlage getreu, das Käthchen ganz in märchenhafte Elemente gehüllt, und so ließ er sie im vierten Akt, nachdem sie Kunigundens Häßlichkeit im Bade belauscht und vor Angst, wie sie den Grafen vor dem Ungeheuer errette, außer sich gerathen, auf dem Felsen umherwandeln, wo ihr nun unten im Wasser eine Nixe erscheint und sie mit Gesang und Rede zu sich hinablockt. Schon im Begriff, in die feuchte Tiefe zu stürzen, wird sie nur durch eine Begleiterin gerettet, und so von dem zauberhaften Bann befreit, der sie umspann. Tieck sprach sich auch über diese Scene gegen den Dichter aus, und er mag auf die Schwierigkeit der theatralischen Darstellung hingewiesen haben; Kleist aber verstand ihn falsch: er nahm seine Aeußerung als Tadel, und irre gemacht, vernichtete er die Scene, ohne ein Wort davon zu sagen. Erst als das Schauspiel (1810) im Druck erschien, bemerkte Tieck, was er, ohne es zu ahnen, angerichtet hatte, und konnte nicht aufhören, sein Bedauern darüber kundzuthun. Denn in der That ist es offenbar, daß durch jene märchenhafte Episode die Gestalt des Käthchens sowohl, wie die verzerrte Häßlichkeit der Kunigunde in ein zarteres Licht trat und an innerer Berechtigung gewann; der rettende Cherub ward nun durch den Gegensatz zu der verführenden Wasserfee sinnvoller und glaublicher, Kunigunde in dieser geheimnißvollen Verbindung ein Geschöpf der frei spielenden Phantasie, statt eine scheußliche Caricatur zu seyn; und so war das Hereinspielen der Zauberwelt das rechte Mittel, die Wirklichkeit wahrer zu machen, weil sie poetischer ward."

Kleist blieb nicht in Betrachtung weiblicher Innigkeit, Liebe und Treue befangen. Der Zorn über die Schmach des Vaterlandes feuerte ihn zur Dichtung seiner „Hermannsschlacht" an, die man jetzt erst wieder schätzen lernt, die damals aber nicht beachtet wurde. Im Frühjahr 1809 sang Kleist:

. . . Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ocean —

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt. ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze sein!

Eine Lustjagd, wenn die Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Der Grundgedanke dieses Liedes wiederholt sich in Follens wildem Liede von der Katzbach. Genug, Kleist fühlte tief die Schmach des deutschen Vaterlandes. Und Göthe, der so stolz auf ihn heruntersah, der ihn von der Bühne zu verjagen so boshaft war — haben wir ein einziges Lied von Göthe, worin ein warmes Herz für das damals so schwer mißhandelte Vaterland schlägt, ein einziges Lied, worin er zum Kampfe für das Vaterland aufgefordert hätte? Nein, er besang Napoleon, er pries ihn hoch, er spottete noch über Arndt und Körner „ihr rüttelt vergebens an euern Ketten." Göthe schrieb damals seine Wahlverwandtschaften, um dem deutschen Volke zum Ersatz für die verlorene Freiheit und Nationalehre einen Codex des Ehebruchs zu schenken.

Im Winter auf 1810 schrieb Kleist das schöne Stück „der Prinz von Homburg" und hoffte im folgenden Sommer in Berlin durch die „Abendblätter" patriotisch zu wirken. Auch hier stand ihm wieder Adam Müller zur Seite, das preußische Ministerium war in der Strömung großer Reformen, aber die Romantiker verstanden die Wiedergeburt Deutschlands anders, als jenes Ministerium und deshalb kam der arme Kleist mit dem letzteren in Conflict. Der Herausgeber des vorliegenden Buches stellt sich mit blindem Eifer auf die Seite der damaligen Berliner Reform und häuft schwere Vorwürfe auf das Haupt Adam Müllers, der den harmlosen Kleist nur verführt haben soll, aber diese Verurtheilung Adam Müllers ist ungerecht und die unbedingte Zustimmung zu dem damaligen Berliner Reformwesen nicht wohl überlegt. Man überstürzte sich damals in Preußen. Man wollte mit einmal alles Alte umkehren und einen neuen Staat, ein neues Volk schaffen, wobei man sich unter der Herrschaft der Ideen von Fichte und Pestalozzi, für den die Königin Louise schwärmte, d. h. eigentlich unter der Herrschaft der Ideen von Rousseau befand. Daher das Nivelliren der Stände die Auslieferung der Kirchengüter und der uralten Allode des Adels in Judenhände. Daher die Zerstörung aller Corporationen. Daher die Gewerbefreiheit ꝛc. Preußen holte in aller Geschwindigkeit nach, was in Frankreich von 1789 bis 1791 geschehen war und stellte sich, wenn auch in der besten Absicht, auf einen ganz revolutionären Boden und griff nicht nur willkürlich in bestehende Rechte ein, sondern trachtete auch einer chimärischen Weltverbesserung nach, die nie verwirklicht werden kann. Es wäre besser gewesen, Preußen hätte sich mit diesen Umwälzungen seiner Gesetzgebung nicht so sehr übereilt. Die übeln Folgen davon sind erst in neuerer Zeit zu Tage getreten auf eine für die Krone höchst bedenkliche Weise. Aber schon damals wurde es von einsichtsvollen Köpfen begriffen und zwar nicht blos von Adam Müller und Gentz, sondern auch vom Adel der alten Provinzen, der sich laut beschwerte. Oder hat etwa der biedere von der Marwitz, indem er damals warnte und opponirte, nicht völlig Recht gehabt? Indessen diese Opposition wurde niedergeschlagen und auch Heinrich von Kleist als Reactionär verdächtigt. In der Hitze ließ er sich hinreißen einen groben Brief an Herrn von Raumer zu schreiben, den er für den Veranlasser seiner Ungnade hielt. Wenn er ein wenig besonnener gewesen wäre, würde er begriffen haben, daß es sich hier um keine Persönlichkeiten, sondern um ein System handelte.

Da dem heißblütigen Dichter nun jeder Versuch, in einer öffentlichen Stellung zu wirken und seinem Vaterlande nützlich zu werden, mißlang, gerieth er in

eine Stimmung, die ihn völlig gleichgültig gegen das Leben machte. Zufällig lernte er damals die Frau Henriette Vogel kennen, die ihn durch die Anmuth ihres Geistes lebhaft anzog und der das Leben ebenfalls zuwider geworden war. Obgleich verheirathet, fühlte sie sich in ihrer Ehe nicht glücklich und durch einfältige Aerzte war sie überredet worden, sie leide an einem unheilbaren Körperübel, welches in der That gar nicht vorhanden war. Diese Einbildung vermehrte ihre Schwermuth bis zu dem Grade, daß sie zu sterben wünschte. Mit diesem Wunsche nun steckte sie den Dichter an. „Es war von keiner Leidenschaft zu ihr die Rede, vielmehr soll er anfangs eher das Gegentheil als Zärtlichkeit für Henrietten gefühlt haben; aber was sie zu einander führte und ihn bald zu ihrem Hausfreund machte, war die Sympathie in ihren trüben Stimmungen und ihre gemeinsame Liebe zur Musik. Sie musizirten und sangen zusammen, alte Psalmen vorzüglich. Eines Tages, als sie ganz besonders schön gesungen hatte, sagte er mit einem, wohl aus seiner Jugend ihm überbliebenen, Ausdruck uniformirter Begeisterung zu ihr: das ist zum Erschießen schön! Sie sah ihn bedeutend an, ohne ein Wort zu erwidern; in einer einsamen Stunde aber kam sie auf diese Aeußerung zurück. Sie fragte ihn, ob er sich noch des ernsten Wortes erinnere, das sie ihm früher einmal abgenommen habe: ihr, falls sie ihn darum bitte, jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten? Seine ritterliche Antwort war, er sei dazu jeder Zeit bereit. ‚Wohlan', sagte sie, ‚so tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Zwar ist es nicht wahrscheinlich, daß Sie es thun, da es keine Männer mehr auf Erden gibt' . . . Ich werde es thun, fiel ihr Kleist in's Wort, ich bin ein Mann, der sein Wort hält!" Er that es. Beide fuhren nach Potsdam hinaus und nach dem Kruge „zum Stimming", in dessen Nähe sie unter Lachen und Scherzen ihren Vorsatz ausführten. „Hierauf gingen sie nach dem bestimmten Platz; Henriette hatte ein Körbchen am Arm, das mit einem weißen Tuch bedeckt war; ohne Zweifel lagen die Pistolen darin. Sie verlangten auch einen Tisch und Stühle, zuletzt einen Bleistift und die Rechnung; man schickte ihnen Alles hinaus; indessen fuhren sie fort, die munterste Lustigkeit zu zeigen, sprangen mit einander und warfen Steine in's Wasser. Als die Aufwärterin zum letzten Male, mit dem Bleistift, kam, übergab Henriette ihr das Kaffeegeschirr und einen Lohn für ihre Mühe, und trug ihr auf, die eine der Tassen auszuwaschen und ihr wieder zu bringen. Die Frau geht fort; als sie etwa 40 Schritte gegangen ist, fällt ein Schuß; nicht lange danach ein zweiter. Sie glaubt, daß die Fremden zum Vergnügen schießen, und geht ihres Weges; als sie dann mit dem Tassenkopf zurückkommt, sieht sie Beide im Blute liegen. Mittlerweile eilt auch ein Förster herbei, dessen Wohnung in der Nähe ist und der die Schüsse gehört hat; er findet Henriettens Leiche in einer Vertiefung, die durch das Ausroden eines alten Baumes entstanden, mit auf der Brust gefalteten Händen ausgestreckt; Kleist hatte sie so sicher durch das Herz geschossen, daß nicht ein Tropfen Blut geflossen war. Er selbst kniete, todt, mit durchschossenem Kopfe vor ihr; Beide ganz unentstellt, mit einer heiteren, zufriedenen Miene."

Literärgeschichte.

Bibliografia dei Lavori Publicanti in Germania sulla Storia D'Italia. Di Alfredo Reumont, Berlino, Ridolfo Decker, 1863.

Herr von Reumont ist unermüdlich in dem edlen Bestreben, zwischen Deutschland und Italien geistig zu vermitteln. In dem vorliegenden italienisch geschriebenen Werke gibt er eine Uebersicht über die zahlreichen deutschen Werke, die von italienischer Geschichte, Literatur und Kunst handeln. Er begnügt sich damit, nur die Titel anzugeben und fügt nur eine ganz kurze Charakteristik jedes einzelnen Werks hinzu. Die fleißigen Deutschen haben sich aber so oft mit Italien beschäftigt, daß die hier vorliegende gedrängte Uebersicht 423 Seiten ausfüllt und noch nicht einmal als ganz vollständig betrachtet werden kann, da es noch viele ältere und neuere von Deutschen verfaßte Geschichts- und Reisewerke gibt, die wir im vorliegenden Cataloge vermissen, obgleich sie nicht wenig interessante Sachen aus Italien berichten. So z. B. das ältere große Reisewerk von Keyßler und aus neuerer Zeit die durchaus vortrefflichen und musterhaften Werke des Herrn von Martens über Venedig und Italien, welche nicht fehlen durften, wo des Herrn von Rumohr lombardische Reise aufgenommen wurde. Wir erwähnen solcher Auslassungen nicht, um den fleißigen Sammler zu tadeln, sondern nur um den großen, schwer zu erschöpfenden Reichthum der deutschen Literatur zu constatiren.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 39. 16. Mai 1863.

Politik.

Die Stellung des Christen zur Politik. Eine religiös-politische Betrachtung von Dr. Friedrich Fabri, Missions-Inspector. Barmen, Langewiesche, 1863.

In dieser Vorlesung wird eine der delikatesten Fragen mit so vieler Feinheit und zugleich mit so vieler Gradheit und Ehrlichkeit behandelt, daß man den Vortragenden bewundern muß.

Die merkwürdigsten Wechsel in der Weltgeschichte haben es mit sich gebracht, daß während der englischen Revolution die politische Fortschrittspartei sich zugleich für die christlichere hielt, während der französischen Revolution aber umgekehrt die politisch reactionäre Partei. Aus dieser einzigen Parallele geht schon hervor, daß in beiden Fällen die Religion nur mißbraucht und für Parteizwecke ausgebeutet wurde, die ihr wesentlich fremd waren. Denn „mein Reich ist nicht von dieser Welt" sprach der Gründer der Kirche. Das hebt nun auch die vorliegende Betrachtung mit großer Klarheit und Schärfe hervor. „Die ganze h. Schrift durchzieht Ein großer Gegensatz; es ist der der Welt und des Reiches Gottes. In jenen Begriff: ‚Welt' faßt die h. Schrift die ganze Summa aller Offenbarungen des Menschengeistes zusammen, wie er, in sich ruhend, auf sich allein gestützt, also außer und ohne den lebendigen Gott und ohne die Erlösung in Christo sich bethätigt. Also Politik, Wissenschaft, Kunst, Handel, Gewerbe, mit Einem Worte alle Lebensgebiete, sofern und soweit sie nicht vom Geiste Gottes berührt und getragen sind, vereinigen sich hier in dem Centralbegriffe: Kosmos, Welt. Sie sehen, daß diese Fassung des Begriffes Kosmos noch unendlich weiter reicht, als der Sinn des Titels jenes berühmten Buches ist, das ein vielvergötterter Naturforscher als ein werthvolles Denkmal menschlichen Scharfsinnes und umfassender Gelehrsamkeit uns hinterlassen hat. Diesem Centralbegriffe: Welt — stellt nun die Schrift den anderen: Reich Gottes als seinen Gegensatz gegenüber. Nicht als stände das Reich Gottes an sich mit den irdischen und weltlichen Lebensgebieten in einem ausgesprochenen Gegensatze, als wäre Wissenschaft, Kunst, Gewerbe an sich widergöttlich; das Evangelium achtet vielmehr alle diese Lebensgebiete, es bedient sich auch ihrer, es möchte sie alle heiligen. Der Gegensatz ruht nicht in dem Objecte, er ruht wesentlich in dem Gegensatze des die Welt und das Reich Gottes erfüllenden Geistes. Dieser ist allerdings ein gegensätzlicher, dort wesentlich auf sich gestellt, hier göttlich bedingt."

Der Verfasser führt nun weiter aus, daß Christus kein politischer Reformator hat seyn wollen und daß es unziemend ist, wenn Socialisten und Communisten ihn jetzt, wie früher Hussiten und Puritaner, zu ihrem Parteihaupt machen wollen, aber auch ebenso unziemlich, wenn die politische Reaction ihn zu dem ihrigen machen will. „Wir haben kein Recht, das Christenthum, das ohnedies sein ihm göttlich verordnetes Merkzeichen, den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit zu seyn, mit Recht an sich trägt, mit dem Odium der Fehler und Sünden politischer Parteien freiwillig zu belasten. Wir haben kein Recht, auch nur den Schein zu erwecken, als stritten die Kirche und ihre Diener mit politischen Waffen um politische Herrschaft. Wir haben kein Recht, die Kirche, die die Verkündigerin göttlicher Offenbarungsthatsachen an alle Menschen ist, zur Dienerin irgend einer politischen Partei zu degradiren. Die Kirche Christi hat nicht nur bestanden, sie hat geblüht auch in Zeiten der Verfolgung durch den Staat; ihre Waffen, weil sie geist-

licher Natur sind, ruhen auf der Kraft freier Ueberzeugung; ihr Bestand und ihre Kraft steht nicht auf dem Grunde politischer und polizeilicher Anordnungen. Hat sie in dem Volksgeiste feste Wurzeln, so ist das Volk ein christliches, mag auch das rechtliche Verhältniß zwischen Staat und Kirche ein so loses und lockeres seyn, als es will. Ist der Volksgeist ihr entfremdet, in den Massen vielleicht feindlich, so ist das eine tief beklagenswerthe Thatsache, welche die ernstesten Forderungen an die Kirche und ihre Diener richtet, aber es ist vergeblich, jener Entfremdung mit äußeren politischen Mitteln begegnen zu wollen. Denn auch der wohlgemeinte Kampf um den christlichen Staat kann zuletzt zu den bedenklichsten Ueberschreitungen, so gut dies unter der päpstlichen Universalmonarchie der Fall war, da und dort selbst zu einem religiös-politischen Pharisäismus führen. Es ist daher, auch wenn es aus den wohlmeinendsten Absichten geschieht, doch eine Irreleitung des christlichen Bewußtseins, wenn man z. B. die Civilehe als einen antichristlichen Greuel darstellt, da man doch weiß, daß die Kirche, namentlich die Kirche der Reformation, ein Recht auch des Staates auf die Ehe jederzeit anerkannt hat, und man weder aus biblischen, noch historischen Gründen es ihm bestreiten kann, seinerseits für dieses ihm zustehende Recht eine aus allgemein politischen Gründen sich ihm empfehlende Form zu wählen. Es sind auch in der That weniger unmittelbar religiöse, als allgemein sociale Bedenken, Bedenken für das Volkswohl, welche unter bestimmt gegebenen Umständen gegen die sofortige Einführung der obligatorischen Civilehe geltend gemacht werden können."

Die Anforderungen der unberechtigten Art gingen immer abwechselnd von zwei Extremen aus. Entweder sollte der Christ die Volksfreiheit unterdrücken und tyrannisiren helfen, oder er sollte den Umsturz fördern und revolutioniren helfen. Die h. Schrift widerspricht sich nicht, wenn sie auch jenen Anforderungen in scheinbar widersprechender Art entgegentritt, denn sowohl die Worte „Seid unterthan der Obrigkeit", als die Worte „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", wurzeln beide in dem Grundwort „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Das wird hier mit großer Meisterschaft dargelegt.

Der Verfasser verlangt aber keine Passivität, keinen Quietismus, er verwahrt sich desfalls. „Es hat zu allen Zeiten in der Kirche Männer gegeben, die es für eine religiöse Pflicht erachteten, sich jeder Betheiligung am politischen Leben strenge zu enthalten. Wir achten diesen Standpunkt von Herzen, obwohl wir ihn nicht für zutreffend, jedenfalls nicht für allgemein zutreffend halten. Wir entnehmen aus ihm aber die Lehre, daß ein Christ da, wo er in einer besonderen politischen Lage in innerem Zweifel ist, was er thun soll, am besten thun wird, nichts zu thun. Im Uebrigen mag er auch als Staatsbürger nicht nur mit Treue seinen Pflichten nachkommen, sondern auch seiner Rechte, soweit sich hiezu einfach und ohne Ostentation die Gelegenheit bietet, gebrauchen. Er fange hiebei bei dem Nächstliegenden an. Das Nächste nach dem eigenen Hause ist aber die Gemeinde, in der er lebt. Soweit es sein ihm übertragener Beruf gestattet, und die Gelegenheit ungezwungen es ergibt, suche er mitzubauen an dem sittlichen und socialen Gedeihen in der Commune. Da wird sich ihm manche Gelegenheit bieten, für die allgemeinen Principien der Gottesfurcht, der Rechtschaffenheit, der Treue, der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe wirksam zu seyn. Es ist gewiß ein Hauptgrund unserer mannigfachen, politischen Wirren, daß dieser einfache und solide Unterbau aller wahren Volksfreiheit, der in der Commune und deren richtig geleiteter, auf das Princip billiger Freiheit und Selbständigkeit gebauter Verwaltung ruht, noch so wenig in gesunder, thatkräftiger Weise verwirklicht ist. Die politische Größe Englands, seine Freiheit und seine Achtung vor dem Gesetze — zwei Factoren, die sich stets gegenseitig bedingen — ruht wesentlich auf diesem soliden, politischen Unterbau. Statt aber auch bei uns vor Allem zu fragen, wie hat der Mann in seinem eigenen Hause, unter seinen Nachbarn, in seiner Commune sich bisher bewährt, wählt man z. B. heutigen Tages einen großen Theil der Abgeordneten des Volkes, vielleicht ohne sie je von Angesicht gesehen zu haben, nach der sehr proteusartigen Schablone der s. g. reinen politischen Gesinnungstüchtigkeit, d. h. nach der formellen Beistimmung zu irgend einem abstracten, mit dem nöthigen phraseologischen Apparat wohl ausstaffirten, politischen Programm, dessen politische Weisheit, nicht selten aller wahrhaft productiven Gedanken baar, in der scharfen Parteihaltung gegenüber einigen oben brennenden, politischen Fragen aufgeht."

Vor allem dringt der Verfasser darauf, daß man den Namen Gottes nicht mißbrauche, wo es sich nur um irdische Dinge handle und menschliche Leidenschaft mit ins Spiel komme. „Ich bin z. B. der Ueberzeugung, daß für uns unter den jetzt gegebenen Verhältnissen die constitutionelle Monarchie die entsprechendste, ja nothwendige Staatsform sey. Natürlich meine ich dieselbe, die ja bereits als Thatsache durch

Eide versiegelt ist, in einer durchaus ehrlichen, gewissenhaften, Sinn und Absicht der Verfassung entsprechenden Handhabung. Fragt man mich nun aber, warum ich die constitutionelle Monarchie für die jetzt beste — freilich nicht im Sinne eines in dieser Weltzeit utopischen Ideals — Staatsform halte, so weiß ich aus dem Evangelium für diese meine politische Ueberzeugung in der That nicht den mindesten Beweisgrund beizubringen, so wenig als für die absolut-monarchische oder republikanische Staatsform. Worauf ruht denn nun dieses mein politisches Urtheil? Auf einer Reihe von historischen, socialen, staatsrechtlichen Erwägungen, die mich, soweit meine geringe Kenntniß in diesen Gebieten reicht, durch fortgesetzte Vergleichung und Beobachtung zu jenem politischen Urtheil geführt haben. Andere mögen ein viel reiferes Urtheil in diesen Dingen haben; nur so viel steht mir fest, daß auch zu einem berufenen Urtheil in politischen Dingen Kenntnisse und Erfahrung nöthig sind, Kenntnisse, die ich weder unmittelbar aus der Bibel, noch aus politischen Parteiversammlungen und den politischen Tagblättern mir holen kann. Da das Evangelium in speciell politischen Fragen mir aber keinerlei Rath gibt, so bin ich auch verbunden, für meine individuelle politische Ueberzeugung das Evangelium nicht haftbar zu machen, damit, wenn und soweit ich etwa mit dieser irre, die Sache des Evangelii durch meine Unbesonnenheit und meinen Unverstand keinerlei Schaden und übles Gerücht bei den Leuten erleide. Nur sofern das Evangelium, als eine Kraft Gottes, auch die Urtheilskraft schärft, das Herz erweitert, überhaupt den Menschen sittlich kräftigt, wird dasselbe dem Christen auch in seinem politischen Urtheile und Verhalten zu Statten kommen, aber eben nur auf diese indirekte, nicht in direkter Weise. Ach, wie einfach sind im Grunde alle diese Wahrheiten, und doch wie verdeckt vor den Augen vieler unserer Zeitgenossen, ja selbst vieler der Edelsten und Besten unter ihnen!“

Wie der Christ nicht eine bloße Menschensache zur Gottessache machen soll, so sollen aber auch die vom Christenthum Abgewandten s. g. Gebildeten nicht wähnen, sie könnten auf der Höhe ihrer Humanität des Christenthums entbehren. „Man wird kaum fehlgreifen, wenn man sagt, die Idee der Humanität, die Anerkenntniß der Selbständigkeit und der Gleichberechtigung der menschlichen Persönlichkeit, ihres Schutzes und ihres möglichst gleichmäßigen Anspruches an die Güter des öffentlichen Lebens bezeichnet die Grundrichtung aller Bewegungen der modernen Geschichte. Die französische Revolution, diese furchtbare, die ganze neueste Geschichte in ihren Folgen beherrschende Krisis, schrieb bekanntlich auf ihre von Blutströmen gefärbte Fahne die Worte: Freiheit! Brüderlichkeit! Gleichheit! Diesem Wahlspruche liegt, in so grauenhafter Verzerrung man seine Verwirklichung auch versuchte, offenbar eben jene allgemeine Humanitäts-Idee zu Grunde. Hat man in jener Zeit des Schreckens und des allgemeinen Umsturzes doch auch sofort einen eigentlichen Cultus der reinen Humanität in der Verehrung einer auf die umgestürzten Altäre erhobenen Göttin der Vernunft versucht. Wie kommt es aber, daß eine an sich edle und sittlich gehaltvolle Idee da, wo sie zum erstenmale sich in ihrem Prinzip geschichtlich zu verwirklichen trachtete, so rasch und in so entsetzlicher Weise in ihr Gegentheil sich verkehrte? Und nicht nur in jener französischen Schreckenszeit, auch in so manchen späteren Fällen machen wir ja die gleiche Erfahrung. So viel ich sehe, liegt der Grund hiervon darin, daß die moderne Humanitäts-Idee in sich mit einem Widerspruche behaftet ist. Die Idee der reinen Menschlichkeit in ihrer allseitigen und freien Entfaltung, etwa in dem Sinne, wie Schiller dieselbe bei seinen Dichtungen im Auge hatte, ist durchaus erst durch das Christenthum erzeugt und ausgeboren worden. Die ganze antike Welt, selbst in ihren edelsten und hervorragendsten Geistern, der Islam, die noch jetzt auf Erden lebenden Heidenvölker stehen dieser Humanitäts-Idee vollständig ferne, wofür ich hier nur das Eine als Beweis anführen will, daß bei diesen allen die Sclaverei nicht nur als eine natürliche, sondern als eine nothwendige Institution betrachtet wurde und wird. Es läßt sich dies aber aus vielen Beweisen feststellen. Nun ist, wie mir scheint, der eigentlich tief tragische Contrast, der die ganze neueste Geschichte durchzieht, dieser, daß diese nur im Schooße des Christenthumes, durch Jahrtausende lange Einwirkung des Evangeliums möglich gewordene Humanitäts-Idee von der sie tragenden Wurzel losgerissen, ja mit dem Christenthume, als einer ihr feindlichen, ja sie ertödtenwollenden Macht, in Conflikt gestellt wurde. Man will Cultur ohne den wahren Cultus, man will Civilisation, ohne die Wurzel aller wahren Gesittung zu pflegen, man will den auf die Humanitäts-Idee gebauten Rechtsstaat, ohne doch jene Pflicht der Liebe und der Selbstverleugnung anzuerkennen, ohne welche die freie und freudige Anerkennung der Rechte des Anderen, wie der Gesammtheit auf die Dauer nicht möglich ist. Gestehen wir es uns offen, in diesem Widerspruche liegt die Grundwurzel aller Conflikte und unheilschwangeren Krisen, von welchen unsere Zeit bewegt ist.“

Indem der Verfasser nun zwischen dem Gebiet der Religion und Politik überall die schärfste Grenze zieht, kommt er beiläufig auch auf die Schulfrage zu reden. Auch er bemerkt, was wir in diesen Blättern schon öfter ausgesprochen haben, welche Inconsequenz darin liegt, daß die radicale Partei alles in der Schule durch die Staatsomnipotenz durchsetzen will. Aber der Verfasser will die Schule auch nicht ausschließlich der Kirche unterordnen. Seiner oben schon ausgesprochenen Ansicht der Dinge gemäß kommt es nicht auf kirchliche Einrichtungen, sondern nur auf den das Volk durchdringenden christlichen Geist an. Er gelangt daher folgerichtig zu dem Gedanken, dem Volke selbst unmittelbar, d. h. in jeder Gemeinde den Eltern schulfähiger Kinder ungleich mehr Einfluß, als bisher auf das Schulwesen einzuräumen. „Der richtigste unseren politischen und socialen Gesammtverhältnissen entsprechendste Weg scheint der zu seyn, daß man das Schwergewicht in der Leitung und Aufsicht der Volksschule in die Kreise der Nächstbetheiligten, der Aeltern, lege. Man bilde also Schulgemeinden in Analogie der politischen und kirchlichen Gemeinden mit einer aus den Aeltern (unter billiger Mitbetheiligung der Commune und der Kirchengemeinden) genommene Vertretung. Man lasse diese Schulgemeinden etwa auch in der Bildung von Kreis- und Provinzial-Schul-Synoden sich weiter ausgestalten. Der Verfasser erinnert an Nordamerika, wo weder Staat noch Kirche Einfluß auf die Schulen üben, die bei den Eltern vorherrschende Frömmigkeit aber den Schulen ganz von selbst noch einen religiösen Charakter erhält, und auf diese Freiwilligkeit legt der Verfasser mehr Werth, als auf alle Zwangsgebote, die in Europa von der Staats- oder Kirchengewalt ausgehen.

Es ist unzweifelhaft, daß den Eltern eine Stimme gebührt, die ihnen bisher doch sehr versagt war. Indessen würde der Zweck doch verfehlt werden, wenn die Entscheidung bei den Eltern liegen sollte. Die Eltern würden unter dem Einfluß von Demagogen oder von Sectirern die Schule, wie den Staat und die Kirche von der zufälligen Majorität, die mit jedem Tage wechseln kann, abhängig machen, d. h. in Anarchie stürzen. Wenn in Nordamerika auch die von Staat und Kirche unabhängige Schule noch nicht entchristlicht ist, so verdankt sie das der Nachwirkung alter Frömmigkeit im Volke. In Deutschland haben sich die Verhältnisse anders gestaltet. Hier ist im Volke, wenigstens im größten Theile desselben, nicht mehr so viele alte Frömmigkeit übrig. Die gesammte Bildung hat einen entschieden unchristlichen Charakter. Den Fürsten war darum zu thun, die Bande der Kirche zu lösen, um an die Stelle der göttlichen Autorität die ihrige setzen zu können. Deswegen beförderten sie die classischen Studien, die zum Geschmack und zur Gesinnung des Heidenthums zurückführten, sodann die s. g. Humanität und die Aufklärung. Diese letztere wirkte so mächtig, daß auch die Fürstenfeinde, die liberale Opposition und zuletzt auch die demokratische, im Haß gegen die Kirche und in der Verachtung der Religion mit dem aufgeklärten Despotismus des vorigen Jahrhunderts wetteiferten. Eine Wiedergeburt des christlichen Geistes gegen diese Gewalten der Neuzeit hat erst vor wenigen Jahrzehnten und unter großen Schwierigkeiten begonnen.

Wenn es daher auch richtig ist, daß es nicht sowohl auf äußerliche Einrichtungen im Namen der Religion, sondern auf den lebendigen im Volke wirkenden religiösen Geist ankomme, so sind doch, wo dieser Geist verschwunden oder corrumpirt ist, auch die äußern Mittel nicht zu unterschätzen, durch welche die Kirche oder der Staat, zu besserer Einsicht gelangt, dem verwahrlosten Volke die Religion, um die es früher betrogen worden war, zurückbringen möchte. Die christusfeindliche Partei geht offenbar darauf hinaus, dieses Wiederbringen der Religion durch jedes Mittel zu verhindern. Sie ist daher gegen jede Kirche und will nur dem Staate Macht über die Schule geben, weil sie bis jetzt immer gefunden hat, daß die Staatsgewalt ein kirchenfeindliches Princip in sich trägt. Aus demselben Grunde will sich auch die große Partei Diesterweg immer mit dem Staate gegen die Kirche zu deren endlichem Sturze alliiren. Unter diesen Umständen erscheint es bedenklich, den Eltern in jeder Gemeinde einen großen Einfluß auf das Schulwesen einzuräumen. Das würde zwar in Gegenden, wo noch unter dem Landvolk alte Frömmigkeit herrscht, auf eine erfreuliche Weise zur Ausweisung jener gottlosen Schulmeister führen, die ihnen aus den Seminaren octroyirt worden sind. In weit mehr andern Gegenden aber, die schon lange vom Unglauben überwuchert sind, sonderlich in den Städten, würde das Ergebniß ein ganz anderes seyn und der christliche Glaube würde bald durch tumultuarische Versammlungen hinaus majorisirt werden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{3}/_{8}$ Thaler.

Mittwoch, | N° 40. | 20. Mai 1863.

Volkssitten.

Volksthümliches aus Schwaben. Herausgegeben von Dr. Anton Birlinger. 8. Lieferung. Freiburg im Breisgau, Herder, 1862.

Wir haben die früheren Lieferungen dieses interessanten Werkes in unsern Blättern angezeigt. Zuletzt in Nr. 50. des vorigen Jahrgangs. Hier liegt nun das Schlußheft vor, welches noch von Sitten und Gebräuchen in Schwaben handelt und woran sich ein ausführliches Sachregister anknüpft.

Das Werk ist in Bezug auf Sitten und Gebräuche das vollständigste, was bis jetzt erschienen ist, aber auch im ersten Bande sehr reich an Volkssagen. Wir können es daher nur wiederholt unsern Lesern empfehlen.

Aus dem im achten Heft enthaltenen Reste der Volkssitten wollen wir noch einige besonders seltsame hervorheben.

Das Schuhweintrinken.

„In Altheim bei Horb war ehemals, ob jetzt noch weiß ich nicht, der seltsame Hochzeitbrauch des ‚Schuhweintrinkens'. Abends am Hochzeittage thut sich eine Anzahl lediger Bursche zusammen, die unter sich ausgemacht haben, der Braut den Schuh zu rauben. Jeder sucht natürlich Gelegenheit, den verabredeten Spaß glücklich auszuführen. Manchmal gelingt's, manchmal nicht. Ist's einem gelungen, so wird der Schuh von den Burschen versteigert; sie schlagen unter sich darauf, so hoch es immer geht. Die Braut muß immerhin das letzte Angebot machen. Ist das Hochzeitpaar arm, so steigert man nicht hoch; ist es aber wohlhabend, so wird der Schuh sehr theuer. Die Braut bezahlt den Burschen das Geld und bekommt dafür ihren Schuh. Jetzt wird zusammengesessen und darauf losgetrunken und das Bier vom Erlös bestritten." Der Herausgeber ist ungewiß, ob er hierin nicht an die Bedeutung des Schuhes denken soll, wie sie in Grimms Rechtsalterthümern S. 155 und 433 vorkommt. Vrgl. Weinhold, deutsche Frauen Seite 228 und Bodemeyer, Hannöv. Rechtsalterthümer S. 88. Indessen hängt das Schuhstehlen ohne Zweifel mit folgenden Gebräuchen zusammen.

„In Igersheim bei Mergentheim war ehedem und ist jetzt noch theilweise am Hochzeitstage die Sitte des ‚Kränzlestehlens'. Die Braut ist den ganzen Tag nicht sicher, die ledigen Bursche lassen sich's unermüdlich angelegen seyn, mit irgend einer List das Kränzlein zu bekommen. Der Bräutigam ist deshalb fortwährend ganz wachsam und läßt kein Auge von der Braut verlaufen. Ja, sogar hinter dem Tisch und Fenster ist sie nicht sicher. Es wurden schon oft Leitern angelegt, die Scheiben eingedrückt und so der Brautkranz geraubt. Hat eine Braut das Unglück gehabt, am Hochzeitstage ihn zu verlieren, so geht das Gerede noch lange von ihr."

„In Niederstetten im Hohenlohe'schen wird die auswärtige Braut vierspännig abgeholt. Den Hausrath bringen vier Ochsen oder vier Pferde; oben auf dem Wagen eine Wiege mit Bettchen. Die beiden ‚Smällərnə', wie die Brautjungfern heißen, sitzen auch oben; eine mit der Kunkel, die andere mit dem Spinnrad, welche Sachen herrlich geziert sind und von Bändern flattern. Die ‚Smällərnə' müssen Acht geben auf die Wiege, die von den Gesellen gern gestohlen wird. Abladen müssen Gesellen und Schmellerinnen insgesammt. Damit die Wiege nicht gestohlen wird, sucht man sie recht zu verstecken, ja oft schafft man sie in die Scheuer oben hinauf und bindet sie an, daß sie nicht gestohlen werden kann; nicht selten nimmt man dazu gerade die Sperrkette."

Die Sitte steht mit vielen andern Hochzeitsgebräuchen

im Zusammenhang, indem die alten Deutschen das Ausscheiden einer Braut aus dem Kreise der Mädchen in das ausschließliche Eigenthum des Mannes für eine Art Raub oder für ein an den übrigen Jünglingen begangenes Unrecht ansahen, was auf eine humoristische Weise bestraft oder gesühnt werden mußte. Dahin gehören auch die Gebräuche, nach denen zuweilen der Bräutigam an der Spitze seiner Freunde sich die Braut mit gewaffneter Hand holen mußte, man ihm die Braut verhehlte, ihm ein altes Weib dafür unterschob rc.

Aus sehr alter Heidenzeit stammen die Hochzeitsgebräuche, bei denen ein Hahn oder eine Henne die Hauptrolle spielt. Diese Thiere sind nämlich Sinnbilder der Väterlichkeit und Mütterlichkeit. „'Heut wird's um die Henn' geritten', sagen die Hohenstatter (schwäb. Alb), wenn eine Hochzeit ist. Seit uralten Zeiten hat sich bis heutzutage dort die Sitte erhalten, daß an einem Hochzeitstage nach der Kirche um die Henne geritten wird. Die Braut muß aber von auswärts seyn, wenn die Sitte statthaben soll. Während des Gottesdienstes stellen sich droben im Ort beim Bettelhaus eine Anzahl lediger Bursche zu Pferd auf; kommen die Brautleute aus der Kirche heraus, so gibt ihnen einer, der dort wartet, das Zeichen, und im schnellsten Hurrah reiten sie heran, und wer der erste ist, erhält vom Bräutigam eine Belohnung in Geld.

Früher scheint eine Henne oder ein Hahn als Preis gegeben worden zu seyn."

Unter den Begräbnißgebräuchen kommt Folgendes vor. „Vor Zeiten und jetzt noch hie und da scheint eine Sitte in Schwaben gäng und gäbe gewesen zu seyn, nämlich Scheeren den Todten mit in's Grab zu geben. Ueber die Zahl ist mir nichts genauer bekannt, weil bald eine, bald mehrere noch jetzt in Gräbern gefunden werden. In der Gegend des mittleren Kochers wurden deren fünf gefunden, wovon die fünfte in den andern verhängt gewesen seyn soll. Sie waren unsern Schafscheeren ähnlich und rohe Werkzeuge aus älterer Zeit. In Hohenstadt soll es erst noch vor 25 Jahren Sitte gewesen seyn, einer Näherin eine Scheere mitzugeben. In Riedlingen ist noch der Gebrauch, einer Frau, die als Wöchnerin stirbt, eine kleine eiserne Pfanne und eine Scheere mit in den Sarg oder in das Grab zu geben, 'damit die Arme Ruhe habe und ihrem Kindlein kochen und nähen könne.'

Wichtig ist, daß die Scheeren nachher eifrig gesucht werden, so daß das Grab geöffnet wird. Aus ihr werden dann Krampfringe gemacht, mit denen man großen Unfug treibt. Diese eisernen Ringe sollen gegen Krämpfe unfehlbar helfen und werden gerne getragen."

An die Festlichkeiten, welche die Jahreszeiten mit sich brachten, knüpfte sich in alten Zeiten ohne Zweifel viel heidnischer Aberglauben, sofern heidnische Opferfeste damit verbunden waren. So läßt sich die in Schwaben berühmte Metzelsuppe auf das uralte heidnische Schweinsopfer im Winter zurückführen. Die Spenden aus der Metzelsuppe an Freunde und Bekannte oder an unbekannte Gäste und Arme erklären sich aus den alten Opferschmäusen zu Ehren einer Gottheit, wobei man nicht karg seyn durfte: „Zu Bettringen und der Umgegend besteht der Gebrauch, daß bei den sog. Metzelsuppen 'gestupfelt' wird. Es geschieht meistens von ärmeren Personen, doch auch von wohlhabenden ledigen Leuten, um sich einen Spaß zu machen. Diese Personen sind meistens vermummt, so daß sie unkenntlich sind. Sie binden an einen Stecken oder ein Stänglein einen irdenen Hafen, heben denselben an das Stuben- oder Küchenfenster des Hauses, wo die Metzelsuppe gehalten wird, klopfen damit, und sobald das Fenster geöffnet wird, sagen sie: 'Gend mər au ə Kessəlbrüəh oder ənn Kessəlspeck!' Der Hafen wird nun mit Kesselbrühe gefüllt und als Zugabe ein 'Brockel' Speck oder ein Würstchen dazu gethan. Manchmal wird aber von den Stupflern auch gar nichts gesagt, damit man sie ja nicht erkenne. Die bei der Metzelsuppe sitzen, rathen nun nach den Namen hin und her; vermuthet man, daß der Stupfler ein Bekannter, Liebhaber rc. sey, so wird er besser als die andern bedacht."

Das früher vielleicht allgemeine Recht, an der Metzelsuppe theilzunehmen, so lange dieselbe ein öffentliches Opferfest war, wurde natürlicherweise eingeschränkt, indem das Heidenthum erlosch und das Schweineschlachten nur noch Sache der besondern Haushaltungen war. Indessen blickt immer noch eine Erinnerung an die alte Berechtigung zur Theilnahme hindurch. Wir können nicht umhin, hier einen echt schwäbischen Volksschwank mitzutheilen, der, soviel uns bekannt, noch nicht gedruckt wurde und den wir nur aus dem Munde eines von der Sache wohl unterrichteten Beamten kennen.

Im Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts saßen einmal in einem abgelegenen Hause zu Besigheim am Neckar 16 Spitzbuben beisammen. Es war gerade zur Zeit der Metzelsuppen, an deren Lust sie aus Armuth keinen Theil hatten. Da meinte einer, wie gut es wäre, wenn sie auch einmal eine Metzelsuppe hätten. Seine Meinung fand ungetheilten Beifall und die Gesellschaft kam mit sich selbst überein, daß eigentlich kein Hinderniß vorliege, den glücklichen Gedanken auszuführen. Ein Schwein zu stehlen, kam

den Anwesenden nicht sehr schwierig vor, aber es abzustechen, davor trugen die meisten eine sonderbare Scheu, bis endlich einer sich erbot, die Rolle des Metzgers zu übernehmen.

Aber, meinte wieder einer, es wäre doch gut, wenn wir bei dem fröhlichen Mahle, welches wir feiern wollen, auch ein wenig Kalbfleisch hätten. Lauter alleiniges Schweinefleisch, sonderlich wenn es recht fett wäre, könnte uns widerstehen und im Magen beschweren.

Auch diese Meinung fand ungetheilten Beifall und es wurde der gemeinschaftliche Beschluß gefaßt, auch ein Kalb zu stehlen.

Aber, rief wieder einer, vergeßt nur auch den Wein nicht. Wein müssen wir haben und zwar guten und genug.

Einer, der das Maurerhandwerk gelernt hatte, erbot sich, in einen bekannten Keller einzubrechen, und ein alter dicker Gesell, der als Bruder Lüderlich in dem Rufe stand, sich am besten auf den Wein zu verstehen, sollte mit in den Keller kriechen und kosten, in welchem Faße der beste Wein wäre.

Aber, meinte wieder einer, zum Wein müssen wir auch Kuchen haben. Da fanden sich gleich brave Leute um alles, was dazu erforderlich war, Mehl, Butter und Eier zu stehlen.

Endlich verlangte einer noch Honig, um das Freudenmahl nach Möglichkeit zu versüßen und machte sich anheischig, einen Bienenstock zu stehlen.

Halt! rief noch einer, vergeßt die Hauptsache nicht! wenn wir Fleisch kochen wollen, müssen wir auch einen Kessel haben. Wir wollen also auch noch einen großen und verzinnten Kupferkessel stehlen.

Also war es beschlossen und frohen Muthes schritten die Helden von Besigheim zur That und stahlen mit List und Glück, jedoch nicht ohne sonderbare Abenteuer, alles, was sie bedurften.

Der Maurer brach in den Weinkeller nur ein enges Loch, groß genug, daß er selber durchschlüpfen konnte, als aber der dicke Weinschmecker hinter ihm drein kroch, blieb derselbe stecken und konnte nicht vor noch rückwärts. Wie er nun so in der Angst schwitzte und zappelte, stellte sich der Maurer vor ihn hin und hielt ihm eine Strafpredigt, wobei er den langweiligen Predigerton eines bekannten Justizbeamten nachäffte, der sie beide schon wegen früherer Diebstähle in Verhör gehabt hatte. Der arme Sünder mußte anhören, wie ihm sein boshafter Kamerad alle bösen Streiche seines Lebens vorhielt und ihn nicht eher losgab, bis er Besserung gelobt hatte. Dann aber erweiterte der Maurer das Loch in der Mauer, daß der Dicke zu ihm herein konnte und beide stahlen nun gemüthlich und ungestört die Fülle des süßen Weines.

Auch die andern lösten ihre Aufgabe mit gewohnter Geschicklichkeit. Sie stahlen ein fettes Schwein und ein Kalb, sie stahlen Mehl, Butter und Eier und einen schönen großen verzinnten Kupferkessel. Nur dem Honigdieb ging es schlecht; er stahl zwar einen vollen Bienenkorb und stopfte die Oeffnung unten zu, daß ihn die Bienen nicht stechen konnten, als er aber mit dem Korbe fortrannte, lockerte sich der Stöpsel, die aufgereizten Bienen flogen heraus und stachen ihn jämmerlich, daß er mit dick geschwollenem Kopfe zu seinen Gesellen zurückkehrte.

Gleichwohl bereitete man fröhlich das Mahl und verzehrte die Metzelsuppe in dulci jubilo, wozu zwei musikkundige Spitzbuben aufspielten.

Das Schwein war nun verzehrt, das Kalb, der Kuchen, der Wein waren verzehrt und keine Spur mehr davon übrig und höchlich mit sich selbst zufrieden und guter Dinge ging die Gesellschaft auseinander.

Aber, aber — eins hatten die Spitzbuben vergessen. Ein Zeuge ihrer nächtlichen Schwärmerei blieb übrig, durch den sie verrathen wurden, nämlich der große, verzinnte, silberschimmernde Kupferkessel. Er wurde gesehen, erkannt, mit Beschlag belegt, der dermalige Besitzer verhaftet und beschuldigt, den Kessel gestohlen zu haben. Der Angeklagte schwur, den Kessel von einem Kameraden erhalten zu haben. Besagter Kamerad wurde eingezogen und versicherte den Kessel von einem dritten Kameraden erhalten zu haben. Der dritte wurde eingezogen und beschuldigte den vierten, der vierte den fünften und so fort, bis alle 16 Spitzbuben eingezogen waren. Nun wurden sie sämmtlich miteinander confrontirt und sollten gestehen, wer denn eigentlich den Kessel gestohlen habe? Da beschuldigte der erste den zweiten, der zweite den dritten, der dritte den vierten u. s. w. im Kreise herum bis zum 16, der sogleich wieder die Schuld auf den ersten schob, dieser wieder auf den zweiten rc. und so immerfort im Kreise herum.

Schließlich empfehlen wir noch eine kleine Schrift desselben Verfassers:

Die Augsburger Mundart von Dr. Anton Birlinger. Augsburg, Rieger, 1862.

Nur ein alter protestantischer Theil der Einwohner Augsburgs bewahrt noch die ältere Mundart, seit dem dreißigjährigen Kriege sind besonders vom nahen Bayern her mehr fremde Elemente eingedrungen. Für die deutsche Sprachkunde ist diese Monographie von Interesse.

Schauspiel.

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in fünf Aufzügen von Chr. D. Grabbe. Zweite Auflage. Frankfurt a. M. Hermann, 1863.

Es freut uns, daß Grabbe nicht bereits zu den verschollenen Dichtern gehört, denn er war trotz mancher Seltsamkeiten und Ausschreitungen doch ein genialer Dichter, gewiß genialer, als so viele Epigonen Göthes und Schillers, die sich damals spreizten, als seyen sie etwas, und waren nichts.

Grabbes Napoleon hat dieselbe Tendenz, wie Berangers berühmte Chansons und Lord Byrons Childe Harold. Es spricht sich nämlich darin der tiefe poetische Ekel an der Restaurationsperiode aus. Napoleon hatte sich an der Welt genug versündigt, daß der Zorn gegen ihn, der im Jahr 1813 aufflammte, eigentlich länger hätte andauern sollen. Was aber nach seinem Sturze die europäischen Mächte beliebten und verfügten, betrog die berechtigsten Hoffnungen der Völker in dem Maaße, daß es nur Erbitterung, ein unwiderstehliches Verlangen nach Veränderung, eine heiße Revolutionsbegierde hervorrufen konnte. Daher auch in nicht zu langer Zeit sich Schlag auf Schlag die Revolutionen folgten. Da in der ganzen Restauration nichts Heiliges, nichts Gerechtes, nichts Erhabenes und Nobles war, so wohnte ihr auch eine unerträgliche Gemeinheit und Langweiligkeit bei, gegen die sich poetische Seelen nothwendig empören mußten. Das ist die Grundstimmung in allen Poesien Lord Byrons. In der That, wer jene Zeit erlebt hat und dessen Herz nicht mit Sägmehl gefüllt war, mußte diese edle Wallung theilen.

Daß unter solchen Umständen die vorangegangene Periode der französischen Revolution und Napoleons des Großen gleichsam im Zauber der Poesie strahlte, wenn man sie mit der steifleinenen Restauration verglich, war natürlich. Sogar in Deutschland, wie sehr es sich auch über Napoleon zu beklagen hatte, mußte man billiger von ihm zu denken anfangen, wenn man sah, wie die Fürsten, für welche das Volk alles gethan hatte, mit dem schlechtesten Danke lohnten. Die Restaurationsperiode, in welcher eine unerträglich quälerische Polizei und Censur jeden freien Gedanken verfolgte, die badereisenden Herrschaften lediglich nichts Erhabenes darboten, Diplomatie und Bureaukratie im steifen Kragen jede Begeisterung verhöhnte und unterdrückte, diese jämmerliche Zeit war ganz dazu gemacht, den großen Erinnerungen der vorangegangenen Zeit zur Folie zu dienen. Die ungeheuere Theilnahme, die man der französischen Revolution und dem französischen Kaiserreich, besonders der Memoirenliteratur, die davon handelte, zuwandte, erschien selbst in Deutschland gerechtfertigt, denn die Metterniche, die Kamptze, die deutschen Ministerconferenzen, die Centraluntersuchungscommissionen langweilten und ekelten zu sehr, als daß man nicht instinctartig lieber die Arme nach etwas Großartigerem ausgestreckt hätte. Napoleon, der fürchterliche Tyrann, der ganz Deutschland grausam geknechtet und verhöhnt hatte, erschien gleichwohl dem natürlichen Gefühl erhabener und poetischer, als die einheimischen Quälgeister der Restaurationsperiode.

In dieser Stimmung nun schrieb Grabbe seinen Napoleon nicht viel anders, als wenn ihn Beranger geschrieben hätte. Napoleon erscheint als der romantische Held und als das poetische Princip der Zeit gegenüber der prosaischen Restauration oder dem Zopfe des Zeitalters. Dabei läßt es der Dichter freilich nicht an Uebertreibung fehlen. Er karrikirt den Hof der wiederhergestellten Bourbonen zu stark. Aber seine Auffassung im Ganzen ist äußerst lebendig und geistvoll. Vortrefflich sind die Volksscenen in den Straßen von Paris, nicht selten drastisch und genial, als kämen sie aus Shakespeares Feder. Ebenso lebendig die Scenen im preußischen Lager, in welchem ein naseweiser Berliner sich breit macht und der trefflichste Humor herrscht. Dabei bleibt dem Erhabenen sein Recht. Napoleon ist immer groß und edel aufgefaßt, ebenso an dem sonst verspotteten Hofe der Bourbonen die Herzogin von Angoulême, der einzige Mann in der Familie, und in der Unterhaltung eines preußischen Majors mit seinen Jägern ist der ganze Schmerz über die vereitelten Hoffnungen von 1813 ausgedrückt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 41. 23. Mai 1863.

Volksschulwesen.

1) Gutachten einer Versammlung von evangelischen Geistlichen über die „Denkschrift des württemberg. Volksschullehrervereins, die Reform des vaterländischen Schulwesens betreffend.“ Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1863.
2) Die Gründe für und gegen die Trennung der Volksschule von der Kirche, besprochen von V. A. Jäger, Pfarrer. Besonderer Abdruck aus Ballien's „Evangelische Volksschule.“ Jahrgang 1863. 1. Heft. Stuttgart bei Belser.

Beide kleine Schriften votiren in einer der interessantesten, in deutschen Landen immer neu auftauchenden Zeitfrage. Die erstgenannte bezieht sich auf eine Denkschrift, worin von einer Anzahl Volksschullehrer Forderungen nahezu im Diesterweg'schen Sinne gestellt werden, wonach nicht nur der Religionsunterricht in den Dorfschulen beschränkt, sondern auch der Volkslehrer vom Pfarrer emancipirt, ja der ganze Schullehrerstand unabhängig erklärt werden und bis in die höchste Schulbehörde hinauf zur Autonomie gelangen sollte, womit natürlicherweise auch eine finanzielle Aufbesserung zusammenhängt. Diese Forderungen werden motivirt durch den der Volksschule überhaupt zu stellenden höheren Zweck „organisch entwickelter Bildung“. Das ist das bekannte Programm Diesterwegs, wenn auch nicht ganz so schroff und imperatorisch ausgesprochen, wie er selbst es zu thun pflegt. Wir haben im Verlauf der Jahre schon öfters Anlaß gehabt, uns gegen die Unnatur dieses Programms in unsern Blättern auszusprechen unter Anführung ungefähr derselben Gründe, die auch in der ersten der hier vorliegenden Flugschriften geltend gemacht werden. Wir wollen daher Oftgesagtes nicht wiederholen und beschränken uns nur auf wenige praktische Bemerkungen.

Das Programm Diesterwegs ist nicht durchführbar. Politische Oppositionen können sich desselben wohl als eines Sturmbocks mehr bedienen, um das Bestehende umzustürzen, aber der arme Schullehrerstand wird seine Rechnung nicht dabei finden. Die Schule wird immer nur als Mittel dienen und nie zur Autonomie gelangen. Wenn die politischen Oppositionen siegten, die Staatsgewalt übernähmen und republikanische Zustände schüfen, würde der Schullehrerstand noch schlimmer daran seyn als jetzt und in noch größere Abhängigkeit gerathen. Denn der Staat würde eine so vollkommen in sich gegliederte Aristokratie, wie sie das projectirte, ausschließlich vom Lehrerstande gewählte Lehrparlament bilden soll, so wenig als irgend eine andere Aristokratie dulden und noch viel weniger aus der Staatskasse bezahlen. Der Staat würde nur für bestimmte und verschiedene Zwecke zu Universitäten, polytechnischen, Artillerie-, Marineschulen 2c. Geld hergeben, aber gewiß nicht für die Volksschulen. Die Kosten für diese wie die Aufsicht über sie würde den Gemeinden anheimgegeben werden, oder es würde den Eltern überlassen bleiben, sich in Gemeinschaft und nach ihrem Gutdünken Lehrer zu bestellen, wie das in Nordamerika der Fall ist. Solche Lehrer sind aber nur die Sklaven der Gemeinde oder der Eltern, ganz so, wie dort auch die Zeitungsredacteure die Sklaven der Abonnenten sind. Der Demos läßt sich weder von der Presse leiten, noch schulmeistern, sondern er tyrannisirt und brutalisirt die Schule wie die Presse. Solche Zustände sind aber himmelweit von dem verschieden, was Diesterwegs Programm verlangt. Derselbe verlangt eine ökonomisch und politisch gesicherte Aristokratie der Schullehrer, die keiner höheren Instanz gehorcht, sich selbst Gesetze gibt und welcher der Staat nur zustimmen darf, das Volk

unbedingt gehorchen muß. Eine aristokratische Gewalt, wie sie in der ganzen Welt etwa nur die ägyptischen Priester und babylonischen Magier genossen und wie sich deren jetzt noch die indischen Brahmanen wenigstens bei ihren Glaubensgenossen zu erfreuen haben. In der modernen Demokratie, in welcher die Regierung möglichst wenig kosten soll, alle Gewalt nur von unten ausgeht und alle Gesetze nur zum Schutz des Egoismus dienen, ist die Duldung einer solchen auf Kosten der Mitbürger monopolisirten Aristokratie rein unmöglich. Das Princip organisch entwickelter Bildung, jener Struveschen Bildung für Alle und das Humanitätsideal erscheint dem practischen Yankee nur lächerlich und abgeschmackt; aber in jeder Demokratie bildet sich, sobald sie groß und mächtig geworden ist, nothwendig auch das Yankeethum aus, wie schon der Gerber Kleon bewiesen hat. Der Demos, wenn er zur Herrschaft gelangt, hat für die von unsern Schulenthusiasten gepriesene Weisheit nur den Giftbecher des Sokrates. Man könnte sehr mit Diesterwegs Partei sympathisiren, wenn es derselben möglich wäre, jene allgemeine Bildung, deren sie sich rühmt, wirklich dem Volke beizubringen und dadurch das Yankeethum zu überwinden. Aber das kann sie eben nicht.

Die Wühlereien im Volksschullehrerstande können der politischen Revolution in die Hände arbeiten, können die Staaten und die Consistorien stürzen, jede s. g. Reaction, über welche sie sich jetzt beklagen, niederwerfen helfen, aber es wird für die Volksschullehrer selbst nichts dabei herauskommen, sie werden vom Yankeethum weniger unterstützt werden, als von der Monarchie und von der Kirche. Der Radicalismus wird sich ihrer bedienen, aber nur um ihnen den Dank schuldig zu bleiben.

Sie würden daher besser thun die Vortheile nicht zu verkennen, die ihnen unter den Schutz der Kirche und der ihnen wohlwollenden Staatsbehörden bis jetzt, sogar in immer steigendem Maße gewährt worden sind. Würden sie plötzlich mit allen ihren Ansprüchen nach Nordamerika unter die Yankee versetzt, wären sie viel schlimmer daran. Wenn bei uns schon Pfarrer und Schulze Mühe haben, dem obstinaten Bauer die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit schulmeisterlicher Ansprüche klar zu machen, was würde in denselben Dörfern erst geschehen, wenn Pfarrer und Kirche gar keine Autorität mehr hätten und hinter dem Schulzen nicht mehr die Macht einer intelligenten und einigermaßen dauerhaften Regierung stünde, wenn die Regierung wie in Amerika alle vier Jahre durch neue Volkswahlen über den Haufen geworfen würde und bloße Schreier und Intriganten, Männer ohne alle höhere Bildung, Gerber Kleons abwechselnd das Staatsruder lenkten? Da würde eher für alles andere gesorgt werden, nur nicht für die Bildung, wie sie Diesterweg verlangt. Der Yankee hat überall den Stolz des Know-Nothing (Nichtwissers). Er will von der höheren Bildung nichts wissen. In dieser Beziehung sind die Massen in der ganzen Welt solidarisch. Wenn sie zur Herrschaft gelangen, werfen sie mit jedem andern Zwange auch den Schulzwang ab und zwar so recht con amore. Was Bauer, Farmer, Pächter oder wie immer heißt, diese ganze ländliche Masse will von der höheren Bildung nichts wissen, weil sie dieselbe in der That nicht braucht. Die Gewerbsmänner, wenn sie noch so mächtig werden, verlangen auch nur die technische Ausbildung für bestimmte Fächer und kümmern sich nicht um Homer und Pindar, Plato und Aristoteles.

Wir wollen der Rohheit nicht das Wort reden, doch können wir nicht umhin, eine gewisse Berechtigung in dem Volkstrotz gegen die Schulmeisterei zu erblicken. Durch die s. g. allgemeine Bildung würde das Volk nur abgeschwächt werden, wie es in China wirklich der Fall ist. Der Beruf der Völker ist, stark, sittlich, fromm und andern Völkern an Kraft und Tugend überlegen, dadurch frei, unabhängig und im Wohlstande, aber keineswegs gebildet zu seyn. Für höhere Bildung eignet sich immer nur eine Minderheit besonders begabter Menschen, niemals die Masse.

In der zweiten der hier vorliegenden Flugschriften hat Herr Pfarrer Keller zwei Punkte hervorgehoben, die vorzugsweise praktisch sind und von einer tiefen Einsicht in das eigentliche Bedürfniß zeugen. Er faßt nämlich das Nächste ins Auge, die gerechte Klage der Schullehrer, mit ihrem geringen Gehalte auszukommen. „Jetzt ist freilich in Württemberg das Minimum einer Schulmeistersbesoldung auf 300 fl. bestimmt, allein wenn es am Nebenverdienst fehlt, reicht auch diese Summe bei den gesteigerten Preisen der Lebensmittel auf keine Weise zu; selbst wenn man sie auf 400 fl. erhöhen sollte, wird es nicht reichen, so lange man nicht den Schulmeistern auf dem Lande Feldstücke zur Besoldung gibt, durch deren Anbau sie ihr Einkommen verbessern können. Zeit zum Feldbau haben sie auf dem Lande genug. Der Verfasser hat schon vor Jahren in einem öffentlichen Blatte hierauf gewiesen, und das Ministerium suchte in der That dem Vorschlag Folge zu geben; der Erfolg war jedoch gering, weil die Gemeinden nicht darauf eingehen mochten, und man wird es auch nicht erreichen, so lange das Gesetz nicht befiehlt. Freilich müßte man dann, statt die Lehrer nach

andern Orten zu befördern, sie in der Regel auf ihren ersten Stellen belassen und statt der Versetzung müßten nach einer Anzahl von Jahren Alterszulagen verwilligt werden. 3 Morgen Ackers und 1 Morgen Wiesen sollten zum Mindesten zu jeder Schulbesoldung bestimmt werden; dies würde helfen, ohne den Lehrer zu sehr seinem Berufe zu entziehen. Haben die Gemeinden nicht so viel Gemeindeländereien, um von ihnen so viel als das Genannte abzugeben, so können sie es kaufen; an Geld fehlt es von den Ueberschüssen der abgelösten Zehnten und Gülten nicht. Bei der Naturforschung, die Diesterweg von den Lehrern fordert, werden sie Steine statt Brod finden, der Feldbau dagegen wird ihnen das Nöthige gewähren. Hier kann die Gesetzgebung des Staates helfen."

Der andere Punkt von großer Erheblichkeit betrifft das verschiedene Verhältniß der beiden Kirchen. Hierin hat der Verfasser feiner beobachtet und sieht schärfer und klarer als viele andere. „Es wird sich bald genug herausstellen, wie sehr man sich täuschte, wenn man glaubte, durch die Trennung der Schule von der Kirche den Einfluß des Ultramontanismus zu beschränken und in der Schule ein Gegengewicht wider die Uebergriffe der Hierarchie zu gewinnen. In Belgien sind Kirche und Schule von einander getrennt, und wo zeigt sich der Ultramontanismus dessen ungeachtet gewaltiger, als eben da? Die römisch-katholische Kirche bildet daselbst eine Macht, welche die Regierung sowohl als die Kammern auf's rücksichtsvollste behandeln müssen. Ueberhaupt stellt sich die römische Kirche zum Staat ganz anders, als die evangelische. Je weiter Staat und Kirche geschieden werden, desto willkommener kann es der katholischen Kirche seyn, denn desto gewisser erlangt sie es, eine große Macht, wenn nicht über, doch neben der Staatsregierung zu seyn. Wenn sie es auch bedauern muß, falls die Schule ihr entzogen wird, so ist es doch für sie von weit geringerem Belang, als für die evangelische Kirche. Als einer Macht, gleich dem Staate, wird dieser sich genöthigt sehen, ihr doch immer einen nicht geringen Einfluß auf die Schule zuzugestehen, und will er es nicht, so kann sie ihn durch Einwirkung auf die Einzelnen unschwer erlangen. Schon in ihrer Ohrenbeichte und der Furcht vor ihrem Banne hat sie mächtige Mittel zu dem letzteren. Zudem bedarf sie der Volksschule für ihre Zwecke weit weniger, als die evangelische Kirche; sie hat nicht nur ihre Zwecke erreicht, sondern auch fast allmächtig geherrscht, bevor es eine Volksschule gab, und sie wird ihre Zwecke zu erreichen und in ihren Kreisen zu herrschen wissen, wenn es auch nur Staatsschulen geben sollte. Ob es aber klug wäre, sie durch Kränkung eines guten Rechts zum Kampfe herauszufordern, ist eine andere Frage, die kein Besonnener bejahen wird, wenn er anders die Geschichte kennt. Die evangelische Kirche ist freilich in solchen Sachen leichter zu bewältigen; sie will nicht neben und noch weniger über dem Staate herrschen, sondern ist es wohl zufrieden, wenn sie nur ungehindert im Staate für ihre religiösen Zwecke wirken darf. Aber so, wie sie das Christenthum auffaßt und in die Gemüther pflanzen will, bedarf sie der Volksschule nothwendig; sie hat dieselbe geschaffen, weil sie für ihre Zwecke unentbehrlich ist; und sie müßte, wenn sie ihr genommen würde, sich auf's Neue eine von ihr abhängige Schule zu schaffen suchen. Wozu aber einer Kirche, die sich dem Staat in Allem, was nicht wider ihren Glauben ist, auf's willigste unterordnet, ein von ihr gegründetes und ihr unentbehrliches Institut rauben, während sie durch dasselbe bis daher zugleich den Zwecken des Staats die nützlichsten Dienste geleistet hat? Bei vielen Gegnern der Kirche heißt es freilich: Stat pro ratione voluntas. Sie haben keinen Grund, die Schule der Kirche zu entziehen, als das Voltaire'sche: ecrasez cette infame! Und das Mittel dazu wäre in Betreff der evangelischen Kirche allerdings gut gewählt, denn durch die Entziehung der Schule würde sie in ihrem innersten Lebensprincip verwundet. Dies wollen Andere allerdings nicht, steuern jedoch in der That auf dasselbe Ziel los, ohne die Folgen zu bedenken."

Das ist eine schlagende Wahrheit, die man wohl beherzigen sollte. Der Versuch, auf dem protestantischen Gebiete die Schule von der Kirche zu trennen, würde, wenn er gelänge, nur die schon lange verkündete Selbstauflösung des Protestantismus befördern.

Ehegesetzgebung.

Das Verbot der Ehen zwischen nahen Verwandten. Beleuchtung der Gründe dieses Verbots, von Domcapitular Moufang. Mainz, Kirchheim, 1863.

In dieser kleinen Schrift wird nachgewiesen, aus welchen sittlichen und physischen Gründen das genannte Verbot gerechtfertigt werde.

Durch die Wechselheirathen verschiedener Familien wird ein Band der Liebe zwischen Kreisen angeknüpft, die sich sonst fern bleiben oder anfeinden würden und wird der Engherzigkeit vorgebeugt, die sich in alten exclusiven Familien gewöhnlich einnistet.

Die Menschen haben eine angeborene Scheu vor jeder zu nahen, oder blutschänderischen Verwandtschaft. Es wäre gegen die Natur, wenn man diese natürliche Scheu durch Gebrauch und Gesetz unterdrücken und die Menschen gleichsam künstlich verthieren wollte.

Schon der h. Gregorius hat hervorgehoben, daß Ehen unter allzunahen Verwandten etwas Widernatürliches haben, daher auch häufig kinderlos bleiben. Es ist eine allbekannte Erfahrung in der Viehzucht, daß wenn man einen gesunden Viehstand erhalten will, es nur durch Kreuzung der Racen geschehen kann, während durch s. g. Inzucht, oder ausschließliche Fortpflanzung in ein und derselben Heerde das Vieh verkommt. Bei den Menschen ist es grade so. „So hat im Departement du Rhone ein Arzt beobachtet, daß in 121 Ehen zwischen Blutsverwandten 22 ganz kinderlos waren, in 17 Fällen Fehlgeburten vorkamen, 7 Kinder mit Wasserköpfen hatten, und Andere andere Uebel, wobei er nicht verschweigt, daß auch manche Eltern sich ganz gesunder und starker Kinder zu erfreuen hatten. Ebenso machen sich die Nachtheile in geistiger Hinsicht merklich, indem Blödsinn und Geistesschwäche in solchen Familien weit öfter sich zeigen als in anderen. Auch körperliche Mißgestaltungen, Klumpfüße, Hasenscharten u. s. w., weise die medizinische Statistik als traurige Folgen der Nichtbeobachtung dieses Naturgesetzes auf. In den Taubstummenanstalten seyen fast ein Viertel der dort aufgenommenen Kinder solchen Ehen entsprossen, während doch die Ehen in den verbotenen Verwandtschaftsgraden zu allen anderen sich wie 1 zu 20 verhalten. In Nordamerika findet man in einigen Gegenden unter den Kindern der Schwarzen auf 47 ein taubstummes, aber gerade bei den Schwarzen kommen solche verbotene Verbindungen sehr häufig vor; bei den Weißen dagegen, bei denen Ehen zwischen Verwandten selten, entzifferte sich an denselben Orten das Verhältniß wie 1 zu 4,291. China aber, wo die ehelichen Verbindungen unter Anverwandten gänzlich verboten sind, hat fast gar keine Taubstumme. (Es gibt nur hundert Namen in China, und die Ehe ist daselbst unter allen Personen verboten, die einen und denselben Namen führen, auch wenn gar keine Verwandtschaft mehr vorhanden ist).“

Die Betrachtung wendet sich schließlich zu den reichen und vornehmen Familien, welche physisch und moralisch entartet sind, weil ihnen das Geldinteresse oder das Verbot der Mesalliancen die öftere Kreuzung der Race nicht erlaubte, sondern sie zur Inzucht trieb. Beispiele von Familien, die Töchter nicht an Fremde verheirathen wollten, um das ganze Erbe beisammen zu erhalten und daher systematisch nur die Geschwisterkinder einander heirathen ließen, kommen hauptsächlich in den alten Reichsstädten und in der Schweiz vor. Andere Beispiele, wo zum Interesse des Besitzes auch noch der Adelstolz hinzutritt, vorzüglich in Spanien, wo die altberühmten Familien der Grandes an Körper, Kraft und Schönheit auffallend sollen herabgesunken seyn.

Schließlich citirt der Verfasser ein merkwürdiges Wort des Grafen de Maistre aus seinem Buche „Vom Papste“. „Die Zeit ist gekommen,“ schreibt Maistre, „wo es für das Wohl der Menschheit sehr zu wünschen wäre, daß die Päpste wieder eine weise Jurisdiction über die Ehen der Fürsten gewinnen möchten, nicht durch ein schreckhaftes Veto, sondern durch einfache Verweigerungen, welche den Beifall der europäischen Vernunft erhalten müßten. Unselige religiöse Spaltungen haben Europa in drei große Familien getheilt: die lateinische, die protestantische und diejenige, welche man die griechische nennt. Diese Spaltung hat den Kreis für die Ehen der Fürsten in der lateinischen Familie unendlich beschränkt: bei den anderen beiden ist ohne Zweifel weniger Gefahr, da die Gleichgiltigkeit über die Dogmen sich jede Art von Uebereinkunft ohne Schwierigkeit gefallen läßt; allein bei uns ist die Gefahr unermeßlich. Ist man nicht unaufhörlich auf der Hut, so werden alle erlauchten Geschlechter unaufhaltsam ihrem Erlöschen entgegeneilen; und es wäre gewiß eine sehr strafbare Schwachheit, es bergen zu wollen, daß das Uebel bereits begonnen hat. Säume man nicht, darüber nachzudenken, so lange es noch Zeit ist. Da jede neue Dynastie eine Pflanze ist, die nur in Menschenblut herauf wächst, so gibt die Hintansetzung der evidentesten Principien Europa und folglich die Welt auf's Neue unendlichem Blutvergießen Preis. O Fürsten! die wir lieben, die wir verehren, für die wir unser Blut auf den ersten Ruf zu vergießen bereit sind, bewahrt uns vor Erbfolgekriegen.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 42. 27. Mai 1863.

Altdeutsche Dichtkunst.

Die Gegensätze des heil. Grales und von Ritters Orden. Herausg. von San-Marte (A. Schulz). Parcival-Studien. Drittes Heft. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1862.

Der rühmlichst bekannte Verfasser hat dem Studium des Parcival von Wolfram von Eschenbach einen andauernden Fleiß gewidmet und ist zu schönen Ergebnissen gelangt.

In dem vorliegenden Heft contrastirt der Verfasser die drei Brennpunkte, um welche sich in dem großen Gedichte Parcival alles bewegt, den Tempel des heiligen Gral mit der gleichsam überirdischen oder göttlichen Seite des Gedichtes, die Burg von Schastelmarveile mit der gleichsam unterirdischen oder dämonischen Seite des Gedichts, und König Arthurs Hof als die Weltlichkeit in der Mitte. Die letztere wird nun hier vorzugsweise ins Auge gefaßt, weshalb den größten Theil des Heftes eine sehr ausführliche Schilderung des Ritterthums im Mittelalter, wie es sich im Parcival spiegelt, einnimmt. Daran knüpfen sich interessante Betrachtungen über die ritterliche Galanterie und über das Verhältniß der Frauen im Mittelalter.

Wir theilen hier einiges Sprachliche mit. Unter Minne verstand man mehr die sinnliche Neigung, Liebe aber nahm man damals noch nicht in dem idealeren Sinne wie heute. „Das alte Wort liebe darf mit unserm heutigen Liebe nicht gleichbedeutend erachtet werden. Liebe im alten Sinne ist das angenehme Gefühl, das in unserem Gemüth durch etwas Willkommenes hervorgebracht wird; das Anmuthige, Wohlthuende, Freundliche; lieb adj. lieb, das Gegentheil von leit; lieben, verb. lieb, angenehm seyn, einem etwas angenehm machen, etwas Freundliches erweisen. So zunächst lieb und leit im Gegensatz, angenehm oder unangenehm, wohl oder übel. Eine lebensfrische thatkräftige Zeit, in welcher zugleich die erhabensten Ideen, welche je die Menschheit bewegten, nach Ausdruck und Gestaltung rangen, konnte sich mit einer reingeistigen, abstracten, sogenannten platonischen Liebe nicht begnügen, und so mischte sich die Minne, als die auf ein bestimmtes Wesen des andern Geschlechts und dessen Besitz gerichtete Herzensneigung, auch schon damals mit dem Begriff des Sinnlichen, doch deßhalb noch nicht an sich Unsittlichen und Verwerflichen; und solange das Ritterthum sich in seiner idealen Höhe erhielt, und die Liebe ihren reinen Adel der Gesittung bewahrte, behielt auch dieses Wort seine edle Bedeutung. Noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts hatte es diesen hohen Sinn. Aber je tiefer das Ritterthum in Rohheit versank, je hohlere Formen die Galanterie annahm, und den sinnlichen Genuß damit zu verhüllen kaum noch für nöthig fand, je mehr der Körper die Seele überwucherte; desto mehr sank auch jenes Wort von seiner reinen Höhe herab, bis endlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts das Wort als unanständig aus der Sprache des guten Tones verbannt wurde, weil — wie der Buchdrucker Othmar von Augsburg i. J. 1512 (s. Haupt zu Engelh. 977) sich ausdrückt — daz wort mynn in etlichen sprachen nit mer rechte götliche eerbere vnd zymliche, sonder tierliche vichische vnzymliche mynn anzeigt. Wie Wolfram sie aber zu ihrem uranfänglichen Begriff in schöner Weise mit dem Wahrspruch „reht minne ist wâriu triuwe" zurückführt, und zur alten Würde erhebt, werden wir unten finden."

Der Verfasser knüpft folgende allgemeine Betrachtungen an. „Waren es heidnische, vorchristliche Erinnerungen und Vorstellungen, welche die frou minne zu jener gewaltigen dämonischen Macht erhoben, und ward sie als eine Leidenschaft, u. z. vorherrschend nach Ur-

sprung und Ziel sinnliche Leidenschaft gefürchtet und geehrt, so finden wir hier nun die zur wahren triuwe geläuterte Minne zu einer christlichen Tugend verklärt, in heiliger Unschuld und göttlicher Weihe. Ward jene dämonische Gewalt der Leidenschaft von der Laienwelt auf das ganze weibliche Geschlecht, welches sie in dem Manne so mächtig entzündet, übertragen, so suchte die Kirche nach einem Ideal des Weibes, dessen Herrlichkeit es dem menschlichen Sinnenkreis entrückte, und es zur Gottheit erhebend den Strahl göttlicher Verklärung auf das Weib zurückfallen ließ. Und dies Ideal aller wîplichen güete war Maria, die h. Jungfrau, die Gottesgebärerin. Seit dem Koncil von Ephesus wurde die h. Jungfrau mit dem Kinde auf dem Schooße vorgestellt; auf Bildern des 6. Jahrhunderts erscheint sie in Christusgleicher Bedeutung. Hieronymus (um 390) erläutert ihren Namen aus dem Ebräischen als „Stern des Meeres," und Beda giebt (Hom. XLVII, Op. et Gilet, Vol. V, p. 362.) in der Predigt am Feste Mariä Verkündigung zu jener Worterklärung die Erläuterung, daß sie wie ein herrliches Gestirn zwischen den Fluthen der sinkenden Zeit durch besondre Begnadigung hervorgeglänzt habe. Notker († 912) singt in der Sequenz auf das Weihnachtsfest (Pez, thes. anecd. noviss. T. I, p. 18.) von ihr:

Noctis interit nebula, pereunt nostri criminis umbracula,
Hodie seculo maris stella est novae salutis gaudia;

und der h. Bernhard predigt (über Luc. 1, 27. Bernhard, Hom. II. supper missus est, c. 17. Opp. Vol. I. p. 749 sq.) über sie: „Sie ist jener edle Stern aus Jacob (4 Mos. 24, 17.), dessen Strahl die ganze Welt erhellt; sie ist der glänzende Stern, der über diesem großen und weiten Meer (Ps. 104, 25.) aufgehen mußte, glänzend durch Verdienst, erleuchtend durch Vorbild. O der du erkennst, daß du in den Fluthen dieser Zeit mehr unter Stürmen und Ungewittern hin und her getrieben wirst, als auf der Erde wandelst, wende dein Auge nicht von dem Glanze dieses Gestirns, wenn du nicht versinken willst unter den Stürmen. Wenn die Winde der Versuchungen sich erheben, wenn du auf die Klippen der Trübsale stößest, blick auf den Stern, rufe Maria. Wenn du getrieben wirst von den Wellen des Stolzes, der Ehrsucht, der Eifersucht, blick auf den Stern, rufe Maria. Wenn Zorn oder Habsucht oder Fleischeslust das Schifflein des Geistes erschüttert hat, blick auf Maria .... Ihr folgend verirrst du nicht, sie bittend verzagst du nicht; wenn sie dich hält, fällst du nicht; wenn sie dir gnädig ist, kommst du ans Ziel. Und so wirst du an dir selbst erfahren, wie wahr gesagt ist: „und die Jungfrau hieß Maria" — (Piper, Mythol. der christl. Kunst, II, S. 421 flg.). Hier ist der kirchliche Hintergrund, nach dem der Dichter seinen Helden Parcival denken und handeln läßt in seinen Lebensstürmen und besonders im letzten Entscheidungskampf mit Feirefiß; ihm ist Kundwiramurs jener leitende Stern des Meeres, den er gleichwie Gott selbst in der Noth anruft; Trevrecent belehrte ihn ja, daß das Reinste in der Welt die Jungfrau sei, da ja Gott selbst als Kind der Jungfrau Mensch geworden. Nach dem Beispiel der höchsten Königin und in dem Gedanken an sie hatte das Kindlein Parcival Herzeloyde mit ihrer Muttermilch selbst genährt. Und weiter lehrte Trevrecent den reuigen Jüngling, das Weib stehe gleich dem Priester unter Gottes besonderem Segen; die Würde der h. Jungfrau beschattete das ganze weibliche Geschlecht."

Sehr anziehend ist die vergleichende Charakteristik der im Parcival vorkommenden Frauen. Wolfram von Eschenbach hat die weiblichen Charaktere mit einer bewundernswürdigen Kenntniß des schönen Geschlechts und auf die psychologisch feinste Weise contrastirt, vom reinsten Seelenadel bis zum Thierischen und Dämonischen hinunter, von der amazonenhaften Stärke und vom durchdringenden Verstande bis zur ohnmächtigsten Herzensschwäche und Einfalt. Sie alle gruppiren sich hauptsächlich um die beiden Haupthelden des Gedichts, von denen Parcival nach Höherem strebt und das Höhere erreicht, Gawan in der Weltlichkeit verharrt, aber durch den sittlichen Adel seiner Mannhaftigkeit das Gemeine überwindet. Der Verfasser bemerkt: „Darum genügt uns nicht von ästhetischer Seite die oft wiederholte Bemerkung: ‚die vielen Abenteuer Gawans sollen, im Gegensatz der übersinnlichen Welt des Grals nur die Herrlichkeit der irdischen Welt schildern; Gawans weltliche Ritterlichkeit solle dem geistlichen Ritterthum Parcivals zur Folie dienen,' u. dergl. m. Beides ist richtig und trifft die Wahrheit, aber nur zum Theil und erschöpft sie bei weitem nicht. Denn auch die Abenteuer Gawans haben ihre theologische Seite, und nicht ohne Absicht und Bedeutung ist es, daß Kundrie, die Botin des Grals, indem sie am Plimizol einerseits den Fluch über Parcival verkündet, der unbußfertig bei der heiligen Gralfeier sich selbst an den Spenden des Grals das Gericht gegessen (Stud. II, S. 261), daß, sage ich, ebendieselbe andrer Seits zugleich die weltliche Ritterschaft zur Befreiung der gefangnen Frauen und somit zur Besiegung der Zauberburg auffordert. Auch hier also tritt der Gral als die

höhere leitende Macht auf. So äußerlich, wie die Kirche und Laienwelt des 12. Jahrhunderts die Gewalt des Satans auffaßte, so stellt der Dichter sie auch dar; wir finden, daß Artus mit seinem Hofe, desgl. Gawan gar gewissenhaft die äußern Kultusformen beobachtet, Morgens Messe hört, einen Kaplan selbst auf seinen Zügen mit sich führt, und Gurnemanz ertheilt gleichfalls dem Parcival die nöthige Belehrung hierüber, um ihm den rechten Rittersinn einzuflößen. Diese Mannestugend, diese (ritterliche) Moral und diese religiöse Werkheiligkeit genügten, dem Teufel zu begegnen und seiner Macht zu widerstehn, und so schützt denn den Gawan auch sein gewiß aufrichtig gemeintes Gebet auf dem Zauberbette vor den diabolischen Pfeilspitzen und Steinwürfen. Damit gewinnt er zwar den Sieg über den Zauber, aber all seine Heldenkraft und formelle Frömmigkeit bringt ihn doch nicht weiter als zum irdischen Preise und zum Dank der Erlösten, und da ihn die eigentliche Gottesflamme nicht beseelt, so kann ihm der weltliche Dienst auch nur weltlichen Lohn geben; gleichwohl erfüllt er die Mission des Grals unbewußt, wie Parcival. Uebersetzen wir die Thatsachen des Gedichts in die theologische Sprache, so gehn die Wege der beiden Helden neben einander wie in der wirklichen Welt, der Weg des Glaubens und Evangeliums, und der Weg der thatkräftigen Moral und des Gesetzes; aber das Evangelium allein führt zum beseligenden Heile. Beide Helden freilich sind verschiedenartig ausgerüstet, der wahre Glaubensheld hat diesen äußeren Teufel nicht zu fürchten, und seine Anfechtungen gleiten machtlos an ihm ab. Anders Gawan, der dem Sinnenreiz nicht widersteht, den aber die boshafteste und eigensinnigste Kokette zu überwinden noch würdiges Ritterziel dünkt. Wie Parcival in Zweifel und Verzweiflung gestürzt wird, um sich wieder geläutert zum Gottvertrauen und zur Demuth zu erheben, so verfällt Gawan in maßloses Minneweh, und der bitterste Spott, die beißendste Verhöhnung, der offenste Undank lohnt seinen Minnedienst, bis Orgueilleusens hartnäckiger Widerstand den ebenso hartnäckig Minne Suchenden zu dem Bewußtsein erhebt, daß mit dem wackeren Ritter nicht ein Spottspiel verwerflicher freyliger Minne getrieben werden dürfe. Dieser Sieg des rechten Rittersinnes über die dämonische Minne ist die zweite Mission Gawans, und wir sehn sie trefflich in der Bekehrungsgeschichte durchgeführt, wie die beiden Verirrten, Orgeluse und Gramoflanz, aus dem Abgrund ihres sittlichen Falles wieder emporgehoben werden. Denselben Weg der Demüthigung, Reue und Buße wie Amfortas und Parcival müssen auch sie gehn."

Wir können uns nicht enthalten, aus den Frauengruppen hier noch ein hübsches Bild hervorzuheben. „Einen vortrefflich in sich abgerundeten kleinen Roman, jedes modernen Dichters würdig, bildet das siebente Buch (s. Inhaltsangabe meiner Parc. Uebers. II, S. V—VII.) mit den Abenteuern zu Bearosche. Obilot, das aufgeweckte naive Kind, das noch Ringleinschnellen und mit Püppchen spielt, und sich in fröhlicher Unbefangenheit vom Vater in seinen Sattel schwingen und von Gawan sich herzend an die Brust heben läßt, das nach Gawans offner Aeußerung noch fünf Jahre warten mag (P. 370.), ehe es zu Minne und Minnegewähr herangereift ist, das wir uns daher 8—9 Jahre alt denken müssen, hat dennoch schon schlau den Rittern und Frauen ihres väterlichen Hofes Art und Sitte in Dingen der Minne abgemerkt, ist so dreist und thut doch so verschämt beim Besuch zu Gawan, der ihr erster Redegeselle ward, geräth in ängstliche Sorge über das Kleinod, das sie ihrem Ritter geben soll, da sie eben nichts als Püppchen zu schenken hat, und ist überglücklich, als ihre Mutter einen Aermel ihres Kleidchens dem Helden schickt, der ihn an seinen Schild heftet, und der für sie unter diesem Zeichen streitet. Ihre Sorge, dem Vater einen Kämpfer zu gewinnen, dem sie von Weitem schon ansieht, daß er der rechte Mann sey, ist ebenso groß, wie die uneigennützige Liebe zur älteren Schwester, der sie mit liebenswürdigster ritterlicher Wendung den gefangnen Meljanz überliefert, welchen Gawan ihr zum Dank überwunden gegeben hat. In heiterster Gemüthlichkeit widmet Gawan, gefangen von ihrer reizenden Naivetät, sich ihrem Dienste, obwohl Verstand und anderweit übernommene Ehrenpflicht es ihm widerrathen, und Beide führen bis zum Ende in dieser lieblichen scherzhaften Parodie des wirklichen Minnedienstes meisterhaft ihre Rollen durch.

Obie, die ältere Schwester, bildet dazu einen köstlichen Gegensatz; denn während Obilot noch in der That nichts von wahrer Minnepein und Minnelust weiß, sondern kindlich nur nachschwatzt, was sie Aeltern gelehrig abgelernt, ist diese wirklich von tiefer Neigung zu Meljanz ergriffen; aber sie ist in dem Alter, wo ihr Herz zu stolzen begann, und ihr jungfräulicher Stolz ist verletzt durch das kühne Andringen des jungen Prinzen, der statt ritterlicher Thaten, die er noch nicht gethan hat um ihre Gunst zu verdienen, seine höhere fürstliche Abkunft in die Wagschaale wirft, und in übermüthiger Uebereilung wähnt, daß die Tochter seines Vasallen es sich noch zur Ehre schätzen müsse, ihr Herz vom Prinzen begehrt zu sehn. Doch seine Energie, wie er zornmüthig scheidet, um mit Gewalt

zu erzwingen, was ihm versagt ward, steigert ihre Neigung zu ihm; unerträglich ist ihr Gawans imposante Erscheinung, da sie eifersüchtig nicht dulden mochte, daß sich ihr ein andrer Ritter als würdiger, schöner und tapfrer als der geliebte Meljanz aufdringlich nähere und mit ihm verglichen werde. Freudig folgt ihr Auge den tapfren Thaten ihres Jünglings, den sie im Kampfgewühl scharf von hoher Zinne beobachtet: bis Gawans stärkerer Arm Obiens Mädchenstolz zu seinem Rechte, und Meljanzes Uebermuth durch dessen Besiegung zur wohlverdienten Demüthigung, Beiden aber zur endlichen süßen Versöhnung verhilft, indem er so zugleich in edelster Weise die Spottreden rächt, die Obie über ihn ergoß."

Daran reihen sich noch die Charakteristiken der amazonenhaften Antakonie der mütterlichen Bellakane, der verständigen Herzeloyde, der duldenden Jeschutte, der schönen, fast dämonisch boshaften und doch zuletzt bekehrten Orgeluse, der priesterlichen Urepanse und endlich der holden Kundwiramur, mit welcher Parcival zuletzt vereinigt wird.

Biographie.

Zeitgenossen. Almanach für das Jahr 1863. 1. Heft. Gratz, Trigler.

Die vier ersten Bogen reichen schon bis ins E., so daß dieser Almanach, ohne einen allzu großen Umfang zu bekommen, doch die interessantesten Männer der Neuzeit in kurz skizzirten Biographien dem Auge des Lesers vorüberführen wird. Er scheint hauptsächlich auf östreichische Leser berechnet zu seyn und bringt viele Namen, die im Kaiserthum bekannter sind, als außerhalb desselben. Eben deshalb aber empfehlen wir ihn den nichtöstreichischen Lesern zu ihrer Belehrung.

Wir heben ein Paar Namen aus zur Probe, wie die kleinen Biographien kurz und doch lebendig behandelt sind.

„Achtermann, Wilhelm, Bildhauer zu Rom. In seiner Jugend war Achtermann, der Sohn eines Schreiners aus Münster in Westphalen, zuerst Hirt, dann Ackerknecht. Durch einige Holzschnitzereien, mit denen er sich nebenbei beschäftigte, lenkte er das Augenmerk des Herrn v. Vinke (Vater des gegenwärtigen preußischen Abgeordneten) auf sich, welcher den talentirten jungen Mann dem Professor Rauch in Berlin empfahl. Arm und zu Fuß begab sich der 32jährige Achtermann in die Hauptstadt, und hatte lange mit der bittersten Noth zu kämpfen. Seine Werkstätte war in der Balgtreterkammer an der katholischen Kirche. Der Kultusminister Bethmann-Hollweg verschaffte ihm Gelegenheit, ein künstlerisches Werk — ein großes Kruzifix für die katholische Kirche — in Italien auszuführen. Während der ersten Jahre gerieth er bei seinen Auslagen für Marmor und technische Requisiten derart in Schulden, daß er stets befürchten mußte, in den Schuldenthurm geführt zu werden. Es war der dritte Tag, an dem er vor Noth nichts gegessen hatte, trostlos saß er in seiner Werkstätte, als plötzlich ein Herr zu Pferde daher kam, sein großes Kruzifix schweigend betrachtete und die Frage stellte, ob diese Arbeit schon bestellt sei. Am nächsten Tage kam derselbe Herr — Fürst Aldobrandini mit seiner Frau, geborne Herzogin von Aremberg, und zahlte ihm für seine Arbeit eine Rolle Goldes nach der andern. Achtermann erzählt hierüber: „Ich war ordentlich bestürzt über mein Glück, meine Hände zitterten, als ich die schweren Goldrollen zusammen packte und sie, nach Hause gehend, unter dem alten zerrissenen Mantel zu verbergen suchte." Nun trank er seit langem wieder einmal Kaffeh. In den letzteren Jahren faßte er den kühnen Entschluß, aus einem einzigen 1800 Centner schweren Marmorblock eine aus fünf Figuren bestehende kolossale Gruppe — die Kreuzabnahme Christi darstellend — für den Dom in Münster zu fertigen. Er setzte sich über alle Schwierigkeiten hinweg, und das Werk wurde mit dem schönsten Erfolg gekrönt.

Arco-Valley, Graf von, erblicher Reichsrath in Baiern, bestimmte im Jahre 1859 sein schönes Schloß Arolsmünster im Innviertel zu einem Spitale für verwundete österreichische Krieger und stellte dasselbe auch den zunächst liegenden Gemeinden zur Verfügung, damit sie die Verwundeten in dieses Spital legen konnten. Auf seine eigenen Kosten verpflegte der edle Graf 24 Mann und berief zur Wartung und Behandlung Krankenschwestern von Niederbronn und zwei Aerzte. Se. Majestät haben dem Grafen Arco-Valley für seine Opferwilligkeit den Orden der eisernen Krone 1. Klasse verliehen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 43.** 30. Mai 1863.

Geschichte.

Der Ueberfall in Nidwalden i. J. 1798 in seinen Ursachen und Folgen. Von Fr. J. Gut, Pfarrhelfer in Stans. Stans, im Verlag des Verfassers. In Commission bei Eberle in Schwyz (Luzern bei Gebhardt), 1862.

Ein starker Band, der den Freunden der Spezialgeschichte willkommen seyn muß, sofern er zum erstenmal über den interessanten Kampf in Unterwalden ausführliche und actenmäßige Einzelheiten mittheilt.

Bekanntlich wurde die Schweiz im J. 1798 systematisch von den Franzosen ausgeplündert, zu welchem Zwecke sie sich der s. g. Patrioten bedienten, d. h. jener verrückten Menschen in der Schweiz, die aus Schwärmerei für allgemeine Freiheitsbegriffe oder auch, um eine Rolle zu spielen und mitrauben und plündern zu dürfen, ihr Vaterland, seinen Wohlstand, seine Ehre an den Feind verriethen und verkauften. Das fromme und tapfre Volk der Urkantone wollte sich von den frechen Eindringlingen nicht brandschatzen lassen und griff zu den Waffen. Es hatte noch einen andern Grund dazu, nämlich die schamlose Kirchen- und Glaubensverfolgung, welche sich die von den Franzosen eingesetzte s. g. helvetische Regierung herausnahm. Alle Protestationen halfen nicht. Oesterreich war durch den Frieden von Campo Formio zu geschwächt, um den Schweizern beistehen zu können. Preußen hatte den unglückseligen Basler Frieden mit Frankreich geschlossen. Die französische Republik unter dem Directorium durchaus von brutalen Räubern und Geldmachern regiert, durfte über die damals reiche Schweiz herfallen, lediglich um sie auszuplündern, ohne daß den Schweizern irgendwer half. Das muthige Volk von Schwyz und Nidwalden aber that, was elf Jahre später die Tiroler thaten; sie ließen sich die Schmach, die man ihnen zumuthete, und den Raub nicht gefallen, sondern wehrten sich ihres alten Ruhmes würdig.

Zum helvetischen Commissär, der die Urschweizer der Waldstätte zum Gehorsam bringen sollte, damit die Franzosen auch sie scheeren und schinden könnten, gab sich der — edle Heinrich Zschokke her, ein verdorbener Comödienschreiber aus Magdeburg, welcher damals (23. Juni 1798) öffentlich drucken ließ: „Man ahme die politische Maxime der alten Eroberer nach, welche die ihrem Zweck gefährlichsten Einwohner in fremde Gegenden entführt und Colonien aus den Familien der Eroberer im Herzen der erbeuteten Provinzen veranstaltet haben.“ Der — edle Zschokke war also nicht einmal damit zufrieden, daß der Schweiz damals durch die Franzosen (nach Gonzenbachs actenmäßigem Bericht) über 100 Millionen Franken an baarem Gold- und Silberwerth, ungerechnet das Papiergeld, geraubt wurden, sondern er verlangte auch noch, man sollte die Enkel des Tell und Winkelried austreiben und Franzosen am St. Gotthard colonisiren!

Leider ließ sich damals auch Pestalozzi durch seine falschen Freunde hinreißen, die Verfolgung der Urschweizer zu empfehlen. Pestalozzi schrieb damals: „An Helvetiens Volk! Die Stunde ist da, in welcher ihr die Rettung des Vaterlandes wahrscheinlich mit dem Blute einiger Irregeführten — im Herzen gewiß nichts weniger als allgemein Böswilliger — aber in ihren Thaten als unverbesserliche Landesaufwiegler und Landesverräther zum Vorschein kommender Verbrechen werdet erkaufen müssen.

Ja! Unglückliche! das Vaterland bedauert Euch, es wird Euere Wittwen und Euere Waisen an Kindesstatt aufnehmen. Ganz Europa hatte bisher unrichtige Begriffe von Euch und träumte sich eine jetzt noch be-

stehende Unschuld, Sittenreinheit und bürgerliche Tugend in Euern demokratischen Gebirgen. Bald war es ein fremder Hof, der die neue Ordnung der Dinge wieder umkehren, bald war es die Mutter Gottes, die ein unbezweifeltes Wunder zur Wiederherstellung des verlornen Tabernakels und seiner Schaubrode und seiner Weinkrüge gethan hätte. Indessen sind die Aufrührer durch ihre Berge in einer Lage, in der sie nur durch eine beträchtliche militärische Macht zum Gehorsam zurückgebracht werden können. Bürger Helveziens! handelt einstimmig in Verbindung mit Euerer Regierung, diesen Verbrechen ein schnelles Ende zu machen. Euer Herz vereinige sich zu jeder Maßregel, wodurch die gemeineidgenössische Bundestreu unter uns gesichert und der Tollkühnheit, dem Aufruhr und der Eigengewalt Einhalt gethan werden kann und gethan werden muß. Die Stunde der traurigen Gewalt gehe schnell und leicht vorüber. Sobald sie vorüber, Helvetier! dann suchet in den überwundenen Bergen den Unglücklichen. Ach! wäre er vorüber, dieser Tag des Jammers!

Unterzeichnet: Pestalozzi."

Man erkennt aus dieser Schreibart, daß er eigentlich gegen sein besseres Gefühl handelte, und daß das Mitleid mit dem armen Volke, gegen das er hetzte, in ihm kämpfte mit der Parole des Tages. Doch entschuldigt ihn das nicht und der Verfasser des vorliegenden Geschichtswerkes hat völlig Recht, wenn er sagt, Pestalozzi habe sich mit diesem Aufruf eine Schandsäule gesetzt.

Die Franzosen rüsteten unter General Schauenburg ein Corps von 16,000 Mann (nach andern soll es 18,000 Mann gezählt haben), und rückten von der Seeseite und zugleich von der Bergseite her in das lange Thal von Unterwalden ein. Hier standen ihnen nur die Männer von Nidwalden (unter dem Kernwald) nicht auch die von Obwalden (ober dem Kernwald) entgegen, weil die letztern sich der helvetischen Republik unterwarfen und sich sogar zu Wegweisern für die Franzosen hergaben. Die Nidwaldner konnten nur 1200 Streiter aufbringen, denen aber 200 Schwyzer und Urner zuzogen und auch bewaffnete Frauen und Mädchen beistanden. Trotz ihrer Uebermacht nun konnten die Franzosen doch nur langsam und unter ungeheurem Verlust vordringen, weil das tapfere Bergvolk die Engpässe und alle die Stadt beherrschenden Höhen besetzt hielt und, im Schießen trefflich geübt, aus seinen Stutzern ein mörderisches Feuer gab.

Hier werden einige einzelne Züge des Kampfes mitgetheilt. „Ein Unterwaldner, Namens Zingg aus Stans, ein Mann von seltener Größe und herkulischer Stärke, blieb bei der Kanone, kehrte sie landeinwärts und feuerte auf die Franzosen los. Dieser Zug von Heldenmuth, vielleicht auch das frappante Aeußere dieses Unterwaldners, vermochte den französischen Anführer, seinen Leuten zu befehlen, nicht auf diesen Einzelnen zu feuern, sondern ihn lebend zu fangen. Wirklich näherten sich ihm einige der Verwegensten. Allein er schlug so wüthend mit dem Kanonenwischer um sich, daß Keiner zu nahen wagte und Einige mit dem Leben ihr Unternehmen büßten. Als er jedoch die Zahl seiner Feinde sich mehren, und die fünf Schiffe sich dem Lande nähern sah, bahnte er sich mit seinem Instrumente Weg in das nächste Haus, um seinen Rock und Habersack heraus zu nehmen, jagte die plündernden Franzosen, welche sich bereits daselbst eingefunden hatten, zur Stube hinaus und entkam glücklich auf den Tritt."

„Eine Unterwaldnerin, deren Namen die Geschichte nicht mehr bewahrt, deren That aber durch den französischen Hauptmann, welcher die erste Grenadierkompagnie kommandirte, außer Zweifel gesetzt ist, feuerte die letzte Kanone mit Kartätschen geladen ab und erschoß an der Seite jenes Kapitäns seinen besten Freund, einen andern Offizier und noch manchen ihrer Feinde, starb aber wie mehrere dieser Heldinnen, welche lieber umkommen, als sich ihrem Feinde ergeben wollten, einen rühmlichen Tod." Das erinnert lebhaft an die berühmte Agostina von Saragossa. „Ein wahrhaft frommer Unterwaldner und ein rechtschaffener und treuer Vorsteher der Gemeinde, Hr. Rathsherr Joseph Franz Flühler in der Widen, sein Eigen hintansetzend, eilte, als die ersten Franzosen von Kehrsiten her auf Obbürgen kamen, zur dortigen Kapelle, fiel unweit derselben auf seine Knie, bat um Erhaltung des Kirchleins, theilte den Soldaten Geld aus und erhielt anfänglich Schonung. Wie nun aber später die Feinde von Stansstad hinauf rückten, wollte er sich wieder auf gleiche Weise verwenden, wurde aber erschossen und die Kapelle sammt dem Pfrundhause ohne Rücksicht abgebrannt."

Die besten Unterwaldner Schützen ließen sich die Stutzen von ihren Kameraden, oft auch von Weibern und Kindern laden und schoßen ununterbrochen, so daß von wenigen Mann hunderte von Feinden erschossen wurden. Von 500 Franzosen, die in die Schlucht des Rotzlochs eindrangen, entkamen nur wenige; von 200 bei der s. g. Wolfsgrube entkamen nur 17. Weil sie aber mit großer Uebermacht von allen Seiten vordrangen und von einheimischen Verräthern den Bauern in den Rücken geführt wurden, gewannen sie nach dreitägigem blutigem Kampfe endlich die Oberhand. Daß

sie nun nach so bedeutendem Verluste in Wuth geriethen und auch an Wehrlosen grausame Rache nahmen, läßt sich wohl begreifen. Sie schonten Weiber und Kinder nicht, weil Weiber und Kinder wirklich mitgefochten hatten. Dazu waren es die verwilderten Horden der Revolution, die eine Lust und Ehre darin suchten, alles Heilige mit Füßen zu treten und ihre Unzucht so frech als immer möglich zur Schau zu tragen. Alle Kirchen wurden von innen geschändet, die heiligen Gefässe verunreinigt. Die geweihten Hostien wurden mit Füßen getreten. Einem Priester, der sie retten wollte, hielt ein Franzose höhnisch den Stiefel hin, da von seiner schmutzigen Sohle könne er sie wieder ablösen. Die in die Kirche geflüchteten Weiber wurden vor den Altären entehrt und da sie sich wüthend wehrten, fast immer getödtet, aber selbst der Tod schützte ihre Leiche nicht vor wiederholten schändlichen Mißhandlungen. Acht Priester wurden von den Franzosen ermordet, dazu 102 Weiber und 25 Kinder. Von wehrhaften Männern fiel nur die doppelte Zahl. Auf dem noch vorhandenen Denkmal liest man die schöne Inschrift:

„Denkmal den ehrwürdigen Priestern, frommen Vätern, Müttern, Söhnen und Töchtern, welche den für Unterwalden ewig merkwürdigen 9. Herbstmonat 1798 und in der Folge Gott, dem Vaterlande, und der Tugend an der Zahl 414 ihr Leben muthvoll geopfert, von Ihren edeldenkenden Freunden und Verwandten errichtet 1807.

Bleibt wie ein Fels im Glauben fest, — und flieht das Laster wie die Pest.
So rufen Euch aus ihrer Ruh' — die frommen Unterwaldner zu."

Es ist kaum glaublich und dennoch wahr, daß die Unterwaldner wegen dieser bescheidenen Inschrift von den Helden des damaligen Zeitgeists verspottet und verhöhnt wurden. Das Denkmal wurde, weil ein kleiner Todtenkopf darin angebracht war, der Dörrofen genannt, und ruchlose Hände machten bei Nacht den Versuch, die Inschrift auszukratzen.

Auch die Berichte Schauenburgs und die meisten Akten der helvetischen Beamten tragen die Parteifarbe und entstellen die Wahrheit. Im vorliegenden umfangreichen Buche ist mit großer Ausführlichkeit die thatsächliche Wahrheit dargelegt. Die Ehre, die in so reichem Maaße den Tirolern wegen ihres Heldenkampfs im Jahr 1809 zu Theil geworden ist, gebührt in gleichem Maaße den Unterwaldnern.

Universitätswesen.

Die Idee des Göttlichen in der Wissenschaft und die s. g. freie Wissenschaft oder Stiftung und Reformation der Universität Würzburg. Bamberg, in Commission der Buchner'schen Buchhandlung, 1863.

Der größte Schatz, den sich die Bayern bewahrt haben, ist ihre Religiosität. Man hat ihnen dieselbe oft angefochten und sogar einige ihrer Fürsten waren verblendet genug, Illuminaten, s. g. Freigeister oder Männer der s. g. freien Wissenschaft zu bestellen, die ihr braves Volk um die altkatholische Treue betrügen und ihm den guten Glauben wegstehlen sollten. Das Volk hat sich jedoch nicht irre machen lassen und die uralt bewährte warme mütterliche Sonne der Kirche allezeit zu unterscheiden gewußt von jenen kalten Nordlichtern einer anmaßlichen, innerlich gottlosen und darum trotz aller Professoreneitelkeit doch nur dummen Aufklärung.

Der erste große Hauptsturm dieser Aufklärung gegen die alte Frömmigkeit in Bayern erfolgte in der fluchwürdigen Zeit des Rheinbundes, unter der Fremdherrschaft, im Dienste weltlicher Tyrannei und wurde überall wie in Altbayern, so in den damals zugeworbenen Ländern Tirol und Franken nur mit dem tiefsten Abscheu aufgenommen. Ewig wird in der Geschichte der fromme Bauer Andreas Hofer im reinsten Lichte strahlen, während die von Montgelas gegen das fromme Volk gehetzte Bureaukratie, mit dem Fluche der Geschichte beladen, keinen andern Eindruck zurückläßt, als den eines finstern und höllischen Gewürmes. Der Verfasser der vorliegenden Flugschrift hat daher ganz Recht, wenn er dem Würzburger Professor Wegele, der das System Montgelas gepriesen hat, hier entgegnet. „Es gehört eine eigenthümliche Art schriftstellerischer Begabung dazu, deren Standpunkt nur auf dem Gebiete der freien, jeder Rücksicht für Nationalgefühl und religiöser Ueberzeugung enthobenen Wissenschaft zu suchen ist, um jenes Blatt in der fränkischen Geschichte aufzuheben, dessen Titel die Worte enthält: ‚Säcularisirung und Occupirung des Herzogthums Franken durch die kurbayrischen Commissäre'.

Auf jeder Zeile dieses Blattes begegnen uns die Worte: Gewalt, Brutalität, Vandalismus. Die Profanation der Kirchen und Asyle der Jungfräulichkeit, die Beraubung der Stifter und Klöster, die Verschleuderung des Kirchengutes, die Bereicherung der Commissäre mit demselben, die massenhafte Verschacherung

heiliger Gefäße und Gewande an die Juden steht noch in zu frischem Andenken, als daß einem geborenen Franken, der überdies noch sich von der Kirche nicht emancipirt hat, nicht in edler Entrüstung das Blut in die Wangen treten sollte, wenn er liest, wie ein Professor der Geschichte, welcher an der stiftungsmäßig katholischen Hochschule Würzburg docirt, und aus ihren Renten besoldet wird, nebenbei auch noch katholisch seyn soll, diese Schandperiode der fränkischen Geschichte und ihre Heroen mit einer Strahlenkrone umgibt um des Princips der freien Wissenschaft willen, das ihm in seiner völligen Verwirklichung in dieser goldenen Freiheitsära endlich triumphirt zu haben scheint."

Der Verfasser spricht sich über das Verhältniß der Wissenschaft zum Glauben im Allgemeinen aus und hebt mit großer Klarheit und Bestimmtheit die Hauptpunkte hervor, auf die es hierbei ankommt. „Ursprung, Ideal und Grenze unserer Freiheit ist Gott. Ohne ihn ist ja weder der Begriff, noch die reale Potenz menschlicher Freiheit, sey es nun im Erkennen oder Wollen, denkbar.

Fassen wir den Begriff der freien Wissenschaft nach Objekt und Subjekt in das Auge, so müssen wir die freie Wissenschaft definiren als jene freithätige Action des menschlichen Geistes, vermöge welcher derselbe sich selber bestimmt und bewegt, das Wahre und Wirkliche in der idealen und realen Welt mit möglichster Wahrheit und Klarheit zu ermitteln und darzustellen. Diese Begriffsbestimmung schließt das absolute, schrankenlose Moment von dem Begriffe der freien Wissenschaft aus. Es wird ihr nach Objekt und Subjekt nur eine beschränkte Freiheit zugemessen; sie schafft nicht Wahrheiten, sondern sie schöpft aus den Quellen, welche ihr der absolut freie Geist eröffnet hat auf dem Gebiete des Idealen und Realen; sie schöpft auch nicht, um die ihr geöffneten Quellen völlig zu erschöpfen, denn ihre Gefäße selbst halten nur ein gewisses Maß, über welches hinaus sie nichts fassen und behalten.

Die wissenschaftlichen Capacitäten, welche sich das Monopol der freien Wissenschaft vindiciren, müssen nicht nur an der Dauer ihres Lebens, sondern auch an der Verschiedenheit ihrer natürlichen Begabung und wissenschaftlichen Bildung eine Schranke erkennen, welche dem freien Laufe der Wissenschaft ein gebieterisches: bis hieher und nicht weiter! zuherrscht.

Und wer ist der Gewaltige, welcher mit seinem ‚quos ergo' die Träume der Selbstherrlichkeit kühner Wissenschafts-Freiheitler zerstört? Gott, der Herr der Zeit und Ewigkeit, Gott, der in seinem Schooße alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft beschließt.

Diese natürlichen Schranken der Wissenschaft, welche ihrem absoluten Fortschritt unübersteigliche Grenzen setzen, scheint man nicht zu achten oder nicht beachten zu wollen, gleich den Titanen, welche sich vermessen, den Olymp zu stürmen; sonst könnte man nicht von einer freien Wissenschaft in dem Sinne reden, wie es gewöhnlich geschieht.

Nur eine Schranke wird als ein unerträgliches Hemmniß der freien Wissenschaft entweder umgangen, oder stürmisch angegriffen: ‚der Glaube'.

Der Glaube ist allerdings eine Schranke des menschlichen Wissens, nicht aber eine feindselige, sondern sogar hilfreiche.

Der Glaube verbietet nicht, daß die menschliche Vernunft völlig frei, auf dem Wege der Forschung in den Gebieten des Geistes und der Natur sich bewege, und die Gesetze, Erscheinungen, Ursachen und Wirkungen, welche hier zu entdecken und nachzuweisen sind, aufzusuchen und begrifflich zu machen, als ihre Aufgabe betrachte; der Glaube unterstützt sogar dieses Streben der menschlichen Vernunft, indem er ihr gewisse Anhalts- und Grenzpunkte gibt, wodurch ihre Untersuchungen gegen Abirrungen sicher gestellt werden."

Es ist in der That merkwürdig genug, daß in unserer Zeit der Schwindel des angeblich freien und schrankenlosen Wissens noch immer eine so große Rolle spielt, da doch nichts näher liegt als die Erkenntniß seiner naturgemäßen Schranken. Der endliche Geist kann nur beschränkt seyn, weil seine ganze Thätigkeit bedingt ist durch den Körper, durch die kurze Lebenszeit, durch die zufälligen Umgebungen, durch die verhältnißmäßige Unbedeutenheit des kleinen Planeten überhaupt, auf dem er sein kurzes Daseyn zubringt, und endlich durch den Umstand, daß er sich nicht selbst gemacht hat, sondern von einem höheren Wesen geschaffen und nur nach dessen, nicht nach seinem eigenen Willen grade in den Körper, grade in den Raum und in die Zeit versetzt worden ist, in der er sich befindet. Diesen Thatsachen gegenüber ist der philosophische Hochmuth auf unsern Universitäten, insofern er den menschlichen Geist für schrankenlos erklärt, ihm ein absolutes Wissen vindicirt oder ihn geradezu mit Gott identificirt, etwas höchst Lächerliches, dessen sich unser Jahrhundert nicht rühmen, sondern schämen sollte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 44. 3. Juni. 1863.

Biographie.

Max von Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt von Prof. Dr. A. Hagen in Königsberg. Berlin, geh. Oberhofbuchdruckerei (Decker), 1863.

Ein biographisches Denkmal von liebender Hand ausgeführt. Herr Professor Hagen in der Heimath des Dichters wirkend, war in den Stand gesetzt, dessen Lebensbeschreibung und Charakteristik aus den besten Quellen zu schöpfen.

Schenkendorf war 1783 in Tilsit geboren. Sein Vater war ein Gutsbesitzer in der Nähe. Seine Mutter eine sehr sonderbare Dame. „Den Tag brachte sie im Bette zu und trat erst Abends um 5 Uhr aus der Verborgenheit hervor, um wieder um 5 Uhr Morgens sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. In der Stille des Gemachs las oder schrieb sie und ließ sich ungern in ihrer geistigen Thätigkeit von der Dienerschaft und dem Inspektor unterbrechen, die vom Bette aus ihre Anordnungen und Befehle entgegennahmen. Sie hielt hier, selbst als ihr Gemahl längere Zeit in Nesselbeck wohnte, einsam ihre Mittagsmahlzeit. Wer sie besuchen wollte, stellte sich Abends ein. Sie war die Liebenswürdigkeit selbst, wenn sie stattlich gekleidet zum Vorschein kam. Die Gäste lernten sie als zuvorkommende Wirthin kennen und fühlten sich durch ihre rege Unterhaltungsgabe angezogen. Sie lustwandelte mit ihnen und machte Spazierfahrten. Wenn Besuch ausblieb, so unterhielt sie sich herablassend mit den Dienstleuten, erklärte ihnen die Bedeutung der hölzernen Figuren im Garten, einer Flora und Pomona, und belehrte sie über die Sternenwelt. Bei außerordentlichen Himmelserscheinungen konnte sie nicht umhin, die Schläfer in den Hütten zu wecken, damit diese mit ihr sehen und bewundern sollten. Ueber die Maßen phantastisch war sie nur in fremden Regionen heimisch, die die Lectüre und eine höhere Anschauung ihr eröffneten. Die Landwirthschaft betrieb sie in eigenthümlicher Weise. Sie gab weniger darauf, die Aecker bestellen als Schachten graben zu lassen, die ergiebig waren, wenn auch kein Metall zu Tage gefördert wurde. Der hier gewonnene schneeweiße Sand wurde begehrt und die Besitzerin hielt es für zweckmäßig, wo sich Adern desselben zeigten, sie mit bergmännischer Betriebsamkeit zu verfolgen, gleichviel ob in Folge der Unterwühlung Felder verloren gingen, oder Gebäude zusammenstürzten. Sie zog aus der Liebhaberei der Stadtbewohner, so lange der Vorrath reichte, in bequemer Art beträchtlichen Vortheil und die Fuhren, die täglich nach Königsberg gingen, verschafften ihr jährlich eine Einnahme von tausend und mehr Thalern. Freilich sank das Gut — eine Zeitlang, im Unglücksjahr 1806, befand sich auf demselben nur eine Kuh — durch die eifrig betriebenen Minenarbeiten immer mehr im Werth herab."

Der junge Max wurde unvernünftigerweise, als er erst 15 Jahr alt war, schon auf die Universität Königsberg geschickt und jeder Verführung preisgegeben, so daß ihn die Eltern zurücknehmen und bei einem Pfarrer auf dem Lande in Zucht und Lehre geben mußten. In der Nähe aber befanden sich adelige Höfe, in denen eine feine Bildung herrschte. Nunmehr fand er sich bald zurecht, besuchte die Universität noch einmal und wurde Kammerreferendarius. Aber „die Nähe seiner Verwandten und die damit verbundene Abhängigkeit konnte ihm nicht wohlthun. Dies erkannten die Freunde und sannen darauf, wie ein freierer Gesichtskreis ihm zu eröffnen wäre. Sie zogen in Erfahrung, daß ein junger Mann, der auf dem Schloß, in der

Wohnung des Landhofmeisters von Auerswald aus- und eingegangen, als wenn er zur Familie gehörte, und der für das ihm gewordene Gute durch Dienstbeflissenheit und Uebernahme kleiner Sorgen sich dankbar zu beweisen bemüht gewesen, Königsberg verlassen habe und daß er von denen, in deren Mitte er sich wohl befunden, schmerzlich vermißt werde. Die Stelle schien wie für Schenkendorf erledigt zu sein. Jene Freunde sahen sich aber außer Stand, eine Annäherung herbeizuführen. Ohne ihr Zuthun, als wenn es so sein müsse, erfolgte, was sie so sehnlichst wünschten. Es war ein Segen, der dem Dichter vom Oberlande gefolgt war. Die Gräfin Ernestine von Dohna-Schlobien war die Schwester der Landhofmeisterin, einer gebornen Gräfin von Dohna-Lauck, und der Erzpriester Wedeke, der einst Hofmeister bei dem Grafen Dohna-Lauck gewesen, konnte sie seine Schülerinnen nennen. So war der Jüngling bestens empfohlen. Die Aufnahme in die geistreiche, Kunst und Wissenschaft pflegende Familie war eine innige und bestand für die Lebensdauer."

Dieser liebenswürdige Kreis, dessen Seele die mit einer Aspasia verglichene Frau Albertine von Auerswald war, wird nun näher geschildert. Es treten uns aus demselben viele bekannte Namen entgegen. „Die beiden durch Geist und Schönheit selten bevorzugten Schwestern Elise und Kornelia Wedeke traten in das innigste Vernehmen zu Ida von Auerswald und deren Freundinnen, namentlich zu den Enkelinnen des Kapellmeisters Reichardt, Minna und Luise Dorow und Agnes von Knobloch, geborne Freiin von Schrötter. Als immer willkommene Gäste erschienen auf dem Schloß die jungen Grafen Wilhelm und Karl von der Gröben, Karl von Münchow und Ernst von Kanitz, der Freiherr Ferdinand von Schrötter und vor allem Schenkendorf. Sie alle hatten studirt, waren Freunde der Kunst und konnten den Talenten, die jene Damen in Gesang, Musik, Dichtkunst und Malerei entwickelten, gleichnamige entgegenstellen. Feste reihten sich an Feste und Schenkendorf verstand es, ihnen stets einen neuen Reiz zu geben. Es war, als wenn Unbill, Schmach und Trübsal von außenher Gleichgesinnte, die dem nicht wehren konnten, drinnen um so inniger um den traulichen Herd vereinigte; es galt in Gemeinschaft sich guten Muth zu bewahren. Die Landhofmeisterin sah gern in ihren Gemächern die junge Welt und unterstützt von der Präsidentin Morgenbesser, die täglich aufs Schloß kam, um mit Rath und That im Hauswesen Beihülfe zu leisten, trug sie — ungesehen konnte man oft sagen — wesentlich zu Aller Vergnügen bei. Sie besaß das Geschick, wenn die rasche Jugend hie und da zu weit ging, ebenso liebenswürdig als geräuschlos Maß und Haltung wieder herzustellen. Die Zusammenkünfte waren mehr als ein bloßes Mittel, müßige Stunden hinzubringen. Der Landhofmeister, als Kurator der Universität, führte in den Kreis zur Theestunde Professoren ein, wie den Historiker Hüllmann, der mit seiner durch Witz und Liebreiz gleich anziehenden Gattin dem Gespräch stets eine höhere Richtung zu geben wußte. Dies war bisweilen als Gegengewicht nothwendig, wenn Schenkendorf, dem Alles erlaubt zu seyn schien, sich auf eine Weise gehen ließ, als wollte er, wie es einmal geschah, stets aus schönem Munde ungezogen gescholten sein. Ungeachtet seines unruhigen Wesens gefiel es ihm manchmal, das Dolce-farniento zu verbildlichen. „In Indien ist die höchste Heiligkeit und religiöse Anschauung zu finden, weil die Menschen dort nicht arbeiten, sondern ruhen." So schrieb er und wenn ihm recht wohl war, liebte er es, sich der Länge nach hinzuwerfen, nicht allein im Freien auf den schwellenden Rasen, sondern auch in seiner Stube auf die harten Dielen, um desto bequemer die Acten zu bewältigen und auch sogar im fremden Zimmer auf den Teppich vor dem Sopha mitten unter Damen. Es genügte ihm nicht, zu ihren Füßen zu sitzen, sondern er wollte als ihr Schemel benutzt seyn und war ungehalten, wenn man sich nicht dem Wunsche fügte. Ob die Frauen auch Unwillen bezeigten, so konnten sie sich nicht verhehlen, daß er gerade, wenn er sich am ungebundensten zeigte, am liebenswürdigsten, redseligsten und witzigsten war, er mochte den Inhalt schauriger Romane oder scherzhafte Erlebnisse vortragen." Ein zweiter Kreis bildete sich um die geistreiche Frau des Kaufmann Barclay.

Hier wurde nun, wenn auch mehr passiv als activ wie in Heidelberg, die Romantik in ihrer ersten Blüte am Anfang des Jahrhunderts gepflegt und seit dem großen Unglück von Jena damit patriotische Begeisterung verbunden. Ein religiöses Element trat hinzu in der berühmten Frau von Krüdener, von der hier manches Gute gesagt wird, indeß anderwärts fast immer nur übel von ihr gesprochen worden ist. „Es nahm für ihre Lehre ein, daß Frau von Krüdener auf ein opferpflichtiges Christenthum drang und sich darin segensreich als treue Krankenpflegerin bewährte. In einer der Königin gewidmeten Zeitschrift las die hohe Frau gewiß mit wohlthuender Rührung einen Aufsatz, in welchem die lieblos beurtheilte Krüdener geschildert wurde, wie sie nach der Schlacht bei Pultusk einer Unzahl von Verwundeten mit Aufbietung aller Kraft Hülfe, Trost und Erquickung gewährte und gern allen

Unglücklichen, die in unabsehbaren Schlittenzügen nach Königsberg gebracht wurden, eine Spenderin des Heils gewesen wäre, wie sie jeden in seiner Sprache, den Russen, den Franzosen und den Deutschen anredete, aber jeden in der Sprache des Herzens, jedem Kost und Arzenei mit gleicher Liebe darreichte, wie sie ihrer schwachen Gesundheit uneingedenk nicht Anstand nahm, Abends durch tiefen Schnee zu schreiten, um zu einem schwer darniederliegenden Krieger einen tüchtigen Arzt zu führen. Sie lebte, wenn es seyn mußte, in Lazarethen und fürchtete keine Ansteckung in der Zeit, als unter mehreren Aerzten auch ein Neffe Göthe's, der Doktor Schlosser, ein Opfer seines Berufes wurde. Da es ihr gelungen war, der Königin Zuneigung zu gewinnen, so überredete sie diese, mit ihr Militär-Hospitäler zu besuchen, und die Landesmutter ging gern in den Vorschlag ein.

Schenkendorf, wenn er von edlen Frauen spricht, die in Zeit der Noth sich als Heldinnen zeigten:

> Seht sie wunde Krieger stärken
> Mit dem Wort, mit Wein und Brot, (409)

so dachte er wohl zunächst an die Königin und die Frau von Krüdener."

Schenkendorf dichtete patriotische Lieder auch ohne ein Mitglied des Tugendbundes zu werden. In der zu Königsberg erscheinenden Zeitschrift Vesta sprach er in der Zeit des tiefsten Unglücks festes Vertrauen und hohen Muth ein. Er schrieb schon 1807: „Kann ein Volk, dessen Charakter sich auf Freiheit, Biedersinn und Kunstgefühl gründet, kann ein solches Volk dem Spiele eines fremden Sinnes auf immer erliegen oder wird es nicht vielmehr, vom Augenblick überrascht, sich plötzlich zur alten Würde und zum neuen Leben hinaufschwingen? Die Frage gebührt jedem, die Antwort dem Volk."

In einem Pistolenduell mit einem alten General, der ein vortrefflicher Schütze war, wurde Schenkendorf in die Hand verwundet, woran er lange leiden mußte. Auch mußte er eine Geliebte einen Andern heirathen sehen. Allein er vermählte sich selbst mit einer andern Jugendgeliebten und brachte glückliche Tage mit ihr im badischen Karlsruh zu, hier am meisten dem Hause Jung-Stillings befreundet, was seiner frommen Richtung entsprach. Als aber der Krieg von 1813 ausbrach, kehrte Schenkendorf nach Preußen zurück und trat in die Armee ein, wurde jedoch, weil er seiner Hand nicht mächtig war, dem Minister Stein zugewiesen, der ihn bei der Verwaltung der eroberten Rheinprovinzen brauchte. So kam Schenkendorf zu Coblenz in enge Verbindung mit Görres und schrieb viel in dessen Rheinischen Merkur. Er überlebte jedoch den damaligen Sieg der Deutschen nicht lange, sondern starb schon 1817 in einem Alter von erst 34 Jahren.

Seine Gedichte gehören zu den schönsten, welche jene Zeit hervorgebracht hat, und sind auch dafür anerkannt. Nicht so kriegerisch wie die von Arndt und Rückert, sind sie besonders durch ihr Gottvertrauen ausgezeichnet. Der Herausgeber citirt ein Urtheil, was schon 1815 über Schenkendorfs Gedichte gefällt worden ist. „Sie zeugen von einem durch die Verhältnisse der Zeit wohl zu hoher Kraftanstrengung aufgeregten, in sich aber nicht getrübten Geiste. Sie gehen nicht aus von dem Elende und der Noth der Gegenwart, in der sie entstanden, sondern von der bereits mächtig waltenden Gegenwirkung, die dieses Elend und diese Noth aufhebt und vernichtet. Nicht Mißmuth über gekränkte Würde des Lebens, sondern helle Freude über dessen Wiederveredlung ist ihre vorzügliche Quelle. Sie ruhen, obgleich immer auf die Gegenwart sich beziehend und kräftig auf dieselbe einwirkend, dennoch mit ihrem geheimsten Leben auf der bereits geahnten Zukunft, nach jener glorwürdigen Herrlichkeit gebildet, welche deutscher Vorzeit eigen war. Diese Vergangenheit, in welcher das, was dem Vaterlande wesentlich eigenthümlich genannt werden muß, bereits zur Vollendung reichhaltig ausgebildet erscheint, hat das Gemüth des Dichters mit heiteren Strahlen der Schönheit durchdrungen und sich ihm ganz angeeignet."

Die Grundgedanken seiner patriotisch religiösen Poesie sind Wiederherstellung des Kaisers und eines einigen deutschen Reiches, zugleich aber auch die kirchliche Einheit. Er stimmte hierin wesentlich mit Görres überein. „Ein deutsches Reich und ein Kaiser ist der Kern seiner politischen Wünsche, aus dem allein Deutschlands Größe hehr, frei und unverletzbar erwachsen kann. Wenn er von einem frommen Traum spricht, dem sich der Baden'sche Herzog Karl Ludwig hingegeben, einen Eintrachts-Tempel zur Vereinigung aller christlichen Confessionen zu bauen, so lebte er selbst doch der Ueberzeugung, daß sich einst eine volksthümlich germanisch katholische Kirche bilden und die Einheit Deutschlands vollenden werde."

Physik.

Der Erdstrom und der Zusammenhang desselben mit dem Magnetismus der Erde von Prof. D. Lamont in München. Leipzig, Leopold Foß, 1862. 4°.

Der rühmlichst bekannte Astronom in München hat die Beobachtungen Barlows, Baumgartners ꝛc. fortgesetzt und ist zu folgendem, freilich den interessanten Gegenstand noch nicht vollkommen aufklärenden Ergebniß gelangt. „Nachdem ich durch die vorhergehenden Betrachtungen wahrscheinlich gemacht zu haben glaube, daß die statische Electricität der Erde dem Erdstrome zu Grunde liegt, und nachdem im Allgemeinen die Wirkungen bezeichnet worden sind, welche durch die Bewegung der Erdelectricität entstehen können, will ich nun, vom gegenwärtigen Standpunkte der Beobachtung ausgehend, zu ermitteln suchen, welche Bedingungen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen dem Erdstrom und den magnetischen Variationen festgestellt werden können. Die Lücken, welche die Beobachtung übrig läßt, kann man in verschiedener Weise ausfüllen, und es ist denkbar 1) daß der Erdstrom die magnetischen Variationen ganz hervorbringt; 2) daß der Erdstrom blos einen Theil der magnetischen Variationen, etwa die Unregelmäßigkeiten, zur Folge hat; 3) daß der Erdstrom unter gewöhnlichen Umständen verschwindend klein ist, und nur ausnahmsweise — bei Nordlichtern — stärker hervortretende Wirkungen ausübt. Da ein auf der Erdoberfläche fortlaufender electrischer Strom unmittelbar nur eine horizontale Einwirkung auf die Nadel ausübt, die Beobachtung aber allenthalben gezeigt hat, daß die tägliche Periode auch eine vertikale Bewegung umfaßt, so ist man genöthigt, falls man die erste der eben aufgeführten Hypothesen annehmen will, auch eine mittelbare oder indirecte Wirkung des Erdstromes — nämlich eine Magnetisirung des Erdkerns durch denselben — vorauszusetzen. Die Magnetisirung des Erdkerns wäre als Resultat sämmtlicher Theile des Erdstromes zu betrachten, und die auf solche Weise erzeugte Kraft würde zwar überall als dieselbe, aber je nach der Lage des Ortes mit sehr verschiedenem Erfolge auftreten. Indem diese Hypothese die magnetischen Bewegungen einerseits von den localen Verhältnissen des Stromes, andererseits von der Form und Beschaffenheit des inductionsfähigen Erdkerns abhängig macht, bietet sie jedenfalls Bedingungen genug dar, um die beobachteten magnetischen Variationen zu erklären. Die tägliche Periode besteht aus zwei Theilen, aus einer regelmäßigen Bewegung und aus Schwankungen, die anscheinend ohne Regel eintreten, aber dennoch im Mittel hinsichtlich ihrer Größe und ihrer Häufigkeit eine von der Tages- und Jahreszeit abhängige periodische Zu- und Abnahme zeigen. Wollte man diese zwei Theile zwei verschiedenen Ursachen zuschreiben und als Ursache der Schwankungen den Erdstrom annehmen, so wäre dieß eine Anwendung der zweiten oben angeführten Hypothese. Da den Münchner Beobachtungen zufolge, wenn Schwankungen eintreten, nur bei den horizontalen Componenten ihre Wirkung sich äußert, bei der Vertikal-Intensität aber fast gänzlich verschwindet, und da der Erdstrom nach §. 9 gerade diesen Erfolg haben würde, so möchte die Hypothese besondere Beachtung verdienen. Die dritte oben ausgesprochene Hypothese beschränkt den Erdstrom genau auf das, was die bisherige unvollständige Beobachtung herausgestellt hat. Wenn es nun gleich nicht unmöglich ist, daß die Erdelectricität unter gewöhnlichen Verhältnissen blos kleinen Gleichgewichts-Störungen unterliegt, welche in den Galvanometern und an den magnetischen Instrumenten sich äußern, so scheint mir gegen eine solche Annahme die Thatsache zu streiten, daß die gewöhnlich eintretenden Bewegungen der Galvanometer eine bestimmte Stromrichtung — nahe senkrecht auf den astronomischen Meridian — andeuten, während zufällige Gleichgewichts-Störnngen nach allen Richtungen sich ausgleichen müßten. Eine weitere Discussion der hier in Betracht kommenden Verhältnisse sehe ich als zwecklos an, bis die Beobachtung sichere Anhaltspunkte geliefert haben wird."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 45.** 6. Juni 1863.

Schiller-Literatur.

Schillers Geistesgang. Von Dr. A. Kuhn. Mit einem Portrait. Berlin, v. Warnsdorff, 1863.

Es ist schon so übermäßig viel über Schiller geschrieben worden, daß wir fast Anstand nehmen, noch etwas hinzuzufügen. Ein in dem vorliegenden Buche besonders hervorgehobener Streitpunkt aber veranlaßt uns, ein Votum abzugeben.

Im Allgemeinen hat Herr Kuhn den großen Dichter ebenso würdig als wahr aufgefaßt und den Adel seiner Gesinnung so hoch gestellt, als irgend ein anderer, ohne darum ängstlich bemüht zu seyn, gewisse Mängel zu vertuschen, die überhaupt vielleicht weniger im Dichter, als im Geist der Zeit lagen. Schon die Alten selbst, für welche Schiller schwärmte, haben gesagt, die Wahrheit müsse mehr gelten als Homer. Die Autorität eines großen Dichters kann nicht in allen Dingen entscheiden und wer sie der Wahrheit entgegen setzen will, schadet damit immer nur zuletzt dem Dichter. Dies gilt in unsern Tagen gar sehr von Schiller, sofern ihn ein falscher und übertriebener Enthusiasmus in allen Beziehungen vergöttert und auch in seinen Fehlern nur Vorzüge bewundert.

Seitdem das christliche Bewußtseyn, welches dem Landvolk immer treu geblieben, auch bei den gebildeten Classen in Deutschland wieder erwacht ist, konnte es nicht fehlen, daß das Verhältniß eines so unermeßlich populären Dichters zum Christenthum in Erwägung gezogen wurde. Nun hat sich Schiller niemals als Christ gerirt, sondern lebte wie die meisten seiner gebildeten Zeitgenossen ganz in classisch-heidnischen Anschauungen, wie sie durch die Humanisten, durch die Renaissance und durch die moderne Philosophie zur Herrschaft gelangt waren. Er fand daher auch kein Bedenken darin, als er in seinen „Göttern Griechenlands“ gradezu das Christenthum als eine unheimliche, unnatürliche und gewissermaßen sogar bösartige Religion verdammte und dagegen das schöne Heidenthum der alten Griechen pries. Man kann nicht sagen, daß von christlicher Seite allzu sehr gegen dieses Gedicht geeifert worden wäre, was auch nicht nöthig war, da die darin ausgesprochene heidnische Gesinnung nicht die besondere Schillers, sondern fast die allgemeine der gebildeten Zeitgenossen war und weil die Christlichgesinnten immerhin vor Schillers edlem Charakter und großen Talente die gebührende Achtung hegten. Dennoch fühlten sich die unbedingten Schilleranbeter durch jene unchristliche Seite Schillers etwas genirt und suchten sie möglichst zu bemänteln. Hofmeister wagte die antichristliche Tendenz des Gedichts zu bestreiten; Fischer wollte, daß es wenigstens nicht für einen Hymnus auf das Heidenthum, sondern nur für eine Elegie genommen werden sollte. Mit Recht bemerkt Herr Kuhn Seite 139: „Alle diese Schach- und Winkelzüge und der Eifer der Vertheidiger bestätigen nur, daß Schiller in diesen Gedichten wirklich mit dem Christenthume gebrochen hatte, daß Schiller zwar nicht in der Wirklichkeit daran dachte, ‚dem olympischen Zeus Altäre aufzurichten und das durch mühselige Arbeit gewonnene Gesetz der Schwere durch mythische Spielereien zu ersetzen,‘ aber daß er auch im Christenthume nicht jene Befriedigung fand, wornach sein Herz sich sehnte. Freund Körner betrachtet das Gedicht mit eben diesen Augen und schreibt unter'm 28. April 1788 darüber: ‚Dein Gedicht habe ich endlich gelesen. Ich wünschte mir Dein Talent, um ein Gegenstück zu machen. An Stoff sollte mir's nicht fehlen. Einige Ausfälle wünschte ich weg, die nur die plumpe Dogmatik, nicht das verfeinerte Christenthum treffen. Sie tragen zum Werthe des Gedichtes nichts bei und geben ihm ein Ansehen

von Bravour, dessen Du nicht bedarfst, um deine Arbeiten zu würzen.'"

Indessen macht Herr Kuhn doch selbst einen kleinen Schach- und Winkelzug, indem er Schillers Antipathie gegen das Christenthum mit dem Streben desselben nach dem Schönen entschuldigt. „Wir läugnen nicht, daß, wären unserem Schiller Mittel zur Hand gewesen, die ganze Erhabenheit und Ideenfülle des Christenthums kennen zu lernen, wie er sie aber nicht hatte, sein hoch- und edelstrebender Geist nicht allein für sich die vollste Befriedigung und Beruhigung gefunden, sondern daß auch dieser Adel der Erkenntniß und sittlichen Kraft den Erzeugnissen seines reichen Geistes noch einen höheren Aufschwung gegeben hätte. Aber tragen wir uns nicht mit eitlen Möglichkeiten herum, die nach dem Wesen des damaligen Zeitgeistes niemals zur lebensfrischen Wirklichkeit sich hätten herausbilden können, und vergessen nicht, daß Schiller auch für das Christenthum arbeitete, indem er in uns das Reich der Schönheit einführte und dieses mit der ganzen Kraft seines Geistes bebaute." Dies wäre wahr gesprochen, wenn die heidnische Schönheit, welche Schiller selbst dem Christenthum entgegensetzt, zum Christenthum hinführen könnte. Auch ist zu bemerken, daß es Schiller keineswegs an Gelegenheit gemangelt hat, die ganze Erhabenheit und Ideenfülle des Christenthums kennen zu lernen.

Herr Kuhn hält den ästhetischen Standpunkt Schillers fest. „Haben nun, sagt er S. 147, die ‚Götter Griechenlands' einen mehr negativen, polemischen Charakter, oder spricht sich in diesem ‚Gedichte nicht vom Paradiese des Heidenthums, sondern vom verlorenen Paradiese desselben' mehr die Sehnsucht nach der griechischen Götterwelt aus, die mit der reichen Fülle ihrer schönen idealischen Gestalten nicht blos den Götterhimmel bildete, sondern auch das ganze Weltall beseelte und dem Ganzen den lieblich entzückenden saftigen Ton eines Freude und Wonne athmenden Weltfrühlings lieh, und erfüllt dieses elegische Gefühl und stimmt das Bewußtsein des herben Verlustes die Phantasie des Dichters, so müssen wir doch auch den positiven Pol in diesem Selbstbekenntnisse aufsuchen, nach welchem der Genius des Dichters hinstrebt. Es ist dies das Gebiet der schönen Kunst, welche ihm fortan seine abstracten Ideen ergänzen, das Princip seiner gesammten geistigen Thätigkeit seyn, der Angelpunkt werden soll, um den sich seine Ideen drehen. Die Kunst ist ihm die Bildnerin, welche jeden Fortschritt menschlicher Gesittung bedingt, begünstigt und vollendet. Diese Anschauungen legt der Dichter nieder in seinen ‚Künstlern'."

Es gereicht Herrn Kuhn sehr zum Verdienste, daß er in diesem einseitigen Kunstbestreben, sofern es dem ganzen Jahrhundert den Ton angeben sollte, eine Uebertreibung und Unnatur erkennt. Er sagt S. 149: „In diesem Punkte fehlten Schiller wie Goethe, daß sie nur den Künstler als wahren Menschen gelten lassen wollten und einen poetischen Idealismus herausbildeten, der ganz abgezogen vom Leben dastehen sollte und nur in dem Griechenthum seine feste Basis hatte. Das ist jedoch weder Aufgabe der Poesie, noch letzter Zweck der Kunst." Und Seite 352: „Dieser Idealismus, welchen Goethe und Schiller auf Grund der Antike anstrebten, war aber nicht für die Massen berechnet, sondern für einen ganz geringen Kreis von Menschen der feinsten Bildung zugänglich. Darum hatte auch dieser Cultus des Hellenismus keinen Nachhalt. Es mußte diese fremdländische Pflanze, welche eines andern Himmelstriches Atmosphäre gewöhnt, in unserm kalten Norden ersticken, als die treupflegende Hand des sorgsamen Gärtners selbst starr da lag im Tode und Goethe, durch diesen Tod ganz vereinsamt, auf das Bitterste empfinden mußte, wie für ihn mit Schillers Tode jene belebende Kraft erloschen war, welche stets auf's Neue seinen Jugendmuth angefacht und so bedeutungsvoll in das Leben und Walten seines Genius eingegriffen hatte. Schiller und Goethe hatten einen Hauptgrundfehler darin begangen, daß sie das Mittel, durch welches sie ihren biegsamen Geist zu jener Blütenfülle und idealen Fruchtbarkeit hinaufgeläutert hatten, für ein allgemein gültiges Bildungsmittel ansahen, und doch hatten sie diesen, dem griechischen Leben nachgebildeten Idealismus stets im Contraste zur Wirklichkeit des Lebens gehalten, anstatt die Wirklichkeit zu durchdringen und zu vergeistigen. Es war mehr ein künstliches Leben, als ein aus dem innersten Wesen des deutschen Volkes hervorgehendes, und nur Wenigen zugänglich, konnte es auch die Massen nicht durchsäuern, weil es zu viel Fremdartiges und dem deutschen Charakter Widerstrebendes in sich barg."

Wenn wir nicht irren, hätte Herr Kuhn seiner ganzen Charakteristik Schillers mehr Inhalt und Abrundung geben sollen durch die Betonung dessen, was man an ihm einerseits allgemein als sittlichen Adel bewundert und was andererseits als Sturm und Drang, Trotz und Freiheitsbegeisterung ihn bei der Jugend, bei der liberalen und nationalen Partei unermeßlich populär gemacht hat. In rein ästhetischer Beziehung hat er sich doch nur mehr an Göthe angelehnt, in dieser sittlich politischen Bedeutung aber steht er einzig da und wenn man bei allen den Miriaden umfragt, welche Schillerfeste feiern, wird man nicht seine Kunstbegei-

sterung, sondern seine Freiheitsbegeisterung als das rühmen hören, was ihm so viele Herzen gewonnen hat. Es ist daher auch unpassend, wenn man immer Schiller mit Goethe zusammen stellt. Goethe hat nur ein ästhetisches, Schiller auch ein weit größeres politisches Publikum.

Wir haben früher schon den eigentlichen Kern in Schiller mit der uralten Sigfridsnatur des deutschen Volkes verglichen. Es ist der kraftvolle und reine Jüngling, welcher der in ihm wohnenden göttlichen Stärke fast unbewußt, das Schlechte und Gemeine als scheußlichen Drachen bekämpft und unter physischen und moralischen Ungeheuern anspruchslos immer den angeborenen Adel bewahrt. So, ein kühner freier Jüngling höherer Art, durchbrach Schiller die Corruption der Karlsschule und bald die des ganzen Zeitalters. In dem Sturm und Drange seiner Räuber, seiner Kabale und Liebe und vielen seiner Jugendgedichte wurde in der That jener germanische Urgeist wieder geboren, den man lange in undeutscher Schule eingeschläfert oder verderbt hatte. Das Kühne und Trotzige darin war durchaus der altdeutsche Racenzug und schlug instinctartig und gewaltig gegen die Kleinstaaterei und Philisterei des damaligen Deutschland aus. Man kann Schiller nicht verstehen, wenn man sich ihn nicht vor allen Dingen heroisch und als sittlich zürnenden Bekämpfer alles Unedlen, Feigen und Kleinlichen denkt. Sofern er diesen heroischen Trieb in ästhetischer Form zu verschönern suchte, kann man ihn nur mit dem Belvederischen Apollo vergleichen. Allein er konnte sich doch nicht so durchaus gräzisiren, daß nicht die deutsche Natur in ihrer ganzen Originalität vorgeschlagen hätte. Die Räuber sind romantisch und wenn man will barbarisch, aber nichts weniger als classisch. Der ganze althellenische Parnaß hätte keinen Schiller hervorzubringen vermocht. Wie auch die classischen Studien, der Einfluß der Philosophie und vornämlich der Einfluß Goethes wetteiferten, die nordische Hornhaut Sigfrids von Schiller abzulecken, es war doch nicht möglich. Er blieb immer der feurige und trotzige deutsche Jüngling.

Indem nun nach unserer Ueberzeugung sein Naturell in das älteste allemanische Volksnaturell zurückgriff, ist es wohl vielleicht mehr der in demselben liegende Trotz, der Freiheitsdrang und das kühne Selbstvertrauen gewesen, was Schillers Herz vom Christenthum abwandte, als die Aufklärung und classische Bildung des Zeitalters. Die Demuth und der leidende Gehorsam des Christenthums waren es nicht, was seinem altgermanischen Heroismus hätte zusagen können. Er vermochte auch das Heldenthum selbst niemals in seiner christlichen Erscheinung zu begreifen und schrieb daher auf seine Fahne nur Freiheit, Vaterland, Menschheit. Auch über das engere Vaterland ging sein Streben hinaus, denn sein Ideal war ohne Zweifel die Befreiung der ganzen Menschheit von jeder ihrer unwürdigen Fessel.

Das Selbstvertrauen, der Stolz und Trotz des vorchristlichen (odinischen) Germanismus herrscht überall bei Schiller vor. Nach ihm soll der Mensch selber sein ewiges Recht von den Sternen herunterreißen und nicht auf Gottes Gnade warten. Wo menschliche Kraft nicht ausreicht, tritt bei Schiller nicht die Demuth vor Gott oder ein kindliches Vertrauen zu Gott hervor, sondern nur eine stoische Resignation, heroischer Trotz gegen das böse Schicksal oder elegische Klage über den Sieg einer unvernünftigen Allmacht.

Wir glauben diese Seiten an Schiller wieder einmal hervorheben zu müssen, da es uns scheint, die meisten unserer modernen Literar-Historiker haben allzu willkürlich davon abstrahirt und das eigentliche Metall in Schiller zu sehr in ästhetisches Zuckerwasser aufgeweicht.

Der große Haufen hat ihn besser verstanden, wenigstens heben ihn die lärmenden Freiheits- und Fortschrittsmänner auf ihren Schild und bedienen sich der schönen Verse, worin er zum Kampf um die Freiheit auffordert, als ihres Evangeliums.

Sitten und Gebräuche.

Hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Populäre Vorträge von Dr. B. Seemann. Leipzig, W. Engelmann, 1862.

Untersuchungen über die Bedeutung der Pflanzen im alten Heidenglauben darf man hier nicht erwarten. Das kleine Buch befaßt sich nicht mit altdeutschem Aberglauben und Mythologie, sondern mit culturgeschichtlichen Notizen und bespricht unter andern auch ganz neue Modesachen, wenn sie nur der Pflanzenwelt angehören. So finden wir S. 43 eine kleine Monographie der Panamahüte, ihres Ursprungs, ihrer Verfertigung, ihres Vertriebs und Werthes. Antiquarisch ist nur die kurze Notiz über das Kleeblatt, welches (gleich wie Irland) die Stadt Hannover im Wappen führt. „Bekanntlich hat auch Irland, wie die Stadt Hannover, das Kleeblatt, — von ihm unter dem Namen „Shamrock“ verehrt, — als Nationalpflanze gewählt, wie England die Rose, Schottland die Distel,

Wales den Porro, Costarica den Kaffeebaum, Mexiko die Opuntia, Peru den Chinabaum, Neu-Granada die Granate, Süd-Carolina die Palmetto, und Frankreich früher die Lilie. Aber Irland hat seinen innigen Verkehr mit demselben, ungleich dem pflichtvergessenen Hannover, niemals aufgehoben. Noch jetzt trägt jeder gute Irländer am St. Patricks-Tage den Shamrock am Leibe und erinnert sich dabei der Pflanze als derjenigen, welche dem Schutzheiligen seines Vaterlandes dazu gedient haben soll, den heidnischen Kindern Erins das Mysterium der heiligen Dreieinigkeit zu versinnlichen. Die neuerdings angestellten Untersuchungen heraldischer Botanik über den Shamrock Irlands werfen auch ein Streiflicht auf das Kleeblatt Hannovers, das hier leicht berührt sein mag. Es scheint sich herauszustellen, daß, so lange noch dichte Urwälder die irische Insel bedeckten, der Name „Shamrock" sich nicht wie jetzt auf den weißen Klee, sondern auf den Wald-Sauerklee (Oxalis Acetosella Linn.) bezog, und damals das letztere Kraut eine nationale Verehrung genoß; daß aber später, als durch Ausrodung der Urwälder und rasche Entwaldung der Sauerklee zu den Seltenheiten der irländischen Flora wurde, Name und Verehrung auf den gewöhnlichen weißen Klee übertragen wurden."

Interessant ist, was der Redner S. 84 in Bezug auf die Zukunft des Zuckers bemerkt. Das Zuckerrohr ist die Bedingung der Sklaverei. „So lange also Zuckerbedarf herrscht, und dieser Bedarf beträgt jährlich in Europa allein 1,260,000 englische Tonnen, wovon in England durchschnittlich 36½ Pfund, in Frankreich 12 Pfund, im Zollverein 7 Pfund, in Oestreich 3½ Pfund, und in Rußland gar nur 2 Pfund auf jeden Kopf kommen: — so lange also Zuckerbedarf herrscht, bliebe den Schwarzen wenig Hoffnung auf Freiheit, hätte nicht die Vorsehung uns eine andere Pflanze kennen gelehrt, die ihm Hülfe bringen wird. Mancher Runkelrübenzuckerfabrikant unseres Landes mag sich bei diesem Gedanken stolz in die Brust werfen, und dabei wähnen, er übe einen Act der Humanität, wenn er seinen Kunden theueren Zucker verkaufe. Doch die Zukunft der Runkelrübe ist mehr als zweifelhaft. Das Gewächs gedeiht freilich bei uns gut, und hat auch manche Feldfrüchte verdrängt, aber in Deutschland wenigstens nicht durch freie Concurrenz, sondern dadurch, daß sie sich unter Schutzzölle gestellt hat. Dagegen besitzt die wilde Dattelpalme Ostindiens (Phoenix sylvestris) alle Vorzüge, und kommt unter allen Verhältnissen vor, um sie als dasjenige Gewächs erscheinen zu lassen, das fähig ist, den ganzen Zuckerbedarf der Erde zu liefern. Diese Palme soll nach genauen Berechnungen völlig 5 Tonnen Zucker per engl. Morgen geben, also 2 Tonnen mehr als die Runkelrübe, und 3 mehr als das Zuckerrohr; dabei wächst sie in Länderstrichen, wo freie Arbeit billig ist, und dürfte daher durch ihre Ergiebigkeit sowohl die Runkelrübe wie das Zuckerrohr aus der Cultur verdrängen, und nebenbei im wahren Sinne des Wortes „ein Oelzweig des Friedens" werden. Sie würde dann nicht die einzige Palme sein, welche den Unterdrückten Heil brachte; auch eine afrikanische Art, die Elaëis guineënsis Gaertn., trug bereits mächtig dazu bei, die Gräuel des Sklavenhandels zu vermindern, indem afrikanische Häuptlinge es vortheilhafter fanden, das zu Stearin-Kerzen gegenwärtig so viel gebrauchte Palmenöl einsammeln zu lassen, als ihre Unterthanen stückweise nach Amerika zu verkaufen."

Ueber den Hopfen wird uns Folgendes mitgetheilt. „Schon die alten Deutschen, von den Aegyptern gar nicht zu reden, hatten, wie Tacitus berichtet, eine große Fertigkeit in der Kunst des Bierbrauens erlangt, und bereiteten ihr Lieblingsgetränk, dem sie, wie heutzutage die Studenten im Uebermaße huldigten, höchst wahrscheinlich nur aus Gerstenmalz und ohne den Zusatz des würzigen Hopfens. Auch ist der Zeitpunkt, wo der Hopfen zuerst in die Bierbrauerei eingeführt wurde, nicht wissenschaftlich ermittelt. Herr von Berger in Wien, der auf mein Ersuchen sich dieses Gegenstandes annahm, fand, daß erst im 14. Jahrhundert des neuen Krautes Humulus oder Hop durch Johann von Lüttich Erwähnung geschah, daß „Humulus" das latinisirte germanische Wort „Humal" ist, das sich auch schon im Persischen als „Hamal" findet, und daß über die Bedeutung des Ausdruckes „Hop" oder „Hopfen" ein gewisses Dunkel herrscht. Die Ansicht, daß „Hop" im Altdeutschen gleich Schopf sei, also eine Haube, Zolle oder Strauß bedeute, scheint viel für sich zu haben, da wohl das jetzt noch gebräuchliche Wort Wiedehopf die Bedeutung von Wiedenschopf gehabt, und Hopfen seinen Namen von den straußartig gehäuften Fruchtständen erhalten haben möchte. In England wurde der Hopfen unter der Regierung Heinrichs VIII. zuerst angewendet, und ein Schluß des Parlamentes untersagte auf lange Zeit den Zusatz des Krautes, der betäubenden Eigenschaft halber, die es mit seinem Verwandten, dem Hanfe theilt. Ob die Pflanze von dem Festlande kam, oder schon früher in England wild wuchs, ist, wie das eigentliche Vaterland derselben, noch eine schwebende Frage."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 46. 10. Juni. 1863.

Biographie.

Aus Schinkels Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkels versehen von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Dritter Band, mit einem Porträt, Plänen und 22 Holzschnitten. Berlin, Geh. Oberhofbuchdruckerei (Decker) 1863.

Der Schluß des ganzen Werkes, dessen erste beiden Bände wir früher besprochen haben.

Zuerst das Tagebuch einer Reise nach Frankreich und England vom Jahr 1826. Es erinnert lebhaft an die Werke von Passavant, Waagen und dem Fürsten Pückler-Muskau, welche die gleiche Gelegenheit hatten, die Gastfreundschaft vornehmer und reicher Engländer zu genießen und deren mannigfaltige Sammlungen zu bewundern. Schinkels Tagebuch sind viele niedliche Skizzen von Gegenden und Gebäuden in Holzschnitt beigedruckt. Abgesehen von den vielen Kunstgegenständen, deren das Tagebuch gedenkt, ist dasselbe durch die frische Auffassung anziehend, namentlich auch durch die Contrastirung von Reichthum und Armuth, die in England so grell neben einander stehen. Eine hübsche Zugabe sind zwei Briefe von Beuth an Schinkel, gleichfalls aus England vom Jahr 1823. Wir finden darin folgende Charakteristik der Stadt Manchester. „Die Wunder neuerer Zeit, mein Freund, sind mir hier die Maschine und die Gebäude dafür, Factoreien genannt. So ein Kasten ist acht auch neun Stock hoch, hat mitunter vierzig Fenster Länge und gemeinhin vier Fenster Tiefe. Jeder Stock ist zwölf Fuß hoch; alle sind gewölbt, nämlich mit neun Fuß Spannung der ganzen Länge nach. Die Säulen sind von Eisen. Der Balken, der darauf liegt, auch; dabei Seitenwände und Umfassungsmauern wie Kartenblätter, im zweiten Stock nicht zweiundeinenhalben Fuß dick. Der Sturm, sagt man, hat in der Nähe ein solches Haus umgeworfen, ehe es fertig war; — mag seyn, aber hundert ohne Uebertreibung stehen seit dreißig und vierzig Jahren ebenso wie zuerst. Eine Masse solcher Kasten steht auf sehr hohen Punkten, die die Gegend dominiren; hierzu ein Wald noch höherer Dampfmaschinenschornsteine, wie die Nadeln, so daß man nicht begreift, wie sie stehen, — macht in der Ferne einen wunderbaren Anblick, besonders des Nachts, wenn die Tausende von Fenstern hell mit Gaslicht prangen. — Hell muß es seyn, kannst Du Dir denken, wo ein Arbeiter achthundertundvierzig Fäden übersehen muß, Fäden, von denen zweihundertundsechzig Strähne (hanks) auf ein Pfund gehen, und von denen zwei zusammengezwirnt, Kantengarn zu englischen Spitzen abgeben."

Dem Tagebuch folgen eine Menge actenmäßige Berichte Schinkels, die von ihm unternommen oder auch nur vorgeschlagenen Bauwerke betreffend, jedenfalls ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Bauwesens. Einiges bezieht sich auch auf Bildwerke und deren Anschaffung.

Den Schluß machen Aphorismen über die Kunst, nur flüchtig hingeworfen und ursprünglich nicht für den Druck bestimmt. Obgleich man nun solche skizzirte Gedanken, wo ihnen etwas zu fehlen scheint, keiner allzu strengen Kritik unterwerfen darf, verräth sich darin doch oft das innerste Gemüth dessen, der sie hinwarf, oder kennzeichnen sie die geistige Richtung der Zeit. In Folgendem spricht Schinkel seinen ästhetischen „Hauptgrundsatz" aus (Seite 346). „Die bildende, die schöne Kunst hat die Aufgabe, den Abdruck des Zustandes einer Seele, das Bild des Zustandes einer schönen Seele darzustellen. Geschieht dies in Tönen, so können die Bewegungen, Leidenschaften, Beschwichtigungen, das ruhige Wohlbehagen, Beängstigungen,

Erschütterungen des Gemüths in reiner Folge dieser Seelenzustände erscheinen; es ist dann Musik die Kunst im allgemeinsten Sinne, die Kunst, die in allen übrigen Kunstformen wieder enthalten und ihren Hauptbestandtheil ausmachen muß. Wird der Zustand der Seele dargestellt, wo dieselbe nach Verstandes- und Vernunftzwecken Schönes ordnet, verbindet unter statischen und mechanischen Gesetzen, so ist die daraus hervorgehende Kunst Baukunst. Aus dieser Definition geht hervor, daß diese Kunst auch in allen übrigen Künsten eintritt, dann jedoch mit Befreiung von den statisch-mechanischen Gesetzen. Wird der Zustand der Seele dargestellt, wie sie von den Gegenständen der Natur ergriffen wird, unter welchen bestimmten Empfindungen sie dieselben betrachtet, auffaßt, von ihnen afficirt wird, so geht daraus die bildende Kunst hervor. Diese theilt sich ihrer Natur nach in plastische und malerische. Man nennt die Sprache die schönste aller Himmelsgaben, aber wäre das Leben minder schön, wenn man nur durch Musik zu einander oder durch bildende Kunst spräche? und wäre das Menschengeschlecht deshalb auf einer niederen Stufe? Hätte die Sprache das Zweite seyn können, wäre sie, aus jenen Künsten hervorgegangen, nicht vielleicht noch vollkommener geworden, sowie diese Künste es geworden, nachdem sie den Sprachproductionen gefolgt sind? Wer vermag durch Sprache die Linien einer Venusgestalt auszudrücken? Wer das Antlitz einer Madonna di San Sisto?" Das sind feine Gedanken, die uns an die tiefsinnigsten Aphorismen von Novalis erinnern.

Ein andermal sagt Schinkel: „Die Schönheit ist nicht allein vorhanden, sondern nur an den Gegenständen.

Sie kann also auch nicht allein dargestellt werden, sondern nur an den Gegenständen.

Gegenstände können nicht anders, als in ihrem eigenthümlichen Charakter unterschieden werden.

In der Natur ist diese das Unterscheidende.

In der Kunst muß also Studium des Charakters und Ausbildung des Gefühls für Charakter und seine Unterscheidung ebenso wie für das schöne Verhältniß ausgebildet werden."

Einigemal verirrt Schinkel in die Schwärmerei für das Classische. „Um die Phantasie sittlich schön zu bilden, sollte jeder neben den classischen Dichtern die classische bildende Kunst betrachten; denn uns Neueren kleben so viel Vorstellungsarten aus dem Mittelalter und anderer nicht fein sittlich ausgebildeter Epochen an, daß wir bei Lesung eines classischen Dichters uns nicht die Bilder in unserer Phantasie im höchsten ästhetischen oder fein sittlich schönen Sinne hervorrufen, deshalb auch in den Irrthum gerathen, zu glauben, daß die Alten oft Gräßliches, Abschreckendes und der schönen Kunst Widerstrebendes behandelt hätten. Welche inneren Anschauungen nun aber die in ihren Dichtern gehandhabten Begriffe bei ihnen erzeugt haben, sehen wir an ihren Werken der schönen Kunst und müssen dann auf den Schluß kommen, daß es lediglich an uns liegt und an einer schlechten Gewöhnung der Phantasie, wenn uns die Schilderung eines classischen Dichters — — — Bilder sehen läßt, die wir nicht mit dem sittlich Schönen vereinigen können." Hier fällt Schinkel in den Irrthum vieler Humanisten, welche die Flecken der Classiker nicht in diesen selbst, sondern nur im Auge der christlichen Leser sehen wollen und eher alles zugeben, als daß die Classiker tadelnswerth seyn könnten.

Ebenso übertrieben ist die Bewunderung der Alten in Bezug auf ihren Kunstsinn. „In jenen verschütteten Städten ist nicht des geringsten Mannes Haus ohne schöne Kunst; jeder hatte die Bildung, sich mit Gebildetem, an welchem Gedanken ausgesprochen sind, zu umgeben, und so entwickelte sich ein unendlicher Reichthum der Gedanken und eine Feinheit derselben, worin der Grundzug eines wahren Culturzustandes besteht. Mehr oder weniger war die ganze alte Welt voll von schöner Kunst, auf allen Landstraßen, in den kleinsten Orten standen Heiligthümer und Monumente. Wie anders sieht dagegen so manches Land aus, wo man Tagereisen macht, ehe man das Haus eines einzigen Begüterten und Privilegirten antrifft, der ungeschickt genug eine Afterkunst um sich gesammelt hat und damit prunkt, während das Volk wenig über dem zahmen Hausthiere erhaben wohnt, lebt und kaum denkt." Wir halten den Kunstsinn der Alten in Ehren, haben aber doch grade in den großen Sammlungen aus den verschütteten Städten Herculanum und Pompeji zahllose aus Privathäusern stammende Bildwerke gesehen, die das sittliche Gefühl empören und, wenn immerhin kunstsinnig ausgedacht, doch die Phantasie und das Herz derer, welche täglich solche Gegenstände um sich hätten, gründlich müssen verdorben haben.

Auf Seite 357 lesen wir gar: „Religiösester Sinn ist: Heiligung der Natur. (Das Alterthum der Griechen.) In der Schönheit des Handelns liegen verborgen: Anstand, Zweckmäßigkeit, Moralität und der eigene und höhere Zauber der Schönheit selbst, den die Natur selbst in so Vielem als Vorbild aufgestellt hat, für das Auge, welches es sehen kann und sich gewöhnt und geübt hat, es zu sehen." Diese Ansicht von reli-

glösem, oder gar religiösestem Sinne ist dem trefflichen Schinkel gewiß nur einmal angeflogen. Denn an andern Stellen bezeugen seine Aphorismen, daß er über der bewunderten Antike doch keineswegs den Werth des Christlichen und speciell des Mittelalterlichen vergessen hat. Denn er sagte Seite 365: „Die hohe Schönheit erregt nie eine der Menschenwürde widerstrebende Sinnlichkeit, sondern sie zeigt eine Sinnlichkeit höherer Art, vom Geiste durchdrungen, daß das Götliche der irdischen Form beiwohnen, und daß es darin gefunden werden kann und muß. Das ist der Grund der höheren edlen Ritterlichkeit des Mittelalters (die aus diesem Gefühl hervorging). Für die Schönheit am Weibe, dem man sich näherte, wurde das Leben gewagt, und alle Aufopferung gebracht, die ihrer nur würdig seyn sollte; gemeine, rein thierische, abgesonderte, blind instinktartige Sinnlichkeit konnte solche Kraftäußerung nicht hervorbringen."

Lyrische Dichtkunst.

Lose Blätter. Dichtungen von A. G. von Thünen. Zweite stark vermehrte Auflage des „Poetischen Alpha und Beta." Leipzig, Rein, 1863.

Obgleich ein wenig frivol, sind diese Gedichte doch originell und witzig. Es ist merkwürdig, daß die Dichter dieser Gattung sich fast niemals enthalten können, die Linie des Schicklichen zu überschreiten, als ob man nicht natürlich, lebenslustig und witzig seyn könnte, wenn man nicht zugleich ein wenig des Heiligen spottete. So contrastirt hier gleich im zweiten Liede der Verfasser die von einem Prediger von der Kanzel herab gepriesene Liebe mit der Liebe, die unterdeß die Frau Pastorin daheim einem jungen Vetter gewährt.

Und „Liebe, Liebe!" schallet
Des Predigers Geschrei,
Und „Liebe, Liebe!" haucht es
Auch in der Pastorei.

Das ist die rechte Ehe,
Ein Muster nenn' ich sie:
Vermählt die junge Praxis
Mit grauer Theorie.

Das ist eine unwürdige Dichtung und ein Witz, über den doch nur rohe Seelen sich freuen können. — Besser ist das Gedicht „Hafis im Tartarus." Der bekannte persische Dichter Hafis, der in seinen Liedern den Despoten des Orients alle irdischen Genüsse, vor allen aber die Wollust empfahl, ist gestorben und kommt in den Tartarus, wo ihn Pluto grimmig anfährt. Pluto hat nämlich an seiner einen bösen Frau Proserpina so vollauf genug, daß er sich über den Dichter ärgert, der in 216 Liedern Frauenliebe sang. Zur Strafe verurtheilt er nun diesen unglücklichen Dichter, alle Liebeslieder in der Welt auswendig zu lernen. Aber Hafis weiß sich zu helfen, denn er hält sich nicht sowohl an die langweiligen Verse der Dichter, als an die Mädchen, welche sie besungen haben.

In einem längern Gedicht „der deutsche Parnaß" spottet der Dichter noch weiter über die modernen Romanschreiber und Lyriker.

Sieh', was zappelt daher mit langen Fäden am Beine,
Käfern gleich, die ein Kind band und gefesselt entließ?
Schreiber langer Romane. Sie spinnen endlos ins Weite;
Zwanzig Capitel den Tag drehen dem Faden sie an.
Täglich schnurrt ihre Spindel, und siehe, das Werk ist vollendet.
Bände, acht oder neun. — Pfui! ruft der Teufel sogar.

Lyriker jetzt, luft-, duft- grufthauchige Lieder im Munde,
Singen von Dingen, die so Niemand gefühlt noch gesehn.
Kauen den Saft aus Büchern und kindischen Weiberjournalen,
Nehmen ihn kalt in den Mund, spucken ihn lau wieder aus.

Auch die modernen Freiheitslieder entgehen dem Spotte nicht.

Freiheitslieder hat jüngst ein Meyer in Masse geschrieben;
Wie das kollert und rollt, wie das zischet und spritzt!
Komme nur, Feind, wir böllern dir Meyer'sche Reime entgegen;
Läufst du da nicht davon, hilft auch kein Pulver und Blei.

Der Dichter befaßt sich viel mit den Schwächen des schönen Geschlechts, nicht ohne guten Witz. Wir geben ein paar Beispiele:

„Du herzig Liebchen, öffne mir
Dein Fensterlein;
Ein Kleid von Seide bring' ich dir,
Komm, laß mich ein!"

Im Zimmer trippelt's hin und her,
Ich steh' und wart' — es friert mich sehr.

„Ich bring' ein gold'nes Ringelein
Herzliebste dir,
Drin blitzt ein schöner Edelstein,
O, öffne mir."
Ans Fenster drückt sich ein Gesicht,
Jedoch geöffnet wird mir nicht.

Ach, hör'! Was sich begeben hat,
Erzähl' ich Dir;
Schon spricht davon die ganze Stadt;
Komm, öffne mir!"
— Da winkt sie mir im raschen Lauf,
Und sperrweit fliegt das Fenster auf.

Und:

So ist das Weib: die Thür wird eifrig verriegelt; doch hat man
Diese erbrochen, umfaßt schluchzend es Einem den Hals.
Will man die Weinende trösten und will man sich eiligst entfernen,
Hält sie den Dieb und ruft: „Alles, nur gehe nicht fort!"

Schließlich gibt sich der Dichter als gänzlich blasirt und weltmüde zu erkennen.

Nein, ich wünsche nicht länger zu leben, mich ekelt das Mühen,
Aber entsag' ich der Welt, wohin nur nehm' ich den Weg?
Steig' ich in Abrahams Schooß zu den bockig riechenden Juden?
Nein, da zög' ich den Stank christlicher Hölle noch vor.
Flieg' ich zum christlichen Himmel, voll heulender schreiender Engel?
Nein, es ist schon Geheul hier ja genug und Gelärm.
Mohameds Himmel? — Vielleicht! doch nein, nicht würd' ich's ertragen;
Macht uns solcher nicht oft hier schon zur Hölle die Welt?!
Halt, ich hab' es! Ich suche den Himmel der Inder „Nirwana" —
Volle Vernichtung ist's, wonach die Seele mir lechzt.

Geschichte.

1) Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von J. Konrad Vögelin. Zweiter Abdruck der dritten Auflage, fortgesetzt von Dr. Heinrich Escher. Vier Bände. Zürich, Friedrich Schultheß, 1860—1862.
2) Land, Volk und Staat der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Geschildert von Dr. J. Meyer. Zwei Bände. Daselbst, 1861.

Vögelins Geschichtswerk ist in der Schweiz beliebt und verdient es auch, denn der Verfasser bleibt bei warmer Vaterlandsliebe doch natürlich und bescheiden, ohne in den Schwulst und die Emphase Johannes Müllers und Zschokkes zu fallen, und hält sich in eben so anspruchsloser, als edler und der Geschichtschreibung allein würdiger Weise von Parteileidenschaft fern. Namentlich bei der Darstellung der großen Schweizer Wirren, welche mit dem Siege der Radicalen im Sonderbundskriege abschlossen, wägt der Verfasser mit Besonnenheit die von beiden Seiten begangenen Fehler ab und tritt hinwiederum keiner wahren Berechtigung zu nahe. Zuweilen scheint es uns, er thue der damals über alle Begriffe verlästerten und verleumdeten katholischen Partei Unrecht, wenn er z. B. Band IV Seite 401 sagt: „Dem Ultramontanismus, der nie freiwillig einen Schritt zurück thut, lag wenig daran, ob es in der Schweiz zum Bürgerkriege komme, weil er hoffte, durch die erwartete Einmischung der angrenzenden katholischen Mächte seine eigenen Plane befördern zu können." Andrerseits aber verfehlt der Verfasser auch nicht, das schändliche Verfahren der Radicalen, z. B. unter Druey im Canton Waadt so zu schildern, daß man wohl erkennt, wie sehr er es mißbilligt.

Das zweite kleinere Werk des Herrn Doctor Meyer schließt sich dem ersten in völlig gleichem Formate an und gewährt eine gute Uebersicht über Geographie, Topographie und Statistik der Schweiz in der Gegenwart.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 47.** 13. Juni 1863.

Kunst.

Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Aus Veranlassung der an das preußische Abgeordnetenhaus gelangten Künstler-Petitionen. Von Dr. August Reichensperger. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1863.

Im Jahr 1860 wendeten sich 191 Künstler, vorzugsweise Maler und Bildhauer, an das Abgeordnetenhaus in Berlin, um ihre Bitte bei der Staatsregierung zu befürworten, daß zur Bildung einer Nationalgallerie von Werken lebender deutscher Künstler jährlich 25,000 Thaler bestimmt werden möchten. Man habe Sammlungen alter Bilder, nicht auch solcher von neueren Meistern, die doch zusammengestellt werden sollten als Maßstab für den Entwicklungsgang der Kunst und der Völkerbildung überhaupt. Das Abgeordnetenhaus nahm die Petitionen erst spät in seiner letzten Sitzung 1861 vor und stimmte der Petition ohne Debatte zu. Der Cultminister erklärte sich einverstanden. Doch erfolgte weiter nichts. Im nächsten Jahr 1862 reichten sehr viele Künstler der drei großen Kunstakademien in Berlin, Düsseldorf und Königsberg beim Abgeordnetenhause nochmals eine Petition ein, worin sie baten, daß zur Förderung der vaterländischen Kunst jährlich 150,000 Thaler aus Staatsmitteln verwendet werden möchten und zwar 50,000 Thaler zur Bildung einer Nationalgallerie und 100,000 Thaler zur Ausführung monumentaler und für das öffentliche Leben bestimmter Kunstwerke. Die Petitionscommission empfahl die Bittschrift, wenn es die Staatsmittel möglich machten. Aber grade am Geldpunkt scheiterte die Sache und die Budgetcommission sah in der Bedingung, daß Mittel genug vorhanden seyn müßten, eine Ablehnung der Petition.

Man hat nun Zeit, die Sache weiter zu überlegen und Herr Reichensperger fordert dazu auf, indem er seine während der Debatten gehaltene Rede abdrucken läßt und die Entgegnungen erörtert.

Er selbst war nicht für die Bewilligung. Er sagte unter anderm: „Meine Herren! Ich halte es schon an und für sich für sehr bedenklich, die Kunst zu centralisiren und zu büreaukratisiren. Ich glaube, daß man nicht so ohne Weiteres auch hier wieder von dem Ministerium die Abhülfe der allerdings materiell begründeten Beschwerde erwarten solle; ja, ich bin überzeugt, daß diese Petition auch draußen im Lande bei den Künstlern schon deswegen nicht den lebhaften Anklang gefunden hat, den sie in mancher Beziehung wohl verdienen möchte, weil man eben, wie gesagt, auf das Centralisiren der Kunst, auf eine gewisse Untergebenheit derselben unter die Staats-Verwaltung hinarbeitet. Wohin sollte das führen und welches Resultat würde daraus wohl zu gewärtigen seyn?

In Düsseldorf allein z. B. leben, wenn ich recht unterrichtet bin, ungefähr 400 Maler. Ist es nun wohl möglich, so vielen Anspruchsberechtigten auf solche Weise durch Staatshülfe Beschäftigung zu verschaffen, namentlich dann, wenn erst die Berliner Künstler vorgehen sollen? daß sie aber vorgehen werden, liegt in der Natur der Sache, wenn man die Sache so einrichtete, wie hier in Vorschlag gebracht ist. Meine Herren! ich wünschte, die Künstler bedächten auch hier den alten Spruch: honos alit artes. Sie müssen freilich auch leben, und haben fürwahr auch einen Anspruch an ein gewisses komfortables Leben, wie Jeder, der sich mit Wissenschaft oder sonst höheren Dingen beschäftigt; aber dadurch, daß sie gewissermaßen in den Ministerien antichambriren, daß Jeder darauf ausgeht,

dort sein Gemälde vor allen Dingen an den Mann zu bringen, dadurch kommen die Künstler und die Kunst in eine schiefe Stellung:

(Rechts: Sehr richtig!)

Ich besorge überhaupt, daß, wenn auf diesem Wege vorgegangen wird, nicht der Kunst, im eminenten Sinne des Worts, sondern vielmehr der Mittelmäßigkeit Vorschub geleistet wird.

(Sehr wahr!)"

Wir theilen diese Ansicht des Redners vollständig. Wir halten schon die vom Staate errichteten Kunstschulen für einen Uebelstand. Die Kunst blühte am herrlichsten, als sie von den dazu geborenen Meistern, von jedem für sich in seinem besondern Atelier ausgeübt wurde, in welchem sich wenige, aber begabte Schüler ihm nachbildeten. Das war das natürliche Verhältniß. Der Genius schuf sich die Mittel seines Gedeihens selbst. Wenn man dagegen Staatsschulen errichtet, Kunstlehrer anstellt, die ihr Ansehen aus der Anstellung und nicht aus dem Genius schöpfen und bei deren Anstellung nicht selten Gunst, Intrigue, Cliquenwesen mitwirken, gibt es entweder keinen Genius mehr, oder derselbe ist gebunden. In Civiluniform würde auch Raphael nicht mehr Raphael seyn. Jedem geborenen Kunstgenie muß das akademische Wesen und das Aufklimmen der Künstler auf der Leiter des Staatsdienstes, die bureaukratische Bezopfung der Kunst widerwärtig vorkommen. Zudem verleiten die vielen Kunstschulen zu viele junge Leute, sich der Kunst zu widmen, für die sie nicht geboren sind. Wenn sich irgendwo ein Knabe oder Jüngling als wahres Kunstgenie zu erkennen gibt, sollte der Staat, oder eigentlich nicht der Staat, sondern wenn das junge Talent dem Heiligen zuneigt, die Kirche, oder es soll die Gemeinde, es sollen Corporationen, es soll die Gesellschaft hier helfend eintreten, den jungen Mann reisen lassen, um sich an alten und neuen Meistern weiter zu bilden. Dann wäre der Kunst genug gethan. Niemals aber sollte der Staat durch die Errichtung von Kunstschulen die Mittelmäßigkeit zur Künstlerlaufbahn auffordern, und jenes Künstlerproletariat schaffen, dem er doch keine Laufbahn im Staatsdienst eröffnen kann. Die armen Künstler, welche um Staatshülfe petitioniren, haben freilich ein gewisses Recht zu klagen, weil der Staat durch seine Kunstschulen sie verlockt und sie dann in der Noth hat stecken lassen.

Es ist ein Beweis, wie wenig unsere Zeit noch zur rechten Besinnung und Selbsterkenntniß gekommen ist, daß man gleichzeitig so ungeheuere Anforderungen an den Staat macht, während man andrerseits die Staatsgewalt beständig angreift, sie zu schwächen und ihre Mittel zu beschneiden trachtet. Sogar für den Arbeiterstand hat man die unmittelbare Staatshülfe angesprochen, wogegen Schultze-Delitzsch mit Recht protestirt hat. Das Schicksal der Nationalwerkstätten hat genugsam bewiesen, wie verkehrt es ist, den hülfsbedürftigen Arbeitern auf diese Art helfen zu wollen. Die Arbeiter wurden faul, die Arbeiten schlecht und der Staat konnte die Last nicht lange tragen. Die petitionirenden Künstler stehen in demselben Verhältniß zum Staat. Sie würden sich wenig Mühe mehr geben, wenn der Staat für sie sorgen müßte.

Die Kunst hat überdieß eine höhere Aufgabe und darf sich um der Besoldung willen nicht von der Staatsgewalt bevogten lassen. Sowohl die dem Heiligen, als die dem gemeinen Leben und seinem Humor zugekehrte Seite der Kunst will unabhängig seyn von kanzleimäßigen Verfügungen und bureaukratischen Schablonen. Das ist auch der Fehler der Kunstschulen und Kunstakademien, daß sie innerhalb desselben Staates eine gewisse geistige Uniform anziehen und einem allein privilegirten und vorgeschriebenen Geschmack huldigen müssen. Einen solchen Geschmack zu dictiren ist aber die moderne Bureaukratie nicht berufen. Was die heilige Kunst betrifft, so kann darüber nur die Kirche, nicht der Staat bestimmen. Außerdem ist das erste Erforderniß zur Kunst ihre Volksthümlichkeit, aber auch darüber kann die Bureaukratie nicht entscheiden. Leider hat sich der Staat nur zu oft in Widerspruch mit dem Volksthum gesetzt. Hierüber spricht sich der Verfasser sehr klar und bestimmt aus. „In einem Punkte sind gegenüber unseren Künstler-Petitionen alle Theile einig gewesen — und das will bei dem fast auf allen Gebieten zur Zeit herrschenden Begriffs- und Tendenz-Wirrwarr, etwas sagen — darin nämlich, daß die Kunst, um wahrhaft ihre Bestimmung zu erfüllen, volksthümlich seyn müsse. Während aller großen Kunstperioden der vorchristlichen wie der christlichen Zeit befand sich dieser Satz gänzlich außer Frage; die Kunst wuchs zumeist an der Hand der Religion aus dem Volke hervor, wie die Sitte und die Sprache; sie war der Ausdruck seines innersten Lebens und seiner höchsten Aspirationen, sie perpetuirte sich durch Ueberlieferung von einer Generation zur andern. Erst als sie die religiöse und die populäre Basis verlor, ward sie ein Monopol der Großen und Reichen, ein Luxus-Artikel, auf welchen die Massen keinen Anspruch zu machen hatten; sie ward, ähnlich wie das Recht, gelehrt und vornehm, während ihre Wurzeln verdorrten.

Nachdem die Drehkrankheit des Zopfthums und die

römisch-egyptische Maskerade der Revolution und des Napoleonischen Kaiserreichs überstanden waren, proklamirten die ästhetischen Feinschmecker den Satz, daß die Kunst lediglich um ihrer selbst willen da sey (l'art pour l'art), ähnlich wie die Humanisten die höchste Bestimmung des Menschen darin finden, daß er — Mensch sey. Natürlich kam es nun nicht mehr im Geringsten darauf an, auf welchem Boden irgend ein Kunstwerk gewachsen, welchen Geistes Kind es sey, oder welchen Zielpunkt sein Verfertiger vor Augen gehabt habe, vorausgesetzt immer, daß es nur nicht christlich oder deutsch sey — das eine wie das andere wurde mit der ‚echten Humanität' für unverträglich erachtet. Die Kritik und die Wissenschaft machten den Stoff zurecht, den die schulmäßig abgerichteten Künstler auf die nüchternste, trockenste Weise im Schweiße ihres Angesichts verarbeiteten; von einem lebendigen Pulsschlage, von warmem Blute war kaum noch etwas zu verspüren. Auch die Technik, welche während der Herrschaft des Rococo noch von den alten Traditionen gezehrt und sich aufrecht erhalten hatte, verlor sich mehr und mehr, bis sie endlich völlig unter die Botmäßigkeit der Maschine gerieth.

Es ist hier nicht der Ort, um näher darzulegen, wie aus dem Exzeß des Uebels allmälig das Heilmittel erwuchs, um Schritt vor Schritt die Kämpfe und die wechselnden Erfolge der christlich-deutschen Reaktion und ihrer Vorfechter, der sogenannten Romantiker, in's Auge zu fassen und nachzuweisen, wie das anfangs nur dunkel Geahnte, Unbestimmte, Unreife sich zu immer größerer Klarheit emporrang, wie damit zugleich die Gegensätze, um die es sich im tiefsten Grunde handelt, sich stets deutlicher zeichneten und zum Bewußtseyn gelangten."

Das Volksthümliche hat seine Geltung noch lange nicht gefunden und muß immer noch gegen den classischen Zopf kämpfen. „Nun aber ist der in den sogenannten maßgebenden Regionen herrschende Geschmack in der Regel weniger durch ästhetische, als durch anderweitige Motive bedingt, jedenfalls wächst er nur höchst selten aus dem Kerne des Volkes in die Höhe. Abgesehen von den, ihrer Natur nach sehr wandelbaren politischen Tendenzen und den rein persönlichen Interessen, spielen auch die eben prädominirenden wissenschaftlichen Liebhabereien und Launen dabei eine große Rolle. Man braucht sich nur etwas näher in den Hauptstädten, beispielsweise in München und Berlin, umzusehen, um die vorstehende Andeutung genügend und auch wohl gerechtfertigt zu finden. Dieses Durcheinander kann nicht aus einem naturgemäßen Drange eines selbstbewußten Volkes hervorgegangen seyn und ebensowenig ein höheres Selbstbewußtseyn in einem Volke wecken; durchweg findet nur die Neugier in einer Kuriositäten-Sammlung ihre Befriedigung; ist kein Hunger vorhanden, so fehlt es auch an der Verdauungskraft. In meiner Rede habe ich mit ein paar Worten neben den schon sattsam gewürdigten Berliner Schloßbrücken-Gruppen auch der Wandmalereien in der Vorhalle des dortigen Museums gedacht. Vor derselben halten zwei, selbstredend nackte, Figuren zu Pferde Wacht, deren Beziehungen zum preußischen oder auch zum deutschen Volksthume aufzufinden, wohl bis jetzt nur Wenigen gelungen seyn wird. Dasselbe dürfte auch von den Wandmalereien gelten, auf welchen übrigens dem Vernehmen nach sehr tiefsinnige Allegorien sich ausgedrückt finden. An Figuren, die sich stark abmühen, etwas derartiges auszudrücken, ist wenigstens kein Mangel. Da die Sündfluth, jedenfalls in den höheren Schichten der Gesellschaft, eine verklungene Sage ist, so hat man oben mit der Fluth des Deukalion begonnen und unten mit den Thaten des Herkules und des Theseus geschlossen, welche letzteren von den Sommitäten des Berliner Gelehrtenthums erst zufolge überaus mühsamer Forschungen auf die benöthigte Zahl gebracht worden seyn sollen. Auf der Verdachung des Bauwerkes endlich ragen die Kolossalstatuen des Kastor und Polux, der Schutzgötter — Roms, natürlich des heidnischen Rom."

Der Verfasser sagte in seiner Rede im Abgeordnetenhause nach dem stenographischen Bericht: „Fast alle unsere Kunst-Produkte sind eben nicht volksthümlich, sie sind meistens nichtssagend und platt oder gelehrt, abstrakt, aus einer Gedankenwelt entlehnt, die nicht die des Volkes ist. Ich brauche nur beispielsweise auf die so viel besprochenen und bewitzelten Statuen der Schloßbrücke hinzuweisen, die ungefähr 100,000 Thaler gekostet haben, wenn ich recht unterrichtet bin; ich glaube dieselben nicht weiter kommentiren zu brauchen, um Ihnen nahe zu legen, daß von volksthümlicher Kunst und Anschauung in dieser zu Tode gehetzten Metapher keine Rede ist, und ich wünschte nur, daß diesen Jünglingen, die dort von all den Minerven zum Kriegsdienste herangebildet werden,

(Heiterkeit.)

auch bald preußische Uniformen angezogen würden,

(Erneuerte Heiterkeit.)

wie es auf dem Wilhelmsplatze in recht angemessener Weise mit den dort befindlichen vaterländischen Helden gehalten wird.

(Heiterkeit.)

Oder: sind etwa die Wandgemälde in der Vorhalle des Museums volksthümlich? — Ebenso, meine Herren, erachte ich es gar nicht für eine Förderung der volksthümlichen Kunst, daß man so und so viel Geheime Bauräthe nach Athen geschickt hat, um dort Nachgrabungen zu veranstalten, die man, meines Bedünkens, viel besser dem König Otto überlassen hätte. Ich glaube, wenn die Herren und ihre Schüler in unserm eigenen Vaterlande herumreisten und dessen Kunst-Denkmäler studirten, so würden sie demzufolge unendlich mehr die volksthümliche, echte Kunst fördern können, als wenn sie über das Meer nach Athen reisen, und die Summen, die bei uns für die dringendsten künstlerischen Bedürfnisse erforderlich sind, dort auf Ausgrabungen verwenden."

Der Verfasser kommt auch auf die Geschmacksmengerei zu sprechen, die in der bildenden Kunst, wie in der Poesie den noch nicht wiedergeborenen nationalen Geschmack ersetzen soll.

Nebenbei gedenkt er auch der Einmischung des politischen Parteiwesens in die Kunst, was auch nur ein schlechtes Surrogat für das eigentlich Volksthümliche ist. „Die Bilderrecensenten sind ein ganz apartes Genus; dort, wo das ‚Geschäft' ins Große getrieben wird, stehen sie wohl mit den Bilderhändlern in sehr intimen Beziehungen und entscheiden sie dann gemeinschaftlich mit Letzteren über Wohl und Wehe der anstrebenden Kunstjünger nicht blos, sondern selbst der namhaftesten Meister. Wehe denjenigen, die sich nicht auf Begehren zu einem ‚billigen Abkommen' bereit finden lassen! — Detmold's ‚Kunst, in vierundzwanzig Stunden ein Kunstkenner zu werden' liefert übrigens schon für sich allein das nöthige Material, um bei einiger Fingerfertigkeit in stylgerechter Weise das Recensenten-Amt über eine Ausstellung zu üben. Mit souveräner Ruhe und leidenschaftsloser Unparteilichkeit werden im Allgemeinen die ‚schwarzen und die heitern Loose' ausgetheilt. Nur den vom Geiste des ‚Fortschrittes' durchwehten Bildern gegenüber fühlt der Kritiker meist sich unwillkürlich von einem gewaltigen Schwunge erfaßt. Ein Galilei im Kerker, mit dem so ‚wunderbar natürlich gemalten Stroh,' ein Huß (— beileibe nicht zu verwechseln mit Servet!), der vor, auf oder hinter dem Scheiterhaufen seine finstern hierarchischen Dränger mit einem Blicke niederschmettert, auch wohl ein Gustav Adolph in der Rolle als Befreier Deutschlands — solche und ähnliche Darstellungen können ihn selbst zur Extase fortreißen, wohingegen die ‚Nazarener' mit ihren Heiligenbildern kaum im Vorbeigehen eines mitleidigen Achselzuckens gewürdigt werden. Mit dürren Worten erklärt die Vossische Zeitung (Nr. 281. Erste Beilage 1862): ‚Nur die Protestanten sind Deutsche und Alle, die Rom anhängen, sind ihrem Denken und Fühlen nach Welsche.' Wohlweislich hat der weltkluge Meister Kaulbach von seinem Karton zu dem sogenannten Reformationsbild für das Berliner Museum alle spezifisch Kirchliche möglichst fern zu halten gesucht, was ihm hier besser gelungen zu seyn scheint, als auf den Friesbildern, wo schalkhafte Genien mit den Insignien der kirchlichen Autorität ihr loses Spiel treiben. Oder sollte es etwa blos eine von den vielen bei dieser ganzen Angelegenheit genommenen zarten Rücksichten auf den katholischen Theil seyn, wenn von seinem Luther der theologische Eiferer gänzlich abgestreift ist, wenn derselbe, wie die Schrift auf der in seiner Hand befindlichen kolossalen Bibel besagt, nur das Evangelium der ‚Nächstenliebe' verkündet und eine Anzahl sehr entschiedener Päpstlicher, wie Tauler und Geiler von Kaisersberg ihm als Trabanten beigestellt sind? Wie viel Anerkennung eine solche Absicht auch verdienen würde, so wäre es dennoch höchst bedauerlich, wenn selbst die gefeiertsten Künstler es vergessen können, daß es der höchste Beruf, wie der Wissenschaft, so auch der Kunst ist, der Wahrheit zu dienen."

Endlich empfiehlt der Verfasser dem Staate, für die Erhaltung älterer bedeutender Kunstwerke Sorge zu tragen, damit sie nicht unwiederbringlich verloren gehen, und er erinnert daran, wie reich der preußische Nordosten Deutschlands auch jetzt noch an freilich zum Theil verwahrlosten Bauten des Mittelalters sey, welche der modernen Baukunst zu einem würdigeren und volksthümlicheren Muster dienen könnten, als die Tempel der alten Griechen und Römer, welche zu studieren man so viele Kosten aufwendet.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 48. 17. Juni. 1863.

Neueste Kirchengeschichte.

Wesen und Bedeutung des Grundtvigianismus in der dänischen Kirche, von Christian Hansen, nach s. Tode herausg. von Prof. Dr. K. Wieseler. Kiel, Schröder und Comp. 1863.

Der Verfasser, ein vielversprechender Candidat der Theologie, hat diese Arbeit hinterlassen. Sie ist sehr interessant, weil sie eine der merkwürdigsten Entwicklungs-, oder sollen wir lieber sagen Auflösungsphasen des nordischen Protestantismus charakterisirt.

Der berühmte Grundtvig — geb. 1783, Sohn eines dänischen Predigers und selbst Theologe, war in Dänemark der erste, der schon 1811 dem herrschenden Rationalismus entgegen trat. Er selber sagt, es hätte ihn unnatürlich und unerträglich gedünkt, daß die Leute sich Christen nennen und doch nicht an Christum glauben. Es war ihm vergönnt, als Candidat und Hülfsprediger in einigen Kirchen zu predigen, aber das Consistorium, das sich über ihn ärgerte, schob seine Pastoration hinaus bis 1821, da er schon 38 Jahr alt war. Nun kam er in den bittersten Streit mit dem herrschenden System und seit 1825 entspann sich eine wüthende Polemik zwischen ihm und dem Professor Clausen. Es gab einen Injurienprozeß und er wurde um Geld gestraft. Die Hartnäckigkeit, mit welcher das Consistorium und die ganze große rationalistische Partei am herkömmlichen, wesentlich indifferenten und nicht mehr Christus- sondern vernunftgläubigen Staatskirchenthum anhing, veranlaßte den feurigen Grundtvig, das Heil der Kirche außerhalb des Staates zu suchen und eine freie Kirche zu verlangen.

Indem er diesen Weg beschritt, gerieth er in die doppelte Gefahr dogmatischer Sectirerei und demokratischer Tendenzen, die am Ende Dogma und Cultus von Majoritätsbeschlüssen abhängig machen, mit einem Wort, er gerieth auf den Irrweg der Anarchie, sobald er sich nicht der römischen Kirche anschloß, als der einzigen in der Welt, welche schon im zweiten Jahrtausende festgegliedert sowohl das staatskirchliche, als das anarchische Extrem zu vermeiden weiß. Indeß kann man ihm durchaus nicht verdenken, daß er sich in seinem Gewissen gedrungen fühlte, um jeden Preis die Staatskirche zu bekämpfen. Wir haben dieses edle Institut auch in Deutschland gründlich kennen lernen. Beamtenfamilien lassen ihre Söhne studieren, damit wieder Beamte aus ihnen werden, und denken dabei bloß an Besoldungen, Rang und Titel. Der gescheitere Sohn wird Jurist, der dümmere Sohn wird Pfarrer, ihre Kinder werden es wieder und so pflanzt die Kaste der vereinigten Staats- und Kirchendiener sich fort, der es weder um Vaterland noch um Religion, sondern nur um ihre Standesprivilegien, um die Gunst von oben, zu thun ist. Der s. g. Rationalismus, das Scheinchristenthum bei völligem Indifferentismus war lediglich die Folge jener Verschmelzung der Staats- und Kirchendiener immer in den nämlichen Beamtenfamilien zur Zeit des liberalen Despotismus und der unumschränkten Ministerialwillkür, der auch die Kirche unterlag. Eine schlechtere Kirchenverwaltung kann es in der Welt nicht geben. Deshalb hatte Grundtvig ganz recht, sich dagegen zu empören.

Nicht ohne Beschämung müssen wir ferner bekennen, daß Dänemark jenes lüderliche Staatskirchenthum immer nur an das deutsche anlehnte, von Deutschland alles Schlechte herüber nahm, weil es etwas Besseres nicht fand. Der dänische Rationalismus ahmte nur den deutschen nach. Wenn nun ein frommer Däne die heillose Consistorialwirthschaft in Kopenhagen verwarf,

mußte er zugleich den Einfluß des deutschen Kirchenwesens und der deutschen Theologie auf Dänemark verwerfen. Er mußte sich über die deutsche Verführung entrüsten. Er hatte ein volles Recht uns Deutsche, als die Verderber Dänemarks, zu hassen. Wir können bedauern, daß aus dem kirchlichen Hasse auch ein politischer geworden ist, aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß Grundtvigs Abscheu vor dem deutschen Einfluß in Dänemark wohlbegründet und völlig berechtigt war. Es ist Grundtvig gelungen, seine Ansicht zur vorwiegenden in Dänemark zu machen. Er hat die Mehrheit des Reichstags auf seiner Seite. Er hat den Rang eines Bischofs erhalten. Er hat die ganze Kirchengesetzgebung umgestürzt und ist zugleich ein Hauptagitator in der politischen Frage der deutschen Herzogthümer, der fanatische Feind der Deutschen und Verfasser der populärsten Lieder, in denen dieser Deutschenhaß sich ausspricht.

Wir lernen daraus, wie wenig werth jene Aufklärung war, deren wir uns im vorigen Jahrhundert so sehr rühmten und deren namhaftesten Trägern wir heute noch Denkmäler setzen. Man wirft sie uns über die Eider zurück. Man schmäht und flucht uns deshalb und mit vollem Rechte.

Es gab eine Zeit, in welcher wir Deutsche überall in der Runde nicht nur gefürchtet, sondern auch hoch geehrt waren, weil unser heiliger Glauben, unsere fromme, treue und tapfere Art allen überlegen war. So germanisirten wir die slavischen Marken und brachten Dänen und Ungarn das Christenthum. Wie tief sind wir herabgesunken, daß wir den Dänen nur noch unsere abstrakte Aufklärung, den Ungarn nur unsere häßliche Bureaukratie bringen konnten. Es geschieht uns Recht, wenn uns die Nachbarvölker nicht mehr achten.

Um nun bei Grundtvig zu verweilen, so ist es viel leichter, seinen Irrthum zu erkennen und zu verwerfen, als dasjenige ausfinden und feststellen, was besser wäre und leichter durchgeführt werden könnte. Indem Grundtvig sich mit gerechtem Abscheu von der Staatskirche abwandte und aus gleichem Abscheu vor der vexatorischen Exegese des deutschen Professorenthums auch nicht einmal mehr die h. Schrift als ausschließliche Glaubensform gelten ließ, kam er mit Nothwendigkeit auf das katholische Princip der Tradition zurück, das er aber auch wieder nur sehr unvollkommen gelten ließ, weil er nicht für einen Katholiken angesehen seyn wollte und die Rückkehr zu den katholischen Principien auch hier, wie überall, sich nur in langsamen Stadien vollzieht. Katholisch ist bei Grundtvig nur die Lehre von der mündlichen Fortpflanzung des Heils. „Auf den sog. Taufbund wird nämlich die Einsetzung Christi ausgedehnt: so wie er das Sakrament eingesetzt habe, so auch die unveränderliche Bedingung dafür, daß dasselbe dem Empfänger wirklich zum Heil gereichen könne, nämlich das Bewahren des Glaubens im objektiven Sinne, der fides, quae creditur. Das Symbolum sey das Wort aus dem Munde des Herrn an Jeden, der zur Taufe komme, werde ihm da als Bekenntniß auf die Lippen gelegt, und sey unabhängig von der Schrift durch lebendige Tradition auf uns gekommen: es sey mithin des Glaubens Grund und Quelle wie seine oberste Norm. Die Schrift dagegen sey weder ein allgemeingültiges, noch ein ausdrückliches, noch ein lebendiges Zeugniß über den Glauben. ‚Wenn der Geist', sagt Grundtvig in einem Aufsatze, wo er grade seine ‚christlichen Grundsätze' darlegen will, ‚sein Leben durch's Wort äußert, so ist's doch immer durch das Wort in seinem leiblich lebendigen Zustande auf Menschenlippen, und niemals in seinem leiblich todten Zustande in Buchstaben, gleichwie der Geist nur durch einen lebendigen Leib, nicht durch eine Leiche wirkt. Und der Geist, der Alles lebendig macht, was er beseelt, der heilige Geist, kann ebenso wenig durch einen todten und taubstummen Buchstaben mitgetheilt und verpflanzt werden, wie der menschliche Lebensodem durch eine Leiche. Der Glaube kommt durch das Hören des Gottesworts'."

Hansen bemerkt dazu. „Wenn die Grundtvigianer fordern, daß man in der Tradition der Kirche unabhängig von der Schrift die Glaubensregel suchen solle, und die Kirche also zur absoluten Inhaberin der Wahrheit machen, um deren willen man zu glauben habe: so ist ihr Traditionsbegriff ein stark katholisirender, und ihr Kirchenbegriff ebenfalls, da sie sich dem Satze nähern, daß die Kirche nicht irren könne. Und es nützt nichts, daß sie zwischen der christlichen, ökumenischen Tradition und der papistischen unterscheiden wollen, denn wohl ist erstere von ganz anderm Werthe und hat ganz andre Beglaubigung als letztere, ist auch von der lutherischen Kirche keineswegs verworfen, sondern hoch in Ehren gehalten worden, aber wesentlich kommt es doch darauf an, daß alle Tradition der Schrift als der obersten Norm unterworfen und aus ihr ihre Gültigkeit nachgewiesen werde. Geschieht das nicht, so kann von der Kirche bald dieses, bald jenes, was sich im Laufe der Zeit zu einem Dogma oder Ritus gestaltet hat, für einen Bestandtheil der Tradition und für apostolisch ausgegeben werden. Wir bemerken denn auch am grundtvigschen Traditionsbegriff eine bedenkliche Elasticität: denn während zuerst die Tradition nur

den ‚Taufbund mit der Abrenunciation' umfassen sollte, so sind später von Grundtvig die Einsetzungsworte beider Sakramente mit dazu gerechnet worden, und von seinen Anhängern wird vielfach das Vater Unser und der Friedensgruß auch zu dem gezählt, was durch mündliche und lebendige Ueberlieferung der Kirche auf uns gekommen sey. Ebenso gut könnten ja vermöge des Raisonnements, daß die Kirche die Stiftungen des Herrn unverfälscht bewahrt haben müsse, die sämmtlichen katholischen Sakramente und das Ave Maria auf Christum zurückgeführt werden ꝛc." Genug, man sieht, daß auf Grundtvigs Wege noch viel weiter katholisirt werden könnte.

Sehr charakteristisch ist auch, daß Grundtvig von dem etwas monotonen finstern und puritanischen Ernste des Protestantismus einer mehr heitern Religiosität zuneigt. „Die Grundtvigsche Predigt dreht sich immer und immer um die Taufe, weiß jeden Text auf sie zu beziehen, legt viel zu viel Gewicht darauf, daß eben in der Taufe der Glaube überliefert, die Gnade empfangen worden sey, und daß sich das Heilsbewußtseyn darauf zu gründen, daran anzuklammern habe; sie predigt das Gesetz zu wenig, läßt es, weil der Kampf gegen die Sünde von selbst komme, wenn erst der Glaube da sey, an dem ernsten Bußruf vielfach mangeln, redet immer nur vom ‚kindlichen Glauben', dem ‚Kindesrecht' und der ‚kindlichen Freude'. Und so tritt denn auch in den Gemeinden der Sündenschmerz und der Ernst der Heiligung gegen die Freude über den Besitz des Heils vielfach zu sehr zurück; nicht mit Unrecht ist der Grundtvigianismus von ernstgesinnten Freunden der älteren, pietistischen Erweckung vorwurfsvoll als das ‚frohe Christenthum' bezeichnet worden. Man sucht denn auch manchmal Etwas darin, zu zeigen, daß den Kindern Gottes mit Paulus ‚Alles erlaubt sey', und beutet das apostolische ‚allezeit fröhlich' etwas zu sehr aus, indem der Scherz mit dem Ernst in allzu nahe Berührung tritt. Weltliches und Geistliches ist in den grundtvigianischen Liedern und Melodien und im Ton der Predigt oftmals nicht gehörig auseinandergehalten: ein Theil des großen Kirchenbesuchs möchte daher auch auf Rechnung dessen zu setzen seyn, daß Manche in dem grundtvigisch gefärbten Gottesdienste Etwas finden, was auch einem ungeläuterten, weltlichen Sinne zusagt. — Viele hangen Grundtvig auch deshalb an, weil er die Bedeutung des nationalen Elements, und zwar speciell des nationalen Dänenthums, mit so großer Vorliebe hervorhebt; nehmen die hohen Worte, mit denen er sein Land und Volk preist, und die Seherworte, in denen er von dessen Beruf und Zukunft redet, für sein eigentliches Evangelium, und nehmen dann seine Anschauung von Taufe und Glauben mit in den Kauf."

(Fortsetzung folgt.)

Volkssitten und Volksfeste.

Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen und Festen der germanischen Völker. Von O. Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Otto Spamer, 1863.

Man findet hier von Monat zu Monat die Volksgebräuche und Volksfeste verzeichnet, die der Jahresverlauf mit sich bringt, also zunächst unsere großen kirchlichen Feste, hinter denen überall noch Spuren älterer Heidenfeste hervorblicken; sodann Feste, die sich an Landbau und Gewerbe anknüpfen, Erntefeste, Weinlese, Feste der Handwerker, Fischerstechen ꝛc.; endlich besondere örtliche Feste, in denen geschichtliche Erinnerungen fortleben. Die Volksfeste bieten uns daher eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und oft eine Mischung heterogener Elemente dar. Wer das Ganze in seiner Mannigfaltigkeit überblicken will, dem wird das vorliegende Buch Genüge leisten. Für den wissenschaftlichen Gebrauch desselben wäre zu wünschen, der Herr Verfasser hätte überall die Quellen angeführt, aus denen er seine zahlreichen Mittheilungen geschöpft hat, und wäre hin und wieder auf die Erklärungen etwas genauer eingegangen. Unter den zahllosen Gebräuchen aus heidnischer Zeit herrscht Zusammenhang. Der Cultus der Sonne, des Feuers, der Brunnen ist nirgend etwas Vereinzeltes oder Zufälliges und darf also auch nicht so genommen werden. In spätern christlichen Namen birgt sich oft ein älterer heidnischer Name, was zur Erklärung der eigenthümlichen Festgebräuche oft durchaus nothwendig zu wissen ist. So erklären sich die Liebesbriefe, die in England am St. Valentinstage in ungeheuerer Anzahl gewechselt zu werden pflegen, aus einer altheidnischen Feier des Frühlingsgottes Wali, auf den sich wahrscheinlich auch die Feier der Walpurgisnacht bezieht.

Manches bleibt immer noch räthselhaft. So z. B. die Verfolgung der unschuldigen alten Jungfern im Allgau, in Tirol und der Schweiz. „Das s. g. Grättziehen, früher der beliebteste Faschingsaufzug im All- und Vinschgau, bei welchem Schemen einen großen Karren („Grätt") ziehen, auf dem Bursche als alte

Jungfern („alte Mablen") verkleidet sitzen und aufs Moos gefahren werden, ist jetzt seltener geworden. — Dagegen werden in den Cantonen Uri und Luzern in der Schweiz noch häufig unter dem Namen „Gyritze-Moos" possenhafte Fastnachtsspiele zum Aerger alter und verhaßter Mädchen aufgeführt, weil man scherzweis behauptet, daß die alten Jungfrauen nach ihrem Tode in Kibitze oder Gyritze verwandelt werden, und sie daher schon während ihres Lebens mit diesem Namen bezeichnet. Die jungen Bursche sammeln in einem Henkelkorbe, der von zwei „Gyritzreitern", d. h. von zwei als alte, häßliche, bucklige Weiber verkleideten Burschen, getragen wird, vorjähriges Moos und ziehen nun mit den Dorfspielleuten von Haus zu Haus. Wo sie eine Gyritze wissen, bestreuen sie die Thürschwellen mit Sand, nageln vor das Hausthor einen Strohmann und beschenken die alte Jungfer mit Gyritzmoos. Manchmal jedoch, wenn man von einer Neigung des Mädchens weiß, welche Erwiderung gefunden hat, schließt der Scherz mit einer Verlobung, indem die Burschen dann der Gyritze statt des Mooses den Gegenstand ihrer Liebe als Bräutigam bringen." Seite 65. Der letzte Zug versöhnt einigermaßen mit dem Hohne, der die unglücklichen alten Jungfern trifft. Der ganze Gebrauch dürfte aus dem Heidenthum stammen und zum Zwecke gehabt haben, den Ehestand als eine heilige Pflicht einzuschärfen.

Sehr eigenthümlich erscheint folgende Sitte. „Das Perchtenlaufen, welches im Pinzgau in der Weihnachtszeit geschieht, ist an mehreren Orten Tirols am letzten Faschingsabend üblich, nur gibt es hier schöne und schieche (häßliche) Perchten. Erstere sind schön gekleidet, mit Bändern, Borten und dergl. geschmückt; Letztere ziehen sich so häßlich wie möglich an, und behängen sich mit Mäusen und Ratten, mit Ketten und Schellen. Alle Perchten oder Vermummte haben Röcke, welche bei den schönen mit bunten Bändern verziert sind, bei den häßlichen oben in einem Teufelskopf enden. So ausgestattet springen und laufen die Perchten durch die Gassen und dringen in die Häuser, wo die schönen manchmal Geschenke austheilen, die häßlichen aber durch den Aschenschützen, der sie begleitet, mit einer Windbüchse den Leuten Asche und Ruß ins Gesicht schießen lassen. Die Aschermittwoch (Aschentag, Aschtag), mit welcher in katholischen Ländern die Fastenzeit vor Ostern beginnt, hat ihren Namen von dem in der katholischen Kirche üblichen Brauche, an seinem Tage allen Gläubigen ein Kreuz aus Asche von verbrannten geweihten Palmenzweigen auf die Stirn zu malen, um sie mit den Worten: „Gedenke, o Mensch, daß du Asche bist und wieder zu Asche werden wirst!" an die Vergänglichkeit des Lebens zu erinnern und sie zur Buße zu ermahnen. Mit der kirchlichen Ceremonie noch nicht zufrieden, haben die Deutschen in einigen Orten Graubündens, und namentlich im Prätigau, die Gewohnheit, Jeden, der sich am Aschermittwoch auf der Straße zeigt, aus Neckerei mit Asche zu bewerfen, und in den protestantischen Gegenden Norddeutschlands, wie in der Mark, im Harz, in Sachsen und Thüringen, pflegt man durch das s. g. Aeschern und Aschabkehren an die frühere Bedeutung dieses Tages zu erinnern." Seite 66. Am Perchtentage glaubte man, die Mutter Perchta käme mit den Heimchen eingewandert, d. h. mit den Keimen oder Embrionen aller derer, die im Laufe des Jahres geboren werden sollten. Das Perchtenlaufen sollte ohne Zweifel diesen Zug nachahmen und durch die schönen und häßlichen Perchten sollte wohl der verschiedene Charakter der Neugeborenen vorgezeichnet werden. Wie aber die Geburt auf den Tod hinweist, so knüpfte sich der Aschenschütz an das Perchtenlaufen an.

Sehr seltsam ist folgender englische Gebrauch. „In Durham steht das Vorrecht einen Schuh auszieh'n zu dürfen, am Ostersonntag den Jungen, am Tag darauf den Mädchen zu. Diese letztere Gewohnheit besteht darin, daß am Sonntag Nachmittag ganze Schaaren von Jungen truppenweise die Straßen durchziehen, jedes weibliche Wesen mit den Worten anhalten: „Pay for your shoes if you please!" (Zahlen Sie gefälligst für ihre Schuhe!) und wenn sie nicht sogleich Etwas erhalten, einen Schuh mit Gewalt ausziehen und damit fortlaufen. Die Mädchen thun am Montag dasselbe bei allen Personen männlichen Geschlechts, nur nehmen sie statt der Stiefel die Hüte." Seite 117. Die Sitte hängt mit der altheidnischen Symbolik des Schuhes zusammen.

Genug von diesen heidnischen Erinnerungen, von denen das Buch wimmelt. Mit größerer Ausführlichkeit beschreibt der Verfasser die pomphaften Feste großer Städte z. B. den großen Ommegang in Antwerpen, die historischen Schweizerfeste, die modernen Feste, das Octoberfest in München, die Schützenfeste in der Schweiz, das Sängerfest in Nürnberg, den Carneval in Köln, die großen Künstlerfeste in München und Düsseldorf rc.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **N° 49.** 20. Juni 1863.

Neueste Kirchengeschichte.

Wesen und Bedeutung des Grundtvigianismus in der dänischen Kirche, von Christian Hansen, nach s. Tode herausg. von Prof. Dr. K. Wieseler. Kiel, Schröder und Comp. 1863.

(Schluß.)

Gegen den Protestantismus, der von Anfang an etwas theils Trauriges, theils Zürnendes hatte und zwischen Klagen und Anklagen, dem Jammer des Verfolgtwerdens und der Wuth des Verfolgers schwankte, der daher auch durchgängig in den Volkstrachten die alte bunte Farbenpracht verbannte und nur schwarz und weiß übrig behielt, hat die Lebenslust in neuerer Zeit auch in anderer Weise reagirt. So namentlich im amerikanischen Mormonenthum. Es ist gewiß nicht zufällig, daß Mormonen und Baptisten grade in Scandinavien vielen Anhang gewonnen haben.

Es handelt sich hier nicht blos um theologische Meinungen, denn Grundtvig hat seine Lehre ins Leben eingeführt. Anfangs verachtet und verfolgt ist er ein mächtiger Reformator geworden und zwar alles im Gegensatz gegen den deutschen Protestantismus. Das äußert sich in allem, z. B. auch in dem freien und natürlichen Predigtton, welcher das hohle Pathos und die affectirte Heulerei unserer deutschen Prediger verachtet. Es ist ein wenig beschämend für deutsche Leser, doch aber lehrreich und beherzigenswerth, was hier gesagt wird: „Die nationale Richtung Grundtvigs gelangte aber zu einer besonders scharfen Ausprägung durch den Kampf der Nationalitäten innerhalb der dänischen Monarchie, der zuerst mit dem Wort und der Feder, später mit dem Schwerte geführt worden ist, und dessen Energie auf Dänischer Seite Hand in Hand ging mit der seit den 30ger Jahren beginnenden politischen Agitation für eine constitutionelle Verfassung, und mit derselben gleichmäßig wuchs. Dem politischen Freiheitsstreben war Grundtvig Anfangs nicht günstig: er spottete vielmehr über die Stände und sah die absolute Monarchie für die einzig richtige, weil patriarchalische Regierungsform an. Indessen ging er schnell zum entgegengesetzten Extrem über: in einem Gedichte ‚Neujahrszelt' erwartet er, daß, ‚wie das Volk im 17ten Jahrhundert seinen König frei gemacht habe, so der König im 19ten Jahrhundert sein Volk frei machen werde'; er schrieb gegen den Entwurf eines neuen Preßgesetzes, und wurde einer der eifrigsten Förderer der Dänischen Sache im Herzogthum Schleswig. 1844 redete er mit dem lautesten Beifall bei dem Dänischen Feste auf Skamlingsbanke, und war seit der Zeit überall zugegen, wo man Volksredner bedurfte. 1848 dichtete er kräftige Lieder, um die Jugend zum Kampfe gegen Deutschland zu entflammen. 1849 war er Mitglied der grundgesetzgebenden Reichsversammlung, und hat seitdem fast beständig in der zweiten Kammer (im ‚Folkething') seinen Platz gehabt. Endlich nahm er 1851 am skandinavischen Studentenzuge nach Christiania Theil.

Je eifriger das junge Dänemark im Kampfe gegen das Deutsche wurde, desto enger suchte man sich andrerseits an den skandinavischen Norden anzuschließen, und in beiden Beziehungen ist die Mitwirkung Grundtvigs und der Grundtvigianer nicht gering gewesen.

Diese nationalen Bestrebungen nun sind nicht etwa bloß neben den kirchlichen hergegangen, sondern der Grundtvigianismus hat durch die Vereinigung beider Elemente sein besonderes Gepräge empfangen, gleichwie sie beide in der Person des Urhebers ursprünglich geeinigt waren. Man hat die Erweckung des Nationalitätsbewußtseyns als nothwendige Vorbedingung da-

für angesehen, daß das christliche Bewußtseyn im Volke geweckt werden könne, gleichwie ein einzelner Mensch sich seiner selbst bewußt seyn müsse, ehe ihm das Evangelium gebracht werden könne, und daher an beiden gleichmäßig gearbeitet. Man hat das ‚Dänische Christenthum' vom ‚Deutschen Christenthum' unterschieden, weil das Christenthum in jedem Volke anders angeeignet werde und anders sich offenbare. Man hat auf kirchlichem Gebiete Alles mit Vorliebe gepflegt, was man für national-dänisch ansah: man ist im Kirchengesang auf die alten Heldenlieder und Volksweisen zurückgegangen, und hat sich in der Predigt im Gegensatz zum Deutschen ‚Pathos' eines volksthümlichen, lebendigen, aber manchmal platt werdenden Tones befleißigt, ohne viel auf Entwickelung des Gedankenganges und der homiletischen Form zu achten; hat im Religionsunterricht den Zwang der Katechetik abgestreift und ihn zu einem freien, erbaulichen, oft oberflächlichen Gespräch gemacht. Man hat ferner zu der Deutschen theologischen Wissenschaft sich in Opposition gestellt und sie geringgeschätzt, und ihren Einfluß auf die Kirche des Nordens zu beseitigen gesucht, indem man eine mehr praktische als theoretische Ausbildung der Geistlichen forderte und das Maaß des geforderten Wissens auf das Nothdürftige zu reduciren trachtete."

Indem Grundtvig unbedingt die Trennung der Kirche vom Staate verlangte, aber die katholische, oder eine ihr ähnliche Hierarchie nicht anerkannte, blieb ihm nichts übrig, als ein Analogon der berüchtigten Bunsenschen Zukunftskirche. Er setzte wirklich 1849 die vollständige Religionsfreiheit und 1855 die Auflösung des Kirchspielverbandes durch. „Das betreffende vom Reichstag angenommene und vom König bestätigte Gesetz gewährt jedem Mitgliede einer Kirchsspielsgemeinde die Freiheit, sich, wenn er es wünscht, in kirchlicher Hinsicht an einen andern, als den Kirchsspielsgeistlichen, anzuschließen (§ 1). Er hat dann mit demjenigen Geistlichen, von dem er die kirchlichen Handlungen für sein Theil ausgeführt und an den er sich überhaupt als Seelsorger zu halten wünscht, die nöthige Abrede zu treffen, und dann Solches dem Probsten anzuzeigen, der dem Kirchsspielsgeistlichen über den eingetretenen Sachverhalt Mittheilung macht. Wünscht er zu seinem Kirchsspielsgeistlichen zurückzukehren, so hat er auch dieses dem Probsten anzuzeigen, der beiden Geistlichen das Nöthige mittheilt (§ 2). Dem Kirchsspielsgeistlichen sind von Demjenigen, der den Verband gelöst hat, nur die nöthigen Mittheilungen betreffs der Führung der Kirchenbücher u. s. w. zu machen (§ 4) und an ihn diejenigen kirchlichen Abgaben zu entrichten, die auf seinem Besitz haften, oder von ihm als Ortseingesessenen zu leisten sind, wie Zehnten auf dem Lande, Predigergeld in der Stadt (§ 6).

Als Consequenz dieses Gesetzes (obwohl es keine nothwendige Consequenz ist) ist 1859 und 1861 ein andres über das ‚Recht der Benutzung von Kirchen und Kirchhöfen' im Reichstage beantragt und eifrig darüber verhandelt worden. Durch dasselbe sollte bestimmt werden, daß Jeder, der aus dem Gemeindeverband seines Kirchsspiels ausgetreten sey und sich an einen andern Geistlichen angeschlossen habe, ein Recht haben sollte, durch diesen in der Kirche des Kirchsspiels, wo er ansäßig sey, zu Zeiten, wo die Kirche nicht vom Kirchsspielsgeistlichen benutzt werde, wenigstens Taufen und Trauungen verrichten zu lassen, und ebenso von ihm auf dem Kirchhofe Beerdigungen vornehmen zu lassen. Dieses Gesetz ist freilich noch nicht durchgegangen, es ist aber zu erwarten, daß man bald damit durchdringen werde. Aehnlich ist es mit den Folgen eines andern Gesetzes gegangen, welches 1857 als vermeintliches Gewissensrecht des Einzelnen durchgesetzt wurde, nämlich der ‚Aufhebung des Taufzwangs', wonach auch die Mitglieder der Volkskirche nicht gezwungen sind, ihre Kinder taufen zu lassen, wenn sie etwa dabei Bedenken haben und ihre Kinder lieber warten lassen wollen, bis diese selbständig ihren Taufbund eingehen können. Bisher waren nämlich nachlässige oder widerstrebende Aeltern durch von der Obrigkeit auferlegte Geldbußen gezwungen worden, ihre Kinder zur Taufe zu bringen. Ausdrücklich wurden nur diese bürgerlichen Zwangsmittel aufgehoben, und das Ministerium hatte in den Motiven zum Gesetzesentwurf gesagt, daß die Beiseitsetzung der Pflicht, die Kinder taufen zu lassen, durch kirchliche Disciplin zu ahnden sey, die bis zum definitiven Ausschluß der betr. Aeltern aus der Volkskirche gehen könne; aber bei dem Verfall der Kirchenzucht ist an solche kirchliche Nöthigung nicht zu denken."

Wenn diese gänzliche Auflösung noch nicht zu bösen Dingen geführt hat, so ist doch nicht abzusehen, wie solche künftig sollten vermieden werden können, wenn Grundtvig einmal todt ist und seine Anhänger divergiren. Grundtvig macht in seiner Kirche alles vom Geistlichen abhängig, der soll an keine Norm gebunden seyn; die Gemeinde, die ihm vertraut, soll sich um ihn schaaren und dann soll er auch in ihr Autorität ausüben und die Kirchenzucht handhaben. „Hier ist der einzelne Geistliche, der handeln muß, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann. . . Die Ausübung der Kirchenzucht ist recht eigenlich eine Ge-

wissenssache, weil es sich hier um die Haushaltung mit den Gnadenmitteln handelt, die ihm anvertraut sind. Es ist hier also nicht nach einem volkskirchlichen Synodalerkenntniß zu fragen, es kann nicht stark genug gesagt werden, daß der Geistliche die Verantwortlichkeit hat. . . Werden die christlichen Prediger sich dessen erst recht bewußt, daß sie nicht so, wie bisher, Alle ohne Unterschied zur Taufe, Confirmation, Trauung und Abendmahl zulassen können, so kann dieses vielleicht eine Entscheidung hinsichtlich der Gestaltung der Volkskirche erzwingen. Die Volkskirche wird entweder die Geistlichen von sich stoßen, die um des Gewissens willen Einsprache erheben, oder sie wird auf dem Wege, der mit der Lösung des Kirchspielsverbandes betreten ist, weiter gehen, und auch die Stellung des Geistlichen von den Banden lösen, die sie bisher drücken. Die Grundtvigianer wollen also Nichts wissen von allgemeinen Normen der Kirchenzucht, Nichts von übergeordneten Entscheidungen der Gesammtgemeinde durch ihre Organe, gleichviel ob diese mehr episkopalen oder mehr synodalen Charakter haben: auch Nichts von Betheiligung der Lokalgemeinde durch ihr Presbyterium; sie wollen, daß der einzelne Geistliche taufen, confirmiren, trauen, zum Abendmahl zulassen dürfe, ‚wen er will', indem sie die Ausübung der Zucht rein zu einer Gewissenssache machen.“ Das kann sich in der ersten Begeisterung wohl machen, muß zuletzt aber nur zur Anarchie führen.

Die ganze Erscheinung charakterisirt sich nicht als der Anfang eines neuen kirchlichen Lebens, sondern nur als ein Moment im Auflösungsproceß des Protestantismus und als eine unwillkürliche Rückwärtsbewegung zur alten Kirche, wenn auch in anderer Art als der Puseyismus in England.

Malerei.

Der Entwicklungsgang der religiösen Malerei. Vortrag im Leipziger Kunstverein von Dr. Chr. E. Luthardt. Leipzig, Dörffling und Franke 1863.

Die Pointe dieses geistvollen Vortrags ist eine Anpreisung der protestantischen Kunst gegenüber der katholischen. Es ist jedoch dem Redner mit allen seinen glänzenden Worten nicht gelungen, den unbefangenen Leser über eine Lücke in seinen Folgerungen zu verblenden.

Er sagt: „Der Grundgedanke der religiösen Malerei des Mittelalters war: die Idee der Kirche repräsentirt in Maria. Dieß ist das katholische Princip der religiösen Malerei.

Maria ist hier das Symbol der Kirche; aber sie ist eben doch immer das Weib. Dieß weibliche Element in der Malerei trägt die Gefahr des sinnlichen in sich. Unleugbar kam je länger je mehr ein sinnliches Element in die religiöse Malerei, die von jener Idee beherrscht ist. Damit verband sich etwas Anderes. Gegen das Ende des Mittelalters beginnt der Geist des Abendlandes sich von der Herrschaft der Kirche zu emancipiren. Der alte ghibellinische Gedanke, welcher die Selbständigkeit der weltlichen Lebensgebiete und Interessen vertrat, kam immer mehr zum Durchbruch. So auch die Malerei. Sie begann ihre Stoffe aus dem wirklichen Leben oder aus der Antike zu nehmen, welche man damals neu entdeckte und erschloß. Diese weltliche Richtung, die sich ausbildete, übertrug sich auch in die religiöse Malerei und verband sich mit dem sinnlichen Element.

Da kam die mächtige reformatorische Bewegung. Sie übte ihre Wirkung auch auf das Gebiet der religiösen Malerei. Zwar theilweise stellte sich der Protestantismus der römisch gewordenen Kunst mißtrauisch oder auch verneinend entgegen. Aber im Wesen des Protestantismus lag das nicht. Luther hat oftmals ausgesprochen, daß er die Künste gerne im Dienste des Evangeliums sehen möchte. Die Kunst des Worts und der Töne hat er selbst trefflich gehandhabt. Die Kunst der Farben und Zeichnung wünscht er als eine Uebersetzung der Schrift in die Sprache des Bildes. Mit dieser Verbindung, in welche Luther die Kunst zum Evangelium und zur Schrift setzte, ist das neue protestantische Prinzip der Malerei ausgesprochen: es ist nicht mehr die Idee der Kirche, sondern die Idee des Heils, wie es in der Schrift verkündigt ist. Das erste Erzeugniß des Protestantismus auf diesem Gebiete ist jenes berühmte Bild Dürers: Johannes, Petrus, Markus und Paulus als Träger und Hüter des göttlichen Worts — das größte Werk nicht nur Dürers, sondern die Blüthe der vorhergehenden deutschen Malerei überhaupt, womit sich dieselbe dem Höchsten würdig zur Seite stellt, was die italienische hervorgebracht hat; zugleich der ächteste Ausdruck des protestantischen Geistes. Wie die verschiedenen natürlichen Geisteseigenthümlichkeiten — repräsentirt in der sinnenden Versenkung des Johannes, im ruhigen Ueberlegen des Petrus, in der

unruhigen Lebendigkeit des Markus und in der strengen Entschiedenheit des Paulus — man hat darin von Alters her die Darstellung der vier Temperamente gesehen — wie also die verschiedenen natürlichen Geisteseigenthümlichkeiten Hüter und Diener des göttlichen Worts seyn sollen, das lehrt das Bild und sprachen auch die Unterschriften aus, mit welchen Dürer das Bild versah, das er dem Rath seiner Vaterstadt Nürnberg schenkte, als eine Mahnung nicht vom Worte Gottes zu weichen und falschen Propheten zu folgen. Aehnlich gilt es auch vom älteren Kranach, daß er den Geist des Protestantismus in Bildern darstellte, wie in dem Altarbild der Stadtkirche von Wittenberg, auf welchem er die Feier des Abendmahls und die Predigt Luthers malte, oder in dem verwandten Altarbilde in Schneeberg. Wir sehen hier deutlich, welchen innigen Bund der Protestantismus mit der damaligen Kunst geschlossen hatte. Und der Kupferstich und der Holzschnitt diente ähnlich wie die Buchdruckerkunst, den protestantischen Gedanken zur populären Macht und für ihn Propaganda zu machen."

Wir müssen diese ganze Auffassung für irrig erklären. Schon die Behauptung, der Mariencultus habe zum Sinnlichen hingeneigt, ist falsch. In der Madonnenmalerei macht sich die Sinnlichkeit der Maler erst sehr spät beim Aufkommen der Renaissance als ein classisches, heidnisches, wesentlich kirchenfeindliches Streben geltend. Es ging nicht aus der Kirche hervor, es wurde erst in die Kirche hineingetragen.

Sodann ist das, was der Redner das neue protestantische Princip der Malerei nennt, in dem „nicht mehr die Idee der Kirche, sondern die Idee des Heils, wie es in der Schrift verkündet ist," leben solle, rein aus der Luft gegriffen. Erstens ist die Idee der Kirche keine andere und auch nie eine andere gewesen, als die des Heils, wie es in der Schrift verkündet ist, und zweitens hat Albrecht Dürer seine vier Temperamente nicht auf die Schrift gestützt, sondern aus der Beobachtung der Natur und seine Malerei ist insofern reiner Naturalismus. Wer nur „die natürlichen Geisteseigenthümlichkeiten" des Menschen darstellt, stellt damit noch nichts Heiliges dar. Die religiöse Malerei hat die Aufgabe, nicht blos die betende oder die gläubige Gemeinde, sondern auch den, zu dem gebetet wird, die Person der Gottheit, den Wandel des Heilandes auf Erden, seiner Jünger und Heiligen darzustellen. Die religiöse Malerei soll von unten nach oben blicken, um Himmlisches wenigstens annähernd, schön zu malen, wie es heilige Ahnung und Inspiration eingeben, denn sonst gibt sie den Begriff des Religiösen auf. Religio heißt das Himmlische dem Irdischen vermitteln. Wenn ein Maler „natürlicher Geisteseigenthümlichkeiten" ein religiöser genannt werden darf, so will er auch jeden Psychologen, der die natürliche Geisteseigenthümlichkeiten in einer Handlung beschreibt, einen religiösen Denker, einen Theologen nennen dürfen.

Es gibt wohl eine protestantische Malerei im Gegensatz gegen die katholische. Wer sollte das verkennen, wenn er die desfalls berühmten Bilder von Lessing und Kaulbach sieht. Aber man kann dieselben doch nur als Gegensatz gegen, nicht als Ersatz für die Kirchenmalerei auffassen.

Der Redner glaubt sich auf Cornelius berufen zu dürfen und identificirt, was an diesem großen Maler vorgothisch, vorromantisch und altchristlich erscheint, frischweg mit dem Protestantismus. „Mit Bewußtseyn und Entschiedenheit ging er über die Stufe der mittelalterlichen Kunst zurück in die Anfänge der christlichen Kunst und zu der Idee, welche diese beherrschte; aber sie ist biblischer und historischer gefaßt als dieß in der alten Kirche der Fall war. Seine Darstellungen sind reiner aus der Schrift herausgeschöpft und sind nicht so äußerlich symbolisch wie jene; sondern es ist der in der geschichtlichen Thatsache selbst liegende Gedanke, den er der geistigen Betrachtung zur Darstellung bringt. Cornelius hat den Weg gewiesen, den die religiöse Kunst zu gehen hat: die Ideen der heiligen Geschichte darzustellen, nicht in äußerem Symbol, sondern im Gewand der bedeutungsvollen historischen Wirklichkeit, nicht als eine Huldigung der Kirche, sondern Dem zur Verherrlichung, dessen Wort der Quell auch dieses Stroms des Geisteslebens ist. Dieser Gedanke ist die höhere Wahrheit des altchristlichen, die Reinigung und Vertiefung des mittelalterlichen, die Frucht des protestantischen Princips der religiösen Kunst."

Wir glauben nicht, daß Cornelius jemals „mit Bewußtseyn und Entschiedenheit" über die Stufe des Mittelalters hinausgegangen ist, um sich als Heros protestantischer Kunst verehren zu lassen, noch daß es jemals seine Absicht war, „die Huldigung der Kirche" ausdrücklich auszuschließen, wenn er Bilder für Kirchen malte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 50. 24. Juni. 1863.

Englische Literatur.

Geschichte der Englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sitten-Geschichte Englands von Stephan Gätschenberger. III. Theil. Wien, H. Markgraf und Comp. 1863.

Dieser Band durchmustert die Zeit nach Shakespeare, welche für die Literatur nicht eben sehr erfreulich und ergiebig war, weil England damals im Revolutionsfieber lag. Sofern die Puritaner den Kern der revolutionären Partei bildeten, kam viel biblische Sprache auch in die Literatur der Zeit. Daraus erklärt sich, warum Milton in seinem berühmten „verlorenen Paradiese" einen biblischen Stoff umschrieb. Milton war der einzige größere Dichter jener blutigen Zeit und selber in ihre Schuld verflochten. Sein unversöhnlicher Haß gegen das Königthum war offenbar übertrieben. Er hatte überhaupt etwas Bizarres in seinem Wesen. Unter anderm zwang er seine drei Töchter, jede eine andere fremde Sprache laut zu lesen, ohne sie zu verstehen, weil er sich in seiner Blindheit mußte vorlesen lassen. Dazu gierte er auch in seinem jämmerlichen Zustande immer noch nach Weibern. In demselben Jahr 1652, in welchem er blind wurde, starb ihm seine Frau. Gleich nahm er eine zweite und als auch diese starb, 1660 eine dritte, welche seine Töchter erster Ehe so schlecht behandelte, daß sie sein Haus verlassen mußten, und sie nachher auch noch um das Erbe betrog, ohne daß der blinde, schwache und thörichte Vater für sie gesorgt hätte.

In dem ingrimmigen Hasse, den der grausame Puritanismus bei allen noch einigermaßen vernünftig gebliebenen Menschen erweckte, schrieb Butler sein komisches Heldengedicht „Hudibras," in welchem die Puritaner auf das stärkste karikirt werden. Dieses Gedicht ist nächst dem von Milton auch auf dem Festland am meisten bekannt worden.

In der Restaurationsperiode unter Karl II. athmeten die Engländer, vom Alp der puritanischen Revolution nicht mehr gedrückt, wieder freier, stürzten sich aber auch gleich mitten in die lustige Sünde hinein, die ihnen das lange Parlament und der finstere Protector seit vielen Jahren nicht mehr gestattet hatten. Die Lüderlichkeit des damaligen englischen Hofes ist sprichwörtlich geworden. Ihr entsprach und diente denn auch die schöne und namentlich dramatische Literatur. Die beliebtesten Stücke für die Bühne schrieb damals William Wycherley. „Damit sich der Leser einen Begriff von den Stücken macht, die damals das englische Publikum entzückten, wollen wir doch die Fabel seiner berühmtesten Stücke kurz erzählen. ‚In der Frau vom Lande' ist der Held des Stückes ein Mann, der sich für einen Castraten ausgibt, wodurch er erzielt, daß ihm die Männer ihre Frauen zuführen, welch' letztere sich freuen, daß dem nicht so ist, wie ihre Männer geglaubt. Verführungen finden auf der Bühne statt, um ja recht über die armen Ehemänner lachen zu können. — ‚Der Freimüthige' ist ein alter, menschenfeindlicher Schiffscapitän, der, als er an einem Seekriege theilnehmen mußte, seine Schätze seiner Geliebten, einer falschen Kokette und diese selbst wieder einem eben so falschen Freunde anvertraut. Er findet sie nach seiner Rückkehr mit einander verheirathet, seine Schätze werden ihm vorenthalten. Das treulose Weib verliebt sich aber in den Pagen des Capitäns, der seinem Herrn davon Mittheilung macht. Der Capitän geht an seines Pagen Stelle zum nächtlichen Rendezvous, macht seinen treulosen Freund zum Hahnrei, rennt ihm den Degen in den Leib, bemächtigt sich seines Geldes und heirathet das treue Mädchen, welches sein Page war. Wie Macaulay mit Recht bemerkt, war Wycherley's sittliches

Gefühl so sehr verwildert, daß er gar nicht merkte, daß er in der Person seines Freimüthigen einen erbärmlichen Schurken, statt eines erhabenen Charakters zeichnete. Ein weiblicher Wycherley zeigte sich in der Frau Aphra Behn, einst unter dem Namen Asträa gefeiert, deren Lustspiele ebenso undelikat und rohsinnlich waren."

Eine neue Wendung trat mit der Vertreibung des Hauses Stuart ein. Der Oranier Wilhelm mußte, um seine Usurpation zu entschuldigen, dem Parlament und der englischen Freiheit große Concessionen machen. Da kam ein reges Leben in die Presse und entfaltete zum erstenmale die politische Tagespresse ihre Macht. „Mit Wilhelm von Oranien erwachte die gesetzmäßige Freiheit wieder in England, und als Folge derselben entstanden vom Jahre 1688—1692 sechs und zwanzig neue Zeitungen, worunter als Organ der Regierung der ‚Orange Intelligencer'. Veröffentlichung und Beurtheilung der Parlamentsverhandlungen blieb ihnen aber nach wie vor verboten. Eine wirklich kräftige und wirksame Tagespresse entstand erst unter der Königin Anna, zur Zeit, als der Ausgang des spanischen Erbfolgekrieges alle Gemüther beschäftigte und die eine Partei Rückkehr der Stuarts, die andere die protestantische Erbfolge erstrebte. Da mußte man sich vor Allem an die öffentliche Meinung wenden. Es erschienen in London achtzehn politische Zeitungen, freilich wöchentlich nur zweimal. Im Jahre 1709 aber wurde die erste alltäglich erscheinende Zeitung Europa's der ‚daily Courant' gegründet. Andere große Städte folgten dem Beispiele."

Die Anfänge der Tagespresse waren freilich noch sehr bescheiden. „Die fliegende Post erschien 1695 auf feinem Papier, damit man die eine Hälfte, die weiß war, zu Privatbriefen an Freunde und Correspondenten auf dem Lande benützen könne, die auf diese Weise auch die Neuigkeiten erführen; ein anderer Verleger verfiel auf einen noch sonderbareren Ausweg seine Spalten zu füllen, wenn sich Mangel an Neuigkeiten zeigte: er bedruckte den leeren Raum mit Kapiteln aus der Bibel und soll auf diese Weise das ganze neue Testament und den größern Theil der Psalmen David's als Lückenbüßer verwendet haben." Der Verfasser contrastirt damit die gegenwärtige Tagespresse Englands und insbesondre die Times, das kolossalste und am schnellsten und weitesten verbreitete Tagblatt der Welt.

In dieselbe Zeit, in die Anfänge des vorigen Jahrhunderts, fällt auch der Beginn der philosophischen Bestrebungen der Engländer, des Deismus, der Scepsis, der Humanitätsideale und der Freimaurerei. Der Verfasser bevorwortet diese Erscheinungen, erblickt sie nur im günstigsten Lichte und bemüht sich sogar, die offensten Gottesleugner jener Periode immerhin einigermaßen zu entschuldigen. Wir wollen das dem Verfasser nicht besonders übel nehmen, weil nur allzu viele andere Literarhistoriker der Neuzeit seine allgemeine Ansicht vom Werthe der modernen Bildung im Gegensatz gegen die gläubigere Vorzeit theilen. Nachdem ein paar Generationen hindurch auf allen Gymnasien und Universitäten systematisch dahin gearbeitet worden ist, den Christenglauben zu verspotten, die Autorität der h. Schrift und der Kirche zu untergraben, unserer Väter Frömmigkeit zu verachten und nur die classischen Muster der frühern Heidenzeit und die Eitelkeit des Ichs zu pflegen, mußte natürlicherweise die ungeheure Mehrheit der studirenden Jugend annehmen, was man ihr aufdrang. Daher sind auch jetzt noch unsere meisten Literarhistoriker Feinde des Christenthums, Verächter unserer gläubigen Vorzeit und Schwärmer für die wieder erweckte heidnisch classische Bildung.

Wir haben unser Leben lang gegen diese Richtung gekämpft. So lange das deutsche Volk Glauben hatte, war es das mächtigste in Europa. Die Beraubung des deutschen Reichs, die Zertheilung der Nation, alle Schmach und Schande, die wir in den letzten Jahrhunderten erlebt, und die Verachtung, mit der jetzt alle andern Völker auf uns herabsehen, hielten gleichen Schritt mit der Zunahme unserer Schul- und Universitätsbildung und mit der neuen classisch heidnischen Literatur.

In England selbst hat der Unglaube nicht so viel Unheil angerichtet, als in Deutschland. Der Glaube im Volk nicht nur, sondern auch in der Aristokratie hielt fester und Locke und die Deisten, Shaftsbury und die Zweifler und Spötter vermochten keine so mächtige Schule in England zu gründen, wie Kant und Hegel in Deutschland. Ihr Princip war inzwischen das gleiche. Es galt, eine heilige Tradition, eine geoffenbarte Wahrheit nicht mehr gelten zu lassen, — das kindliche Verhältniß des Geschöpfes zum Schöpfer abzuleugnen, sich von dem doch nothwendigen Gedanken, daß man nur ein Geschöpf und vom Schöpfer abhängig sey, trotzig abzuwenden, dem allmächtigen Schöpfer jeden Respect, dem gnadenreichen Vater jede Liebe zu versagen, sein Daseyn gar nicht anzuerkennen, oder eine lügenhafte Abstraction an seine Stelle zu setzen. Es galt, nicht mehr Gott als das Centrum der Welt anzuerkennen, sondern nur den Menschen selbst. Locke begann mit einer Untersuchung über den menschlichen Verstand, wie später Kant über die menschliche Ver-

nunft. Auch der Franzose Descartes hatte mit seinem cogito ergo sum nichts anderes gewollt. Alle gingen davon aus, es gebe überhaupt in der ganzen Welt keine Gewißheit, außer soweit sie unserm menschlichen Verstande zugänglich sey, und was wir nicht gewiß wüßten, das existire auch nicht.

Wenn Herr Gätschenberger hier Seite 194 sagt, Locke und die Freidenker hätten „dem Kampfe gegen die hergebrachten Glaubenslehren wissenschaftliche Tiefe verliehen," so sagt er damit viel zu viel, denn wissenschaftliche Tiefe ist von dem seichten Rationalismus geradezu ausgeschlossen. Es ist keine wissenschaftliche Tiefe, in welche der denkende Mensch sich versenkt, wenn er Gott den Rücken kehrt und das höchste Wesen in seinem eigenen kleinen Verstande sucht.

Nun folgte in England wie überall die Roccocoperiode, deren literarischer Repräsentant der bekannte Dichter Pope war. England ahmte diesmal nur Frankreich nach. „Der französische Geschmack herrschte vor, Kraft, Originalität, Phantasie mußten sich in der Zwangsjacke einschnüren, beschneiden lassen, bis sie verkrüppelten, wie die Bäume unter der kunstgerechten Scheere. Der Dienst des Wahren, der Natur machte der Abgötterei des Conventionellen Platz. Das Große, Gigantische haßte jene Zeit, Shakespeare schien ihr ein betrunkener Wilder, die größten Naturerscheinungen, z. B. die Alpen verfehlten auf Addison eines erhebenden Eindrucks, man wolle alles hübsch, eben, glatt, beschnitten. Edlen Thematen begegnen wir bis zu Thomson nicht mehr, so wenig wie einem neuen Bilde der äußern Natur. Dagegen nimmt sich Pope den Raub einer Locke, wie sein Boileau die Wegnahme eines Chorpults zum Vorwurfe. Pope und seine Schule sind groß im Kleinen, die Stürme, die sie schildern, gehen im Wasserglase vor sich. Nebenbei schmeichelte man als Höfling seinen Parteihäuptern, vor Allem dem Herzog von Marlborough, verherrlichte seine Geliebte, spottete über Modethorheiten oder wärmte alten mythologischen Kram wieder auf.

Von diesem ‚Augustischen' Zeitalter, wie man speciell die Regierung der Königin Anna (von 1702—1714) titulirt, läßt sich nichts rühmen als nüchterne Verständigkeit und polirter Styl bei den Prosaschriftstellern und Gewandtheit, Anmuth und Lebendigkeit in der Schilderung des höheren Gesellschaftslebens und Correctheit der formellen Technik bei den Dichtern."

Auch Addison spielte damals eine große Rolle in der englischen Literatur durch seinen berühmten Spectator. Er trug den classischen Zopf wenigstens mit mehr Natürlichkeit und Grazie als andere. In seinen Dichtungen aber war er schwach und nur der Umstand, daß er damit auf die Tagespolitik einwirkte, sicherte ihm einen vorübergehenden Ruhm. Der Verfasser geht auf eine löbliche Weise in Einzelheiten ein, wodurch uns die damalige Zeit ganz anschaulich gemacht wird. „Addison hatte schon durch eine verunglückte Oper ‚Rosamund', der es total an Handlung fehlt, bewiesen, wie wenig Beruf er zum Dramatiker hatte. Nichts desto weniger versuchte er es auch mit der tragischen Muse. Ein läppisches Schauspiel vom Tode Cato's, dem er 1701 in Venedig beigewohnt, gab ihm die Aneiferung und theilweise den Stoff dazu. Es lag lange in seinem Pulte, bis es im April 1713 die Bretter beschritt. Und kein günstigerer Zeitpunkt hätte sich dazu finden lassen. Die Fluthen des Parteigeistes waren am höchsten gestiegen, der Kampf der Freiheit mit der Gewalt ein Spiegelbild der heftigen Kämpfe zwischen Whig's und Tories, während der letzten Regierungsjahre der Königin Anna. Siegten die Jakobiten, siegte die protestantische Erbfolge? Ein Bürgerkrieg drohte. Addison erlaubte sich in dem Stücke die offensten Anspielungen auf die Gegenwart, daß ‚Cato' eine Whiggistische Parteidemonstration werden sollte, war bekannt. Steele mit seinen Freunden im Parterre, die Peers der Oppositionspartei in den Logen beklatschten jede freisinnige Sentenz, aber auch die Tories schrien Bravo, um zu zeigen, daß sie den der Gewalt gespendeten Tadel nicht auf sich bezogen, da sie selbst Abscheu gegen Aufstände und stehende Heere hegten. Ja der witzige Bolingbroke, das Haupt der Tories, ließ den Schauspieler Booth, der den Cato spielte, im Zwischenakte in seine Loge kommen und beschenkte ihn mit fünfzig Guineen, weil er die Sache der Freiheit gegen einen immerwährenden Diktator so wacker vertheidigte (eine boshafte Anspielung auf Marlborough, der sich um ein lebenslängliches Oberfeldherrnpatent beworben hatte!). Selbst die Königin äußerte den Wunsch, das Trauerspiel möge ihr dedicirt werden. Es wurde 35 mal hintereinander gegeben, in mehrere fremde Sprachen übersetzt, der Dichter mit Lobgedichten und Weihrauch aller Art fast erstickt. Aber fragen wir: verdiente das Stück wirklich solchen Beifall? so müssen wir entschieden mit ‚Nein' antworten. Nur der Geist der Zeit und der Partei verschafften ihm den unverdienten Ruhm."

Eine Ausnahmsstellung nahm der berühmte Satiriker Swift ein. Obgleich auch er den Parteien in England diente und an Immoralität seines Gleichen suchte, übertraf er doch alle seine schreibenden Zeitgenossen an Geist und Natürlichkeit des Styles. Er war

ein armer Dorfprediger, den seine Lage drückte, der seinen Stand haßte, sich daher in die Politik warf und durch Anschluß an die Whigs sein Glück zu machen hoffte. Er war schon 34 Jahre alt, als er seine erste Schrift verfaßte. Da ihn die Whigs nicht genug hoben, ging er zu den Tories über und bekam eine reiche Pfründe in Irland, wo er aber unglücklich lebte, weil ihn die Menschen haßten wie er sie, und weil er sich mit einem fast teuflischen Raffinement in eine Doppelliebschaft eingelassen hatte, die alle Betheiligten nothwendig unglücklich machen mußte. „Schon zu Moorpark hatte Swift ein inniges Verhältniß mit einem Fräulein Hester Johnson, der Tochter des Verwalters, begonnen. Als er sich in Irland niedergelassen, war diese junge Dame in Begleitung einer andern von reiferem Alter ihm gefolgt und hatte in seiner Nähe gewohnt. Das Publikum kennt sie aus Swift's Briefen unter dem Namen Stella. Während seiner Rückkehr nach England lernte Swift ein anderes junges, sehr talentvolles und auch dichterisch begabtes Mädchen kennen, Esther Vanhomrigh, das man unter dem Namen Vanessa kennt. Auch diese junge Dame ging nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Schwester nach Irland, wo sie in der Nähe Dublin's ein kleines Besitzthum ererbt hatten. Stolz, Ehrgeiz bestimmten Swift, seine Vermählung mit Stella stets zu verzögern; obgleich er vorgab, sie über Alles zu lieben, ließ er sie doch so lange hoffen und harren, bis ihre Gesundheit und ihr guter Name darunter gelitten hatten. Der armen Vanessa dagegen wagte er auch nicht auf männliche Weise zu gestehen, daß er anderwärts Verpflichtungen eingegangen, es schmeichelte seiner Eigenliebe, daß ein schönes gebildetes Mädchen von 18 Jahren nach einem ‚Langrock von vierundvierzig' seufzte. Er behandelte das arme Geschöpf auf's Herzloseste für all' ihre Liebe, ihre Opfer. Acht lange Jahre nährte Vanessa in der Einsamkeit ihre hoffnungslose Leidenschaft. Endlich schrieb sie an Stella, Gewißheit zu erhalten über ihr Verhältniß zu Swift. Dieser kam in den Besitz des Briefes und ritt augenblicklich nach der Wohnung der Unglücklichen. Mit jenem finstern Blicke, der der Armen oft Schrecken einflößte, warf er ihren Brief auf den Tisch und verließ sie stumm. Wenige Wochen später brach der Gram Vanessa's Herz.

Und auch Stella folgte ihr bald nach. Als ihr Lebensquell fast versiegt war, ließ sich Swift zwar mit ihr trauen, aber ihre Ehe war eine heimliche, die Welt durfte von ihr nichts wissen.

Zur Entschuldigung oder mindestens Erklärung der großen Herzlosigkeit Swift's hat man angenommen, daß der Keim jener Geisteskrankheit, die ihn gegen das Ende seines Lebens überwältigte, schon damals in ihm gelegen sey."

Gleichwohl befand sich Swift während der Katastrophe jener Liebesgeschichten grade auf der Höhe seines literarischen Wirkens und war seines Geistes in vollem Maße mächtig, denn grade damals schrieb er Gullivers Reisen, eines der geistvollsten Bücher, die jemals geschrieben worden sind. Sie erschienen 1726. Erst 16 Jahre später verfiel Swift in Blödsinn, sprach drei Jahre lang kein Wort und starb 1745, nachdem er vorher noch in seinem Testament befohlen hatte, sein ganzes Vermögen zur Gründung eines Irrenhauses zu verwenden.

Statistik.

Bevölkerung des Russischen Kaiserreichs in den wichtigsten statistischen Verhältnissen, dargestellt von A. v. Buschen. Gotha, J. Perthes, 1862.

In demselben Verlage sind schon mehrere ganz ähnliche Monographien europäischer Staaten erschienen. Sie enthalten Vergleichungskarten und Tabellen nebst dem erklärenden Commentar.

Hier erhalten wir zuerst eine Uebersicht über das europäische Rußland nach seiner geographischen und ethnographischen Eintheilung. Dann folgt die Statistik der Stände, des Adels und der Beamten (nicht ganz 900,000 Seelen), des Clerus, der Bürger, der Kron- und Apanagebauern, der Leibeignen, der freien Völkerstämme. Weiter die Statistik der Religionen. Endlich wird die Tüchtigkeit der Bevölkerung, das Zahlenverhältniß beider Geschlechter, die Zahl der Ehen, Geburten und Sterbefälle nach den verschiedenen Provinzen verglichen und durch die kleinen Karten anschaulich gemacht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 51.** 27. Juni 1863.

Kriegsgeschichte.

Der Sommerfeldzug des Revolutionskrieges in Siebenbürgen i. J. 1849. Von einem österreichischen Veteranen. Mit 2 Schlachtplänen. Leipzig, Schrag (A. G. Hoffmann), 1863.

Das große Publikum hat aus den Zeitungen von jenem Feldzug in Siebenbürgen zumeist nur die Erinnerung behalten, daß der polnische General Bem sich darin an der Spitze eines verhältnißmäßig kleinen ungarischen Truppencorps durch die Schnelligkeit und Genialität seiner Kriegführung ausgezeichnet. Von den Details dieses Krieges hat man weniger erfahren oder wurden sie nicht so dargestellt, daß sie sich der Einbildungskraft lebhaft hätten einprägen können. In der vorliegenden kleinen Schrift werden nun zum erstenmal mit außerordentlicher Lebendigkeit Partien jenes Siebenbürgischen Nationalkrieges hervorgehoben, die bisher weniger beachtet waren und doch eigentlich das meiste Interesse einflößen müssen. Denn sie erklären uns, um was es sich eigentlich handelte, den Nationalitätenkampf, zu dem sich die Wirksamkeit des genannten polnischen Generals doch nur wie eine Episode verhält.

Man macht sich die damalige Sachlage am klarsten, wenn man sich um tausend Jahre in der Geschichte zurückversetzt, denn im Jahr 1849 wurde in der That von Seite der Magyaren nur die alte Barbarei erneuert, welche sie vor tausend Jahren bei der Ausbreitung ihres Reiches geschändet hat. Jetzt wie früher war es das tatarische Reitervolk der Ebene, dessen Wuth sich an dem romänischen (wie weiter westlich an dem slavischen) Gebirge brach. Oertlichkeiten und Nationen sind dieselben geblieben. Durch Ueberraschung, Verrath und Terrorismus hofften die Magyaren jetzt wie früher ihre ehrlicheren und bescheidenern Nachbarn zu unterjochen. Die Romänen bewohnen ein schwer zugängliches Gebirge. „Die Bewohner dieser Gebirge, Hirten, Goldwäscher und Jäger, die mit Bären und Wölfen von frühester Jugend an zu kämpfen gewohnt sind, kennen jeden Steg, jede Klippe, Felsen und Busch, hinter dem sie sich bergen können, um einen unbedachtsamen Feind, der sich in diese Schluchten wagt, in dem gesicherten Versteck zu erwarten und mit Zuversicht zu vernichten. Für die Rebellen waren diese Erzgebirge ein Kaukasien, da die Truppenführer in der Leitung eines Gebirgskrieges keine Kenntniß hatten. Die Eroberung dieser Erzgebirge war für die Umsturzpartei von zweifachem Vortheile. In politischer Beziehung ward durch die Bezwingung dieser Landestheile die romänische Intelligenz, die sich da vereint hatte und einen großen Einfluß auf die Bevölkerung ausübte, unschädlich gemacht. Die Bergstädte mit ihren reichen Gold- und Silbererzen gewährten zugleich eine anständige Beute für die Umsturzhelden, die sie für ihre Zwecke verwerthen konnten."

Durch welchen Terrorismus Kossuths Partei die Romänen anfangs zu verblüffen wußte, davon erhalten wir hier wahrhaft grauenhafte Beispiele. „Die romänische Familie Moldovan war als besonders der kaiserlichen Regierung ergeben bezeichnet worden. Unter der nichtigen Anklage: in der Zeit als Baron Bal die gewaltsame Durchführung der ungesetzlichen magyarischen Rekrutirung beabsichtigte, nach Monor geeilt zu seyn und dort den Eid der Treue bei dieser Gemeinde für den Kaiser abgelegt zu haben — verhaftet und vor das Blutgericht in Görgeny gestellt, wurden die Männer Moldovan Daniel, Juon, Simion, Jvan und der Sänger Illie — jeder mit 100 Stockstreichen belegt — unter dem Jammer der mit verhafteten Weiber — hierauf dem Illie mit einer Zange die Nägel aus den Fin-

gern gerissen, in abwechselnden Pausen die Glieder der Finger abgeschnitten, Allen die Hände und Füße gebrochen — dann zogen die Blutrichter ihre Säbel, hieben auf sie ein und verwundeten die Unglücklichen am Kopfe, Gesicht und an den Augen. (Das Blenden eine Lieblings-Operation der Magyaren, die sie an ihren eigenen Königen in Anwendung brachten.) In diesem halbtodten Zustande wurden die Opfer von den Executions-Jägern nach dem Richtplatze geschleift und mit den Weibern Mitra, Pietra und Konstanza erschossen."

„An der Spitze dieser Blut- und Standgerichte finden wir unter anderen Namen auch die der Barone Kemeny, Banfi, der Grafen Lazar, Haller und Teleki, den katholischen Mönch und Hofcaplan Lörinz Ferenz und den reformirten Pfarrer Marton Krisofsam. Ueber 4000 Personen waren bereits durch diese Blutgerichte und mobilen Executionen gemordet worden, und noch fand der als Regierungs-Commissair von dem Rebellen Kossuth nach Siebenbürgen abgesandte Ladislaus Csány diese Opfer zur Befestigung der magyarischen Regierung nicht hinreichend. Er bereiste das Land, confiscirte die Besitzungen der in die Walachei geflüchteten sächsischen Familien und ließ Verhaftungen vornehmen, um diese den Blutgerichten zuzuweisen. Der freisinnige und ehrenhafte evangelische Pfarrer aus Meschen, Ludwig Roth, hatte den Muth allein, laut seine Stimme zu erheben und öffentlich die schreckenhaften Hinrichtungen an schuld- und wehrlosen Bewohnern des Landes zu verdammen. Roth sprach damit sein Todesurtheil aus. — Csány ließ ihn verhaften und vor das Klausenburger Blutgericht stellen, das ihn zum Erschießen verurtheilte. Roth ging mit Ruhe und unverzagt dem Tode entgegen. Er hinterließ vier noch unversorgte Kinder. In der Folge erhielten diese Waisen eine ansehnliche Pension von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph."

Die Romänen leisteten übrigens einen verzweifelten Widerstand in ihren Gebirgen. Dragosin, welchen Kossuth entsendet hatte, betrog sie durch eine verrätherische Unterhandlung, während welcher Hatvani mit magyarischen Truppen sie zu entwaffnen anfing. Die Romänen geriethen nun in Wuth und riefen durch das Alphorn und Signalfeuer das ganze Gebirgsvolk herbei, angeführt von dem Präfecten Janeu, dem der elende Hatvani weichen mußte, nachdem er zu Abrudbanya den Präfecten hatte erschießen, mehrere andere hängen, die Wohnungen plündern und verbrennen lassen. „Janeu drang mit seinen Bergschützen und Lanzenträgern von mehreren Seiten in die Stadt. Der Kampf war mörderisch, die Honveds und die Abrudbanyer Magyaren vertheidigten sich aus den Häusern und Kellern, aber vergebens. Die Romänen auf das Höchste erbittert, als sie die Leichen ihrer gemordeten Stammverwandten erblickten, steckten die Häuser in Brand und machten Alles nieder. Hatvani's Flucht ward von zwei in den Seitenthälern aufgestellten Abtheilungen bemerkt; diese ereilten dessen Nachhut, die abgeschnitten und in die Stadt zurückgedrängt, nach einer verzweifelten Gegenwehr überwältigt wurde. Dragosin, der sich während des Kampfes in einem Keller verkrochen hatte, ward hervorgezogen und als Verräther an seiner Nation von den Lanzenträgern in Stücke gehauen. Abrudbanya stand in Flammen, über tausend Leichen der gefallenen Rebellen lagen im Bereiche derselben. Hatvani war mit ungefähr 700 Mann und 3 Geschützen nach Brad entkommen, und beschloß, die Niederlage zu rächen, die ihn hätte belehren müssen, daß zur Leitung eines Gebirgskrieges doch etwas mehr zu wissen nothwendig ist, als die Führung eines endlosen magyarischen Prozesses. In Brad verstärkte sich Hatvani mit zwei Compagnien Szekler-Infanterie, 600 Mann Honveds, einem Flügel Szekler-Husaren, mit einem Geschütze und 400 Mann der deutschen Todtenkopf-Legion. Die deutsche Todtenkopf-Schaar des Herzogs von Braunschweig hatte den Zweck, Deutschland vom Sclavenjoch eines fremden Usurpators zu befreien; die Todtenkopf-Legion aber, welche Hatvanis Horden folgte, verband sich mit den Magyaren, um die anderen Nationalitäten, folglich auch die Deutschen, zu unterdrücken, um ein dem Deutschthum feindliches Magyarenreich zu gründen behülflich zu seyn. — Diese Todtenkopf-Hanswurste, die auf den Schutthaufen vor Brad Schiller's Räuberlied sangen, haben den verdienten Lohn geerntet. Der Marsch in die Gebirge ward von den Romänen nicht beunruhigt, sie ließen Hatvani in die Mausefalle von Abrudbanya am 16. Mai mit 2000 Mann Infanterie, 80 Reitern und 4 Kanonen unangefochten einrücken. — Die Bergstadt war eine halbe Ruine, nur wenige Bewohner waren zurückgeblieben; die Truppen, von dem angestrengten Marsch ermüdet, suchten nach Nahrung, da die Lebensmittel während des Hermarsches aufgezehrt waren und Hatvani in seinem strategischen Angriffsplan die Sorge für die Verpflegung seines Corps vergaß. — Das Alpenhorn ertönte, die Signalfeuer loderten, und Janeu's Legionen erschienen auf dem Kampfplatze. Am 17. Mai, Nachmittags, griffen die Romänen die vor Abrudbanya aufgestellten Rebellen von mehreren Seiten zugleich an, der Kampf wurde am 18. und 19. fortgesetzt. Hatvani's halb verhungerten Truppen entmuthigt und geschlagen, zogen sich in die

Stadt zurück: der ganz rathlos gewordene Hatvani machte sich zuerst mit den Husaren und seinem Gefolge auf der Bergstraße von Zalatna, das sauve qui peut rufend, aus dem Staube. Als Jancu das Entwischen Hatvani's wahrnahm, ließ er zwei Abtheilungen auf dem kürzern Weg demselben nacheilen, um den Rückzug abzuschneiden. Die Rebellen eilten aus Abrudbanya in wilder Flucht ihrem Truppenführer nach, — die Romänen die Flüchtlinge verfolgend. — Es war ein fürchterlicher Rückzug. Bei dem Defilé Cornu wurden die Fliehenden von den bereits besetzten Anhöhen durch den Präfecten Balinte von einem Kugelregen der Schützen in beiden Flanken empfangen, welcher die Reihen der Eilenden schreckenhaft lichtete; — zugleich im Rücken stark gedrängt, warfen die Szekler, Honveds und Freischärler Tornister, Gewehre und Patrontasche weg, um leichter entkommen zu können. Die Todtenkopf-Legion, die mit den Geschützen den Rückzug angetreten hatte, wurde in der Nähe von Cerbu von den Lanzenträgern, die mit Wuth von den Höhen auf sie herabstürzten, niedergemetzelt, obgleich die Legion die Waffen abgeworfen und um Pardon gebeten hatte."

Damit war der Kampf nicht zu Ende, vielmehr kamen aus Ungarn Baron Kemeny mit 4000 Mann und 18 Kanonen, um Hatvanis Niederlage zu rächen, aber auch er konnte im Gebirge nicht durchdringen und mußte, weil ihm alle Lebensmittel abgeschnitten wurden, sich mit einem Verlust von 500 Mann zurückziehen. Nicht besser erging es einem dritten Angriff des Ungarn Vasvary, der 800 Mann im Erzgebirge verlor.

Nun erschienen 26,000 Russen unter General Lüders auf dem Schauplatz und dieser Uebermacht mußte Bem trotz aller Blitzschläge und Listen weichen. Hier ein kleines Bild. „Bem entging dem Tode oder der Gefangenschaft dadurch, daß er während der Verfolgung mit seinem Adjutanten, dem ungarischen Dichter Petöfy, der in lyrischen Gedichten die Heldenthaten Bem's verherrlichen sollte, aus dem Wagen sprang und in dem an der Straße nach Szitas-Keresztur befindlichen Sumpfe sich verbarg. Es war bereits dunkel geworden. Petöfy, der dem Beispiele Bem's folgte, drang etwas weiter in den Sumpf und kam nie wieder zum Vorschein. Bem war aus dem Schlamm gekrochen und ging einsam auf der Straße nach Szitas-Keresztur. Hier fanden ihn die patrouillirenden Husaren und brachten denselben nach Keresztur, wo er in dem Hofe eines Edelmanns (bei dem gewesenen Oberrichter Matskasi) mit frischer Wäsche und Kleidern versehen wurde und nach zweistündiger Rast nach Maros-Vasarhely eilte, um von da aus mit den gesammelten Trümmern seines Heeres einen Coup de main gegen Hermannstadt auszuführen, welcher der Schlußact seiner verwegenen Thaten in dieser Revolution wurde."

Aus diesen Proben wird der geneigte Leser erkennen, wie lebendig und anziehend das vorliegende Kriegsgemälde ist.

Heiligengeschichte.

Helvetia sancta oder Leben und Wirken der heiligen, seligen und frommen Personen des Schweizerlandes. Aus den bewährtesten Quellen gesammelt von P. Laurenz Burgener. Dritter Band. Einsiedeln, New-York und Cincinnati, bei Benziger, 1862.

Dieser dritte Band ist als Supplement der beiden vorangegangenen zu betrachten, weshalb er noch ein volles Alphabet anfüllt. Man findet darin die Heiligen und Frommen der katholischen Schweiz von den ältesten Zeiten her bis auf die neuesten verzeichnet, die ersten Apostel, die über die Alpen kamen, die h. Stifter der Bisthümer und Klöster, die Martyrer und Einsiedler, die großen Lehrer und Kämpfer der Kirche und die demuthsvollen Nonnen und Bettelmönche. Von allen Gattungen hat die Schweiz ruhmwürdige Beispiele aufzuweisen. Man braucht nur an den h. Gallus, an den h. Meinhardt, an den h. Mauritius, an den h. Fridolin, an Heinrich Suso, an Niklas von der Flühe ꝛc. zu denken. — Im vorliegenden Bande begegnen uns noch Traditionen sehr alter Zeit, z. B. S. 73 f. die von drei ungenannten heilkundigen Schwestern am kalten Bade auf dem berühmten Berge Rigi. Kräuter- und heilkundige Jungfrauen auf Bergen weisen in der Regel auf einen älteren heidnischen Bergcultus zurück.

Ziemlich vielen Raum nehmen die Lebensabrisse frommer Klosterfrauen ein. Eine liebliche Idylle bietet das Kloster Töß mit seinen tauben, frommen Bewohnerinnen dar. Darunter befanden sich zwei ausgezeichnete Sängerinnen (S. 320 f.), von denen besonders die eine, Schwester Mathilde durch ihre kindliche Demuth und durch das heilige Feuer ihres Gesanges anzieht. Hier eine kleine sprachliche Bemerkung. „Einige Namen, welche die Schwestern in Töß führten, sind schwer zu verstehen und nach der jetzigen Schreibart zu geben, indessen hat der geschichtskundige Staatsschreiber

Moriz von Stürler einige entziffert: Man schrieb Metzi für Mathilde, Elsi für Elisabeth, Elli für Adelheid, Gerti für Margaretha, Beli für Barbara, Margeli und Mia für Maria, Nesi für Agnes, Stasli für Anastasia, Dori für Dorothea, Trütli für Gertrud, Bolni für Apollonia, Jützi für Jonatha. (Gefällige Mittheilung von Herrn Egbert Friedrich von Mülinen in Bern.)"

Aus den Zeiten der Reformation und der Revolution werden manche rührende Ereignisse mitgetheilt, wie unschuldige Nonnen aus ihren friedlichen Asylen grausam vertrieben wurden. Anziehend ist besonders S. 218 f. die Erzählung der Vertreibung der Nonnen aus dem Kloster Colanbay im Canton Wallis. Dieses Kloster hatte die Stürme der Revolution überdauert, als es erst auf Befehl Napoleons I. (1812) aufgehoben wurde, nachdem dieser das Wallis dem französischen Reiche einverleibt hatte. Den Nonnen wurde alles genommen, sogar ihr Ordenskleid, denn sie durften sich außerhalb des Klosters nicht in demselben blicken lassen. Traurig zogen sie im Angesicht einer ungeheuern Volksmenge aus und zerstreuten sich, um bei ihren Familien eine Zuflucht zu suchen, die ihnen zuerkannte Pension wurde nur säumig ausgezahlt. Aber nach Napoleons Sturz kehrte die muthige Priorin Hymbeline zurück, warf sich dem Bischof von Sitten zu Füßen und ruhte nicht, bis das Kloster ihr und den frommen Schwestern, die sich alle um sie sammelten, wieder geschenkt wurde.

Von besonderem Interesse sind einige Biographien frommer Priester, die in der Revolutionszeit verfolgt wurden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts diente Albert von Dießbach aus dem berühmten Berner Patrizier Geschlecht als Offizier in einem Schweizerregiment in Piemont, fand sich durch seinen reformirten Glauben nicht befriedigt und wurde 1755 katholisch. Er selber sagt: „Geboren unter einem achtungsvollen Volke, das jedoch leider in religiöser Beziehung im Irrthum befangen ist und jenen Grundsätzen huldigt, durch welche die Neuerer des sechszehnten Jahrhunderts die Einheit des Christenthums zerrissen, wurde mein Geist in der Blüthe des jugendlichen Alters von dem Leichtsinne, welcher dem Soldatenleben nur zu eigen ist, von der Eitelkeit einer stolzen Seele, von den Wogen starker Leidenschaften und einer unstillbaren Begierde, Alles zu lesen, hingerissen und mit Riesenschritten zu dem Byronschen System der Religionsverachtung geführt, welches den Höhepunkt menschlicher Verirrung bildet. Da warf Gott im Augenblicke, wo ich Ihn vergaß, seinen gütigen Blick auf mich, und meine Seele fühlte sich getroffen und erschüttert." Nach dem Tode seiner geliebten Gemahlin trat er in den Jesuitenorden ein und studirte mit großem Eifer. Nach Aufhebung des Ordens lebte er abwechselnd in der Schweiz, Italien und Wien, stand in hoher Achtung, nahm aber keine geistliche Würde an. Im Jahr 1798 befand er sich in der Schweiz, während dieses sein schönes Vaterland von den Franzosen ausgeplündert wurde. Opferfreudig nahm er sich der Gefangenen und Verwundeten an und wehrte der rohen Soldateska, wobei er einmal schwer verwundet wurde. In der helvetischen Republik konnte seines Bleibens nun nicht länger seyn und er ging nach Wien, wo er 1804 gestorben ist.

Eine ähnliche Aufopferung bewies der Pfarrer Motschi, von Diedenheim bei Mühlhausen im Sundgau. Derselbe wurde schon 1792 durch die Sansculotten mit dem Tode bedroht und aus seiner Gemeinde vertrieben, blieb aber in der Nähe, kehrte auf geheimen Wegen und bei Nacht zu ihr zurück, um seines geistlichen Amtes zu pflegen und die Kranken zu trösten, wurde dabei einmal entdeckt und rettete sich nur, indem er gewaltig um sich schlagend, seine Verfolger zurückwarf und wie durch ein Wunder ihren Säbelhieben und Flintenschüssen entging.

Ein Musterbild christlicher Demuth und Gelassenheit stellt der berühmte auch in der Schweiz thätig gewesene Schwabe Heinrich Suso dar, dessen Biographie hier S. 200 f. mitgetheilt ist. Nachdem er wie ein Fisch im Meere in göttlicher Süßigkeit geschwebt hatte, verhängte Gott über ihn noch die schwersten Prüfungen. „Als er bald darauf mitten im Kreuzgang des Klosters einen Hund traf, der ein schlechtes Tuch in seinen Zähnen trug, welches er mit wunderlicher Geberde knurrend auf und nieder warf und Löcher in selbes zerrte, da ward in ihm gesprochen: Also wirst du in deiner Brüder Mund werden! Nun kamen die vorausgesagten Leiden der Reihe nach über ihn. Er wurde von Zweifeln wider den Glauben beängstigt, dann überfiel ihn eine Traurigkeit, welche sein Herz fast erdrückte; alsdann hatte er mit der Verzweiflung zu ringen, so daß er sich nicht zu rathen wußte und fürchtete, ewig verloren zu gehen. Nachdem er diese inneren Leiden siegreich überwunden hatte, kamen nun die äußeren gegen ihn herangestürmt. Falsche Anklagen vor Gericht, schwere Krankheiten, die klägliche Verirrung seiner eigenen Schwester, Gefahren von Mördern ꝛc." Aber alles zum Heile seiner Seele.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 52. 1. Juli. 1863.

Reisen.

Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben aus der Alpenwelt von Otto Banck. II Bände. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1863.

Der norddeutsche Tourist, der hier die Alpenwelt schildert, hat nicht ganz jedes norddeutsche Vorurtheil abgelegt, im Allgemeinen aber billig und richtig geurtheilt und seine Schilderung bietet manches Interessante dar. Er geht von München aus, dessen Kunstschätze er bewundert und über dessen gemüthliche Bierconsumtion er sich verwundert. Doch gefällt ihm die Brüderlichkeit, mit der hier Herrn im Ordensbande neben dem gemeinen Arbeiter und der Oberst neben dem gemeinen Soldaten sitzt und trinkt. Auf Seite 29 kann er nicht umhin, seine norddeutsche Empfindlichkeit zu äußern über die Mißachtung, in der in München die Nordlichter stehen. Auf Seite 39 mokirt er sich über die bayrische Küche. „Was die Küche betrifft, so muß der Fremde, wofern er nicht ein Bayer oder ein Württemberger ist, seine Anforderungen entsetzlich herabspannen. Die bayrische Tafel ist im Allgemeinen nur auf Sättigung, durchaus aber nicht auf Verdaulichkeit oder geschmackvolle Bereitung und Zusammenstellung der Speisen berechnet. Die großen Gastronomen würden es nicht ohne Schauder sehen, wenn Rindfleisch mit Gurkensalat oder Mehlspeise mit Schnittlauch verzehrt werden sollte." Aber ich bitte Sie, geschätzter Herr Banck, wie wollen Sie Rindfleisch mit Gurkensalat tadeln, ohne über Ihr norddeutsches Kalbfleisch mit Rosinensauce zu erröthen. Behalten Sie doch ihre Rosinensauce, aber lassen uns auch unseren Gurkensalat!

Wir folgen dem Reisenden in den Bregenzerwald, für den er sich nach Gebühr begeistert. Vom Bergrücken der Lorena genoß er „einen herrlichen Einblick in das hochragende, waldesduftige Bergland mit seinen Felsenspitzen, die oft von Schneerändern gefirstet sind. Die Gegend verbindet mit einem Schwung des Großartigen die reine Frische einer unberührten, lachenden Naturkraft. Vielleicht gibt es nirgend in den Alpen so saftig grüne sammetgeschorene Wiesenflächen, Almenrücken und thaublitzende Grasbühel, malerisch mit Tannen und Buchen bewachsen und sich traulich an die Vorsprünge der Bergfüße anlehnend."

Durch Graubündten gelangte der Reisende ins Engadin, wo man schon welsch redet und zwar in zweierlei Mundarten, der s. g. romanischen und der ladinischen, die der Verfasser vergleicht. „Ich füge hier zur unterhaltenden Entzifferung aus der ‚Gasetta Romonscha' eine kleine Correspondenz aus ihrer Rubrik ‚Ausland', ‚Frankreich' bei.

Exteriur. Fronscha. Il retg de Belgia ei staus a Biaritz tier Napoleon per sereschdar sulla presenta situaziun dell' Italia. La Gasetta Gienerala segirescha che las pussonzas grondas segien ussa el princip d'accord de tener in congress a Brüssel, e per quel degi survir sco basis la convenzium serrada giu a Turitg denter Fronscha e l'Austria cun exclusiun de Sardinia. Igl arranschement vegn tenius secret e perquei sappi ins nuota crer allas numerusas famas. Fronscha ed Austria vegnien a far sil congress las medemas proposiziuns — ina mala pellas miras de Victor Emanuel.

Zum Vergleich möge dieser Probe eine andere aus der ladinischen Sprache folgen. Die Zeitung ‚Fögl d'Engiadina' berichtet in der gleichen Abtheilung ‚Ausland', ‚Frankreich':

L'ester. Frauntscha. L'imperatur Napoleon as rechatta preschamtamaing a Biaritz, inua il raig da Belgia ais sto al fer üna visita, nel istess temp con

il princip austriac Metternich e 'l conte Walowski, prüm minister da Frauntscha."

Herr Banck verweilte länger im Engadin und bestieg den berühmten Piz Languard. Wir geben wieder eine kleine Probe seiner Begeisterungen. „Uebermächtiger, nervenerschütternder Eindruck, furchtbar prächtig und entsetzlich! Begeistertes und doch eisig schneidendes Gefühl des Erstaunens, das die Seele nicht oft haben kann und darf! Darum sind die Berge, auf denen dies Erstaunen der kühne Vorwitz erreicht, so hoch und unzugänglich." Der reisende Enthusiast drang bis zu den hohen Häuptern der Bernina vor und brachte lange genug im Engadin zu, um Gemsen und Bärenjagden mitzumachen.

Aus Anlaß der Badeorte, die in jenen hohen Regionen neu entstanden sind, macht er einige ganz praktische Bemerkungen über Bäder und Badekuren überhaupt. Nicht selten kommt ein Bad in Ruf und in die Mode, ohne es zu verdienen. Noch öfter wird in den Kuren gefehlt. Von den berühmten Traubenkuren bemerkt der Verfasser sehr mit Recht, der übermäßige und ganz unvernünftige, gleichwohl von den Aerzten vorgeschriebene Traubengenuß verderbe vielmehr den Magen, als er irgend nützen könne. Dasselbe gilt vom vielen übertriebenen Wassertrinken.

Der Verfasser macht einen Abstecher nach Verona, dessen antikes Amphitheater er im Geiste so sieht, wie es noch zur Römerzeit gewesen ist, mit allen seinen Zuschauern und allen darin aufgeführten Scenen. Dann wendet er sich wieder zum schönen blauen Gardasee und versenkt sich in die Wunder der Natur.

Im zweiten Bande folgen wir ihm wieder nach dem Nordrand der Alpen und finden seine Begeisterung für die Natur immer noch in gleicher Frische. Indem er aus der bayrischen Ebene nach Hohenschwangau fährt, schildert er das Gebirge. „Der felsengewundene, scharfkantige Säuling und seine Nachbarn erheben ihr Haupt 5000 Fuß kerzengerade aus der heitern Ebene, und gleich einer Symphonie von Beethoven, die mit einem Posaunenjubel feurig und siegestrunken beginnt, begrüßt uns mächtig erschütternd, drohend und lachend zugleich in Formen und Farben der ewige Sphärenklang der großartigen Alpennatur. Dieser Eindruck schlägt zündend in die erregte Seele des Wanderers." Dann werden uns Hohenschwangau, Reutte, Lermoos, Garmisch, Partenkirchen ꝛc. geschildert und hierauf bemüht sich der Verfasser, das Charakteristische der Alpenformen auf ihre geognostische Bedingung zurückzuführen, sofern Granit, Kalk, Basalt, Nagelfluh ꝛc. verschiedene Gestalt annehmen. Er hat seine Ansichten darüber noch Ritter und Humboldt in Berlin mitgetheilt und diese haben sie gebilligt.

Für den Reisenden haben die bayrischen und Tiroleralpen immer noch das Angenehme einer patriarchalischen Einfachheit und Wohlfeilheit und das Verderben des Hôtelwesens hat sie nur angenagt, noch nicht verschlungen. Der Verfasser beschreibt „das Läuten der Gasthofsglocke in der Schweiz, wenn er in einem bescheidenen Einspänner vorfährt und sechs geschnürte Kellner mit einer gebrannten und gescheitelten Haarfrisur à l'anglaise auf ihn losstürzen und ihm das Aussteigen erschweren, während der corpulente Oberkellner in schwarzem Frack und weißer Weste auf der Schwelle stehen bleibt und den neuen Gast mit der Lorgnette mustert. Solche gespreizte Eleganz schändet die schönsten Naturgenüsse in der Schweiz an allen Ecken und Enden. In Bayern kennt man sie fast noch gar nicht, und in Tirol ist mir, ein paar Städte ausgenommen, kein einziges Beutelschneiderhôtel solcher Art bekannt. Das Salzkammergut hat deren aufzuweisen; man braucht nur nach Ischl zu reisen, um dort in einem der ersten Hôtel Wunder der höheren Magie zu erleben und den Gulden zum Groschen werden zu sehen. Abstrahirt man nun von diesen schmerzensreichen Paradiesen einer besseren Kochkunst, so findet man in den gesammten Alpen eine Küche, die weder den französischen, noch den norddeutschen Geschmack befriedigt." In letzterer Beziehung tadelt er besonders den Kaffee, den man inzwischen in manchen Gegenden Norddeutschlands nicht besser bekommt. Man denke nur an den berühmten sächsischen Blümchenkaffee. Was aber sonst die Küche betrifft, so hat der Norddeutsche lediglich nicht das Recht, sich über die süddeutsche Küche zu beklagen, die im Allgemeinen, wenn man von den wohlhäbigen Hauptstädten und von einigen besonders fetten Marschlanden des Nordens absieht, durchschnittlich im Norden keineswegs so reichlich ist als im Süden.

Wir begleiten den Verfasser ferner nach Reichenhall, wo er Comfort und Wohlfeilheit vermißt. Nach Kitzbühel und zum Starenberger See. Ob das Pinzgau, wie er S. 94 bemerkt, seinen Namen von Pison (Wisent, dem wilden Rinde) habe, möchten wir doch noch dahingestellt seyn lassen. Nun folgen noch die Schilderungen vom Starenbergersee, von Tegernsee und Kreut, vom Innthal und Innsbruck. Interessant ist Seite 148 f. die Notiz über mancherlei Aberglauben, der sich noch in Tirol bei Roblern und Schützen erhalten hat. Dagegen sind die alten schönen Volkstrachten fast überall verschwunden. „Den Malern und Dichtern will ich hier einige Alpengegenden nennen, in denen sich noch

mehr oder weniger Nationalcostüme antreffen: vor Allem im obern Etsch- und Passeyrthal; im Bregenzer Wald; in kleinen Seitenthälern des Ober-Innthals und Pusterthals und im Zillerthal aus Koketterie; ebenso bei Berchtesgaden und in der Schweiz im Oberhaslithal und an mehreren Punkten der Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Appenzell. Fast überall schwindet die Frauentracht zuerst, dann die der Männer; einige Costümstücke der ersteren werden aber festgehalten, wenn das stärkere Geschlecht schon längst ganz modern geht."

Schließlich knüpft der Verfasser noch einige patriotische Bemerkungen an, welche ganz passend sind. Er vermißt nämlich noch bei den Deutschen eine allgemeine Kenntniß ihres großen und schönen Landes. Es gibt keine allgemein verbreiteten Werke, worin alles Erhabene, Schöne und Sehenswerthe in Deutschland zusammengefaßt wäre. „Wenn uns heute ein Engländer oder ein Franzose, die gut Deutsch verstehen, nach einem Werke fragen, worin in poetisch schöner und doch instructiver Weise deutsche Länder, Völker und Städte mit ihren Merkwürdigkeiten der Geschichte, Natur und Kunst; der Sitten und Gebräuche geschildert sind, wie es solche Werke für Frankreich und England gibt, ja wie sie selbst deutsche Schriftsteller für jene Länder und besonders für Italien mit der größten Liebe geschrieben haben, — wenn uns eine solche Frage vorgelegt wird, so muß die ärmliche Antwort darauf unser patriotisches Gefühl mit Scham erfüllen. Wir müssen uns zu einzelnen Arbeiten wenden, in die dürre Reisehandbuchlitteratur flüchten, oder die Fabrikarbeit der Eisenbahnbibliotheken ausbreiten. Unsere altdeutschen Bauten, unsere gothischen Dome, unsere älteren und neueren Bauwerke, wie sie in Danzig, Nürnberg, Regensburg, Potsdam, Berlin, Dresden, München zahlreich genug stehen und eine Fülle des Geschichtlichen und Kunstschönen darbieten, werden nur trocken registrirt oder höchstens durch Polemik berücksichtigt. Es geschieht von denselben Leuten, deren ästhetisch hohler Enthusiasmus für das Fremde auf dem Schlachtfelde von Chäronea Thränen vergießt, und denen auf dem Schlachtfelde von Leipzig Nichts einfällt, als daß dort Rüben gepflanzt werden. Daß ihr Großvater vielleicht unter diesen Rüben liegt, ficht sie weiter nicht an." Der Verfasser hat ganz recht. Wir haben Specialbeschreibungen von deutschen Ländern und Städten, aber ein gutes Werk über das ganze Deutschland, wie es Herr Panck im Sinn hat, existirt nicht. Webers Briefe über Deutschland, die immerhin zu dem Lesenswerthesten gehören, sind von zu einseitigem Humor und schon veraltet. Trotz der in neuerer Zeit aufgekommenen Begeisterung für ein einiges Deutschland, kennen nur die wenigsten Deutschen ihr großes Vaterland im Ganzen und in der Regel nur Bruchstücke davon. Wenn mehr Sorge getragen würde, daß die Deutschen in Süd und Nord, Ost und West einander besser kennen lernten, würden sie sich auch gegenseitig besser würdigen. Denn bis jetzt hegen sie neben begründeten, doch auch sehr viele unbegründete Vorurtheile gegen einander. Sie lieben sich nur in Abstracto, hassen einander aber in Concreto. Dieser Haß würde sich wesentlich ermäßigen, wenn man sich näher kennen würde. Indeß werden schon die Eisenbahnen viel dazu beitragen, die deutschen Stämme einander immer näher zu bringen, und immer mehr deutschen Individuen Gelegenheit verschaffen, ihre deutschen Brüder in den andern Provinzen kennen zu lernen. Man bemerkt bereits, daß die allgemeine deutsche Schriftsprache, wie sie im Munde der Gebildeten doch schon ziemlich gleichförmig verbreitet ist, in neuerer Zeit auch mehr und mehr auf die niederen Stände übergeht, zumal in den Städten, bei Soldaten und Dienstboten. Eine größere Verschmelzung sämmtlicher deutscher Stammgenossen wird dadurch in der That angebahnt.

Geschichte.

Mährens allgemeine Geschichte. Von Dr. B. Dudik. Zweiter Band. Brünn, Gastl, 1863.

Dieser starke zweite Band umfaßt nur den Zeitraum von 906 bis zum Jahr 1120, also nicht viel über zwei Jahrhunderte. Man kann sich nun einen Begriff machen, wie gründlich und genau der Verfasser alles nimmt. Eine so mühsame Arbeit ist um so dankenswerther, als der Gegenstand nicht zu denen gehört, die ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen, und doch auch dieses Gebiet erforscht und mit der Fackel der Wahrheit beleuchtet seyn will.

Die slavischen Geschichten sind alle ziemlich unerquicklich, weil darin nur selten große Charaktere hervortreten und noch weniger großartige Institutionen. Unaufhörlich wechseln Eroberungskriege und dann wieder Theilungen, häßlicher Familienzwist, Gewalt und Ver-

rath ab. In allen diesen Kämpfen aber vermissen wir einen höhern Zweck. Es sind weder Kämpfe für die Freiheit noch für die Einheit der Nation, noch für heilsame Reformen, sondern immer nur Fürstenkämpfe um den Besitz. Jene geistigen Blüthen, die aus der romanischen und germanischen Nationalität herausschlugen, fehlen den Slaven fast gänzlich. Obgleich tapfer nahmen sie doch nicht am eigentlichen Ritterthume Theil, noch bildete sich bei ihnen das Bürgerthum selbständig aus und auch in Wissenschaft und Kunst blieben sie weit dahinten.

Das Einzige, was in den Schilderungen des vorliegenden Bandes ein größeres Interesse einflößt, sind die panslavistischen Versuche. Im allgemeinen darf man von der slavischen Race so wenig eine staatliche Einheit verlangen, als von der germanischen und romanischen. Wenn auch Karl der Große einmal die südlichen Germanen zusammen zwang, so blieben ihm doch die nordischen in Scandinavien und England unzugänglich. Ebenso haben im romanischen Westeuropa Franzosen, Italiener und Spanier immer unvereinbare Contraste dargeboten. In gleicher Weise nun standen sich auch unter den Slaven, Russen, Polen, Böhmen rc. immer gegenüber. Ausnahmsweise bildeten eine kurze Zeit lang die Maharanen (Mähren) ein großes Reich, welches aber nicht lange bestand, weil weder Böhmen noch Polen mährisch seyn wollten, und von Südosten her die Avaren, später die Ungarn, die Südslaven überrannten und den Deutschen in die Arme trieben. Mähren wurde eine böhmische Secundogenitur, aber oft zerrüttet in den polnisch-böhmischen Kriegen. Mähren war an sich zu klein und schwach und zu sehr von Ungarn her bedroht, um den Kern des Slaventhums bilden zu können. Auch Böhmen taugte nicht dazu, weil es viel zu sehr vorgeschoben und deutschen Einflüssen unterworfen war. Nur Polen hätte den Kern des Slaventhums bilden können, weil es zwischen den andern slavischen Hauptnationen die geographische Mitte behauptete. Rußland lag zu weit östlich und war noch allzu barbarisch.

Deshalb war es natürlich, daß der große Polenkönig Boleslaw Chrabry im Anfang des elften Jahrhunderts einen panslavistischen Plan verfolgte und sowohl Böhmen, als Rußland mit seinem Reiche zu vereinigen suchte. Aber glänzende Siege genügten nicht, um seinen Zweck zu erreichen. Es hätte dazu großartiger Institutionen bedurft. Er hätte die Slaven nicht bloß unter dieselbe Herrschaft bringen und einpferchen, sondern er hätte sie organisiren müssen. Da dies nicht geschah, fiel seine schnell improvisirte Macht bald wieder auseinander. Ja sein panslavistischer Versuch verschärfte nur den alten Gegensatz der Volksstämme, denn das von Polen her bedrohte Böhmen schloß sich gerade seit dieser Zeit viel enger an das deutsche Reich an und ebenso das von Polen bedrohte Rußland an Byzanz. Gerade damals heirathete der russische Czar Wladimir die Prinzessin Anna von Griechenland und befestigte sich das Band zwischen der russischen und griechischen Kirche, wodurch für immer eine Scheidewand zwischen dem griechischen Rußland und dem katholischen Polen aufgerichtet wurde.

Nicht lange nachher faßte Bretislaw den panslavistischen Gedanken wieder auf, jedoch schon mit Ausschluß Rußlands. „Nur Böhmen, Mähren, Schlesien und Polen sollten, wie einst unter Boleslaw Chrabry, so jetzt unter seinem Scepter vereinigt werden. Diesen Gedanken finden wir angedeutet in der Uebertragung der Reliquien des einstigen Apostels Polens und des ersten Erzbischofs von Gnesen nach Prag. ‚Wie diese verehrten Reliquien einst zu Gnesen als Sinnbild eines unabhängigen polnischen Staates gedient; so sollten sie nunmehr zu Prag das Nationalheiligthum eines Slavenreiches bilden, das Bretislaw aufzurichten im Sinne hatte. Die Versetzung der heiligen Ueberreste war daher eine Kriegserklärung gegen das deutsche Reich, unter dessen kirchlicher Hoheit bisher Böhmen und Mähren gestanden. Er begründete 1038 an der Sazava, im Caslauer Kreise Böhmens, dort, wo heutzutage Schwarzbuda steht, ein Kloster für Benediktiner-Mönche nach griechisch-slavischem Ritus, um so durch Wiedereinführung slavischer Liturgie die angestrebte Nationalkirche vom deutschen Einflusse loszuschälen und gegen jedwede Zumuthungen der Mainzer Metropole sicherzustellen — ein neuer Beleg von der tief durchdachten Politik unseres Fürsten.“

Allein die Energie des damaligen deutschen Kaisers Heinrich III. vereitelte auch diesen neuen panslavistischen Plan.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 53. 4. Juli 1863.

Biographie.

Dr. Joseph Wolff. Ein Wanderleben von Dr. Sengelmann, Prediger zu St. Michaelis. Hamburg, Oncken, 1863.

Der berühmte Missionär Wolff wurde 1795 auf einem Dorfe unweit Forchheim in Bayern geboren, wo sein Vater Rabbiner war. Von seinem Vater im Hebräischen unterrichtet, aber arm, mußte er sich in Franken, Böhmen und Ungarn umhertreiben und sich mit Unterrichtertheilen im Hebräischen durchhelfen. Da sein Vater selbst in der Zerstreuung und in mancherlei Leiden der Juden einen Fluch erkannte, der dem jüdischen Volke wegen Nichtachtung seiner Propheten auferlegt sey, fing Wolff zu glauben an, auch Christus könne wohl ein Prophet gewesen seyn und wurde durch Christen darin bestätigt, so daß er selber ein Christ zu werden wünschte. Erst sechszehn Jahre alt, hoffte er seinen Wunsch im Kloster Mölk zu befriedigen, von wo ihn aber der Spott der Mönche vertrieb. Als er sich darauf in Ansbach dem Protestantismus zuwandte und ihm zufällig die Wolfenbüttler Fragmente und des seichten Paulus rationalistische Commentare zum neuen Testament in die Hände fielen, meinte er doch wieder, es sey besser für ihn, katholisch zu werden. Ehe er sich aber wieder zu den Katholiken wenden konnte, führte ihn der Zufall in's Gymnasium zu Weimar, wo der bekannte Johannes Falk sich seiner annahm und wo er durch eine kleine Schmeichelei auch Goethes Gunst erwarb. Aber er wurde in Weimar nicht heimisch. Er selber sagt darüber: „Die Religion von Herder, Goethe, Schiller und Wieland war ein Gemisch von Poesie und Philosophie, halb Christenthum, halb Hindu-Religion. Die Leute schwuren bei Prometheus, sie sympathisirten mit Ariadne von Naxos; Kant und Fichte waren ihre Heiligen und die Gegenstände ihrer täglichen Betrachtung."

Wolff verließ nun Weimar, ging nach Prag und ließ sich 1812 in einem Kloster katholisch taufen. Sodann ging er nach Wien. „Die religiösen Kreise Wiens waren damals etwa folgende. Obenan stand die Hoftheologie, vertreten durch den Erzbischof und die höhere, mit Orden und Ehrenzeichen geschmückte Clerisei. Sie erkannte allerdings den Supremat des Römischen Hofes an, doch nur, soweit derselbe die Rechte der National-Kirche anerkannte. Eine wissenschaftlich bedeutendere Persönlichkeit in ihr war wohl nur der Beichtvater des Kaisers und Almosenier der Kaiserin, Jacob Frint, ein Mann, der in einem Werk von 8 Bänden das Dogma Roms mit Kant, Fichte, Schelling, Bardill, Wieland, Herder, Goethe und Schiller in Einklang zu bringen suchte. — Johannes Jahn und seine Anhänger waren mehr Schrifttheologen, berührt von der protestantischen Neologie, doch so, daß sie dieselbe in den Lehren von der Gottheit Christi und der Versöhnung nicht hervortreten ließen, wohl aber in Dem, was sie über die Inspiration und die Weissagungen lehrten. — Eine dritte Partei hielt es mit J. M. Sailer, dem deutschen Fenelon, und mit Friedrich Leopold von Stolberg. Hier war allerdings strenge Orthodoxie, Ergebenheit an das Papstthum, Bewunderung des Alterthums und der Väter — dennoch wurde Unfehlbarkeit nur für die Kirche, nicht für den Papst in Anspruch genommen, und in Dem, was nicht Lehrsatz, sondern blos Lehrmeinung war, bewegte man sich freier, so daß man z. B. nicht blos die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria verwarf, sondern auch ihre und der Heiligen Fürsprache nicht gerade für nothwendig erklärte. — Die vierte Partei, eine mystische, wurde durch die Peschelliten oder Pöschlianer gebildet. Sie hatte

Thomas Pöschl zu ihrem Führer. Dieser war in Ampfelwang bei Linz, als diese Gegend noch bayrisch war, Pfarrer gewesen, als sie aber zu Oesterreich kam, wurde er wegen seines Mysticismus entsetzt, erst in Salzburg gefänglich verwahrt und dann in das Deficientenpriesterhaus nach Wien deportirt. Pöschl selbst lebte vorzugsweise in eschatologischen Ideen. Die nahe allgemeine Judenbekehrung und das bevorstehende Weltende waren die Themata, bei denen er stehen blieb; aber der Nachdruck, den er auf das Wort Pauli legte, daß der Christ auch nach der Gemeinschaft der Leiden Christi streben müsse, um ihm in seinem Tode ähnlich zu werden (Phil. 3, 10), wurde von seinen Anhängern dahin mißverstanden, daß sie gottgefällig zu handeln wähnten, als sie an einem Charfreitage an einem jungen Mädchen, welches das Loos dazu bestimmt hatte, die Kreuzigung vollzogen. Wolff besuchte Pöschl in seiner Haft und überzeugte sich, daß er die Schritte seiner Anhänger keineswegs billigte. — Die bedeutendste unter allen Parteien war die fünfte, sie bestand aus der Elite aller Gebildeten. Der höhere polnische Adel, sowie die Erzbischöfe und Bischöfe Ungarns, die praktische Landgeistlichkeit Oesterreichs, sowie die mystischen Philosophen des Landes waren ihr zugethan. — Von kirchlichen Notabeln wollen wir nur den päpstlichen Nuntius und den großen Cardinal Consalvi nennen. Aus der literarischen Welt gehören hierher Friedrich von Schlegel, Zacharias Werner und Adam Müller. Diesen Umkreis beherrschte Clement Maria Hoffbauer." Unter den Auspizien des Letztern studirte Wolff zwei Jahre in Wien, grade während der großen Kriege. Von 1815 an reiste Wolff, indem er sich unterwegs noch häufig aufhielt und berühmte Männer aller Art kennen lernte, nach Rom und trat daselbst ins Collegium romanum ein. Hier gefiel er sich aber nicht lange und fing an, seine Umgebung mit Ironie zu behandeln. „Einer der Collegiaten behauptete, daß Italien schon darum über Deutschland stehe, weil es so viele Heilige habe, während Deutschland keinen einzigen besitze. Keinen Einzigen? sagte Wolff, was war denn Goethe? — ‚Gut,‘ sagte der Student, ‚das ist aber nur Einer.‘ — ‚Was war denn Schiller?‘ fuhr er fort. — ‚Nun wohl,‘ erwiderte der Student, ‚das sind zwei!‘ — ‚Und Kotzebue?‘ — ‚So sind's denn drei‘ — so ging das Zählen fort, Wolff nannte Baron Trenk, Jean Paul, Wieland, Herder, ununterbrochen bis zu Dreißig und als den Dreißigsten zählte er den großen Räuberhauptmann Schinderhannes. — ‚Aber,‘ meinte der Student, ‚was sind dreißig Heilige für solch ein Land!‘ — ‚Nun,‘ sagte Wolff, ‚wenn Du noch nicht zufrieden bist, so will ich Dir beweisen, daß Du ein großer Einfaltspinsel bist.‘ Und dann klärte er ihm den Scherz auf." Bald aber erfolgte der Bruch des neubekehrten Juden mit der Kirche, zu der er sich bekehrt hatte, denn als man ihm sagte, den Streit über Bibelstellen könne nur der Papst entscheiden: erwiderte Wolff höhnisch: „Wie kann der Papst entscheiden, wenn er kein Hebräisch versteht!" Die Inquisition bemächtigte sich seiner, er gab Bunsen und Niebuhr davon Kenntniß, die ihm aber nicht helfen konnten. Indeß begnügte sich der Papst, ihn einfach nach Wien zurückzuschicken. Man that ihn in ein Kloster, wo er aber den Mönchen, als er ihnen zur Demuthsprobe die Füße küssen sollte, in die Zehen biß.

So mit der katholischen Kirche zerfallen und von der lutherischen wenig angesprochen, wandte sich der unter den christlichen Confessionen herumtaumelnde Jude dem Calvinismus zu, nicht ohne Mitwirkung einer Engländerin. So kam er nach Genf, Paris und London und studirte noch zwei Jahre in Cambridge. Hier bildete er sich zum Missionär aus, indem ihn die Gesellschaft d. f. Freunde Israels, der die Bekehrung der Juden besonders am Herzen lag, in ihre Dienste nahm. Wir wissen nicht, in wie weit er selbst gehofft hat, die verstockten Juden zu bekehren. Jedenfalls verband er damit das Interesse, die im Orient zerstreuten Juden näher kennen zu lernen, dadurch die Völkerkunde zu bereichern und damit, wie so viele andere Missionäre, dem politischen- und Handelsinteresse Englands zu dienen. Auch war ihm die Reiselust schon zur andern Natur geworden.

Im Jahr 1821 ging Wolff zum erstenmal, reichlich mit Bibeln versehen, als Judenbekehrer nach Aegypten, nach dem heiligen Lande, nach Syrien und Mesopotamien. „Besondere Empfindungen erfüllten Wolff's Brust, als er, der Geburt nach ein Nachkomme Abrahams, das Heimathland seines Ahnherrn, des Stammvaters seines Volkes, betrat. Wir finden ihn in einem Khan zu Orpha mit der kleinen Karavane, mit welcher er die Reise hieher gemacht hatte. Hier wird die Höhle gezeigt, in welcher Abraham geboren ward. Neben der Stadt führt noch ein Gewässer den Namen ‚See Abrahams‘. Der Name Orpha (bei den Juden Ur-Kaschdim, bei den Arabern Ruha, bei den Armeniern Edessa) und der Name, den Abraham hier führt: Orphai, d. i. der Orphaite, brachten Wolff auf die Meinung, daß die griechische Orpheus-Sage aus der Geschichte Abrahams entstanden sey, zumal unter den Juden dieser Gegend und den Jakobitischen Christen angenommen wird, die Stelle 1. Mos. 12, 5 (von den Seelen, die Abraham

gewonnen habe) sey von der Wirkung seines Gesanges zu verstehen." Mitten in diesen patriarchalischen Vergnügungen wurde aber der arme Wolff grausam durch Kurden unterbrochen, die ihm zweihundert Hiebe auf die Fußsohlen gaben. Doch konnte er sich bei den gastfreundlichen Jacobiten in Mossul erholen, bei denen er aber wieder großen Anstoß erregte, als er sich auch viel mit Juden abgab und das neue Testament unter ihnen verbreitete. Sie lobten das nicht, sondern meinten, er werfe die Perlen vor die Säue. Er reiste nun weiter nach Persien und zu den Armeniern am Ararat, dann über Tiflis nach Taganrog, wo ihm Kaiser Alexander I. eine gnädige Audienz ertheilte, und über Constantinopel zurück nach England.

Andere Reisende haben gefunden, daß die Jacobiten Recht hatten, denn die Juden in Asien blieben Juden, wie die in Europa. Ein wohlhäbiger Jude in Syrien construirte sich aus den schönen Ledereinbänden der Wolff'schen Bibeln einen eleganten Ofenschirm. In England indessen wurde der Vielgewanderte gepriesen und bewundert und eine Lady Walpole reichte ihm 1827 als Gattin die Hand. Bald darauf begab er sich wieder auf die Reise nach Jerusalem, um dort die Juden zu bekehren, was ihm aber nicht gelang. Sie betrachteten ihn mit grimmigen Blicken oder nahmen gar keine Notiz von ihm. Er kehrte also nach Malta zurück, wo ihn seine Gattin erwartete und wollte eine Reise nach dem Innern Afrika's unternehmen, als man ihm englischerseits andeutete, es würde dem Interesse Englands mehr entsprechen, wenn er das noch unbekannte Bokhara bereisen wolle. Die Russen suchten damals Einfluß jenseits des Aralsee's zu gewinnen. Sie hatten mit Persien Krieg geführt und führten ihn noch mit der Pforte. Andererseits übten die Engländer von Ostindien aus Einfluß auf das Reich der Seikh und Afghanistan und es handelte sich darum, welcher europäische Einfluß in Mittelasien die Oberhand gewinnen sollte, der russische oder der englische. Deshalb war es für England von Interesse, daß Wolff nach Bokhara reiste. Er ging durch Persien und kam in das Gebiet der unabhängigen Räuberhorden, die sich um die persische Herrschaft nicht bekümmern, aber außerordentlichen Haß gegen Russen und Engländer hegen, weil sie von diesen, wenn auch fernen, doch mächtigen Nationen mehr für sich befürchten, als von irgend einem orientalischen Herrscher. „Wolff und seine zwei Diener gingen zu Fuß und ein Kameel trug seinen Vorrath an Bibeln. Nachdem er so 40 englische Meilen zurückgelegt hatte — die Nacht brach schon an — wurde er von zwei Reitern eingeholt. Sie gehörten zu dem starken Stamme der Puluj, der bravsten Völkerschaft Central-Asiens. Sie gaben sich als Abgesandte des Emir Assaad-Ullah-Beyk zu erkennen, beauftragt, ihn, den Spion des Abbas Mirza, zurückzuführen. Es währte nicht lange, so war Wolff unter lauter Musketen und brennenden Lunten, die den dunklen Raum der Burg mit Schwefeldünsten erfüllten, umgeben von Soldaten, die ihn mit geringer Achtung behandelten. An der einen Seite saß der Emir, von den Häuptlingen umgeben; Alle waren im Schmauchen begriffen. Ihnen gegenüber befanden sich die Moollahs, und in der Mitte von ihnen ein Derwisch von hohem Ansehen, sein Name war Hadji Muhammed Jawad. Wolff stand vor ihnen in seiner persischen Tracht, mit der Bibel unter dem Arm. Der Emir, an welchem Wolff schon ein schönes Auge und angenehmes Wesen wahrgenommen hatte, begann mit der Frage, woher er komme? Als er sagte: Von England, und als er seine Absicht, nach Bokhara zu gehen, um dort die Juden der 10 Stämme aufzusuchen und ihnen Jesum zu predigen, an den Tag gelegt hatte, ertönte der einstimmige Ruf: „Der Mann ist vom Teufel besessen!' Aber der Derwisch erhob Widerspruch, gebot Ruhe und begann Wolff zu examiniren. Er fragte nach seiner Bekanntschaft mit Sir John Malcolm, Sir Gore Ouseley, Lord Hastings, dem General-Gouverneur von Indien, und als Wolff alle diese Männer zu kennen behauptete, fragte er mit lauterer Stimme: ‚Kennt Ihr die Padri (— er meinte die Missionare —) von Calcutta, Serampore, Madras und Bombay?' Ein einfaches Ja von Wolff genügte, so fuhr der Derwisch schon fort: ‚Ihr seid ein Padre!' und mit sichtbarer Freude über seine eigne Schlauheit, die dies entdeckte, wandte er sich an den Emir: ‚Nun legt ihm Fragen vor; ich will Euch helfen!'" — Man erkennt aus dieser Schilderung, wie außerordentlich argwöhnisch die Asiaten waren. Indeß gelang es dem Missionär Wolff, sie durch eine muthige und begeisterte Rede zu überzeugen, daß er kein politischer Spion Englands, sondern wirklich ein Verkünder des Evangeliums sey. Seine Predigt fand Beifall, man ließ sich sogar Bibeln von ihm geben und er durfte ungehindert abreisen. Bald aber, in der Nähe eines Ortes, welcher Sangerd hieß, wurde er von andern Räubern überfallen, mißhandelt und an den Schweif eines Rosses gebunden. Zwar befreite ihn ein persischer Offizier, der aber die ihm von den Räubern genommene Beute selbst behielt. Nur mit Lumpen bedeckt kam Wolff nach Mesched, der Hauptstadt Khorasans. Hier halfen ihm die Juden wieder auf und belehrten ihn über Bokhara, wo sie viele Verbindungen hatten. Auch verbreitete damals der persische Prinz Abbas Mirza Schrecken unter den Tur-

komannen, so daß Wolff hoffen konnte, in Bokhara ohne Gefahr zu reisen.

Auch kam er glücklich nach Bokhara, durfte aber hier nur mit Juden, nicht mit Muhamedanern verkehren. „Bokhara ist von Wüsten umgeben, es liegt aber in ihnen als eine Oase, die alle Früchte Asiens und Europas in vollendeter Weise hervorbringt. Es hat einen Umfang von 15 englischen Meilen und 11 Thore. 360 Moscheen und 22 Karavanserelen ragen über den Privathäusern hervor. Die letzteren haben weder Dächer noch Fenster. Die Bevölkerung besteht aus mehr denn 180,000 Einwohnern. Sie ist eine sehr verschiedenartige; sie besteht aus Nogays, welche die Juden für Cainiten halten, aus heidnischen Tataren und Afghanen, Marwi's, von denen das Sprichwort heißt: ‚Begegnet Dir ein Marwi und ein Mar d. h. eine Schlange, so tödte erst den Marwi und dann den Mar.' Außerdem finden sich Osbecks hier, Christen, die aber nichts weiter als das Kreuz zu schlagen vom Christenthum verstehen, was sie wahrscheinlich von den Nestorianern lernten, und inmitten dieser Bevölkerung lebt eine Judenschaft von etwa 15,000 Seelen. Diese Juden beschäftigen sich vorzugsweise mit Färberei und dem Handel von Seidenwaaren, sie leben aber auch von Spionage, die sie einst zu Gunsten der Russen, jetzt im Interesse der Engländer üben, sowie im Sold der Herrscher von Kokan und Khotan. Sie geben sich mit Quacksalberei ab und verfertigen Talismane für die Turkomannen."

Wolff konnte nur sechszehn Tage in Bokhara verweilen (im Anfang des Jahres 1832) und reiste sodann weiter nach Balkh und Kabul, die Hauptstadt von Afghanistan. Weiter nach Lahore, wo damals noch Rundjit Singh regierte, nach dem schönen Kaschmir und über Delhi und Agra nach Calcutta. Unterwegs überfiel ihn die Cholera, doch genas er und kam nach Bombay und über Aegypten zurück wieder nach Malta, zu seiner Frau.

Aber unermüdlich brach er bald wieder auf, um die Juden Afrikas und Abyssiniens kennen zu lernen. Er reiste über Aegypten und hatte eine Unterredung mit Ibrahim Pascha. Dann reiste er auf dem rothen Meere nach Jiddha. Auf dem Wege nach Abyssinien aber befiel ihn ein Nervenfieber und er mußte umkehren.

Als er wieder genesen und heimgekehrt war, sagte ihm England nicht mehr zu, oder fand er dort nicht mehr genug Anerkennung. Man klagte ihn an, er sey ein Anhänger Irvings. Genug, er fuhr nach Nordamerika hinüber und wurde 1842 Landpfarrer daselbst. Aber er konnte die Ruhe nicht aushalten und ging schon im folgenden Jahre abermals auf eine weite Reise. Und zwar noch einmal nach Bokhara. Dort nämlich waren zwei Engländer Captain Stoddard und Colonel Conolly spurlos verschwunden, wahrscheinlich ermordet und Wolff unternahm es, sich nach ihrem Schicksal an Ort und Stelle zu erkundigen. Er ging diesmal über Kleinasien, Erzerum und Armenien und kam glücklich nach Bokhara, wo ihn viele alte Bekannte begrüßten, die Regierung ihn aber festnahm. Der General der Artillerie hielt ihn in beständiger Todesfurcht, durch persische Vermittlung bekam er jedoch seine Freiheit wieder, nachdem er volle Auskunft über den tragischen Tod der beiden Engländer erhalten hatte, die als englische Spürer waren hingerichtet worden.

Nachdem er auf diese Weise England wieder einen Dienst geleistet hatte, wurde er nach seiner Rückkehr dort auch wieder gut aufgenommen und erhielt eine Pfarrei. Seine Frau starb und er folgte ihr 1862 im Tode nach.

Das ist das merkwürdige Leben Joseph Wolffs, über den wir uns jedes Urtheils enthalten, da sich sein Charakter in seinem Leben abspiegelt.

Industrie.

Der Seidenbau. Zweite Auflage. Württemberg, Reichenbach 1863. Preis 5 Sgr. oder 18 kr.

Ein einziger großer Bogen, auf dem aber alles Wesentliche, was den Seidenbau anschaulich macht, in Farben abgebildet und im Text darunter kurz und klar beschrieben ist. Da haben wir die Maulbeerblätter und die Seidenraupen von ihrem Ausschlupfen aus dem Ei durch alle Stadien ihres Wachsthums, ihrer Häutung und Verpuppung bis zum fertigen Cocon (die seidenumsponnene Hülle der Puppe) vor Augen und lernen zugleich die einfachen Einrichtungen und Vorschriften der Raupenpflege kennen. — Dieser Bilderbogen erinnert lebhaft an die berühmten Wandbilder, auf denen die alten Aegypter alle ihre Culturzweige illustrirt haben, so daß wir heute noch die deutlichste Vorstellung davon haben. Ohne Zweifel ist diese Manier der Belehrung die kürzeste und deutlichste und verdient Nachahmung.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 54. 8. Juli. 1863.

Philosophie.

Johann Gottlieb Fichte im Verhältniß zu Kirche und Staat. Von Adolf Lasson. Berlin, Wilhelm Hertz, 1863.

In diesem Buche wird der Beweis zu führen versucht, daß der Philosoph Fichte wenn auch als ganz selbständiger Denker und durch keinen Autoritätsglauben gebunden, dennoch nichts anderes als das sittliche Ideal des Christenthums gewollt habe, wie denn auch trotz seines abstracten Denkens die ganze Biederkeit des deutschen Charakters und der edelste Patriotismus bei ihm hervorgetreten seyen. Das ist nun alles sehr wahr, beweist aber nicht, daß man erst durch Philosophie zu dem, was sich ziemt, gelangen könne, sondern beweist nur, daß die Philosophie im besten Falle nur zu der Erkenntniß gelangen kann, die andern ehrlichen Leuten auch ohne Philosophie zu Theil wird. Herr Lasson bemerkt Seite 9 von der Glanzperiode der neuern deutschen Philosophie: „Jener großen geistigen Bewegung nun mag man vorwerfen, was man will; nur das darf man nicht leugnen, daß bei der Vertiefung in die Gedankenprocesse jener Zeit uns ein unvergleichlich hohes Element entgegentritt; es ist der reine Aether des sich selbst begreifenden Gedankens, den wir dort einathmen, das reine Leben des Begriffes, das wir mit durchleben. Mit größerem Aufwande von geistiger Energie und hoher Genialität sind die größten Probleme des Wissens nie behandelt worden, und wenn selbst dort das letzte Resultat schließlich kein höheres gewesen zu seyn scheint, als gleichsam ein Selbstverbrennungsproceß des Denkens, so sollte man doch die offenbar gewonnenen mittelbaren Resultate positiver und negativer Art nicht verschmähen, die wissenschaftliche Arbeit darin in ihrem Werthe nicht unterschätzen und lieber nach einer höheren Auffassung suchen, in der auch das dort noch unvereinbar Gebliebene harmonisch sich verbinden mag, statt in die längst als verkehrt zurückgewiesenen Anschauungen ohnmächtig zurückzufallen." Wir finden in diesen Sätzen, die der Philosophie scheinbar den höchsten Werth und Ruhm zuerkennen, doch auch wieder ihre schonungsloseste Verurtheilung, denn wenn das Philosophiren nur ein Selbstverbrennungsproceß des Denkens seyn soll, hat es auch nicht mehr Werth als das Aufbauen eines Kartenhauses, welches immer wieder einfällt.

Die Hauptsache bei Fichte ist die aus seinem Freiheitsbegriffe entspringende Idee der sittlichen Selbstschöpfung oder beziehungsweisen Wiedergeburt. Er ging so weit, darein allen Werth des Daseyns, ja das eigentliche Daseyn selbst zu setzen. In dieser Beziehung berührt er sich mit Schiller. Beide drängte es aus ihrer schlechten Zeit heraus zu sittlicher Energie.

Ist diese sittliche Erhebung allein auch noch nicht Christenthum, so entspricht sie doch demselben mehr als die Lehre so vieler anderer Denker und Dichter, welche sich die classische Bildung und die Sympathien der Renaissance zur Richtschnur nahmen. Herr Lasson raisonnirt folgendermaßen: „Fichte ist vielfach in seiner Opposition im Einklange mit den herrschenden Tendenzen seiner Zeit, auch wo sie von seinem Standpunkte aus leicht zu überwinden waren. Dahin rechnen wir es, daß er einen Glauben auf Autorität, — d. h. vielmehr eine nicht auf wissenschaftlichen Gründen beruhende Ueberzeugung, — so wiederholt und so unbedingt für verwerflich erklärt. Offenbar verwirft Fichte damit nicht den Glauben im Sinne der evangelischen Kirche. Denn hier müßte man sagen: einen Glauben auf Autorität gibt es nicht. Eben dadurch, daß ich ihr glaube, hört sie auf, bloße Autorität zu seyn. Sie muß eben mein Verständniß, ja mein ganzes inneres Wesen an irgend einem Punkte kräftig gepackt, muß mir auf ir-

gend eine Weise eingeleuchtet haben. Ein bloßes äußeres Geltenlassen und Hinnehmen eines Ueberlieferten ist nie Glaube genannt worden. Glaube ist nur, was ich mir in jedem Augenblicke, auch wenn es erschüttert ist, innerlich wieder erzeugen kann. Die Wahrheit der vorgetragenen Glaubenslehre, fordert Fichte, muß sich einem Jeden innerlich an seinem eigenen sittlichen Sinne bestätigen: dasselbe fordert aber auch die Kirche." Das ist ein wenig sophistisch, wenigstens widerspricht die vorliegende Definition des Glaubens ebenso sehr dem Glauben des h. Petrus als dem Gehorsam des Abraham, und ein Glaube, der erst der Kritik des menschlichen Verstandes bedarf, der s. g. Denkglaube des weiland Heidelberger Paulus ist nicht der Glaube, den der Stifter der Kirche fordert.

Dennoch war Fichte weit entfernt von Egoismus. Es entging seinem Tiefsinn nicht, daß wir schwachen und vergänglichen Geschöpfe doch nicht alles wissen können. Nur darin verrieth er den Dünkel seines Jahrhunderts, daß er sich nicht als Geschöpf oder Kind Gottes, sondern nur als einen Theil der göttlichen Wesenheit denken konnte. Herr Lasson stellt aus Fichte's Wissenschaftslehre folgende interessante Sätze zusammen. „Wie die Welt, so gehören auch die Individuen als solche gar nicht zu dem Daseienden. Wir sind nur, insofern wir in uns durch Wissen und Sittlichkeit das Absolute verwirklichen. Ohne Freiheit sind wir wirklich gar nicht da, sondern nur Embryonen, aus denen etwa ein Mensch werden könnte. Ein individuelles Ich ist nur eine gewisse beschränkende Form des absoluten Begriffes zu erscheinen. Alles Sehen ist nur durch Beschränktheit möglich, das Ich demnach ein durch Beschränkung der absoluten Bildungskraft entstandenes Bild. II, 470. In der That gibt es daher keine Individuen, sondern diese sind bloß die aus den formalen Gesetzen der Sicherscheinung folgenden Formen derselben. Es ist der größte Irrthum und der wahre Grund aller übrigen Irrthümer, welche mit diesem Zeitalter ihr Spiel treiben, wenn ein Individuum sich einbildet, daß es für sich selber dasein und leben und denken und wirken könne, und wenn einer glaubt, er selbst, diese bestimmte Person, sey das Denkende zu seinem Denken, da er doch nur ein einzelnes Gedachtes ist aus dem einen allgemeinen und nothwendigen Denken. 7, 24. Es ist in Wahrheit nur e i n Ich, wie e i n e Erscheinung. In Beziehung auf die gegebene Welt ist die Erscheinung gar nicht gespalten, sondern schlechthin e i n e und stellt sich dar als e i n e in einem und demselben Ich. Die Spaltung beginnt erst in der Freiheit der Attention, in der formalen Freiheit, auf dies oder jenes zu attendiren. I, 518. Wer da wirkt, bestimmt nicht die Dinge, denn dergleichen gibt es nicht; sondern er bestimmt nur das eine gemeinsame Bewußtseyn Aller, und das thut er durch die eine gemeinsame Kraft Aller, die er in diesem Augenblicke des Wirkens repräsentirt, und die ihm verliehen ist. I, 525."

Damit stimmt zusammen, was Fichte von dem Hervorbrechen des Göttlichen aus dem Menschlichen sagt. „Durch sich, gesteht er ein, kann der Mensch nichts thun, sich nicht sittlich machen; sondern er muß erwarten, daß das göttliche Bild in ihm herausbreche. Dieser Glaube an eigenes Vermögen und Kraft, sich sittlich zu machen, ist vielmehr das sichere Zeichen, daß das göttliche Bild noch nicht herausgekommen sey, und das größte Hinderniß dagegen; denn es ist Widersetzlichkeit gegen das wahre Leben. Aller eitler Stolz muß niedergeschlagen und rein erkannt werden, daß in uns als eigene Kraft gar nichts Gutes ist. III, 45. Der Mensch ist nichts, und inwiefern er eine Realität hat in der Erscheinung, ist diese eitel und lauter Unsittlichkeit, Sünde und Verderben. Keiner, so wenig er sich in der Sinnenwelt selbst gebären konnte, kann sich wiedergebären zur sittlichen Erscheinung; sondern diese Wiedergeburt muß durch die Kraft des Begriffes oder Gottes geschehen. Gott aber wirkt gemäß den Gesetzen der Erscheinung eines Ich, das Grundgesetz eines Ich aber ist Freiheit. Was Gott wirkt oder der Begriff, muß daher erscheinen als gewirkt durch eigene Freiheit, ungeachtet man freilich wissen soll, daß diese Freiheit nur Erscheinung, nicht Wahrheit hat. Du mußt scheinen, an dir selbst zu arbeiten, oder auch du mußt eben an dir selbst arbeiten auf verständige Art; dann arbeitet in dir Gott und treibt in dir sein Werk. III, 58. — Nirgends wie in diesen Ausführungen bricht bei Fichte eine so tiefe Ahnung dessen hindurch, worauf sich religiöse Gesinnung aufbaut. Und es ist keineswegs abzuleugnen, daß hier wesentliche, ja fundamentale Differenzen gegen seine früheren Darstellungen vorliegen. Freilich: in der wahren Consequenz seines Denkens lag es immer, die Erlösung des Menschen nicht als That des empirischen Ich zu fassen, sondern als That Gottes. Aber er hat diese Consequenz nie gezogen, sondern wie mit Bewußtseyn umgangen. Er hat von der Würde und Größe des Menschen nie eine höhere Meinung haben können; aber nur im Augenblicke des Affects hat er es sich eingestanden."

Herr Lasson geht nicht zu weit, wenn er Seite 209 in Fichte den Verfechter des guten Princips, d. h. des Christlichen und Germanischen zugleich gegen die damalige Fremdherrschaft als gegen das schlechthin böse Prin-

cip erkennt. „Jedenfalls hatte er die Principien, aus denen die französische Revolution hervorging, nach ihrem sehr bedingten Werthe würdigen gelernt. Grade dieser Erscheinung gegenüber ging ihm ein begeisterter Patriotismus auf. Auf die deutsche Nation setzt er seine letzten Hoffnungen für die sittliche Entwicklung des Menschengeschlechts. Im Jahre 1807 schreibt er: der gegenwärtigen Welt und dem Bürgerthume hienieden abzusterben, habe ich schon früher mich entschlossen. Gottes Wege waren diesmal nicht die unsern; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht. (Leben und Briefwechsel 1, 397.) — So mußte ihm der furchtbare Unterdrücker Napoleon wie eine Incarnation des bösen Princips, der Satan in Person erscheinen. 4, 418. Dieser Gesinnung ist jene in flammenden Zügen geschriebene Charakteristik der Gottesgeißel entflammt, ein Muster tiefer Auffassung und stürmischer Beredsamkeit, ein Bild zugleich von sprechender Naturwahrheit. 4, 424 ff. Der Gegensatz zu dieser Erscheinung hat in Fichte jenen hohen Patriotismus und jenen flammenden Zorn erregt. In dem Napoleonismus sah er die absolute Unvernunft der Willkür verwirklicht, die nicht weiß was sie will, oder vielmehr es leider nur zu gut weiß: die Befriedigung der schrankenlosen Begierde, und die dieser zu Liebe alles Heilige mißachtet. Die Anschauung der geschichtlichen Thatsachen, die um ihn her vorgingen, lehrte ihn das Princip der Nationalität schätzen. Mit den gegenwärtigen Zuständen auch der deutschen Nation war er keineswegs zufrieden. Aber der Verfall, den er sah, schien ihm nur aus dem Abfall von den eigenthümlichen Principien deutscher Nationalität zu entstehen und aus der verhaßten Sucht der Ausländerei." Aus dieser Gesinnung ging sein feuriger Patriotismus in den Jahren der Unterdrückung und gingen seine berühmten Reden an die deutsche Nation hervor.

Aus alledem erkennt man aber, daß Fichte groß und edel war nicht sowohl durch seine Philosophie, als trotz derselben. Hier sieht man recht deutlich, welchen geringen Werth der schulmäßige Denkproceß und welch hohen Werth die geoffenbarte Wahrheit und das angeborene sittliche und Nationalgefühl anzusprechen haben.

Alle Professoren der Philosophie zusammen genommen vermögen es in der Ethik nicht weiter zu bringen, als zur Anerkennung der zehn Gebote, die schon vor ihnen da waren, und aller philosophische Hochmuth wird die Menschheit nicht dahin bringen, daß sie keiner Demuth vor Gott mehr bedürfte und nicht mehr nöthig hätte, das Vaterunser zu beten.

Literaturgeschichte.

1) Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Gödeke. Dritter Band, erstes Heft. Dresden, Ehlermann, 1863.

Wir haben bereits auf die früher erschienenen Hefte dieses verdienstlichen Werkes aufmerksam gemacht. Sein Hauptverdienst besteht in dem großen Reichthum von Dichternamen und Büchertiteln, da es dem Verfasser um möglichste Vollständigkeit zu thun ist. Man sieht freilich nicht recht ein, wem am Ende die Kenntniß aller dieser Namen und Titel nützen soll, wenn sie von den Zehntausenden, die wir schon haben, bei der erstaunlichen Superfötation in diesen Gebieten endlich zu hunderttausenden anwachsen. Des Gewichtigen, die Zeit eigentlich charakterisirenden Originellen, im guten oder schlechten Sinne Interessanten ist doch immer nur wenig im Vergleich mit der ungeheuern Masse des Nachgeäfften, Unbedeutenden und Vergessenswerthen.

Im vorliegenden Hefte verzeichnet der Verfasser die sämmtlichen Dichter der romantischen Schule am Ende des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts und nennt neben den berühmten auch noch eine große Menge längst vergessener Namen. In den Geist der Werke dringt er nicht tief ein, was eigentlich auch bei einem so umfangreichen Bücherverzeichniß nicht verlangt wird. Doch hätte der Verfasser auf die Reaction des nationalen und kirchlichen Geistes gegen die systematische, von der classischen Schule ausgegangene Entdeutschung und Entchristlichung etwas mehr Gewicht legen dürfen. Wie wenig auch die Schlegel-Tieck'sche Schule der eigentlichen Aufgabe der Romantik gewachsen war, so kündete sie doch zuerst den großen Umschwung der Geister an, ohne den es nie möglich seyn wird, das deutsche Volk wieder zum Selbstbewußtseyn zu bringen und die fremden Elemente zu entfernen, die es seit drei Jahrhunderten um sein Nationalgefühl, um seine alte Frömmigkeit und Tugend betrogen haben. Die romantische Reaction gegen die classische Schule war nicht blos ein mißlungener Versuch auf dem Gebiete der poetischen Literatur, sondern dauert fort in allen Einheitsbestrebungen der Deutschen und im ritterlichen Kampf der Kirche gegen den heidnischen Imperialismus und seine bureaukratischen Consequenzen.

Es ist eine welthistorische Thatsache, daß die große deutsche Nation, welche das ganze Mittelalter hindurch die herrschende in Europa war und ein gewaltiges einheitliches Reich bildete, seit etwas mehr als drei Jahr-

hunderten in Folge der Kirchentrennung der Willkür ewig uneiniger Fürstengeschlechter und ihrer Juristen anheim fiel, wodurch die große deutsche Nation nicht nur ihre Einheit, sondern auch ihre Freiheit verlor. Es ist eine ebenso welthistorische Thatsache, daß die Fürsten und ihre Juristen, die weltlichen Höfe und die moderne Bureaukratie, um das alte Ansehn der Kirche vollends zu vernichten und um dem deutschen Volke das nationale Selbstbewußtseyn zu nehmen und jede Erinnerung in ihm an das alte deutsche Reich und Recht zu vertilgen, auf den Universitäten nur den heidnisch-classischen Geist pflegten, das römische corpus juris, die humanistischen Studien, den durchaus wieder heidnisch gewordenen Geschmack, eine ganz der antiken nachgeäffte Poesie und Kunst. Man weiß, daß durch dieses nun schon durch Jahrhunderte fortgesetzte System, nach welchem die Deutschen auch jetzt noch immer zugeschult und regiert werden, unsere große Nation tief heruntergebracht und aller der Macht und Ehre beraubt wurde, die ihr unter den übrigen Nationen Europas gebührt. Unsre Unfähigkeit, wieder ein einiges Reich darzustellen und unsre alten Reichslande, die uns Frankreich am linken Rheinufer, Dänemark an der Schley, Rußland an der Ostsee geraubt hat, wieder zu erlangen, unsrer Nationalflagge zur See wieder nur irgend welche Achtung zu verschaffen, unsre Uebervölkerung in Colonien unterzubringen, die dem Mutterlande angehören und treu sind, — und was noch alles für andre Unfähigkeiten, die uns vor andern Nationen verächtlich machen, sie alle wurzeln in dem bösen Princip, gegen welches die Romantik, wenn auch nur schwach, doch zuerst reagirt hat und deswegen halten wir sie in Ehren.

Herr Gödeke stellt den Bücherverzeichnissen in der Regel nur kleine Biographien voran, in denen er, obgleich er sichtbar nach Unparteilichkeit strebt, doch nicht immer gerecht bleibt. Als einem unserer kenntnißreichsten Literarhistoriker konnte ihm doch die große Bedeutung, welche der Rheinische Merkur im Jahre 1814 hatte, nicht unbekannt seyn. In der sehr kurzen Biographie von Görres Seite 87 sagt er nur: „Von 1807 bis 1809 hielt Görres in Heidelberg als Privatdocent Vorlesungen. 1813—1816 war er Director des öffentlichen Unterrichts in den Provinzen des linken Rheinufers, kam 1818 als Sprecher einer Deputation der Stadt Coblenz nach Berlin ꝛc.“ Da ist nicht mit einem Worte von der hohen Genialität die Rede, mit der Görres im Rheinischen Merkur das rheinbündische Deutschland gegen Frankreich in die Waffen rief, und von der gewaltigen Wirksamkeit seiner Worte, welche Napoleon veranlaßte, den Rheinischen Merkur die fünfte Großmacht zu nennen. Nur unten in dem kahlen Verzeichniß der von Görres geschriebenen Bücher nimmt auch der Titel des Rheinischen Merkur eine halbe Zeile ein. Das ist doch nicht die Manier, wie der Literarhistoriker die großen Männer seiner Nation behandeln soll.

2) Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen. E. Weller. Erster Band. Freiburg im Breisgau, Herder, 1862.

Hier sind wirklich mit einem enormen Fleiße alle die kleinen Flugblätter verzeichnet, so weit man sie noch irgend hat auftreiben können, auf denen sich im Zeitalter der Reformation und später noch besonders im dreißigjährigen Kriege die Parteien in Deutschland in groben Versen zu verhöhnen pflegten. An diese s. g. historischen Lieder, die zuweilen auch Relationen von Schlachten, Belagerungen, Unglücksfällen, Verbrechen, Naturwundern ꝛc. enthalten, reihen sich noch echte Volkslieder, Spottlieder, Lehrgedichte in großer Menge. Der Sammler hat sich begnügt, nur Titel, Druckort, Jahreszahl, den Anfangsvers und den Ort, wo man das bezeichnete Lied finden kann, sey es auf einer Bibliothek, oder in einem schon gedruckten Sammelwerke, anzugeben. — Der Werth dieser Lieder ist sehr verschieden und man sollte wenigstens ihre beiden Hauptbestandtheile nicht zusammenwerfen. Wir haben es schon an Uhland getadelt, daß er in seine Sammlung echter und wahrer Volkslieder auch gedruckte fliegende Blätter aus der Reformationszeit aufnahm, die vom Parteihaß ausgeheckt, allenfalls einem Landsknecht in den Mund gelegt, aber nie wirklich vom Volke gesungen wurden. Hier finden wir nun wieder die schönsten Volkslieder mit den Erzeugnissen der schlechtesten Presse zusammen gesellt, die ewigen und schönsten Blumen unserer Nationalpoesie mit den eckelhaften Giftpilzen aus den häßlichsten Zeiten unserer Geschichte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 55. 11. Juli 1863.

Reise.

Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—1862. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher, ehem. Schiffsprediger. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

Ein äußerst interessanter Reisebericht. Der Verfasser war Schiffsprediger auf der Arcona, dem Hauptschiffe der bekannten preußischen Expedition, zu der noch drei kleinere Schiffe (Thetis, Elbe und Frauenlob) gehörten. Das Hauptschiff wurde in Danzig ausgerüstet, alle Materialien und Vorräthe mußten drei Meilen weit vom Lande auf's Schiff gebracht werden, was den Mangel eines preußischen Kriegshafens sehr fühlbar machte. Ebenso unangenehm war der Verfasser auf der Durchfahrt durch den Sund durch die Gleichgiltigkeit und Unhöflichkeit der Schiffe anderer deutschen Bundesstaaten berührt, von denen zwar viele der Expedition begegneten, aber nur wenige sie begrüßten. Die Fahrt durchs Kattegat im rauhen Winter war unfreundlich und gefährlich und in der Nordsee brach ein furchtbarer Sturm aus.

Die Reisenden verweilten kurze Zeit in England auf der Rhede von Spitheab. Hier lernte der Verfasser zum erstenmal englische Seeleute kennen und sagt, die Seeoffiziere hätten einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn gemacht. „Nichts sieht man an ihnen von jenem leichtfertigen, renommistischen, übermüthigen Wesen, welches anderwärts zu dem Begriffe eines Lieutenants zu gehören scheint, sondern eine gewisse ernste, schwerfällige Solidität ist ihnen eigen, die sich auch schon in ihrer Uniform ausspricht. Die Mütze hat einen lang hervorstehenden Schild und der weite Rock mit langer Taille reicht bis weit über die Kniee. Dazu kommt der theologische Typus ihrer Gesichter mit dem ehrbaren, blonden Backenbart und dem gänzlichen Mangel des Schnurrbarts. Wirklich findet man auch viel christliche Leute unter ihnen, wie denn Morgen-, Abend- und Tischgebete überall an Bord Gebrauch sind.“ In Southampton wohnte der Verfasser einer Revivalversammlung bei und rühmt die Andacht dieser englischen Frommen.

Im Frühjahr 1860 dampfte die Arcona über Madeira und Teneriffa nach Rio de Janeiro und von da nach Ostindien. Im Juli gelangte sie nach Java und im August nach Singapore. Die schöne Natur und noch mehr die bunt gemischte Bevölkerung verfehlten nicht, auf den Reisenden einen tiefen Eindruck zu machen. In Singapore leben nur 400 weiße Europäer unter 70—80,000 Malayen, Hindus und Chinesen, werden aber von diesen wie Halbgötter verehrt und gefürchtet. Am zahlreichsten und intelligentesten sind die Chinesen, die sehr gefährlich werden könnten, wenn sie einig wären. „Doch hassen sich die Anhänger des Tienwong und der Mandschu, so wie die verschiedenen geheimen Gesellschaften mit einer Wuth, welche nur die englische Polizei von offenem Gemetzel abhält. Nächst den Chinesen sind wohl die Hindu's, welche von Madras kommen, am zahlreichsten. Während jene mit ihrer mumienartigen, gelben Farbe und den ganz unmännlichen Gesichtszügen, die nie etwas Jugendliches und Frisches haben, in unsern Augen häßlich erscheinen, sind diese meist herrliche Gestalten, schön, männlich, elegant in jeder Bewegung, und die dunkelbraune ins Schwärzliche spielende Gesichtsfarbe kleidet ihnen vortrefflich.“ Von den Tigern in Singapore wird uns hier folgendes erzählt. „Von Tigern und zwar den echten bengalischen Königstigern, wimmelt die kleine, 14 Q.-M. große Insel, worauf die Stadt Singapore liegt. Sie schwimmen vom Festlande herüber und nähren

sich fast nur von Menschen, da ja nur wenig Vieh hier ist. Achtungswerthe Leute haben mir versichert, daß die Zahl der jährlich hier von Tigern zerrissenen Menschen auf nicht weniger als Hundert veranschlagt wird. Kurz vor unserer Ankunft war ein Culi sogar in einer solchen Nähe von der Stadt geraubt worden, daß sich die Kaufmannschaft veranlaßt sah, das gewöhnliche Schußgeld von 50 Dollar zu verdoppeln."

Nach einer ruhigen Fahrt durch die chinesischen Gewässer gelangte die Arcona nach Japan und ging bei der großen Hauptstadt Jeddo vor Anker. Der königlich preußische Gesandte, Graf Eulenburg, bezog im September den Palast, der ihm in der weitläufigen Hauptstadt eingeräumt worden war. Die Beschreibung dieses Hauses macht uns die japanische Art zu wohnen sehr anschaulich. „Das Haus ist lediglich aus Holz gebaut, jedoch durchweg von der feinsten und zierlichsten Tischlerarbeit und von minutiöser Reinlichkeit. Fenster und Thüren existiren eigentlich gar nicht, da sämmtliche Wände, sowohl die inneren als äußeren, nichts anderes als hölzerne, mit Papiertapeten beklebte Gitter sind, die oben und unten in Falzen laufen und sich beliebig hin- und herschieben lassen, so daß man Fenster und Thüren öffnen kann, wo man will. Auch scheint durch das dünne Papier das Licht so hell herein, daß man gar keine Glasfenster bedarf. In einem Klima wie das unsere würde ein solches Papierhaus freilich sehr unwirthbar sein, hier aber fanden wir es eben so elegant als zweckmäßig. Das Innere bestand aus mindestens fünfzig Zimmern, die man auf dieselbe Weise ebenfalls mit der größten Leichtigkeit in große Säle oder in kleine Gemächer verwandeln konnte. Der Fußboden war mit Matten von feinem Geflecht belegt, auf denen man wunderbar weich und elastisch ging." Der Gouverneur von Jeddo machte dem Grafen einen feierlichen Besuch. „Der Gouverneur erschien mit einigen höheren Beamten. Alle niederen Japanesen warfen sich vor ihm auf die Erde, indem sie ihm den Rücken kehrten. Diese bei uns keineswegs schmeichelhafte Geberde bedeutet nämlich hier nicht, daß man sich für zu hoch, sondern für zu niedrig hält, den andern anzusehen. Der Gouverneur war ein Mann von vornehmem Anstand. Als er die Front der Seesoldaten und Matrosen, die vor ihm präsentirten, entlang ging, that er es mit Würde eines Generals, der diese Ehrenbezeugung als etwas Selbstverständliches hinnimmt."

Die Expedition kam in eine unbehagliche Lage, sofern der Taikun oder weltliche Kaiser von Japan keinen Handelsvertrag mit Preußen schließen wollte, weil Japan überhaupt dem Verkehr mit Fremden principiell abgeneigt sey. Graf Eulenburg erklärte dagegen, er werde dableiben, bis er neue Instructionen aus Berlin erhielte. Das schien den Japanesen nicht gerade erwünscht zu seyn, denn sie änderten ihre Sprache und man durfte auf einen endlichen Erfolg hoffen. Inzwischen lieferte der japanische Staat der preußischen Expedition keine Lebensmittel und sie mußte sich dieselben aus einer bereits von den Seemächten seit Parkers Expedition ertrotzten Niederlassung verschaffen, auch war keinem Fremden erlaubt, Jeddo und die Umgegend frei zu durchstreifen, denn es wurden ihnen jedesmal zwei Jakunine oder Edelleute als Begleiter, d. h. eigentlich als Wächter beigegeben. Diese Leute sind es, welche den meisten Haß gegen die Fremden hegen, während das gemeine Volk gegen die letztern viel zutraulicher ist. „Der großen japanischen Aristokratie, welche nämlich sehr conservativ gesonnen ist, sind die den Fremden gemachten Zugeständnisse ein Dorn im Auge und wenn sie auch aus Furcht vor den englisch-französischen Linienschiffen und Fregatten und nach den Ereignissen in Indien und China nicht wagt, dieselben offen anzugreifen, so machen sich ihre übermüthigen Ritter und Knechte wahrlich kein Gewissen daraus, einen der verhaßten Fremden heimlicher Weise niederzuhauen. Dies beweisen sieben Mordthaten, welche im vorigen Jahre in Jokuhama und Jeddo an Russen, Engländern und Holländern vorgekommen sind, ohne daß man den geringsten Grund dafür finden konnte. Da nun die Regierung die Leute der Großen nicht erreichen kann, so hat sie dem Gesandten eröffnet, daß sie, wenn wir in der Nacht die Straßen von Jeddo betreten, nicht für unsere Sicherheit stehen könne, dagegen sollten die Jakunins bei Tage mit ihrem Kopfe dafür bürgen." Ueber dem niedern Adel der Jakunine erheben sich die Deimio als mächtige Stammhäupter oder Localfürsten, welche den Fremden ebenso feind sind und dem Taikun Opposition machen. „Sie haben sich nämlich nun mächtige Burgen in der Residenz selbst gebaut und halten darin mit Tausenden ihrer Landsknechte (Lonins) Hof. Natürlich fehlt es unter solchen Umständen nicht an Raufereien, Fehden und Mordthaten in Jeddo. Ja einige Monate vor unserer Ankunft hatte ein Fürst Mito mit seinen Leuten den Regenten, der mit großem Gefolge einherzog, mitten in seiner Hauptstadt überfallen und ermordet. Mit dem abgeschnittenen Kopfe war er sodann in eine seiner heimischen Burgen gezogen, wo er aller Verfolgung spottete. Demselben Fürsten Mito wird denn auch ein besonderer Europäerhaß und die Ermordung der Russen zugeschrieben. Inzwischen soll es doch dem Thronfolger gelungen seyn, ihn aus dem Wege zu räumen."

Neben oder eigentlich hinter dem Taikun besteht noch der Micado oder geistliche Kaiser, welcher bisher nur ein gänzlich von dem weltlichen Herrscher abhängiger Figurant war, dem aber doch noch eine Rolle zu spielen vorbehalten seyn könnte, wenn sich in den Haß gegen die vom Taikun zugelassenen Fremden religiöser Fanatismus einmischte.

Der Verfasser besuchte einige große Tempel mit vergoldeten Götzenbildern. In die ältere japanische Religion (Sintoismus) die ein einfacher Monotheismus war, aber viele Vergötterungen in sich aufnahm, ist später der Buddhismus eingedrungen mit seinen großen Tempeln und Klöstern. Aber unter beiden Religionen ist die Sittlichkeit erschlafft, nicht durch die Schuld der Priester, sondern durch die der weltlichen Fürsten. Die frühere Zeit soll unschuldiger gewesen seyn. Das sittliche Verderben schreibt sich erst von der Zeit her, in welcher der Taikun als Soldatenkaiser dem Papste Micado seine patriarchalische Gewalt entriß. Die gegenwärtige Unsittlichkeit in Japan soll alles Maaß überschreiten. „Das Hauptlaster Japans aber ist eine Unsittlichkeit in geschlechtlicher Hinsicht, welche in der ganzen übrigen Welt unerhört seyn dürfte. Einen wesentlichen Einfluß darauf hat ohne Zweifel ein dem alten Phallusdienst ganz ähnlicher Cultus geübt. Es gibt Tempel der Fruchtbarkeit gewidmet, in denen Gegenstände der Verehrung, die sich weiter nicht beschreiben lassen, ausgestellt sind, und am Erntefeste wurden diese Embleme in Jeddo in großen Processionen und selbst von Kindern als Masken vor dem Gesicht umhergetragen, ein Anblick der an satanischer Scheußlichkeit Alles übertrifft. Auch im gewöhnlichen Leben begegnet man überall den anstößigsten Dingen. Nicht nur Bilderbücher, die man unbedenklich den kleinen Kindern schon in die Hand gibt, strotzen von den unzüchtigsten Abbildungen, sondern auch auf Lackwaaren, Stickereien u. dgl. begegnet man ihnen wieder. In Wort und That geht die Schamlosigkeit selbst auf offener Straße bis zum Cynismus. Große Prostitutionshäuser (Gangeros) werden von Staatswegen unterhalten und die Dirnen darin von Jugend auf zu diesem schändlichen Gewerbe erzogen. Wenn Eltern mehr Töchter haben als sie wünschen, so verkaufen sie dieselben schon früh, oft schon im fünften Jahre an diese öffentlichen Häuser des Staates." Inzwischen glaubt der Verfasser bemerken zu müssen, daß die japanische Gesandtschaft, als sie zwei Jahre später nach Berlin kam, dort auch nicht gerade durch die Reinheit der Sitten erbaut worden sey.

Der Verfasser besuchte auch ein Theater in Jeddo. „Nach einer Melodie, welche hinter den Coulissen unter Guitarrenbegleitung, zwar mit viel Anstrengung und gutem Willen, aber allerdings ohne künstlerische Vollendung gesungen wurde, tanzte ein junges, weiß und roth geschminktes Mädchen. An jenen graziösen Sprüngen und eigenthümlichen Bewegungen stand sie unseren Balletttänzerinnen nicht im Mindesten nach, ja selbst ihre Kleidung war ganz ähnlicher Art. In Europa würde sie ungeheures Aufsehen machen. Plötzlich kam ein Hanswurst hereingehüpft, welcher der Schönen einige Worte sagte, die ein schallendes Gelächter erregten, Rad schlug, auf dem Kopfe stand und verschiedene equilibristische Kunststücke machte, tout comme chez nous. Neben dem Schauspielhause befindet sich ein Wachsfigurencabinet, welches für die Glückseligkeit dieser harmlosen Leute auch charakteristisch ist. Es enthält nämlich nichts als eine Auswahl der raffinirtesten Marter- und Hinrichtungsscenen, die mit gräßlicher Naturwahrheit dargestellt sind. Man schaudert unwillkürlich bei diesem Anblick und denkt an all die Greuel, welche diese Länder des Ostens schon gesehen haben. Welch eine Bestie schlummert doch überall in der Natur des Menschen!"

Der preußisch japanische Handelsvertrag kam endlich zu Stande. Für jetzt führt Japan viel weniger europäische Waaren ein, als es eigene ausführt, allein der Verfasser zweifelt nicht, daß der große Weltverkehr vollständig über das Abschließungssystem triumphiren werde und daß es dem Inselreiche Japan vorbehalten sey, der erste Handelsstaat im Osten zu werden, wie England im Westen.

Graf Eulenburg begab sich nach Shanghai, um auch mit China einen Handelsvertrag abzuschließen. Mittlerweile war eines der begleitenden Schiffe, der Frauenlob, spurlos verschwunden, ohne Zweifel in einem Sturm untergegangen.

Der Verfasser gibt uns nun viel Interessantes aus China zum besten. Von besonderer Wichtigkeit sind hier die neuen politischen Veränderungen. Alles dreht sich dabei um die Stellung Englands zu den Taiping. Die Taiping nämlich oder die Christen in China waren nahe daran, wie sie schon den Süden und die Mitte Chinas inne hatten, auch noch den Norden einzunehmen und der Mandschu-Dynastie ein Ende zu machen. Seit dem Opiumkriege von den Engländern hart bedrängt, besiegt und beraubt, konnte sich der chinesische Kaiser der Macht der Taiping kaum mehr erwehren. Nun hätte England sich eigentlich freuen sollen, daß das Christenthum in China seinem endlichen Siege so nahe sey und es hätte die Taiping unterstützen sollen. Das that aber England nicht. Es besorgte, wenn die Christen unter ihrem Kaiser Tiente zu mächtig würden, so

würde ganz China unter ihnen einig werden und die bisherige Zerrüttung aufhören, bei der die Engländer so bequem im Trüben fischen konnten. Dem Engländer, wie fromm er auch thut, steht das Geldinteresse immer höher als das Christenthum und ihm gilt das Herz gar nichts, der Beutel alles. Deßhalb unterstützt nun die englische Politik die alte Dynastie und das alte Heidenthum in China, damit es der christlichen Partei noch fernerhin die Waage halte und den Bürgerkrieg dort verewige. Diese englische Politik besoldet sogar Missionäre, um die Taiping zu verleumden und Europa zu überreden, dieselben seyen gar keine rechten Christen. Der Verfasser weist hier sehr bündig nach, daß die englischen Auslassungen darüber erlogen sind und daß der wahre Sachverhalt ein anderer ist. Tiente oder Tienwong gibt sich zwar für einen jüngeren Bruder Christi aus, ist aber weit entfernt, sich demselben gleich stellen zu wollen, wie das seiner Zeit Muhamed gethan hat. Die Taiping erklären: „Die heil. Schrift unterscheide Kinder Gottes, Kinder der Welt und Kinder des Teufels. Alle Frommen und Gläubigen seyen Kinder Gottes. Nur in diesem ethischen, nicht etwa in einem natürlichen Sinne sey auch der himmlische König Sohn Gottes. Doch unterscheide er sich allerdings von andern Frommen und Gotteskindern so, wie der Mittelfinger von den andern Fingern. Er sey nämlich durch die Sendung ausgezeichnet, China zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen und für dasselbige jetzt dasjenige geltend zu machen, was Gott durch Christum einst der Welt überhaupt übermacht habe. Darum sey er der jüngere Bruder Christi. Denn Christus selbst sey in keinem anderen als ethischen Sinne Sohn Gottes. Gott, To dürfe er nicht genannt werden, das sey der himmlische Vater allein. Jedoch sey Christus allerdings in einem ganz außerordentlichen Sinne Gottes Sohn, da ihm die Erlösung der gesammten Menschheit für alle Zeiten übergeben sey, weshalb er der älteste Sohn Gottes, der himmlische, älteste Bruder der Menschheit sey, welcher angebetet werden müsse und mit welchem Tien-wong sich nicht messen dürfe. Um dies Verhältniß klar zu machen, beruft er sich auf die Analogie der verschiedenen Autorität der einzelnen Glieder in der chinesischen Familie: der Vater müsse größer seyn als der Sohn und der erstgeborne Bruder viel größer als der jüngere. In Folge dieser Erklärungen ließen die Missionare dem Rebellenchef sagen, daß seine Lehre von Christo sich von derjenigen der ganzen Christenheit unterscheide, denn diese nenne den Erlöser allerdings Gott und schreibe ihm gleiches göttliches Wesen zu. Tien-wong antwortete darauf: Dies sey ihm nicht unbekannt, er habe indessen in einer von den Missionaren selbst verfaßten Schrift gelesen, daß die ersten Christen (Ebioniten) dieselbe Lehre von Christo gehabt hätten, wie er selbst. Auch verwahrte er sich auf das Entschiedenste gegen die Meinung, als ob er sich eine göttliche Würde zuschreibe. Auch wollen die Taiping nur einfache Christen und nichts neues oder besonderes seyn und sie haben keine andere heilige Urkunde als unsere Bibel alten und neuen Testaments nach der Uebersetzung von Gützlaff. Was die Taiping am meisten von den echten Christen unterscheidet, ist die Vielweiberei, welche sie aber mit Salomon und den Patriarchen des alten Testaments entschuldigen. Im Großen und Ganzen ist der Verfasser überzeugt, das echt Christliche überwiege bei den Taiping und sie würden sich mit der Zeit den Christen Europas immer mehr nähern, weshalb es ziemlich unverantwortlich von der englischen Politik sey, dieselben so grausam anzufeinden. Jetzt hilft England den Heiden. „Hätte man die Hälfte dieser Anstrengungen zu Gunsten der Taiping gemacht, so wäre zweifellos die Herrschaft derselben und damit die des Christenthums über China gesichert gewesen.“ Kung, der gegenwärtige Prinz-Regent von China, ist nur durch Unterstützung Englands (und Frankreichs) zu seinem Posten gelangt und wird auf demselben dadurch erhalten, daß englische und französische Truppen, besonders Artillerie, ihm die Taiping zusammenschießen helfen. Frankreich spielt dabei nur eine Nebenrolle, hängt sich aber an Englands Arm, um es zu überwachen. Im englischen Parlament erhoben sich einige Stimmen, denen Lord Palmerstons Politik in China doch verwerflich oder wenigstens bedenklich vorkam, aber er antwortete mit gewohnter Dreistigkeit, die Regierung der Taiping sey nicht stark und einheitlich genug, um dem englischen Handel dieselbe Sicherheit zu gewähren, wie das heidnische Kaiserthum. Das sagte Palmerston, während er gerade nur deshalb die Heiden in China unterstützte, um es zu der starken und einheitlichen Regierung nicht kommen zu lassen, welche die Taiping ohne Zweifel aufgerichtet haben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 53 S. 212 im Titel: „Der Seidenbau“ lies Wittenberg statt Württemberg.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 56. 15. Juli. 1863.

Reise.

Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—1862. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher, ehem. Schiffsprediger. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

(Schluß.)

Der Verfasser besuchte die große Hauptstadt Peking und beschreibt ihre Häusermasse, Kaisergebäude und Tempel. Der Handelsvertrag mit China kam endlich zu Stande und das kleine preußische Geschwader verließ den Peiho und hielt in Hongkong an, im November 1861. Hier in der Nähe entbrannte der Krieg zwischen den Taiping und den Kaiserlichen. Die erstern werden also geschildert: „Am Vormittage des 9. sah man die barbarischen Horden in der Stärke von 3—4000 Mann die Berge von Tschuki herabkommen. Sie waren, wie die alten Hunnen, sämmtlich zu Pferde, mit Lanzen und Säbeln, zum Theil auch mit Luntenflinten bewaffnet. Mit ihren langen, gegen die sonstige Sitte, ohne Zopf wild durcheinander hängenden Haaren und dem schon in der Ferne hörbaren Schreien und Toben sollen sie in der That einen abschreckenden Eindruck gemacht haben, wie denn auch ihr bloßer Anblick genügte, die kaiserliche Miliz, soweit sie nicht schon vorher auseinandergelaufen war, davon zu jagen. Anders wurden sie indeß von den Europäern empfangen," nämlich mit Kanonen und in die Flucht geschlagen.

Von China segelte die Expedition nach Siam, um auch hier einen Handelsvertrag abzuschließen. Bangkog, die Hauptstadt von Siam, zählt 400,000 Einwohner. Graf Eulenburg erhielt daselbst einen Palast zur Wohnung und wurde vom König empfangen. „Die Scene, welche sich unsern Blicken darbot, als wir in den Audienzsaal traten, war großartiger, als wir erwartet hatten. Ein ungeheurer Saal mit zwei Säulenreihen, welche an der langen Seite hinliefen und oben eine Galerie von Bogen bildeten, reich und geschmackvoll mit Goldgrund-Tapeten decorirt, seiner ganzen Ausdehnung nach mit prächtigen Teppichen bedeckt, von einem durch grüne Fenster von oben herabfallenden Lichte theatralisch erleuchtet, breitete sich vor uns aus. Der ganze Fußboden war bedeckt von Hofleuten, Edlen, Großen des Landes, gekleidet in Gewänder von Seide und Goldbrocat, welche in tiefem Schweigen den Kopf zur Erde geneigt, auf den Knieen lagen. Vor einem jeden stand ein goldenes Gefäß mit Betel und Papier-Cigarren, welche sie trotz dieser demüthigen Stellung fortwährend rauchten, ein Umstand, der allerdings einen komischen Contrast gegen die Feierlichkeit der ganzen Situation bildete. Im Hintergrunde, uns gerade gegenüber, befand sich in einem vergitterten Raum auf einem hohen Unterbau der Thron, reich vergoldet und mit Edelsteinen geschmückt. An seinen Stufen innerhalb des Gitters lag ein Theil der Palastwache, welche aus lauter Weibern besteht. Leider waren diese Amazonen durch das Gitter unsern neugierigen Blicken entzogen. Bei einem späteren Aufzuge wurden sie jedoch von einigen noch einmal gesehen, doch soll ihr Anblick nichts weniger als romantisch gewesen seyn. Oben auf dem Thron nun, beschattet von einem siebenfachen, regenschirmartigen Baldachin, welcher zu den Insignien der königlichen Würde gehört, saß mit gekreuzten Beinen Se. Majestät Phra Paramendr Maha Mongkut. Ein reiches Goldgewand hüllte ihn ein und auf dem Haupte trug er eine goldene, diamantenbesetzte Kopfbedeckung, welche in eine hohe Spitze auslief." Nachdem die Empfangceremonie vorüber war, zeigte sich Seine Siamesische Majestät sehr herablassend, reichte jedem von der

Gesandtschaft die Hand und eine Cigarre und trank auf ihr Wohl. Sie sahen auch den berühmten weißen Elephanten, der als eine Incarnation Buddhas verehrt wird, einen großen Tempel und eine 150 Fuß lange Statue dieses Gottes. Das Volk der Siamesen wird als sehr sanft und träumerisch geschildert, entsprechend dem seltsamen System, wonach es beherrscht wird. Das ganze Land nämlich ist Eigenthum, das ganze Volk Sclave des Königs.

Von hier kehrte die Expedition über Singapore zurück. Unterwegs beobachtete der Verfasser die Phosphorescenz in außerordentlicher Schönheit. „Wie durch Zauberei sah man dann alle die tausend mal tausend Bewohner der Tiefe als glühende Körper sichtbar werden, in verschlungenen Linien durcheinander schießen und lange, hellglänzende Streifen nach sich ziehen. Hier strichen behaglich ein paar hundert fußlange Fische dahin, dort stieben, von einem Hechte verfolgt, ein Schock kleinerer Thiere in langen Feuerstrahlen auseinander, schnellen sich über die Oberfläche und fallen funkensprühend wieder dahin zurück. Eine breite Gluthstraße, welche dort in einiger Entfernung langsam vorüberzieht, läßt auf die Nähe eines riesigen Hai schließen und der große Feuerfleck, welcher hier, begleitet von einem eigenthümlichen, plätschernden und schnaufenden Geräusch, aufleuchtet, verräth die Stelle, wo einer der schönen, rosaweißen Delphine, welche nur in diesem Meerbusen vorkommen sollen, mit seinem gewöhnlichen Koboldssprung aufgetaucht ist."

Eine kurze Zeit hielten sich die Heimkehrenden am Cap auf. Der Grundstoff der Bevölkerung ist hier noch holländisch. Der Zuwachs an Weißen besteht aus Engländern und Deutschen. Unter den letztern werden die gewöhnlichen Civileinwanderer gerühmt, die Legionäre haben sich dagegen einen schlechten Ruf erworben. „Zu diesen weißen Bewohnern des Caps kommen nun noch die zahlreichen Farbigen, die in der Capstadt selbst wohl ein volles Drittheil der Kopfzahl ausmachen. Es sind nicht etwa Hottentotten und Kaffern, sondern Neger und Negermischlinge, die von der alten Sklavenbevölkerung abstammen und noch fortwährend durch die befreiten Passagiere der genommenen Sklavenfahrer vermehrt werden. Sie sind fast sämmtlich jetzt Christen, haben völlig dieselben persönlichen Rechte wie jeder Weiße und sind als Dienstboten oder freie Arbeiter in der zufriedenstellendsten Lage. Wie ganz anders sieht dieses immer vergnügte Volk hier aus, wo man ihm seine Menschenrechte wiedergegeben hat, und z. B. in Brasilien, wo ein Burmeister seine gelehrt-geistreichen Betrachtungen darüber anstellte, ob sie wohl so recht eigentlich Menschen seyen. Schwarze und weiße Arbeiter stehen hier an einer Ramme, schwarze und weiße Matrosen sitzen auf einer Ruderbank, schwarze und weiße Kinder gehen in eine Schule und die gelehrtesten Argumente werden niemanden bewegen, an der Menschlichkeit jemandes zu zweifeln, weil seine Haut schwärzer ist als die unsere. Freilich ist ein echtes, naturwüchsiges Negergesicht gerade kein Musterbild von Schönheit und man bekommt manchmal einen leisen Schrecken, wenn sich zufällig eine schlanke, ausgeputzte Frauengestalt umwendet. Je besser erzogen und gebildet sie aber sind, desto mehr verlieren sich diese widrig-rohen Formen und ich erinnere mich z. B. an eine junge, ganz dunkelfarbige Lehrerin in einer Missionsschule, deren feine, geistige, anziehende Züge gleichsam nur noch die Verklärung des Negertypus bildeten und vollkommen schön genannt werden durften."

Unter den schwarzen Ureinwohnern Afrikas sind die Hottentotten schon länger civilisirt. „Was ihren Charakter betrifft, so schilderte sie mir mein Freund Pastor P. als weichherzige, leicht erregbare Gefühlsmenschen. Nichts sei gewöhnlicher, als daß eine Hottentotten-Gemeinde durch eine Predigt aufs Tiefste gerührt in ein allgemeines, krampfhaftes Weinen und Schluchzen ausbreche." Das entspricht ganz den methodistischen Meetings der Neger in Nordamerika. Die Kaffern sind das andere schwarze Volk in Südafrika. „Die Kaffern, früher so gefährliche Feinde der Colonie, haben seit dem letzten Kriege, wo sie bekanntlich auf den Rath eines ihrer Regendoctors all ihr Vieh tödteten, ihre Macht und ihren Muth verloren und sich vielfach in die Colonie als Knechte verdungen, um nicht Hungers zu sterben. Man sieht sie häufiger. Es sind meist große starke Leute, völlig schwarz, aber mit weniger aufgeworfenen Lippen und hevortretender Mundpartie als die andern Neger. Im Gegensatz gegen die Hottentotten werden sie als kalte, berechnende Verstandesmenschen voll Fähigkeit, aber auch voll Arglist bezeichnet. In British Caffraria fangen sie an Christen zu werden und sich der Cultur zuzuwenden, aber im freien Kaffernlande treiben sie noch ihr früheres Leben in der alten Weise. Doch hört man, daß auch dieser District binnen Kurzem unter englische Verwaltung genommen werden soll, welche im Interesse von Ruhe und Ordnung in jenen Gegenden durchaus nöthig ist. — Am wunderbarsten klingt ihre Sprache. Ich hörte sie auf einer Farm bei der Conversation zweier Kaffernweiber. Jeder zehnte Consonant war einer jener unnachahmlichen Schnalzlaute, die sie mit einer Geläufigkeit herausklatschten, welche der Zungenfertigkeit aller unserer

Höckerinnen spottete. Vergebens ließ ich mir zu wiederholten Malen dasselbe Wort vorsagen und versuchte es unter ihrem Gelächter nachzusprechen — es war unmöglich. Die armen Missionare, die in dieser Sprache predigen müssen!

Vom Cap aus wurde die Heimath schnell wieder erreicht und im Ganzen war die Expedition vollkommen geglückt.

Geschichte.

Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. In zwei Theilen. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1863.

Eine fleißige und freimüthige Zusammenstellung, nur etwas zu breit geschrieben, wie uns deucht.

Indem der Verfasser nur die jüngste Vergangenheit schildern will, geht er in der Einleitung nicht weiter als bis auf Maria Theresia zurück. Der Sohn derselben, Joseph II., verrückte das alte System, die großen Kriege mit Frankreich erschöpften die Kräfte, machten den Bankerott von 1811 nothwendig und brachten die Monarchie nahe an den Rand des Abgrunds. Als es das Unglück Napoleons in Rußland möglich machte, die frühere Selbständigkeit wieder zu erlangen, war das österreichische Kaiserhaus nicht mehr in der Lage, das deutsche Reich herstellen und die deutsche Kaiserwürde wieder an sich nehmen zu können. Unter allen Umständen machte ihm Preußen den Rang streitig, denn abgesehen von der Dynastie hatte das preußische Volk sich an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt. Fürst Metternich wußte wohl, das Ziel dieser Bewegung sei nicht, ihn zum Lenker der Dinge im künftigen deutschen Reiche zu machen. Er nahm also, obgleich mit Preussen und Rußland gegen Frankreich alliirt, doch 1813, noch ehe er einen Schuß auf die Franzosen thun ließ, eine Preußen entgegengesetzte und feindliche Stellung ein, indem er die Rheinbundsfürsten unter seinen Schutz nahm und als Gegengewicht gegen Preußen und die Einheitsbestrebungen der Patrioten benutzte. Der Verfasser bemerkt hier von der Cooperation im Jahr 1813: „Hätte Stein den preußischen Staat gelenkt, anstatt die undankbare Rolle der Egeria bei Kaiser Alexander zu spielen, wäre im preußischen Kriegsrathe ein einmüthiger Sinn, im preußischen Cabinet ein klares und stolzes Bewußtseyn von den deutschen Pflichten und Rechten Preußens, und unter den russischen Heerführern nicht Gleichgiltigkeit gegen die deutschen Interessen, ja Eifersucht und böser Wille herrschend gewesen, nimmermehr würden die Wünsche und Pläne des Wiener Hofes ein entscheidendes Gewicht erlangt haben. Die dunkeln Flecken, welche das lichte Bild des deutschen Freiheitskrieges verunzieren, sind der eigentliche Hintergrund für die österreichische Politik geworden. Das Gefühl von dem blos negativen, hemmenden und störenden Einflusse des Wiener Cabinetes auf den Gang der Kriegsereignisse hat sich nicht allein in der öffentlichen Meinung außerhalb Oesterreichs, sondern auch in der Anschauung der Oesterreicher selbst eingebürgert. Bis zu dieser Stunde hebt der Oesterreicher kühn den Kopf und blickt stolz um sich, wenn er der Schlacht bei Aspern gedenkt, das Gedächtniß dieses Ehrentages für das österreichische Heer ruft er an, wenn Jemand Oesterreichs Kraft und Größe in Zweifel ziehen wollte: man wird dagegen lange forschen müssen, um lebendigen Erinnerungen an die Schlachten des Jahres 1813 zu begegnen. In Blüchers Gestalt verkörpert die deutsche Phantasie die Freiheitskriege, in Oesterreich galt nicht der Feldherr Schwarzenberg, sondern der Diplomat Metternich als ihr Held." Das ist sehr wahr. Nur sollte der Verfasser nicht glauben, daß Stein, wenn er auch größeren Einfluß auf Preußen gehabt hätte, an der Sachlage irgend etwas würde haben ändern können, da sich mit Metternich auch alle übrigen Großmächte gegen Preußen verbunden haben würden, sobald dieses letztere Miene gemacht hätte, den deutschen Einheitsbestrebungen gerecht zu werden.

Es war nun einmal unser Verhängniß, daß wir trotz aller nationalen Begeisterung und trotz aller gewonnener Schlachten jedes Opfer umsonst gebracht und jeden Sieg umsonst erfochten haben sollten. Denn wir behielten nicht einmal die Grenzen unseres alten Reiches, und statt eines wenigstens dem Namen und Anspruch nach noch einigen Ganzen bildeten wir nur noch eine lockere Föderation voll Mißgunst und gegenseitigem Argwohn im Innern und vom auswärtigen Einfluß beherrscht.

Der Verfasser hat nicht Unrecht, wenn er S. 256 sagt, Metternichs Politik habe in nichts anderem bestanden, als in einem Aneinanderschweißen der Verhältnisse, wie sie vor der Revolution bestanden, und des napoleonischen Despotismus. Das heißt eigentlich, die alten Uebel wurden mit den neueren multiplicirt; zu einem noch früheren guten Alten zurückzukehren und damit gutes Neue zu verbinden, war man nicht geneigt. Man hatte noch ein biederes Volk von alter patriarchalischer Treue, aber man pikirte sich, dieses Volk mit

Füßen zu treten und die alte Treue zu verhöhnen. Wie abscheulich ging die österreichische Bureaukratie mit den Tirolern um, nachdem diese kaum in unsterblichen Heldenkämpfen ihr Blut für dasselbe Oesterreich vergossen hatten! Man hatte ein noch frommes Volk, eine alte, selbst durch den Josephinismus unerschüttert gebliebene Kirche. Aber man wollte nichts von ihrem Segen. Man unterdrückte in der Kirche jeden Geist. Es war und ist noch die allerunsinnigste Voraussetzung des protestantischen und liberalen Publikums, daß Kaiser Franz und Metternich bigott gewesen seyen, und den Jesuitismus begünstigt hätten. Aus den Klagen von ultramontaner Seite, aus dem Nachlaß Jarckes &c. kann man sich vom Gegentheil überzeugen, wenn man auch nicht vor Augen sähe, daß seit fünfzig Jahren für Hebung des katholischen Geistes in Oesterreich, für die Pflege katholischer Wissenschaft und katholischen Feuereifers auf österreichischen Universitäten gar nichts geschehen ist. Wie schon 1814 Herr von Gentz, Metternichs feile Creatur, der Todfeind des hochherzigen Görres war, gegen ihn schrieb und ihn verfolgen ließ, so hat auch später an der Wiedergeburt des katholischen Geistes in Deutschland, Frankreich und England, Oesterreich auch nicht im geringsten Theil genommen, und zwar nur, weil seine Regierung es nicht erlaubte.

Das alles ist dem Verfasser des vorliegenden Werkes nicht unbekannt. Er sagt S. 397: „Kaiser Franz hätte auch in seinen letzten Lebenstagen sich nicht gescheut, der Kirche und dem Papste gegenüber seine volle Souveränetät zur Geltung zu bringen. Er fühlte keine Gewissensbisse darüber, daß er unbekümmert um die Einsprache der Curie die Napoleonischen Bischöfe in der Lombardei bestätigt, die Wanderung der ernannten Bischöfe nach Rom zur Prüfung und zur Consecration (1816) verboten, die Taxen der Einsegnungsbulle auf ein Viertheil zurückgeführt hatte. In den italienischen Provinzen mußte der Papst den Forderungen des Kaisers in Bezug auf das Ernennungsrecht der Bischöfe nachgeben, oder wie es der Diario Romano (15. Oktober 1817) nannte, ihm ein Privilegium ertheilen; in den übrigen Erbländern bedurfte es keines Privilegiums. Die Art und Weise, wie Kaiser Franz 1824 das Prager Domcapitel, das als ecclesia militans auftreten wollte, zu Paaren trieb, und frischweg den jüngsten Kanoniker auf einen bischöflichen Stuhl setzte, belehrte die Welt von seinem unveränderten Standpunkte in kirchlich-politischen Dingen. Auch die Schaustellung frommer Gesinnung bildete zum Fortkommen im bürgerlichen Leben noch keineswegs ein nothwendiges Erforderniß. Jene überließ man den Convertiten und den „überspannten Ausländern“. Daß Pilat dem Pater Rinn bei der Messe ministrirte, seine sechs Kinder demselben Pater, wenn er zum Besuche kam, das Vaterunser auf den Knieen hersagen mußten, kitzelte den echten Oesterreichern nur die Lachmuskeln. Ihrer naiven Gläubigkeit erschien ein solches Paradespiel unbegreiflich. Ebenso standen die 1820 in Oesterreich aufgenommenen Liguorianer, die 1827 zunächst in Galizien wieder eingeführten Jesuiten dem allgemeinen Volksbewußtseyn noch ziemlich fremd gegenüber. Man munkelte allerlei von ihrer Gefährlichkeit, man fürchtete ihre Zudringlichkeit in privaten Verhältnissen, sprach von ihrem Einflusse bei dem einen oder andern Gliede des Hofes, sie selbst fanden den Boden noch nicht genug vorbereitet, um sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen und eine größere Bedeutung, als ihnen die Furcht des Kaisers vor jeder geistigen Bewegung gestattete, in Anspruch zu nehmen. Soweit sie sich willig zeigten, das herrschende Erziehungssystem zu unterstützen, und den gehorsamen Sinn im Volke zu nähren, wurden sie geduldet; als aber bei dem Tode der evangelischen Erzherzogin Henriette (Erzherzog Karls Gemahlin) die Partei der Intoleranz es zum erstenmal wagte, einen selbstständigen Willen zu äußern und ihren Grundsätzen gemäß mit den Begräbnißehren für die im Unglauben Verstorbene zögerte, wurde sie vom Kaiser Franz selbst scharf zurückgewiesen. Der Ultramontanismus fand, so lange Kaiser Franz lebte, in Oesterreich keine heimische Stätte. Er war eben auch eine Neuerung, jede Neuerung wurde aber in den letzten Jahren seiner Regierung ängstlicher als je gemieden.“

Nur für den politischen Absolutismus zeigte damals das Wiener Cabinet warme Sympathien. „Schon im Jahre 1826 führten unbefangene Staatsmänner herbe Klage über die zunehmende einseitige Beschränktheit des Wiener Cabinets, das in dem Satze: Sit, quia fuit die höchste politische Weisheit verehrte. Der hannoversche Minister Graf Münster gab in einem berühmten und unter Diplomaten weitverbreiteten Briefe dieser Klage Worte. Oesterreich habe längst aufgehört, den wahren conservativen Interessen zu dienen, es begünstige blind jede, auch die erbärmlichste Winkeltyrannei, vertheidige jeden Mißbrauch fürstlicher Gewalt, widerstrebe allen Maßregeln, welche der reinen Willkürherrschaft einen Damm setzen möchten.“

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 57. 18. Juli 1863.

Geschichte.

Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. In zwei Theilen. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1863.

(Schluß.)

An Thatsachen, um diese schwere Anklage zu bekräftigen, fehlte es leider nicht. Man konnte, ganz abgesehen von der Unterstützung, welche ständefeindliche deutsche Höfe in Wien genossen, von der verderblichen Wirksamkeit des Bundestages, wofür gleichsam die österreichischen Minister verantwortlich gemacht wurden, als Beleg den Schutz anführen, welchen die beiden berüchtigten Carricaturen souveräner Fürsten, der Herzog Karl von Braunschweig und Dom Miguel von Portugal, am Wiener Hof, fanden. Fürst Metternich konnte sich nicht durch die Unkenntniß des bösartigen Wahnsinnes seines braunschweigischen Schützlinges entschuldigen. Er hatte zwar 1823 in dem Herzog Karl die Eigenschaften einer ‚schönen Seele‘, eine sein Alter weit überragende Selbstbeherrschung entdeckt, aber trotz dieser officiellen Versicherungen den wahren Charakter des letzteren soweit erkannt, daß er sich von ihm das Gelöbniß in die Hand geben ließ, keine wilden Streiche zu begehen und ‚die wohlwollende Gesinnung des Wiener Cabinets‘ nicht zu täuschen. Er täuschte dieselbe in unerhörter Weise; als er aber 1827, längst nach Beginn seines Zankes mit Georg IV., mit Münster und Schmidt-Phiseldeck nach Wien kam, wurde er dennoch auf das Freundlichste empfangen und den liberalen Gegnern zum Aerger als ein Gesalbter des Herrn geehrt. Auch bei Don Miguel verhüllte die unantastbare Fürstenwürde in den Augen des Wiener Hofes die groben persönlichen Mängel desselben.“

Eine Zeit lang wurde dem Fürsten Metternich das Regieren ungemein bequem gemacht. Erst allmählich zeigten sich Symptome des Widerstandes. Schon lange bevor diese im Innern mit mehr oder weniger revolutionärer Farbe hervortraten, wurde Kaiser Nicolaus von Rußland Metternichs böser Genius. Auf den Congressen von Wien, Aachen, Troppau und Laibach war Metternich unbestritten der Tonangeber. Bei den Conferenzen in Töplitz und Münchengrätz war dies nicht mehr der Fall. „Es bildete nicht mehr der österreichische Staatskanzler den Mittelpunkt, um welchen sich Alles bewegte, es war nicht mehr sein Kopf, der für die Uebrigen dachte, nicht seine Hand, die gebieterisch alle Congreßmitglieder auf ihre Plätze wies. Die Leitung war auf eine andere Persönlichkeit übergegangen, ein anderer Wille in den fürstlichen Versammlungen herrschend geworden. Im Czar Nikolaus verehrte die neue Coalition ihr Haupt, im militärischen Absolutismus, wie ihm die russische Regierung offenbarte, erblickte sie das wahre Ideal des Staatslebens. Diesem Cultus der rohen Macht mußte sich auch Fürst Metternich beugen, nachdem seine Staatskunst sich doch als unzulänglich bewiesen, die Ruhe in Europa zu erhalten, nachdem die zitternde Angst vor dem nahen moralischen Weltuntergang in seinem Kreise jeden andern Gedanken zurückgedrängt und zu dem festen Glauben geführt hatte, die unausbleibliche Krisis könne höchstens durch die gewaltsamste äußere Anstrengung verzögert werden.“

Bekanntlich war die Parole Metternichs: après nous le déluge. Mit seinem gegenwärtigen Einfluß zufrieden, wirthschaftete er eben fort, unbekümmert um die Zukunft, und indem er alles versäumte, um kommenden Uebeln vorbeugend Oesterreichs Zukunft zu sichern, hoffte er, die bestehenden Zustände würden sich halten so lange er lebe. Wenn nachher alles drüber und drunter ginge, kümmre es ihn nicht mehr. Dabei darf man nicht

vergessen, daß er keineswegs allein regierte, sondern vom Kaiser Franz abhing, und daß er diesem die Verantwortung zuschieben konnte. „Es war freilich die gegenwärtige Zeit in Oesterreich schlechter als jede andere geeignet, kräftige Entschließungen anzuregen. Der Lieblingsspruch des Kaisers: ‚darüber muß man schlafen' bekam täglich eine immer größere Geltung, die Unthätigkeit der Regierung einen immer weiteren Umfang. Ein wahrer Epimenidesschlaf mußte namentlich auf jede innere Verwaltungsmaßregel vorbereiten. Ohne die persönliche Zustimmung des Kaisers konnte nichts Großes und nichts Kleines durchgeführt werden, diese war aber nur in den seltensten Fällen zu erlangen, und so ruhte zur Verzweiflung der einsichtsvolleren Staatsmänner die ganze Regierungsmaschine."

Wie sehr man sich über die österreichische Regierung damals täuschte, erhellt unter andern aus dem im liberalen Deutschland weitverbreiteten Wahn, Graf Kolowrat habe die Spitze einer liberalen Opposition gegen den Fürsten Metternich gebildet. Kolowrat begünstigte in Prag das von dem Grafen Sternberg gestiftete böhmische Nationalmuseum. „Weil sich nun in der späteren Zeit an das böhmische Museum die literarische Wiedergeburt des czechischen Stammes vorzugsweise knüpfte, so galt Graf Kolowrat für einen wohlmeinenden Beförderer slawischer Cultur, obgleich er derselben gerade so fremd war, wie der Opposition gegen das sogenannte Metternich'sche Regiment. Aber die Unzufriedenen, und ihre Zahl mehrte sich täglich und stieg zuletzt auch in die höhern Regionen, bedurften eines schützenden Namens, sie wiegten sich wohlgefällig in dem Glauben an die weite Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, oder logen sich aus Patriotismus selbst an, indem sie Gesinnungsverwandte auch in den herrschenden Kreisen behaupteten. Gegenüber der allgemeinen Verachtung, welche in den späteren Jahren die österreichische Staatsverwaltung traf, fühlten sich die einheimischen Liberalen gleichsam verpflichtet, anzudeuten, daß auch im Mittelpunkte der Regierung bessere Ansichten und ein ‚guter Willen' vorhanden sey, der leider zur Zeit noch nicht die Macht gewonnen habe, durchzudringen. Als Vertreter des ‚guten Willens' stellten sie dann den Grafen Kolowrat auf, der frühe schlaff und alt geworden, ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner ‚Präsidialisten', allerdings dem Bilde des strengen Absolutismus schlecht entsprach. Wie wenig er den Namen eines Staatsmannes verdiente, zeigte sich, als ihm, wenn auch nur auf wenig Wochen, die Zügel der Regierung zufielen. Er mußte bekennen, daß er über grundsätzliche Veränderungen in der Staatsverwaltung noch gar nicht nachgedacht habe und die Mehrzahl politischer Lebensfragen ihm stets fremd geblieben sey."

Der Verfasser bemerkt mit Recht, daß Oesterreich durch seine Stabilität damals die Sympathien verloren habe, die ihm sonst aus Süddeutschland hätten entgegen kommen müssen. Im süddeutschen Volkscharakter liegt mehr Verwandtschaft mit den Oesterreichern, als mit den Preußen. Auch hatten die vormaligen Rheinbundstaaten es nur Oesterreich zu verdanken, daß sie bei Napoleons Sturz geschont blieben. Aber diese Staaten hatten es ihrer Politik angemessen gefunden, in die liberale Bahn des französischen Königthums einzulenken und in ihren neuen Verfassungen die französische Charte nachzuahmen. In den Bevölkerungen Süddeutschlands knüpften sich nun auch, nachdem alle patriotischen Erwartungen von der Herstellung des deutschen Reichs längst getäuscht waren, die politischen Hoffnungen nur noch an den Liberalismus.

Auch die aufkeimende Opposition in den Bevölkerungen Oesterreichs mißt der Verfasser nur mit dem liberalen Maaßstab. Er hätte jedoch, um die ganze falsche Stellung Oesterreichs zu charakterisiren, mehr das Nationalitätenprincip und das Verhältniß des Staats zur Kirche hervorheben sollen.

Der Urgrund alles Verderbens in Oesterreich war die Vernachläßigung und Zurücksetzung der deutschen Nationalität oder des germanischen Princips, wodurch allein es möglich wurde, daß die bisher durch das Deutschthum beherrschten Ungarn, Slaven und Italiener zur Empörung Muth fassen konnten. Während der Herrschaft des Metternich'schen Systems wurde Oesterreich gegen das übrige Deutschland geflissentlich abgesperrt, die Theilnahme der Oesterreicher an der geistigen Entwicklung im übrigen Deutschland abgeschnitten, herrschten Bücherverbote und die strengste Censur, wurde der deutsche Geist auch auf Universitäten und Schulen kläglich niedergehalten. Dagegen blühten in Prag, Pesth, Venedig, Mailand slavische, magyarische und italienische Vereine, Museen und Academien auf, in denen die bisher unterworfene Nationalität sich gegen die bisher herrschende fanatisirte. Daran nahm nun Metternich keinerlei Anstoß, sey es, daß er die Tragweite jener antideutschen Bestrebungen nicht erwog, sey es, daß er sie billigte und gegen jede etwa auftauchende deutsche Opposition benutzen wollte nach der Tactik des divide et impera. Slavische Academiker durften bissige Schmähungen gegen die Deutschen auf Staatskosten drucken lassen. Das angebliche Gedicht von der Libussa, ein infames, einzig zur Schmähung der Deutschen gefertigtes Machwerk eines modernen böhmischen Gelehrten, durfte

als ein uraltes böhmisches Sprachdenkmal von unschätzbarem Werthe gepriesen und in deutschen Uebersetzungen den armen, den Betrug nicht merkenden Deutsch-Oesterreichern unter die Nase gerieben werden. Die Ungarn, deren junger Adel in London und Paris den Parlamentarismus studirte, und auf den einheimischen Landtagen die erste liberale Opposition erhob, wußten dem Wiener Publikum nicht nur dadurch zu imponiren, sondern brachten auch ihr Nationalkostüm, ihr Husarenthum, ihre Pußtabilder mit obligaten Zigeunern in die Mode und die guten Wiener schwärmten dafür. Auch die italienische Opposition fand in Silvio Pellico einen poetischen Vertreter, für den sich alles begeisterte, während die wenigen wirklich ausgezeichneten Dichter unter den Deutsch-Oesterreichern selbst mit den antideutschen Dichtern Arm in Arm Opposition machten. Des trefflichen Zedlitz bestes und verbreitetstes Werk war eine Uebersetzung des Childe Harold. Auch Anastasius Grün vertrat nicht das deutsche Element gegen die Antideutschen, sondern nur das liberale gegen die Regierung. Es geschah in Oesterreich eben gar nichts für die deutsche Autorität, es wurde weder so regiert, noch wurde so gedacht und geschrieben, daß die Slaven, Ungarn und Italiener vor dem deutschen Wesen noch hätten Respect behalten können.

Unter dem Einfluß dieser wesentlich undeutschen Opposition in Oesterreich wurde nun auch, als die Zucht von oben her jämmerlich zu erschlaffen anfing, die Lectüre verbotener Bücher in den gebildeten Klassen ganz allgemein. Man las aber nicht wissenschaftliche, ernste, patriotische, kirchliche oder irgendwie conservative Bücher, sondern im Gegentheil nur, was den Oppositionsgeist nährt, am liebsten die bissigen, pikanten oder äußerst frivolen Sachen. Dabei offenbarten die Juden eine früher unbekannte Thätigkeit. Die schlechte Finanzwirthschaft in Oesterreich hatte dem Volk Israel Gelegenheit verschafft, sich einzunisten und auf Kosten der christlichen Bevölkerung zu bereichern. Indem es die Macht der Presse zu würdigen wußte, fing es an, in dieselbe einzuwirken, um sich nach und nach derselben fast gänzlich zu bemeistern. Während der Jude Saphir das größere Publikum Wiens bearbeitete, schwärmten die höher gebildeten Christen in Wien für die Juden Börne und Heine. Diese Selbstvergessenheit der Deutsch-Oesterreicher mußte begreiflicherweise die Achtung vor dem germanischen Princip im Kaiserstaate vollends untergraben. Wien wurde von der schlechten und antideutschen Presse förmlich erobert.

Zudem wurde Metternich alt und ließ vollends alles gehen, wie es ging. „Wenn die Unzufriedenheit in den letzten Jahren immer weitere Kreise ergriff, die Unerträglichkeit der herrschenden Zustände immer deutlicher fühlbar wurde, so lag der Grund nicht in der positiven Verschlechterung der Gesetze oder in der gesteigerten Gewaltthätigkeit der Regierungsorgane. Die Gesetze waren schlecht, aber es waren die alten Gesetze und überdieß nur dazu da, um nicht gehalten zu werden. Zwischen den Behörden und der gebildeten Klasse der Bevölkerung besonders in den großen Städten hatte sich allmählich ein eigenthümlicher Zustand gegenseitiger Duldung festgestellt. Man strafte die ersteren nicht mit der Verachtung, welche das Regierungssystem traf, sah sie als Mitleidende an; dafür ahmten jene die Bewegung der vergognosa da Pisa ganz allgemein nach und sahen durch die Finger. Was in dem einen Falle der Prager Polizeidirector, eine im Allgemeinen gefürchtete Person Namens Muth, that, welcher Tanzgesellschaften in der Advent- und Fastenzeit nicht erlauben durfte, und doch nicht verbieten mochte, und daher, um sein Gewissen zu beruhigen, den Tanzenden den Rücken kehrte: diese Politik trieben die Behörden beinahe immer und überall."

Ueber den Fürsten Metternich selbst lesen wir hier: „Das Alter war an der äußeren Erscheinung des Staatskanzlers großmüthig schonend vorübergegangen, hatte mit Ausnahme einer harten Taubheit kein auffallendes Gebrechen über ihn gebracht. Er bewahrte noch immer die gewinnenden eleganten Formen, das natürliche vornehme Wesen, und da beinahe Jedermann an ihn mit dem Vorurtheil herantrat, einen großen Staatsmann zu begrüßen, so galt er auch für einen solchen. Das Urtheil der Fremden über ihn, die er allerdings, wenn sie Franzosen oder Engländer waren — deutsche berühmte Männer mußten sich gewöhnlich mit dem Reflexe des Staatskanzlers, mit dem Baron Hügel begnügen — in gewinnender Weise behandelte, verlor immer mehr den herben Beigeschmack. Von seiner Geschmeidigkeit wußten schon ältere Generationen zu erzählen, er sollte aber jetzt auch toleranter, fremden Anschauungen zugänglicher geworden seyn. Und in der That, er widersprach selten, weil er die Einrede nicht hörte, er beantwortete entgegengesetzte Meinungen mit achtungsvollem Stillschweigen, weil er nur den einmal angesponnenen Gesprächsfaden mechanisch fortsetzen konnte. Niemals ein scharfer Dialektiker, verstand er jetzt vollends nur noch in Monologen die Unterhaltung zu führen. Störte man ihn in seinen mit den Jahren immer eintöniger und lehrreicher vorgetragenen Monologen, so brach er plötzlich ab. Das hielten Manche für diplomatischen Tact. Andere erklärten es als Zeichen zunehmender Geistesschwäche. Mitglieder des Hofes versicherten, die Lieb-

lungslectüre des Fürsten wären unfreiwillig komische Amtserlasse, lächerliche Petitionen, durch Sprachschnitzer pikante Actenstücke, an denen namentlich in Böhmen und Ungarn niemals Mangel herrschte. Gewiß ist, daß sie eifrig für ihn gesammelt und selbst von Erzherzogen, um den Mentor bei guter Laune zu erhalten, an ihn gesendet wurden. Gewiß ist ferner, daß er seit 1840 nur noch Repräsentationskünste übte, die eigentliche Arbeitskraft verloren hatte, jede Anstrengung und Aufregung sorgfältig vermied. Die letzte orientalische Krisis lastete dauernd auf seinem Geiste und ließ ihn die Selbständigkeit des Urtheiles für immer verlieren. Zum Glücke für seinen Ruhm erleichterten ihm die unaufhörlichen kleinen Reibungen zwischen Frankreich und England, die fanatische Friedenspolitik Louis Philipps seine diplomatische Aufgabe in hohem Grade. In allen Fragen, welche das Interesse der beiden Westmächte unmittelbar berührten, konnte sich das Wiener Cabinet als ruhiger, allseitig wohlmeinender Zuschauer verhalten. So blieb wenigstens hier der Schein der Unabhängigkeit gewahrt. In den orientalischen Verwicklungen dagegen diente Rußlands Wille demselben zur Richtschnur. Es sah den russischen Intriguen in Griechenland ruhig zu."

Die ganze Schwäche Metternichs verrieth sich in seinem Verhalten gegen die Schweiz. Hier hatte der kirchliche und politische Radikalismus erstaunliche Fortschritte gemacht. Er hatte es, heimlich berathen von England, darauf gewagt, die Geduld nicht nur Oesterreichs, sondern auch Ludwig Philipps von Frankreich auf die Probe zu stellen, und da er alles ungestraft thun durfte, war er immer kecker geworden. Die beiden Greise, die zu Wien und Paris die Geschicke des westlichen Europa lenkten, hätten doch ahnen sollen, wozu das führen würde. Aber sie selbst waren es, welche den Triumph des Radikalismus vergrößerten, indem sie den conservativen Schweizern erst Muth machten und sie dann doch im Stich ließen. Von dem Augenblicke an, in welchem Fürst Metternich in der Aargauischen Klosterfrage (in der es das katholische Princip, das europäische Rechtsprincip und gewissermaßen auch die persönliche Ehre der Habsburger, als der Klosterstifter, galt) dem Radikalismus nachgab, hatte er entweder seine Ohnmacht oder seinen Unglauben an die Haltbarkeit des politischen wie kirchlichen Conservatismus kund gegeben und die Revolution mußte mit ihren wilden Rossen stolz über seine politische Leiche hinwegfahren. Dem Siege des Radikalismus im Jahr 1847 mußte nothwendig die Wiener Revolution im Jahr 1848 auf dem Fuße folgen.

Badeliteratur.

Mentone, die Riviera, Corsica und Biarritz als Winteraufenthaltsorte von J. Henry Bennet. Aus dem Englischen v. G. C. Hahn, Mainz, Kupferberg, 1863.

In diesem Buche werden zum behaglichen Winteraufenthalt die im Titel genannten Plätze am Mittelmeer empfohlen, vor allen Mentone. „Verläßt man Nizza, um nach Genua zu gelangen, so beginnt die Straße alsbald mit dem Ersteigen des Turbia, eines ungefähr 3000 Fuß hohen Berges und zugleich eines direct in die See auslaufenden Zinkens. An dem Fuße dieses Berges liegt Nizza. Das Ersteigen des Berges erfordert 2 Stunden, das Hinabsteigen nimmt etwa dieselbe Zeit in Anspruch, und hier auf der andern Seite befindet sich die Stadt Mentone. Hat der Reisende den Turbia erstiegen und fängt an abwärts zu gehen, so eröffnet sich vor ihm ein glänzendes Panorama." Mentone wird als höchst reizend geschildert und soll noch angenehmer seyn als Nizza selbst, weil es besser gegen die Winde geschützt ist. Bennet, der sich längere Zeit dort aufhielt, schildert ausführlich das gesunde Clima, die üppige südliche Vegetation, die geologischen Merkwürdigkeiten (urweltliche Höhlen mit Knochen) die Fischerei ꝛc. Der Winter ist hier so warm, daß die Schwalben gar nicht fortziehen, Spinnen und Insecten nicht verschwinden.

Auf einen Ausflug an der Riviera hin, warnt Bennet vor dem Winteraufenthalt in dem kalten und unfreundlichen Pisa. Versuchsweise fuhr er nach Corsica hinüber, wo er die Bäder von Guagno und Orezza ziemlich empfehlenswerth fand. Im Uebrigen verweist er auf das treffliche Werk über Corsica von Gregorovius. Endlich widmet er noch einige Seiten dem berühmten Pyrenäenbad Biarritz, lobt es sehr und verspricht ihm eine bedeutende Zukunft, sofern es als europäischer Badeort erst durch die Kaiserin Eugenie berühmt worden und noch im Werden begriffen ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 58. 22. Juli. 1863.

Geschichte.

Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Von Cl. Th. Perthes, Prof. in Bonn. Zweite unveränderte Auflage. Gotha, F. A. Perthes, 1862.

In dieser vortrefflichen Schilderung ewig beklagenswerther Zustände hat sich der Verfasser großer historischer Ruhe und Unbefangenheit befleißigt, indem er mit Recht Zustände und Personen entschuldigt, welche nur dem unwiderstehlichen Zuge der Zeit folgten, in der sie lebten und für die sie erzogen waren. Der leidige Mangel an Patriotismus in Deutschland, der den Franzosen die Eroberung des linken Rheinufers und ihre anderen Siege über die deutschen Mächte so wesentlich erleichterte, erklärt sich aus dem lange gepflegten und dem gemeinen Volke zur andern Natur gewordenen Particularismus, und aus dem bei den Gebildeten Mode gewordenen Kosmopolitismus. Die Leute waren an einen ganz andern Maaßstab gewöhnt als an den des Nationalitätprincips.

Doch wird damit nicht alles entschuldigt. Insbesondre die gebildete Classe in Deutschland hatte in der Schule hinlänglich den Patriotismus der Griechen und Römer würdigen gelernt und mußte wissen, daß jede Nation eine Ehre zu wahren hat.

Der deutsche Geschichtschreiber kann nicht umhin, diejenige Zeit nicht als die für uns rühmlichste zu bezeichnen, in der wir durch unsere Uneinigkeit und Trägheit dem Feinde die Plünderung und Beraubung unseres Reichs erleichterten, und ohne eigene politische Productivität zu besitzen, nur von ihm, wie er es eben mitbrachte, Gutes und Schlechtes annahmen, so daß wir, von ihm mißhandelt und geschändet, ihm für einiges Gute sogar noch dankbar seyn mußten. In einer solchen Lage hatte die deutsche Nation sich selbst verloren und war der Trabant der französischen geworden, von ihr angezogen und gestoßen, beleuchtet und verdunkelt. Auf dieses Mißverhältniß hat man noch lange nicht genug aufmerksam gemacht. Es hat sich in den Jahren 1830 und 1848 wiederholt. Bis auf diesen Tag sind wir Deutschen die passive träge Masse geblieben, die nichts aus sich selber machen kann und immer warten muß, bis sie von Frankreich einen Anstoß, eine von großen Neuerungen begleitete Erschütterung bekommt. Frankreich löste den organischen Verband in unserm Reiche auf, indem es unsere Fürsten bestach und gegen den Kaiser bewaffnete. Frankreich machte unserm Reich ein Ende. Frankreich zerstörte unsere altdeutschen Verfassungen und gab uns dafür zuerst den Despotismus der Rheinbundkönige und nachher die Charte, nach deren Schablone wir heute noch das Glück deutscher Freiheit genießen, eine Freiheit durchaus nach französischem Muster. Wenn die demokratische Partei in Frankreich siegen sollte, werden wir Demokratie bekommen. Wie die Pariser Kleidermoden, so machen wir auch alle ihre politischen Moden mit durch, als die Affen der Franzosen heute noch, wie zur Zeit Ludwigs XIV. Wir haben daher eigentlich kein Recht, auf jene Zeit der Fremdherrschaft, deren trauriges Gemälde uns Herr Perthes hier aufrollt, als auf einen glücklich überwundenen Standpunkt herabzusehen. Wir befinden uns auch heute noch immer in den Banden des Franzosenthums trotz unserer Schützen- und Sängerfeste, National- und Reformvereine.

Der Verfasser wendet seine Blicke zuerst nach dem linken Rheinufer, nach den ehemaligen Erzbisthümern Mainz, Trier und Köln, die in der französischen Revolutionszeit zuerst der Fremdherrschaft erlagen. In Mainz regierte der Kurfürst Erzbischof von Erthal im

Geiste seiner Zeit, d. h. des Josephinismus und der Aufklärung. Er selbst, der Erzbischof, zog die reichen Klöster ein und stiftete von dem geraubten Gelde eine neue Universität, an der er nur Illuminaten und neumodische Freigeister anstellte. An der offenen Tafel seiner Maitresse herrschte der frivolste Ton. Sein Vorleser war Heinse, dessen sittenloses und obscönes Buch Ardinghello ihm so großes Vergnügen machte, daß er ihn reichlich dafür beschenkte. „An den Häusern mancher Domherren sah man, statt des Bildes der heiligen Jungfrau, jetzt Sinnbilder der Philosophie und Künste und in ihren Zimmern, statt des Crucifixes oder der Apostel Petrus und Paulus, die Büste von Voltaire; auf den Tischen lagen Abhandlungen der Illuminaten und die Schriften des Helvetius. An den Tafeln des Adels wurde das Hergebrachte und Bestehende als Vorurtheil lächerlich gemacht.“ Die Aufklärung, die damals in Mainz verbreitet wurde, entbehrte jeden sittlichen Halt. Dieselben Menschen, die von des Kurfürsten Gnade lebten, ergötzten sich zugleich an giftigen Spöttereien über ihn, seine anmaßende Maitresse und die ganze lüderliche Wirthschaft des Hofes. Alles nach französischem Muster, denn auch am Hofe zu Versailles waren es die Höflinge selbst, die am meisten über die Laster spotteten, welche sie mit begehen halfen. Unter so frivolen Umgebungen in Mainz darf es nicht Wunder nehmen, daß auch Georg Forster, welcher als Professor dahin berufen war, in schlechter Ehe lebte. Er selbst hatte früher sinnlich ausgeschweift. „Eine entschiedene Unübereinstimmung Forsters und seiner Frau, schrieb Huber im Frühling 1793, hatte ihre Ehe von jeher unglücklich gemacht, und diese beiden Menschen, die sich gegenseitig ehrten und Freunde seyn konnten, litten gegenseitig unter dem Unglücke, durch andere Bande vereinigt zu seyn. Forster kannte die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwischen seiner Frau und mir stattfand, und hieß sie gut.“ Forster selbst schrieb seiner Frau. „Ich bin überzeugt: der Mensch auf einer höheren Stufe der Bildung darf thun, was Andere nicht thun dürfen. — Sei ruhig bei den Albernheiten Deiner ehrlichen Umgebungen, heißt es in einem anderen Briefe an seine Frau, Du kannst ihnen Nichts entgegen setzen, als die strengste Beobachtung der Regel, die Du Dir selbst vorschreibst, und dann die vollkommenste Nichtachtung ihrer eingeschränkten Begriffe. — Ich habe Dir schon, schrieb er am 19. Juli, in meinem vorigen Briefe gesagt, wie sehr ich Alles billige, was Du mit Huber bisher verabredet hast, und so billige ich auch die Einrichtungen, die Du mir jetzt bekannt machst.“

Aus diesem moralischen Sumpf konnte nun freilich keine schöne Blüthe des nationalen Ehrgefühls und Patriotismus wachsen. Kaum kamen die Franzosen, so floh der Kurfürst und sein Hof davon und die Professoren der Universität blieben nur zurück, um zu dem Verrathe mitzuwirken, der den Franzosen die Festung Mainz in die Hände spielte. Forster trug bekanntlich darauf an, das ganze Kurfürstenthum im Namen des Volks den Franzosen zum Geschenk anzubieten, und ging selbst nach Paris, um den Convent zu bitten, er möge Mainz mit Frankreich vereinigen. Daß dies eine ganz niederträchtige Handlung sey, schien ihm nicht einzufallen. Er hatte kein Recht dazu, im Namen der deutschen Bevölkerung zu sprechen, die sich vielmehr heftig gegen das französische Joch sträubte. Er trat nur im Namen eines Mainzer Clubs auf, den nur französische Bajonette vor dem Unwillen der deutschen Bevölkerung schützten. Ueberdieß hätte er doch wohl so viel guten Geschmack haben sollen, zu fühlen, wie tief ihn die Rolle erniedrigte, die er als Deutscher vor dem französischen Convent spielte. Wer hätte nicht bei Livius die hundsföttischen Reden griechischer und kleinasiatischer Gesandten gelesen, die für ihre Völker beim römischen Senate um die Gnade bettelten, seine Sklaven zu werden und sich von römischen Proconsuln mit Füßen treten zu lassen. Ganz eben so erbärmlich stand nun Forster vor dem französischen Convent.

Er sah sich freilich bald und bitter getäuscht. Es ist unglaublich, wie ein Mann, der die Erde umschifft hatte und von dem man doch voraussetzen mußte, daß er die Menschen einigermaßen kenne, sich überhaupt einer solchen Täuschung hat hingeben können. Er hatte geglaubt, in Frankreich werde sich das Ideal einer Republik verwirklichen mit lauter hochherzigen und tugendhaften Bürgern. Statt dessen fand er einen entmenschten Pöbel. Er schrieb aus Paris: „Alle Moralität scheint nur eine Posse. Hätte ich vor zehn, vor acht Monaten gewußt, schrieb er im August, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen und nicht in den Club.“ Auch seine persönliche Eitelkeit war verletzt, weil sich in Paris Niemand um ihn kümmerte. Er schrieb: „In diesem ungeheuern Strudel wird jetzt das Individuum verschlungen, das keinen Rückhalt hat, um sich geltend zu machen, und vor Allem keine Unverschämtheit und Zudringlichkeit. Gelehrtes Verdienst und selbst die Talente des Geschäftsmannes gelten jetzt nichts; wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren lassen kann, ist man nichts; kurz, zum ersten Mal in meinem Leben helfen mir alle meine Hilfsmittel nichts, und ich stehe so verlassen da, wie ein Kind, das keine Kräfte hat,

sich selbst zu ernähren." Es war sein Glück, daß ihn nicht lange nachher eine Krankheit hinraffte.

Obgleich Herr Perthes ihn lange nicht so hochstellt, als andre ohne alle Berechtigung gethan haben, obgleich er ihm sogar für die Naturwissenschaft geordnete Vorbildung, umfassende Kenntniß und Tiefe der Forschung abspricht, ist er doch geneigt, ihn mit großer Schonung zu behandeln und seine Handlungsweise durch die Umstände zu entschuldigen. Er stamme aus schottischem Geblüt und sey in Polen geboren; fast immer in fremden Ländern unterwegs, habe er weniger als andere der Modekrankheit des Weltbürgerthums entgehen können und habe mehr Mensch als Deutscher seyn wollen. Wenn indessen Forster nur deutsch schrieb, sich nur als deutscher Autor Ruhm erwarb und nicht für sich, sondern angeblich im Namen der deutschen Bevölkerung im Erzstifte Mainz auftrat, so hätte er sich doch erinnern sollen, daß er, der die Rechte des Deutschen ansprach, auch die Pflichten des Deutschen erfüllen müsse.

Nachdem der Verfasser nur vielleicht zu lange bei der Persönlichkeit Forsters verweilt hat, geht er zu einer vielleicht zu kurzen Darstellung der Noth über, welche das linke Rheinufer unter der Franzosenherrschaft erleiden mußte. Man hatte den Völkern Freiheit, Gleichheit, Befreiung von allem bisherigen Druck und Erleichterung aller Lasten versprochen. Jetzt aber wurden alle alten Steuern und Lasten, geistliche und weltliche Zehnten fortbezogen und durch viele neue Lasten vermehrt, wurden zahllose Güter confiscirt, mußte den französischen Truppen unermeßlich viel geliefert werden, wurde geplündert und gestohlen, das baare Geld genommen und das Land mit den werthlosen Assignaten überschwemmt ꝛc. Alles Geld im deutschen Lande wurde von den Franzosen weggenommen und durch Papier ersetzt, dessen Werth durch die 1795 verfügte Aufhebung des Zwangscourses so tief sank, daß ein Pfund Zucker 400 Franken, ein Pfund Seife 230 Franken in Assignaten kostete. Dazu kam die Militärpflicht. Viele tausend fromme deutsche Familien mußten ihre Söhne dem Moloch der französischen Revolution und des Kaiserreichs opfern und sie im Kampfe zum Theil gegen ihre deutschen Brüder hinschlachten lassen.

Im Kurfürstenthum Trier zeigten sich die nämlichen Erscheinungen, wie im Mainzischen. Auch hier sträubte sich die fromme Bevölkerung gegen den Sansculottismus. Nur eine sehr kleine Partei schwärmte für die Republick und für die allgemeine Menschheit. Zu ihr gehörte der erst zwanzigjährige Görres in Koblenz, den schon diese seine Jugend in weit höherem Maaße entschuldigt als Forster, der auch das deutsche Land nicht mit Frankreich vereinigen, sondern eine rhenanische Republik daraus machen wollte und der bald genug den Irrthum seiner Jugend begreifend, der wärmste deutsche Patriot wurde. Als das ganze linke Rheinufer an Frankreich fiel, war Görres der erste, der die schlechte französische Verwaltung muthvoll angriff. Das alles wird hier sehr ausführlich dargestellt, doch ist Görres wie Forster, wie es uns scheint, zu viel Raum gewidmet. Die Schilderung dieser interessanten Persönlichkeiten ersetzt uns doch nicht ganz die eigentliche Geschichte der Städte und Landbezirke, die Geschichte der Finanzverwaltung ꝛc. Görres selbst hat in den „Resultaten meiner Sendung nach Paris" und in der Flugschrift „in Sachen der Rheinprovinzen" reiches Material dazu geliefert, was wir hier nicht ausgiebig genug benutzt finden. Außerdem wäre es interessant gewesen, charakteristische Specialitäten aus den Zeitungen, wie aus Reisebeschreibungen und aus mündlichen Traditionen jener Zeit mitzutheilen. Eine dritte Persönlichkeit, welcher der Verfasser besondere Aufmerksamkeit schenkt, ist Dalberg, Napoleons Günstling, zuletzt Fürst Primas im Rheinbunde.

Wie billig widmet Herr Perthes der innern Politik der Rheinbundfürsten ein eigenes Capitel. Die Fremdherrschaft beraubte uns nicht nur unserer Reichslande, sondern brachte uns auch um die alten ständischen und Communalfreiheiten, zum Theil um das alte deutsche Recht, um das Volk unter die Willkür der modernen Despotie zu beugen. Die Rheinbundfürsten bemäntelten aber ihre greuelhafte Willkür mit dem Liberalismus. Sie plünderten die Kirchen und unterdrückten das Recht derselben nur im Namen der Aufklärung, sie verjagten die alten Stände nur im Namen der Civilisation, der Gleichheit vor dem Gesetz, des Volkwohls. Bei der Beurtheilung dieser Dinge verfährt der Verfasser bei weitem nicht streng genug. Nicht ohne Verwunderung lesen wir S. 357 ein unbedingtes Lob Karl Friedrichs von Baden. Wir wissen wohl, wie dieser Fürst von jeher überschätzt wurde, aber einem vorurtheilslosen Geschichtschreiber sollte es doch in unsern Tagen nicht mehr verborgen seyn, daß alle die Revolutionen, welche Baden hat durchmachen müssen, in dem seichten Josephinismus Karl Friedrichs und seiner Bureaukratie wurzeln.

Die üble Wirthschaft in Westphalen ist vom Verfasser trefflich charakterisirt. Wir wollen gerade nicht tadeln, daß so vieles Pikante, was ihre gänzliche Enthüllung dargeboten hätte, hier weggelassen ist, denn die historische Wahrheit steht hier so nahe dem Scandal, daß der Geschichtschreiber, der den letztern vermeiden will, lieber auch die erstere verschleiern muß.

Auch über Montgelas Verfahren in Bayern urtheilt der Verfasser nicht streng genug. Was hier gegen die Kirche und das fromme biedere Volk gesündigt worden ist, wäscht alles Wasser der Isar nicht rein.

Im Rheinbund und in der benachbarten Schweiz geschahen noch viele Dinge und wirkten noch viele Personen, auf welche der Verfasser wohl auch seine Blicke hätte richten können. Wir wollen nur eines Zschokke in Aarau, eines Crome in Gießen und ihrer auf Uebertölpelung des deutschen Publikums im Interesse Napoleons geschriebenen Flugschriften, des Münchner Aretin, des Herrn von Pallhausen und seines Geschichtswerks, worin er bewies, die Bayern seyen keine Deutsche, sondern Gallier, also Franzosen 2c. gedenken. Der Verfasser hätte noch gar viele charakteristische Züge mittheilen können, z. B. wie die Geburt des Königs von Rom in Deutschland gefeiert wurde, wie Goethe den Kaiser Napoleon besang, wie Kosegarten auf der Insel Rügen für ihn schwärmte, wie Posselt einmal vorschlug, eine ungeheure Alpenwand zu ebnen und mit goldenen Buchstaben von hundert Fuß Höhe den Namen Napoleon darauf zu schreiben, daß er weithin durch ganz Bayern strahle 2c.

Am Schlusse macht der Verfasser die Bemerkung: „Die große geistige Bewegung, welche den Freiheitskriegen voranging, hatte nicht die entfernteste Beziehung zu Rousseau's Lehre, sondern ruhte auf der Voraussetzung, daß die Zukunft Deutschlands sich nur aus deutscher Art und Weise, nur aus nationalen und geschichtlichen Zuständen und Bedürfnissen bilden lassen werde. Blücher, Scharnhorst und Gneisenau dachten und fühlten in dieser Beziehung wie Hofer, Dörnberg und Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig; Stein, Niebuhr, Eichhorn, Münster, Stadion, Dohna wie Schleiermacher, Reimer und Friedrich Perthes; die literarischen Hebel, mit denen Gentz den Kreis der Diplomaten, Fichte die wissenschaftliche Welt und Arndt Alle, die eines männlichen Zornes fähig waren, in Bewegung setzte, standen in eben so schroffem Gegensatze zu den naturrechtlichen Dogmen, wie die innere Erneuerung, welche der Geschichte durch Niebuhr, der Rechtswissenschaft durch Savigny und Eichhorn, der deutschen Sprachforschung durch Grimm zu Theil geworden war. Aus den wieder erweckten und frisch belebten Kräften des deutschen Volkes und des preußischen Staates arbeiteten sich neue nationale Stimmungen in schnellem Wechsel hervor. Die große kriegerische Erhebung mit den Tagen von Groß-Görschen, Leipzig und Waterloo, die romantische Politik mit Burschenschaft und Wartburgsfest, die constitutionelle Bewegung mit der bayrischen und badischen Verfassung des Jahres 1818 gaben nach einander dem politischen Leben in Deutschland seine Richtung; Jahrzehnte hindurch war die revolutionäre Theorie vergessen, aber sie war nicht widerlegt und nicht überwunden und seit der Juli-Revolution des Jahres 1830 trat sie in früher unbekannter Stärke auf das Neue hervor." Das ist nicht ganz richtig. Fichte und sogar der alte Turnvater Jahn hatten sich ein Volk a priori construirt und wollten es durch Erziehung herstellen, da waltete durchaus Rousseaus Grundidee vor und jene Volksverjünger standen nicht auf dem historischen Boden, wie das seiner Zeit Steffens und Menzel am besten nachgewiesen haben. Sodann war das neue Aufkommen französischer Theorien nicht die Schuld der Julirevolution, sondern schon lange vorher war die christlich-deutsche Tendenz der Burschenschaft und der aus den Freiheitskriegen noch übrig gebliebene Nationalstolz durch die Karlsbader Beschlüsse der Jugend und dem Volke zum Verbrechen gemacht worden und hatten die Regierungen dahin gearbeitet, in Preußen durch das Hegelthum, in Oesterreich durch Metternichs laxe Observanz und die frivole Wiener Judenpresse, und in den Mittelstaaten durch die Schablone der französischen Charte das Nationalgefühl vollends auszutilgen. Die in Deutschland aufgekommenen revolutionären Theorien sind nicht erst seit der Julirevolution und auch nicht blos von außen hergekommen, sondern den Deutschen eingeimpft worden durch die undeutsche und unchristliche Richtung ihrer Diplomaten und Bureaukraten zur Zeit der Restauration. Hätten unsere Herren auf dem Wiener Congreß Deutschland ein einiges großes Reich mit freien und volksthümlichen Institutionen werden lassen, so hätten wir die Hälse nicht umgedreht, um nach Paris zu schauen und uns von dorther die liberale Doctrin zu holen, so würden weder die Juli- noch die Februarrevolution unser Vaterland erschüttert haben. Hätten sie nicht auf Schulen und Universitäten die alte Frömmigkeit systematisch untergraben lassen, so würde das deutsche Volk auch Mannes genug gewesen seyn, um den gottlosen Irrlehren, die wie Oel ins Feuer der Revolution gegossen worden, unzugänglich zu bleiben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, №. 59. 25. Juli 1863.

Politik.

Die Quelle alles Uebels. Betrachtungen über die preußische Verfassungskrisis von C. Frantz. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1863.

Der Verfasser hat sich früher schon als Heilkünstler in Staatskrankheiten gerirt, dießmal trifft sein Recept sehr genau mit demjenigen zusammen, was Odillon Barrot im vorigen Jahre dem kranken Körper Frankreichs vorgeschrieben hat. Es lautet nämlich kurz: Decentralisation, provinzielle Autonomie, Vertretung von Korporationen im Gegensatz gegen die bureaukratische Centralisation und gegen die atomistischen Wahlen nach der Kopfzahl. Der Verfasser fügt aber etwas Neues hinzu, was Odillon Barrot nicht vorgeschlagen hat, nämlich die Unterstützung der Regierung durch einen Senat im altrömischen Sinne. Seine Schrift ist, wenn sie auch schwerlich ihren Zweck erreichen wird, doch gedankenreich, und enthält viel Wahres.

Vor allen Dingen sieht er das Ungenügende der bisherigen constitutionellen Schablone ein. „Das Allererste und Nothwendigste ist, daß wir zu der natürlichen Ordnung zurückkehren, wonach der Staat nicht auf Gesetzen, sondern auf Thatsachen ruht, und nicht die Legislative oben an steht, sondern die Regierung. Machen wir es also umgekehrt, als es in unseren bisherigen Constitutionsversuchen geschah, und alsbald werden wir zu einem stabilen Zustand gelangen. — Eine repräsentative Körperschaft — man mag sie einrichten und mit Befugnissen ausstatten wie man will — kann niemals Ersatz bieten für die Mängel der Regierung. Sie kann die üblen Folgen, welche aus einer schlechten Regierung entspringen, vermindern und vielleicht ganz beseitigen, aber sie kann niemals bewirken, was eine gute Regierung bewirken würde, sondern nur das Schlechte verhindern. Umgekehrt zeigt dieselbe Erfahrung, daß, wo eine gute Regierung besteht, selbst bei einer sehr mangelhaften Repräsentation, und sogar ohne alle Repräsentation, dennoch das Staatsleben gesund seyn kann, und wie ein zerrütteter, in Verwirrung und Lähmung versunkener Staat sich auf der Stelle wieder zu erheben vermag, sobald ihm eine tüchtige Regierung zu Theil wird." Wenn dieß von allen Staaten gilt, so gelte es, meint der Verfasser, ganz besonders von Preußen.

Der Verfasser beweist dieß durch die absolute Unhaltbarkeit der sonst so ehrlichen und wohlwollenden neuen Aera. In unsrem modernen Verfassungswesen, wie es aus der ersten französischen Charte hervorgegangen ist, können die Minister niemals eine Stellung finden, welche natürlich und darum fest wäre. „Die Minister befinden sich in einer schiefen Stellung, gegen die Krone wie gegen die Kammern. Von der Krone erwählt, sind sie derselben verpflichtet, aber eben so sind sie durch ihre Verantwortlichkeit verpflichtet, der Krone unter Umständen zu widerstehen. Wo finden sie nun ihren Halt und Boden? Sie dürfen sich nicht auf die Krone stützen, welche sie ja decken sollen, und wollen sie sich hingegen auf die Majorität der Kammern stützen, so sind sie dieser Stütze nur versichert, wenn sie sich selbst dieser Majorität verpflichten. Aber wie ist dieß möglich, wenn sie die Männer der freien Wahl des Königs, und folglich demselben verpflichtet sind und bleiben sollen? Es ist nicht möglich. Niemand kann zweien Herren dienen, und so haben wir bereits früher gesehen, wie eben an diesem Widerspruch das Ministerium der neuen Aera zu Grunde ging. Immer schwebt das Ministerium zwischen der Krone und den Kammern, es hat die effektive Regierungsgewalt, und ist dafür verantwortlich, aber es hat nicht die Macht irgend etwas Großes durchzusetzen, weil es nirgends eine sichere Basis hat. Daher die Unersprießlichkeit des constitu-

tionellen Regimes. Es liefert nie einen ganzen Mann, und gestattet keinen solchen, sondern als ein Balancirsystem kann es sich nur durch halbe Männer und halbe Maßregeln erhalten."

Aus diesem Schwanken gibt es keinen Ausweg, außer in dem Absolutismus, durch den die Landesrechte, oder in dem Parlamentarismus, durch den die Rechte der Krone mit Füßen getreten werden.

Der Verfasser hält ein Drittes für möglich, wodurch man aus dem Dilemma herauskommen und jene beiden Extreme vermeiden könnte. Dieses Dritte ist die Errichtung eines Senats im altrömischen Sinn als Basis der Regierung, als erweiterter Rath der Regierung. Der Verfasser will der Regierung nicht blos eine physische, sondern auch eine moralische und intellectuelle Macht sichern und eine bleibende und unzerstörliche Autorität. Er glaubt nämlich mit Recht, daß der Regierung nichts gefährlicher ist, als der rasche und immer wiederholte Wechsel der Minister. Die Frage ist nun, wo soll der Senat hergenommen werden? Das Herrenhaus als solches kann ihn nicht darstellen. Der Verfasser schlägt vor, die Mitglieder des Senats müßten seyn: „1) durch Geburt die Prinzen des königlichen Hauses; 2) durch das Gesetz alle diejenigen, welche ein bestimmtes Staatsamt bekleiden oder bekleidet haben, und zwar auf Lebenszeit; 3) diejenigen, welche der Senat selbst durch Cooptation erwählt, und dem Könige zur Bestätigung präsentirt, ebenfalls auf Lebenszeit. Keine dieser drei Kategorien darf fehlen, weil nur in der Verschiedenheit der Quellen, wodurch sich der Senat ergänzt, die Garantie liegt, daß er die moralischen und intellektuellen Kräfte in sich vereinigen wird, die zu seinem Ansehen erforderlich sind."

Weiter bemerkt der Verfasser, daß sich die edelsten und fähigsten Männer des Landes gern hergeben würden, in einen Senat einzutreten, während sie Anstand nehmen, sich einer Camarilla oder Cotterie zu fügen. Im Uebrigen heißt es: „Der König selbst bildet das Oberhaupt des Senatskörpers, und erscheint bei wichtigen Veranlassungen persönlich in demselben. Er ernennt aber seinen Repräsentanten, als sein Alter Ego, der im Namen des Königs dem Senat präsidirt, und die Verhandlungen leitet. Denn der Senat ist permanent. Er kann sich vertagen, aber nicht vertagt werden, noch weniger aufgelöst. Wenn im Senat alle wichtigen Staatsangelegenheiten, mögen sie die Gesetzgebung und Verwaltung oder die auswärtigen Verhältnisse betreffen, berathen und entschieden werden, so ist folgerichtig der Senatspräsident der effective Chef der Regierung, und nicht etwa der Ministerpräsident, wie in der Ministerialregierung. Vielmehr werden die Minister selbst eine ganz andere Stellung bekommen, indem sie lediglich auf die eigentlich so zu nennende Executive angewiesen sind, die bei weitem noch nicht Regierung ist. Sie werden vom Könige ernannt als königliche Commissarien für die einzelnen Geschäftszweige, aber ohne repräsentativen Charakter, der nur dem Senatspräsidenten und dem Senat als solchem zusteht. Die Minister sind wesentlich Mitglieder desselben. Sie können nur aus dem Senat gewählt werden, in welchen sie wieder zurückkehren, wenn sie ihres Amtes entbunden sind. Welche große Veränderung in Folge dessen der Geschäftsgang in den Ministerien erleiden muß, ist selbstredend, doch eine bloß technische Frage, die uns hier nicht angeht. Was wir aber besonders hervorheben müssen, ist die einheitliche Leitung der Staatsangelegenheiten, welche durch die bisherige Ministerialregierung mit ihren verschiedenen Departements, wonach das ganze Staatsleben schematisch zerschnitten wird, fast unmöglich gemacht ist, so daß wir endlich zu der Herrschaft der sogenannten Fachmänner und Fachansichten gelangt sind und gelangen mußten. In den Ministerialbureau's können sich keine Staatsmänner entwickeln, um so mehr aber Bureaukraten. Ein Senat hingegen ist eine praktische Schule für Staatsmänner, wie andererseits der Depositär der politischen Traditionen, der Ideen des Staatszweckes. Heute fehlt es an Beiden, und daß es daran fehlt, ist die Hauptquelle aller Uebel."

Das sind alles ganz gute Gedanken, allein ihre Einführung ins praktische Leben dürfte vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn. Unter allerlei Einflüssen könnten doch nicht immer die rechten Leute in den Senat kommen, oder sie könnten sich nicht vertragen, alle schroffsten Gegensätze der Confessionen, Volksstämme, Localinteressen und Zeittendenzen könnten sich in ihnen wiederholen, oder endlich würden sie, wenn sie einer maßlosen Agitation von unten Halt geböten, ebenso angefeindet werden und in Unpopularität fallen, wie das bisher allen conservativen Ministern begegnet ist.

An die Stelle der bisherigen Volksvertretung setzt der Verfasser nur Vertreter specieller Provinzial- und Corporationsinteressen. In dieser Beziehung geht er ganz auf den Gedankengang Odillon Barrots ein. Er will Decentralisation und Selbstverwaltung der Provinzen, Kreise und Gemeinden, daher auch nur eine Vertretung, welche dieser Selbstverwaltung analog ist. „Worauf beruht denn das constitutionelle System? Auf dem Grundirrthum, daß die ganze Bevölkerung eine unterschiedslose und ungegliederte Masse bilde, wie z. B. die siebzehn Millionen Preußen, zwischen welchen keine

andere Verbindungen bestehen sollen, außer in Kraft der Constitution. Um diese Constitution dreht sich nun Alles, denn von den Kammern hängt Alles ab, indessen alles eigene Leben der Elementartheile, der örtlichen wie der genossenschaftlichen, zu einem bloßen Beiwerk des Kammerwesens wird, welches die eigentliche Substanz des Staatslebens bildet, indessen alles andere bloß Accidenzen sind. Natürlich werden daher alle Angelegenheiten in politische Fragen verwandelt, und alle Kräfte drängen nach dem Mittelpunkt. Congestionen und Schwindel sind die Folgen davon, ein durchaus ungesunder Zustand. — Was ist das Königthum des Constitutionalismus? Nichts anderes, als der Mittelpunkt der großen Gesetzgebungs- und Verwaltungsmaschinerie des modernen Staates, die Achse, um welche sich das Kammerrad bewegt. Und welches Leben geht von da aus, wo man vielmehr alles Lebendige als Brennmaterial und Rohstoff für diese Maschinerie verarbeitet? Nach unserer Ansicht bekommt das Königthum eine viel höhere und würdigere Stellung. Es wird der Schirmherr der allgemeinen Freiheit, deren Sicherung doch selbst der allererste Staatszweck ist. Und diese Freiheit wird etwas Reelles. Sie bleibt nicht auf den leeren Akt der Kammerwahlen beschränkt, noch auf die bloß individuellen Befugnisse, welche die sogenannten Grundrechte garantiren, sondern sie verkörpert sich in der selbständigen Entwicklung aller Lebenskreise, die in ihrer Autonomie ihre eigene Ehre und Macht genießt. Eben darauf beruht ja die instinktartige Ehrfurcht, welche die germanischen Völker von Anfang an für das Königthum bewiesen, daß sie darin den Schutz wie die Garantie einer solchen Entwicklung sehen, worauf ihr sonderthümlicher Trieb von jeher gerichtet ist, und die doch nicht bestehen kann, wenn keine Macht da ist, welche das Ganze zusammenfaßt und jeden Lebenskreis in seinen Grenzen hält."

Deßwegen verwirft der Verfasser in den Provinzen die bisherigen, nur bureaukratischregierenden Oberpräsidenten und verlangt dafür königl. Statthalter. Deren Aufgabe müßte seyn, alle eigenthümlichen Lebenskräfte der Provinz grade recht in ihrer Besonderheit blühen und gedeihen zu machen, nicht wie in Frankreich allen Provinzialgeist systematisch zu tödten. Dann erst würden auch wieder die Corporations-Deputirten aus den Provinzen, wenn sie als Kammer- oder Controlle-Behörde einberufen würden, die wahren, wirklichen und dauernden Interessen der Provinzen vertreten, und nicht blos, wie es bei dem jetzigen constitutionellen System der Fall ist, vorübergehende Tagesmeinungen und doctrinaire Fictionen. Auch die Steuerbewilligung und Steuervertheilung wäre viel natürlicher, wenn sie nicht wie jetzt bureaukratisch centralisirt, sondern mit der Autonomie der Provinzen in Einklang gebracht wäre.

Der Verfasser schwärmt für seine Senatsidee und sagt am Schluß: „Was wäre nun ruhmreicher für Preußen, als daß es durch sein Beispiel die Bahn bräche, und aller Welt zeigte, wie man aus den unwahren und unhaltbaren Formen des Constitutionalismus, welche den ganzen Continent in Verwirrung gebracht, und mit immer neuen Katastrophen bedrohen, zu einer sicheren und wohlthätigen Ordnung gelangen kann, die alle das gewährt, was die Völker mit Recht verlangen, aber in verworrenem und blindem Triebe mit falschen Mitteln erstreben! Hat dieser Staat vor fünfzig Jahren an der Spitze der deutschen Erhebung gestanden, den kräftigsten Anstoß zum Wiedererwachen des deutschen Geistes gegeben, und ohne Frage das Meiste zur Befreiung des deutschen Vaterlandes beigetragen, so sollte er heute seine Ehre darin suchen, abermals an der Spitze zu stehen, wo es gilt, die Fesseln zu sprengen, mit welchen falsche und fremdartige Staatsformen und Staatsansichten unser öffentliches Leben umsponnen halten, zerrütten und lähmen, um statt dessen aus dem ureigenen Geiste der deutschen Nation (wie man damals sagte, und woraus die Inspirationen entsprangen, welche die Freiheitskriege verherrlicht haben) die Elemente deutscher Staatsentwicklung heraus zu fördern, zur Gestaltung und zur Geltung zu bringen! Preußen hat am längsten unter den größeren deutschen Staaten der Herrschaft dieses hohlen und trügerischen Constitutionalismus widerstanden, und ist ihm am spätesten erlegen, — möchte es ihm beschieden seyn, auch den Anfang zur Befreiung zu machen durch Begründung eines besseren Zustandes: nicht nach neupreußischen Ideen, sondern durch Verjüngung des altpreußischen Wesens selbst, nach allem was Tüchtiges darin war und ist, und im innersten Kerne deutsch."

Geschichte.

Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne. Von Dr. Aug. von Druffel. Regensburg, Coppenrath, 1863.

Eine sehr verständige Kritik des undankbaren Verfahrens, welches bekanntlich Heinrich V. gegen Hein-

rich IV., der Sohn gegen den Vater einhielt. Man hat den Sohn beschuldigt, er sey nur in die Fußtapfen seines Bruders Conrad getreten, der sich gleichfalls gegen den Vater auflehnte, aber nur als ein Schützling und Werkzeug des Papstes. Herr von Druffel weist aber nach, daß Heinrich gerade durch dieses Beispiel gewarnt, gerade weil sein Bruder Conrad auf der gewählten Bahn unterging, sich dem Papste nicht zum Werkzeug dargeboten, eine unabhängige Stellung behauptet und nur auf eigene Rechnung gehandelt habe. „Ueber die Motive, welche etwa den jungen König zu solchem Beginnen veranlaßten, sind die verschiedensten Ansichten, wie schon damals, so auch von Neueren ausgesprochen worden; wenige bestimmte Nachrichten sind vorhanden. Die einen haben den Jüngling als das Opfer niedriger Intriguen hingestellt, den ganzen Vorgang für eine Revolution der Fürsten erklärt, die um ihren Verbrechen gegen das deutsche Königthum die Krone aufzusetzen, nichts Besseres zu thun wußten, als inmitten der königlichen Familie den Samen der Zwietracht zu streuen. Aber wenn auch, wie in der Natur der Sache begründet, Heinrich V. sich in gewissem Einvernehmen mit manchen Fürsten befand, wenn diese wohl gar auf seinen Entschluß einwirkten, vielleicht gar an ein Einverständniß mit den Sachsen gedacht werden kann, so ist es völlig verkehrt, die Großen etwa allein verantwortlich zu machen. Dagegen spricht die doch in mancher Beziehung selbständige Stellung, die der junge König von Anfang an auch ihnen gegenüber einnimmt. Ebensowenig aber darf man den Papst als Urheber dieses Ereignisses hinstellen, indem dies in keiner Weise in den Quellen begründet ist. Der Wahrheit wird man nur bei Berücksichtigung aller maßgebenden Verhältnisse nahe kommen. Es ist doch wahrscheinlich, daß Heinrich V. einsah, wie des Vaters Politik weder dem Papste noch den Fürsten gegenüber consequent, ja nicht einmal aufrichtig war, wie das Reich dadurch an den Rand schwerer Gefahren gerieth. Dann aber muß in Anschlag gebracht werden, wie die Stellung Heinrich V. bisher gewesen war, wie er sich wohl sehnte aus ihr herauszutreten, endlich, daß Heinrich V., indem er die Zügel der Regierung ergriff, nichts anderes that, als daß er sich aneignete, was ihm noch im Vorjahre der Vater freiwillig zu geben versprochen hatte. Alles dies zusammen genommen, so dürfen wir vermuthen, brachte in dem jungen Könige den Entschluß zur Reife.“

Ein Sohn, der den Vater verräth, absetzt, in unendlichem Jammer enden läßt, kann nie entschuldigt werden. Das Verfahren Heinrichs V. findet aber seine genugsame Erklärung in der Sorge, die er hatte, sich und seinem Stamme die Kaiserkrone zu erhalten, die seines Vaters Unbesonnenheit nahezu verscherzt hatte.

Seine gefährlichsten Gegner fand Heinrich V. in den Fürsten, die nach Unabhängigkeit trachteten und die Zwietracht im Kaiserhause benutzten, um neue Vorrechte zu erringen. Wenn Heinrich V. nicht ihr Spielball werden und von ihrer Gnade leben wollte, mußte er um jeden Preis vermeiden, daß die Fürsten zwischen ihm und dem Vater richteten. Daher sein großes Vergehen, die Gefangennehmung des Vaters, die ihm am meisten zum Vorwurf gemacht worden ist, die aber unumgänglich war, weil er ein fait accompli schaffen mußte, um dem Urtheil der Fürsten vorzugreifen. „Was nun die inneren Motive betrifft, die Heinrich V. bei seinem Verfahren bewegten, so ist hier Sicheres nicht zu erkennen; vielleicht, daß er wirklich eine Sinnesänderung seines Vaters befürchtete, zu befürchten Grund hatte; möglich ist auch, daß er so einer Berathung der Fürsten über die Herrschaft ausweichen wollte, indem, wenn er auch sicher seyn mochte, daß Alle auf seiner Seite standen, es doch für das Ansehen des Königthums nicht vortheilhaft seyn konnte, wenn die Frage, ob Vater, ob Sohn herrschen sollte, von den Fürsten beantwortet würde, wenn es etwa gar den Anschein gewann, daß beide sich um die Herrschaft bewürben. Das war die Wendung, welche erzielt war, daß hiervon nicht mehr die Rede seyn konnte. Ein Versuch des Kaisers, die Freiheit wieder zu gewinnen, wovon Eckehard meldet, mißlang, wenn die Nachricht überhaupt Glauben verdient. Der Sohn benutzte die Zeit, um von ihm den Befehl zur Herausgabe der Reichsinsignien, die auf Schloß Hammerstein aufbewahrt wurden, zu erwirken.“

Berichtigung.

In Nr. 53 S. 212 im Titel: „Der Seidenbau“ lies Wittenberg statt Württemberg.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 60. 29. Juli 1863.

Theaterwesen.

Das deutsche Theater. Eine Darstellung der gegenwärtigen Theaterzustände nebst Andeutungen einer zweckmäßigen Reform von Rudolph Wirsing, Director des Stadttheaters in Leipzig. Leipzig, Geibel, 1862.

Dieses Buch hält dem gegenwärtigen deutschen Theaterwesen einen treuen Spiegel vor, indessen scheinen uns die Verbesserungsvorschläge, die es macht, nicht so zweckmäßig und ausführbar, wie dem Verfasser.

Daß unser deutsches Theater gesunken ist, läßt sich nicht bestreiten. Der Verfasser ist so bescheiden, noch das, was vor zwanzig bis dreißig Jahren war, für eine Höhe zu halten, während wir bekennen müssen, es war damals schon ein tiefer Verfall. Der Verfasser sieht in den Epigonen Goethes und Schillers immer noch etwas Respectables, wir haben indeß von jeher und mit gutem Grunde diese Epigonen für die eigentlichen Verderber der deutschen Bühne gehalten. Zu allen Zeiten wurde die Bühne, wenn sie durch geniale Dichter und Schauspieler gehoben war, durch matte, aber anmaßende Nachahmer ruinirt. Die Begeisterung des Publikums verwandelte sich in ein conventionelles Gehenlassen, endlich in Langeweile. Dann mußte man, um es wieder anzureizen, zu Effecten die Zuflucht nehmen, die Sinne durch Decorationen, Glanz und Luxus bestechen, oder bald durch Uebertreibungen ins Gräßliche, bald durch Wollust und frivole Possen kitzeln. Wäre Melpomene nicht langweilig geworden, hätte sich Thalia nie dem Satyr verkuppelt.

Herr Wirsing bedauert vor allem die allzu zahlreich und unbesonnen ertheilten Concessionen zu Theaterunternehmungen und Theateragenturen. Ganz unwürdige und unfähige Subjekte übernehmen die Direktion eines kleinen Theaters. Solche Theater entstehen an allen Enden und Ecken Deutschlands und füllen sich mit Schauspielern, die im Ganzen nur ein großes Proletariat darstellen. „Finden sich nun auch wirklich hin und wieder unter dieser Masse künstlerischer Proletarier Einzelne, die wenn auch nichts Hervorragendes, doch etwas Tüchtiges werden könnten, wohl auch den besten Willen dazu mitbringen, so ist doch ihr Streben zu sehr gehemmt, sie erhalten keine Anregung dazu, ihre Vorstände sind nicht befähigt, auch nicht einmal gewillt, eine höhere Kunstanschauung zu fördern, vielmehr wird der Schauspieler durch überhäufte Beschäftigung, durch übereiltes Einstudiren an schlechtes Memoriren, an ein nachlässiges Spiel gewöhnt, bis endlich die letzte Spur künstlerischen Ernstes und Strebens, jegliche Liebe zur Sache bei ihm vollständig erstickt ist. Die künstlerische Lüderlichkeit ist da, an Gelegenheit auch in moralische zu verfallen, fehlt es dabei nicht." Insbesondere beklagt der Verfasser, daß auf diesen kleinen Bühnen so viele junge Singstimmen systematisch ruinirt werden.

Schwere Vorwürfe macht der Verfasser den Theateragenturen und den Theaterzeitungen, die sich für Empfehlungen und Lob bezahlen lassen und dabei nicht im geringsten auf den wahren Werth eines Schauspielers sehen. Dazu kommt noch die Claque, die sich ebenfalls bezahlen läßt.

Auch an den größern Theatern, an denen die Schauspieler durch hohe Gagen über das gemeine Proletariat erhaben sind, ist die bezahlte Lobhudelei und der erkünstelte Ruhm oft der Tod jeder wahren Begeisterung, jedes innigen Mitgefühls. In folgenden Worten drückt der Verfasser, wie es uns scheint, sehr richtig aus, was die berühmten Mimen früherer Tage von denen der unseren unterscheidet. „Die großen Künstler der Vergangenheit, wie z. B. Eckhoff, Schröder, Iffland, und noch die einer spätern Periode wie Eßlair, Lemm, Wurm, Wolff, Ludwig Devrient und Seydel-

mann schufen ihre Gestaltungen von innen heraus; wie es ihnen nach Erlangung vollständiger Herrschaft über das Stoffliche ihr Genie eingab, so gaben sie ihre Rollen, nicht sich in diese hineindenkend, sondern selbst für die Stunden der Aufführung in ihnen lebend. Wenn z. B. Iffland den Kriegsrath Dallner, Eßlair den Tell, Ludwig Devrient den Franz Moor spielten, so waren sie in diesem Augenblicke diese Charaktere selbst, ohne jedoch die Freiheit des Individuums aufzugeben, d. h. ein Eßlair würde als eine dem darzustellenden Helden nahe verwandte Natur wirklich selbständig so gehandelt und gesprochen haben, wenn er in dieselben Conflikte unter denselben Umständen gekommen wäre, wie der Tell — wenn er in Wahrheit der Tell gewesen wäre. Daher bedurften diese großen Künstler auch nicht eines so großen äußern Apparats, wie der Schauspieler unserer Tage. Gegenwärtig jedoch stehen die Darsteller — selbst viele der ersten dramatischen Künstler unserer Zeit nicht ausgenommen — mehr außerhalb ihrer Rolle, indem sie den Charakter ähnlich behandeln, wie der Bildhauer die Statue. Der Darsteller ist allerdings ebenfalls ein bildender Künstler, allein sein Material ist seine eigene Persönlichkeit, und während der Bildhauer von außen her einem todten Stoffe Form geben, ihm Leben und Seele einhauchen muß, hat der Schauspieler von innen heraus, mit seiner eigenen Seele, seinem eigenen Körper zu schaffen — er selbst ist also gewissermaßen das plastische Kunstwerk. Das Losungswort in der Darstellungskunst ist gegenwärtig: Speculation im philosophischen Sinne, während früher das Folgen unmittelbarer Eingebung des Genies leitendes Princip war. Das Streben nach dem Geistreichen, im Gegensatz zu dem Empfundenen, das Ueberwiegen des Verstandes oft auf Kosten des Gefühls, das daraus folgende Dichten und Trachten nach äußerm blendenden Effect — alles das kennzeichnet die moderne Kunst im Allgemeinen und ganz besonders die Darstellungskunst. Daß unter solchen Verhältnissen stark gegen das in allen Künsten geltende Hauptgesetz der Natürlichkeit gesündigt werden muß, leuchtet wohl Jedem ein. Wir finden in Folge dieser Richtung daher selbst bei vielen unserer ersten Darsteller nur noch brillante Virtuosenleistungen, bei denen das Mittel zum Zweck gemacht wird, die egoistisch aus den Rahmen heraustreten, durch die man also auch nicht zu einem Gesammteindruck des Kunstwerks gelangen kann, denn das Werk des Dichters selbst ist in solchen Fällen ja nur des einen Schauspielers wegen vorhanden, die übrigen Mitwirkenden haben eigentlich nur die Aufgabe, dem darstellenden Virtuosen die Stichworte zu bringen, höchstens ihm als Staffage zu dienen, ebenso wie bei einem musikalischen Virtuosenvortrag das Orchester zu begleiten oder mit seinem Tutti dem die Principalstimme Ausführenden die nöthigen Erholungspausen zu gewähren hat. Sehr nahe liegen bei einer solchen Richtung die Gründe davon, daß selbst viele der ursprünglich frischesten Talente, sogar nicht wenige unserer Darsteller ersten Ranges bald in die Sucht verfallen, es immer noch besser machen zu wollen, ihre Leistungen noch mehr zu vergeistigen. Sie fangen dann an zu denken, oder besser gesagt zu grübeln, corrigiren und feilen an ihren Gestaltungen herum, bis diese endlich ihre ursprüngliche Frische, ihr warmes Leben vollständig eingebüßt haben, kurz der echte Geist der Kunst herausgetrieben ist und zuletzt nur ein zwar geistreich ausgefeiltes, aber von Natur und Wahrheit weit abliegendes künstliches, nicht mehr künstlerisches Gebilde übrig bleibt."

Mit Recht beklagt Herr Wirsing auch das Herabsinken der dramatischen Dichtkunst, allein er sollte doch nicht bloß die schlechten Possen und Volksstücke tadeln, die meist in Wien und Berlin in so großer Menge ausgeheckt werden. Viel mehr Tadel scheinen uns jene vornehmthuenden Jambentragödien zu verdienen, welche fort und fort von den Epigonen unserer classischen Tragödiendichter auf die Bühne gebracht werden, aber Niemand begeistern, Niemand das Herz erwärmen. In den verschrieenen Volksstücken findet sich doch viel mehr Natürlichkeit und spricht uns oft die Poesie des Lebens rührend an, was in jenen hochtrabenden Tragödien unserer Hoftheater gar nicht mehr vorkommt. Es ist löblich, daß Herr Wirsing in dieser Beziehung der so oft geschmähten Frau Birch-Pfeiffer Gerechtigkeit widerfahren laßt. Im Allgemeinen aber hebt er nicht genug hervor, daß in jenen Volksstücken oder Charakterbildern aus dem Volksleben etwas Neues und Zeitgemäßes geboten ist, daß darin eine sehr wohlthätige Reaktion des gesunden Volkssinnes gegen die vornehme Unnatur der Hoftheater begonnen hat und daß hier ein Keim gelegt ist, der noch reiche Früchte tragen kann. Leider hat sich dieses Genre noch nicht rein ausgebildet und haben noch nicht viel geniale Kräfte dafür gewirkt. Die Verfertiger auch der ernsten und halbernsten Volksstücke haben immer noch zu viel gemeine Posse eingemischt und dem großstädtischen Pöbel geschmeichelt. Am eckelhaftesten ist die Einmischung der Literaturjuden, die sich gegenwärtig darauf legen, in Wien und Berlin Stücke auf die Volkstheater zu bringen, in denen gemeine Schacherjuden als edle Wohlthäter der Menschheit auftreten und die Christen an Großmuth weit übertreffen müssen. Nicht minder unpassend ist die

Affectation großstädtischer Bildung, welche durch die kleinen Theater den Landstädten vermittelt wird. In dem großstädtischen Modeton, in den jeweiligen politischen und unpolitischen Phrasen und Witzen liegt nichts Volksthümliches. Das eigentliche naturwüchsige Volksstück leidet darunter, ihm aber als solchem darf man nicht vorwerfen, was an ihm gesündigt, was alles Schlechtes in dasselbe hineingetragen wird.

Herr Wirsing hat den nicht glücklichen Gedanken, um dem deutschen Theater aufzuhelfen, den Staat in Anspruch zu nehmen und das bisher freie Kunstgebiet der Bühne bureaukratisch verwalten zu lassen. Wir haben unlängst in einem Votum für Reichensperger die bildenden Künste von der bureaukratischen Leitung frei zu halten gesucht und müssen dieselbe Freiheit auch der Bühne vindiciren. Herr Wirsing verlangt nicht nur Theaterschulen, sondern will auch, daß überhaupt kein Schauspieler mehr angestellt werden solle, der nicht in einer solchen Schule gebildet worden sey, ungefähr wie niemand einen Staatsdienst erhalten kann, der nicht in Gymnasien und Universitäten oder andern entsprechenden Staatsanstalten seine Studien gemacht hat. Allein dieses schulmäßige Heranbilden zu Staatsämtern paßt am allerwenigsten für Schauspieler. Man kann und darf diese Menschengattung nicht mit demselben Maaße messen, wie andere. Zum Schauspieler gehört eine besondere Organisation, etwas nothwendig Extravagantes, weil man, um andere ganz natürlich darstellen zu können, gleichsam aus sich selbst oder wenigstens aus der alltäglichen Gewohnheit muß heraustreten können. Dazu gehört eine besondere Genialität und zugleich ein gewisser Leichtsinn, dem die Uebernahme einer fremden Rolle leicht wird, selbst wenn sie ihn erniedrigt. Dazu muß man geboren seyn. Dazu würden sich die meisten Menschen nicht hergeben, wenn man sie auch reich belohnen wollte. Wer es aber kann, wer dazu geboren ist, der thut es gern auch ohne Lohn. Und wer es nicht kann, wer nicht dazu geboren ist, der lernt es auch in keiner Schule. Deswegen sind Theaterschulen etwas ganz Unnützes und Unnatürliches, wie alle Kunstschulen. Der Künstler wird immer nur geboren, wird alles nur durch sein Genie und bildet sich nur an wenigen geistverwandten Meistern heran.

Herr Wirsing geht so weit, die Theater zu reinen Staatsanstalten machen zu wollen. Er will alle kleinen Sommertheater, wandernde Theater unterdrücken und nur noch Hauptstädten und Kreisstädten Theater erlauben, in denen die Schauspieler als Zöglinge und Angestellte des Staates für die Bildung und Sittlichung des Volkes wirken sollen. Ohne die gute Meinung des Verfassers zu verkennen, müssen wir doch sagen, wenn die Sache nicht überhaupt unmöglich wäre, müßte man ihr aus allen Kräften entgegenwirken. Der Bureaukratie auch noch die Kunst, ja sogar den Humor des Volkes Preis zu geben, sich den Kunstgenuß, ja sogar das Lachen von der Polizei vorschreiben zu lassen, wäre doch unerhört.

Die Kunst muß frei seyn. Wir wissen wohl, daß die der Kunst wie jede andere Freiheit in unserer Zeit mißbraucht wird, beklagen das und kämpfen gegen den Mißbrauch, aber das Princip muß bestehen und kann niemals aufgegeben werden, die Kunst muß frei seyn und darf niemals bureaukratisirt werden.

Sittengeschichte.

Mainz im Jahr 1863. Ein Bild öffentlichen Lebens in Briefen skizzirt von E. P. Zweite Auflage. Aachen, Kaatzer, 1863.

Diese Briefe sind sehr lehrreich, weil sie dem Zeitgeist einen treuen Spiegel vorhalten. Was der Verfasser in Mainz beobachtete, kann man mit geringen Modificationen in allen deutschen Städten wiederfinden. In Mainz, wie überhaupt am Rhein, herrscht ein fröhlicher Sinn. Man ist dort lustiger, als in vielen andern Städten, der Zeitgeist macht also hier eine lachendere Miene, ist aber sonst der nämliche, wie überall. „Die echten Mainzer Kinder haben alle Fehler, wie alle Vorzüge eines leichten Charakters. Talent für alles Mögliche, Empfänglichkeit und Interesse für Tausenderlei; etwa Leitsames sogar und etwas Zutrauliches gegen Jeden, der ihnen ein freundliches Benehmen zeigt. Aber dabei etwas Zerstreutes und Unstätes, dem Ernst und Beharrlichkeit schwer fällt. Der Schwerpunkt aller Interessen ist das Plaisir. Ich wähle absichtlich diesen französischen Ausdruck; er ist unübersetzbar. Mainz hat nicht mehr Trunkenbolde, nicht mehr Gourmands und nicht mehr Liederliche, als andere Städte. Aber es hat einen unauslöschlichen Durst und einen unersättlichen Hunger nach Plaisir; Reden und Plaudern, leichter und seichter mit wohlfeilen Witzen durchzogener Diskurs; kindische Späße, Tanz und Spiel, das ist es, wohin alle Instinkte dieses Volkes treiben. Mainz ist eine leichte Beute für alle Verführung. Ernste Interessen, wie die Religion, wachsen schwer auf so leichtem Boden. Die heiligen und ewigen Principien vertragen das Kleid des Scherzes nicht, wie es die falschen Grundsätze der Unsittlichkeit und des Unglaubens

thun. Der Teufel hat ein günstiges Terrain hier, weil er die Maske des Spaßmachers anziehen kann. Käme er in Amtstracht, so würde er selber nirgends mehr verspottet als hier. Wer auf Mainz Einfluß haben will, der muß es amüsiren." Diese Charakteristik bezeichnet aber doch eigentlich nicht nur die Mainzer. Das Reden und Plaudern, der leichte und seichte mit wohlfeilen Witzen durchzogene Diskurs und die Vergnügungssucht kehren so ziemlich in allen deutschen Städten wieder. Daher die ungeheure Zunahme der Restaurationen und Vergnügungsorte.

Das nichtige Geplauder an den Vergnügungsorten wird hauptsächlich genährt durch die Presse, die nicht schlechter seyn kann. Mainz wird ganz von der Frankfurter Judenpresse beherrscht. Die niederträchtigsten Blätter, welche täglich schmähen und verhöhnen, was dem christlichen Volke heilig ist, liegen in allen Wirthshäusern auf. Aber das ist ja nicht blos in Mainz so. Wo gibt es eine Stadt in Deutschland, deren vornehmer und gemeiner Pöbel nicht mit Vergnügen liest, was ihm die Scandalblätter auftischen? Wie will man unter diesen Umständen verhüten, daß immer neue Blätter dieser Art wie Unkraut emporschießen? Sie werden ja gelesen, folglich ist es eine gute Speculation, sie herauszugeben. Preß- und Gewerbefreiheit begünstigen sie. Wer etwas dagegen hat, kann ja ebenfalls schreiben und den Versuch machen, ob er mit Predigten und langweiliger Moral jenen lustigen Blättern Concurrenz machen kann. Zuletzt entscheidet das Publikum, liest, was ihm gefällt, und hat ein Recht dazu. So denkt man jetzt und erwägt nicht, was am Ende dabei herauskommen wird, wenn Religionsspötterei, liederliche Moral und fade Witzmacherei immer mehr im Volke überhand nehmen.

Der Verfasser findet ein Correctiv in der ursprünglichen Natur des Volkes. „Mainz ist in seinem tiefsten Wesen eine katholische Stadt und dies namentlich in den mittleren Klassen seiner Bevölkerung. Man darf es nicht nach den Spitzen beurtheilen, welche es in der großen Welt repräsentiren. Die industriellen Größen, welche die Eisenbahn-Aktien haben, die Advokaten, welche — zum großen Theile nicht einmal Bürger — sich im öffentlichen Leben vordrängen, die Parvenus, welche die aufgeklärte Clique als Sprecher vorschiebt, tragen nicht die eigentlichen Farben der Stadt. Sie haben freilich die großen Glocken der Presse und drücken durch ihr goldenes Gewicht die ärmeren Männer nieder; der leichtfertige Charakter der hiesigen Bevölkerung läßt sich von ihnen zu allerlei Demonstrationen benutzen, er lacht mit ihnen, wenn sie Schiller-Komödien aufführen, er brummt mit ihnen, wenn sie im Anzeiger Skandale berichten; er gibt seine Hand her, wenn man ihn mit Adressen beschwindelt; er gibt ihnen auch seine Stimme, wenn man deutschkatholische Stadträthe und ausgefahrene Politiker in Vorschlag bringt; dennoch, glaube mir, mein Freund, ich kenne dieses Volk, es läßt sich von diesen Herren zwar mißbrauchen, aber es ist darum weit entfernt, ihnen geistig zuzugehören, und wenn ich die Macht hätte, einigen Dutzend nichtsnutzigen Wühlern das Handwerk zu legen, so wäre die immense Mehrheit der Mainzer Bürger das empfänglichste Volk, welches die Wahrheit des Christenthums finden könnte. — Die katholischen Gesinnungen dieses Volkes können vorübergehend sich trüben wie der Rhein seine klare Farbe verlieren kann. Die fremden Wasser, die sich in ihn ergießen, nehmen ihm bisweilen sein wundervolles Grün, und die wilden Gießbäche füllen sein Bett mit Schmutz und Schutt, aber der uralte Vater Rhein behält dennoch seine Farbe und immer aufs neue zeigt er die smaragdene Schöne, in der sein dunkles Bett das Blau des Himmels wiedergibt. — Der alte Dom steht immer noch in seiner gewaltigen Masse da: Nichts vermag ihn zu erschüttern, Nichts ihm seine Herrschaft über die Stadt zu rauben; er spottet aller Bauten, die ihn zur Seite schieben wollen. Es kömmt wieder Leben in sein Gestein; die Thürme wachsen ihm; hoffentlich wird bald die Zipfelkappe, die ihm unser Jahrhundert aufgesetzt hat, von seinem majestätischen Thurme verschwinden. Im Innern regt es sich. Die Wölbungen erfrischen sich, die Säulen stehen wieder in der natürlichen Schönheit und Wärme des Steines da; Gold und Farben ziehen in ihn ein und Bilder wachsen aus den Mauern, die seit Jahrzehnten von der weißen Tünche wie von einer weißen Schneedecke überzogen waren. Spotte wenn Du willst, die Restauration des Mainzer Doms ist mir das Unterpfand einer geistigen Restauration dieser Stadt. Es ist eine tiefe Sympathie zwischen diesen ehrwürdigen Gebäuden und zwischen dem Volk, das zu seinen Füßen lebt. Wenn sichs im Steine regt, dann regt sichs auch im Herzen. Das kirchliche Leben in Mainz schreitet vorwärts, was immer der äußere Anschein seyn mag." Hierbei verbreitet sich der Verfasser über die segensreiche Wirksamkeit des Bischofs, des Piusvereins, der barmherzigen Schwestern 2c.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, № 61. 1. August 1863.

Zur Arbeiterfrage.

Sociale Revue. Volkswirthschaftliche Zeitschrift besonders zur Vertretung der Angelegenheiten des deutschen Handwerkerbundes. Herausg. von Nicolaus Schüren. Aachen 1863 im Selbstverlage des Herausgebers. Die zwei ersten Hefte.

Die langen Berathungen des Frankfurter Parlaments in den Jahren 1848 und 1849 riefen bekanntlich Versammlungen und Berathungen für besondere Zwecke in allen Theilen Deutschlands hervor. Aus den allgemeinen deutschen Grundrechten schöpfte jeder neue Hoffnungen für sein besonderes Interesse. So wurde damals die Freiheit der Kirche berathen auf einer Würzburger Versammlung. So wurden auch die Interessen des Arbeiterstandes in Hamburg, Reutlingen, Dresden, Berlin ꝛc. berathen, der Frankfurter Entwurf einer allgemeinen deutschen Gewerbeordnung einer sehr umfassenden und verschiedenartigen Kritik unterworfen und ein besonderes sociales Vorparlament verlangt, um diese Sache zum Austrag zu bringen. Nach der Revolution geriethen diese Berathungen wieder ins Stocken und erst auf einer Handwerkerversammlung in Berlin, welcher der Schuhmacher Panse vorsaß, im August 1860, wurde die Berufung eines allgemeinen deutschen Handwerkertages beschlossen, der im folgenden Jahre zu Stande kam. Am 5. September 1861 proclamirte Herr Maler Schweedt in Weimar als Präsident zum erstenmal den deutschen Handwerkerbund, der sich zum Zwecke setzte, vor allem das Handwerksrecht festzustellen, demselben sodann die staatliche Anerkennung zu erwirken, die Gewerbe überhaupt so wie die moralischen, intellectuellen und materiellen Interessen des Handwerkerstandes zu fördern.

Allein wie in allen Dingen, so kann man auch in dieser Angelegenheit zu keiner Einheit gelangen. Der Verfasser sagt mit Recht: „Die Arbeiterbewegung nimmt immer größere Dimensionen an. Wir staunen nur darüber, daß man dabei den Arbeitern so viel Unverdautes und Unverdauliches als national-ökonomische Weisheit bieten kann, und daß es dazu zwei Herren so wohlfeil hat gelingen können, sich zu einander entgegenstehenden Parteiführern aufzuwerfen, obwohl die deklamatorischen Inconsequenzen des Einen, eben so wenig als die ohnmächtigen Vorschläge des Andern zur Lösung der Arbeiterfrage beitragen können. Hie Guelf, Schulze-Delitzsch, hie Gibelline, Lassalle, ist der beiden Parteien Feldgeschrei. Das Panier der Einen trägt die Inschrift: Sociale Selbsthülfe, die Fahne der Andern: Staatshülfe und allgemeines Stimmrecht. Als ob hierin die Panacée, das Heilmittel der socialen Gebrechen unserer Zeit zu suchen wäre! Aber wer sich selbst helfen kann, hat die Rathschläge des Herrn Schulze nicht nöthig, um sich beim Müller sein Mehl und die ihm sonst nöthigen Dinge anderwärts herzuholen. Selbst sollen sich die Arbeiter helfen, auf die Staatshülfe verzichten, und doch wiederum in ihrer Hülfslosigkeit bei dem Kapitalisten Darlehen aufnehmen, also wiederum diesem nur zu seinen Zinsen verhelfen. Andererseits soll diese Selbsthülfe durch die freiwillige Association der Arbeiter und Handwerker ermöglicht werden. Und doch ist es einleuchtend, daß sie die Concurrenz einer gleichartigen Association von Kapitalisten (zu Vorschuß- Rohstoff-Magazin-Consum- ꝛc. Vereinen) nicht bestehen können. Gegen die Association der Kapitalmacht ist und bleibt die fakultative Association der Arbeiter eine Association von Nullen. Aber 0 + 0 = 0, und hängt man auch eine ganze Reihe von Nullen daran. Und wollen wir auch zugeben, daß solche Associationen der letzteren immerhin Etwas sind, so können sie doch nur als schwache vereinzelte Aushülfs-, als Palliativ-Mittel

betrachtet werden, die aber zur gründlichen Lösung der Arbeiter- und Handwerkerfrage verschwinden, wie der Tropfen auf dem glühenden Stein. Was dann Herrn Lassalle betrifft, so ist er wenigstens in der Kritik des unvolkswirthschaftlich Bestehenden consequenter und schärfer als Herr Schulze, aber seine Theorie von der Staatshülfe ist noch verwerflicher. Der Staat wie die Gemeinde ist nicht Geschäftstreibender, nicht Kapitalist, nicht Produzent. Der Staat erhält vielmehr seine Bedürfnisse von den einzelnen Staatsangehörigen als Gewerbtreibende oder Kapitalisten, deren Erwerb ihre Subsistenz sichern und zudem die Bedürfnisse des Staates in Form von Steuern abwerfen muß. Der Arbeitsverdienst muß also als Hülfsquelle aufgesucht werden, nicht der Staat, der die Besitzenden zur Ernährung der Besitzlosen nicht besteuern soll. Sonst kommen wir zuletzt wieder zu den Louis Blanc'schen National-Werkstätten, zu den Reichenheim'schen Arbeitshäusern oder gar zum Communismus im schlimmsten Sinne. Und wenn Lassalle gar glauben machen will, daß in dem allgemeinen Wahlrecht das Hauptheilmittel für die Arbeiter zu finden sey, so ist das eine Einbildung, von der man doch längst durch die Zustände in Amerika geheilt seyn sollte; wo der Terrorismus des Revolvers bekanntlich längst in den Wahlversammlungen das allgemeine Stimmrecht als gefährlichste Waffe in der Hand von politischen Windbeuteln und der Partei-Agitatoren gelegt hat, welche die Arbeiter nur irre führen und mißbrauchen zu ihren ehrgeizigen und geldsüchtigen Plänen. Da sind die engländischen Arbeiter schon gewitzigter geworden. Sie haben sich in verschiedenen Fabrikstädten vor den Nachtheilen der Geldherrschaft und der freien Concurrenz besser zu schützen gewußt durch cooperative Associationen."

Ueber diese merkwürdigen Associationen hat Herr V. A. Huber in seiner Concordia ausführlichen Bericht erstattet. Wir geben hier nur ein Beispiel. „Die Genossenschaft der sog. Pioniers in Rochdale fing ihre store 1844 mit 20 Mitgliedern und einem Kapital von 28. L. an und macht gegenwärtig mit 3000 Mitgliedern und einem Kapital von 35000 L. ein jährliches Geschäft (pro 1860) von 160000 L. mit einem Reingewinn von 16000 L. Ihren Bedarf an Kleidungsstücken aller Art liefern ihre eigenen Werkstätten. Außerdem wurden hauptsächlich von den Mitgliedern dieser Genossenschaft zwei gewissermaßen Zweiggeschäfte (zunächst zur Produktion des Bedarfs des Hauptgeschäftes) begründet. Erstlich eine Getreidemühle, welche 1852 mit 250 Mitgliedern, einem Kapital von 2800 L., einem Geschäftsbetrieb von 7000 L. und einem Gewinn von 336 L. anfing und 1860 schon 500 Mitglieder, 21000 L. Kapital, einen Betrieb von 102000 L., einen Gewinn von 10000 L. und eine Dividende von 20 Proz. ausweist. Noch beachtenswerther in mancher Hinsicht ist zweitens eine Spinnerei und Weberei, welche 1858 mit einem Kapital von 5500 L. gegründet, seit Oktober 1860 in einem großen ganz neu aufgeführten und mit den besten Dampf- und andern Maschinen und Einrichtungen aller Art (mit einem Aufwand von 50000 L.) arbeitet und 1600 Mitglieder zählt. Dazu kommt endlich ganz neuerdings die Gründung einer ‚Baugesellschaft' zur Erwerbung eigenen Grundbesitzes und eigener Häuser für die Mitglieder mit einem Aktienkapital von 80000 L. Von einer förmlichen cooperativen und genossenschaftlichen Ansiedelung ist zunächst noch nicht die Rede, doch ist kaum zu zweifeln, daß die weitere Entwicklung dahin führen wird, da das ursprüngliche Programm, unter dem Einfluß Owen'scher Ideen, dies Ziel ausdrücklich vorhält. Wenn auch nicht in ganz so großartigem Maaßstabe, so doch annähernd, ließe sich Aehnliches von dem Gedeihen gar mancher andern Genossenschaft berichten, worunter auch einige von mehr oder weniger handwerksmäßiger Produktion, z. B. Schneider, Hutmacher u. dgl. Hand in Hand mit dem Gedeihen des gemeinsamen Geschäfts, geht dann begreiflich die Hebung der ganzen Lebenshaltung der Mitglieder, von denen die meisten vor dem Eintritt in ihre Genossenschaft es kaum je zur Ersparniß von ein Paar Schilling brachten, während sie jetzt 30—100 L. zu 5 Prozent in dem cooperativen Kapital stehen haben und in ihrer häuslichen Einrichtung, Kleidung und ganzen Lebensart eine Besserung zeigen, die wir nach eigner vergleichender Anschauung (1854 und 1860) schon jetzt auf mindestens 50—60 Prozent anschlagen dürfen." Noch viel höher schlägt Herr Huber den Werth der moralischen Besserung in dieser Genossenschaft an.

Unbeirrt durch die Mode und durch die Tyrannei des Vorurtheils, hat es der deutsche Handwerkerbund gewagt zu Hamburg am 4. Juni 1863 durch seinen Präsidenten Schweedt der Gewerbefreiheit den Krieg zu erklären. Er bestätigt nur, was wir schon hundertmal in diesen Blättern gesagt haben, daß die unbeschränkte Gewerbefreiheit zu nichts führe als zur Herrschaft des Kapitals, zur alleinigen Bereicherung der Kapitalisten und zu gänzlicher Verarmung, Verknechtung und Verwilderung des Arbeiterstandes, daneben aber auch zum Mißbrauch der Arbeit, zu unnützem und verderblichem Luxus, zur Waarenverfälschung, Pfuscherei, Schnellbleicherei 2c. Wenn es wahr ist, daß sich die Handwerker oder Arbeiter der verschiedenartigen Gewerbe

nur durch die oben bezeichneten cooperativen Associationen gegen das Kapital schützen können, so ist ebenso gewiß, daß auch nur solche Associationen wirklich für ihr Fach befähigter, dabei interessirter und mit ihrer Ehre dafür haftender Arbeiter dem Publikum auch für die Preiswürdigkeit der Waare Bürgschaft leisten und der Fälscherei und Pfuscherei steuern. Damit kommt man nun nahezu auf das ökonomische, wie auf das sittliche Princip der alten Innungen zurück und es zeigt sich immer deutlicher, daß man dieselben nur zeitgemäß hätte reformiren, nicht aber gänzlich ausrotten sollen.

Herr Schüren sagt sehr wahr: „Die zehntausend mal Tausende, welche ohne eine gesicherte Stellung für ihren Unterhalt auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, befinden sich in stetiger Zunahme, sogar in England, wo man schon hart an der Grenze steht, welche die Natur der Dinge der Betriebsamkeit setzt. Diese zehntausend mal Tausende stehen aber seit Aufhebung der Innungen vereinzelt da. Die Fabrik, welche das Handwerk zu verschlingen droht, versammelt zwar Hunderte von Menschen in derselben Räumlichkeit, aber sie haben nichts Gemeinsames als das Bedürfniß, täglich zu essen, und die Maschine, für deren Dienst sie gemiethet sind. Die Partei, welche, ungewarnt von Blut und Trümmern, stets wieder zur Gründung der Gesellschaft ohne Gott einen Anlauf macht, läßt es sich sehr angelegen seyn, nicht nur die Fabrikarbeiter, sondern auch die Handwerker zu organisiren; aber für ihre Zwecke und in ihrer Weise. Um die Unglücklichen vollkommen zur Verfügung zu haben, predigt man ihnen die Berechtigung der Begierde und den Haß gegen Religion und Rechtsordnung. Der Kürze wegen erinnere ich an ein Lied für Handwerker, welches aus der Werkstätte des jungen Deutschland hervorging und im Herbste 1849 die Runde durch die Zeitungen machte:

Fluch dem Gotte, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir vergebens gebetet im Glauben,
Auf den wir vergeblich gehofft und geharrt!
Er hat uns gefoppt, er hat uns genarrt!
Wir weben! wir weben!
Fluch dem schlechten Vaterlande,
In den unser Erbtheil nur Elend und Schande!
Alt-Deutschland, wir weben Dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch!
Wir weben! wir weben!

Wenn man statt mit wahnsinnigem Trotze den Fluch gegen den Himmel zu schleudern, den Bethörten einredet, an Gott zu glauben, sey eine Albernheit, so ist damit wenig oder nichts gewonnen. Aber was ist das Loos Derjenigen, auf welche diese Wühlereien Eindruck machen? Mit Kirchengehen haben sie allerdings keine Mühe mehr; der blaue Montag ist ihr Sonntag und das Wirthshaus ihr Gotteshaus. Allein der Frieden der Seele ist dahin, auf die Stunden dumpfer Lust folgen die Tage voll Mißmuth und Unzufriedenheit, Selbstvorwurf, Hader und getäuschter Hoffnung. Schulden und Noth kommen gewöhnlich hinzu. Treten dann die Ereignisse ein, auf welche hin man um sie geworben hat, so müssen sie Barricaden bauen und dürfen sich glücklich schätzen, wenn sie dabei so viel verdienen, als jeder geschickte fleißige Arbeiter in Zeiten der Ruhe leicht gewinnt. Geht die Sache vorwärts, so jagt man sie gegen die Kugeln der Musketen und Geschütze. Aber setzen wir den Fall, durch Gottes Zulassung gelänge es mit dem Communismus, welcher das letzte Ziel der folgerichtigen Revolution ist, einen Versuch im Großen zu machen. Was wäre die Folge davon? Einige Anführer würden sich bereichern, wie sich auch die Häupter der Jakobiner bereichert haben; die Menge aber würde eine Zeit lang plündern und dann Hunger leiden, wie die armen Pächter von Irland, und noch dazu Wuth und Verzweiflung im Herzen haben. Man ist ja schon daran gegangen, das gepriesene Ikarien zu verwirklichen; aber man erreichte nichts als Zank und Hader, Elend und Noth, und bald zerstoben die Getäuschten nach allen Winden hin.“ Mit Recht betrachtet daher der Verfasser den von Kolping zum erstenmal wieder auf religiöser Grundlage gegründeten Gesellenverein als eine höchst wohlthätige und zeitgemäße Gegenwirkung gegen die Verwilderung im Arbeiterstande.

Man hat in unserer Zeit viel zu sehr vergessen, daß alle Berufsclassen und Stände, weil sie nothwendig sind, auch integrirende Theile des Staatsorganismus und als solche geachtet seyn müssen. Daß ein Glied und Organ dem andern diene, ist das göttliche Gesetz in der Leiblichkeit. Ebenso im Staate. Keiner von uns könnte existiren, wenn ihn nicht das wohlgegliederte Ganze trüge. Keiner, wenn er auch nur die geringste Stelle im Organismus einnimmt, ist überflüssig. Alle müssen sich gegenseitig tragen und achten. So ist es Gottes Ordnung und die Gesellschaft nicht als zufällig, sondern als Gottes Ordnung anzusehen, ist eine heilige Pflicht der Menschen, über die man sich nicht so rücksichtslos wegsetzen sollte, als es geschieht. Ehre daher Jedem, der den alten Verband der Gewerke mit der Kirche wieder anknüpft!

Der traurige Kampf zwischen Schulze-Delitzsch und Lassalle, der gegenwärtig alle Zeitungen beschäftigt, kann

die Frage nicht befriedigend lösen, welcher Theil auch immer siegen möchte. „Dank der absoluten Unthätigkeit der übrigen politischen Parteien, war der Nationalverein im besten Zuge, die Arbeiterbewegung, namentlich wie sie sich in den Arbeiter-Bildungsvereinen kundgab, ganz allein für sich auszubeuten. Das war so schön dieses Arbeiterfischen und nahm einen so herrlichen Fortgang! Denn mit dem Netze der ganz gewöhnlichen und herkömmlichen Schlagwörter, mit ein bischen ‚Fortschritt,‘ ‚Aufklärung,‘ ‚Bildung,‘ ‚politische Rechte,‘ ‚Tod dem Ultramontanismus‘ u. s. w. ließen bis Dato die Arbeiter schockweise sich fangen, wie die Häringe, und wenn sie dann hübsch in den Teichen der Bildungsvereine untergebracht, dann wurden sie gefüttert lediglich mit nationalvereinlicher Bildungskost, mit der Koburger ‚Allgemeinen (!) Arbeiter-Zeitung.‘ Mitten in diese friedliche und gewinnbringende Nebenbeschäftigung des Nationalvereines platzte nun auf eine recht unangenehme und störende Weise Herr Lassalle mit seinen Arbeiterideen herein, so wie wenn etwa der Fuchs in den Hühnerstall, der Wolf in die Schafheerde einbricht. Man kann sich denken, daß Aerger und Geschrei gleich groß war, und weil die Großdeutschen nicht alsogleich laut genug mitthaten bei der gegen Herrn Lassalle in Scene gesetzten Parforcejagd, hat man sie dafür in den Verdacht gesetzt, sie selbst hätten mit der Reaction und dem in solcher Gesellschaft stets unvermeidlichen Dritten, dem ‚Ultramontanismus‘ im Bunde, diesen Herrn Lassalle als Hecht in den nationalvereinlichen Arbeiter-Karpfenteich hineinpraktizirt. Da haben wir es wieder! Wir Conservative sind doch wahre politische Sonntagskinder; Alles schlägt zu unserem Vortheile aus. Lediglich aus der uns angeborenen und großgezogenen vis inertiae thun wir nicht nur Nichts gegen den Arbeiterfischfang des Nationalvereines, sondern auch Nichts gegen Lassalle, und siehe da, wir erscheinen unseren Gegnern im Lichte von schlauen politischen Rechenkünstlern! So viel aber auch in den vom Nationalverein inspirirten Blättern gegen die Lassalle'schen Ideen perorirt worden ist, — nicht ein Sterbenswörtchen lasen wir gegen seine Steuertheorien und doch liegt hierin, nicht in seinen social-communistischen Utopien vom ‚Arbeiterstaate‘ der Schwerpunkt der von ihm hervorgerufenen Bewegung.“ Es ist eine alte Erfahrung, die man auch in Frankreich gemacht hat, daß die liberale Bourgeoisie sich eben so gern vom Steuerzahlen frei macht und dasselbe dem vierten Stand aufbürdet, wie es in den Zeiten vor der Revolution der Adel dem dritten Stande aufbürdete. Die großen Kapitalisten steuern für ihre gewinnreichen Gewerbe verhältnißmäßig ganz außerordentlich wenig und werden, weil sie die allein Begünstigten sind, auch höher zu fatiren nicht gezwungen, während die kleinen Handwerker und die armen Arbeiter dem Staate unendlich mehr steuern müssen. Denn die indirecten Steuern, welche für die nöthigsten Lebensbedürfnisse bezahlt werden müssen, kommen einer Kopfsteuer gleich, weil für das Salz, Brod, Fleisch, Bier der ärmste Fabrikarbeiter grade so viel Steuer zahlen muß, wie der Millionär.

Lassalle hat den tabellenmäßigen Beweis geliefert, daß von siebzehn Millionen Einwohnern in Preußen, welche im Jahr 1855 dreiundachtzig Millionen Thaler indirecte Steuern bezahlten, nur vier und vierzig tausend mehr als tausend Thaler jährliches Einkommen fatirt hatten. Nun braucht man nur die acht malhunderttausend Thaler, welche für den ganzen inländischen und importirten ausländischen Wein gesteuert wurden, mit den sechs Millionen Thalern Branntweinsteuer zu vergleichen, um sich zu überzeugen, wie viel mehr die ärmere branntweintrinkende Classe als die reichere weintrinkende dem Staate steuern muß. Das ist noch viel auffallender bei der Tabakssteuer, die dem Staate wenig helfen würde, wenn nur die importirten Cigarren besteuert würden. Auch die directe Steuer selbst wird größtentheils von der ärmern Classe bezahlt und auf die Reichen fallen nur elf Prozent. Dabei ist zu erwägen, daß die wirkliche Bezahlung aller dieser Steuern am allerwenigsten von der ärmern Classe umgangen werden kann, weil der Natur der Sache nach das zu niedrige Fatiren immer nur der Vortheil der großen Industriellen und Kapitalisten ist. Wenn diese letztern sich liberal stellen, mit großem Geschrei Opposition machen, die Presse beherrschen, die patriotischen Zwecke des Nationalvereins in ihrem Privatinteresse verfälschen, mit dem Arbeiterstand kokettiren und sich zu dessen Berathern und Helfern aufdrängen, so ist das alles nur, wie unter Ludwig Philipp in Frankreich, die wohlberechnete Intrigue und Agitation der reichen, die Tribune und Tagespresse beherrschenden Bourgeoisie nicht zum Besten, sondern auf Kosten des Volks.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 62. 5. August 1863.

Biographie.

Das Leben des Feldmarschall Grafen York von Wartenburg von J. G. Droysen. Vierte Auflage, mit Yorks Portrait. Zwei Bände. Leipzig, Veit und Comp., 1863.

Diese Lebensbeschreibung hat die weite Verbreitung, deren sie sich zu erfreuen hat, auch verdient. Daß sie gerade jetzt wieder erscheint, sehen wir als ein gutes Zeichen an, denn sie ist ganz geeignet, im gemeinsamen Nationalgefühle manche fatale Antipathie zu versöhnen. York war der beste und treueste Preuße, indem er, was er für Preußen that, zugleich für ganz Deutschland that.

Yorks Familie soll zwar aus England stammen, schrieb sich aber auf gut deutsch Jork. Man hätte diese deutsche Schreibart für den deutschen Ehrenmann beibehalten sollen. Yorks Vater machte als preußischer Offizier den siebenjährigen Krieg mit, er selbst wurde 1775, als er erst fünfzehn Jahre alt war, preußischer Fähnrich und mit siebzehn Jahren Lieutenant. Als solcher zeigte er zum erstenmal den Stolz und Trotz seines Charakters im bayrischen Erbfolgekriege. Indem er auf einen sehr gefährlichen Posten an eine Brücke hingestellt wurde, empfahl ihm der Oberst, Erbprinz von Hohenlohe, ja auf dem Posten zu bleiben, worin das Mißtrauen lag, er könne sich aus Feigheit zurückziehen. York aber rief ihm unwillig zu: Beruhigen Sie sich, Durchlaucht, ein preußischer Edelmann hat so viel Muth, wie ein deutscher Reichsfürst. Dieser Trotz aber brachte den jungen Lieutenant in Conflict mit dem König selbst. Ein Hauptmann hatte aus einer Kirche eine Altardecke mitgenommen und York rief unwillig: „Das ist ja gestohlen." Friedrich der Große aber nahm sich des Hauptmanns an und bekretirte: „Geplündert ist nicht gestohlen, York kann sich zum Teufel scheeren." Weil York auf der Wache dem Hauptmann den Gehorsam versagt, mußte er ein Jahr auf der Festung sitzen. Er war damals zwanzig Jahre alt. Sobald er wieder frei geworden, trat er in holländische Dienste, machte die berühmte Seeschlacht an der Doggersbank mit, kam auf das Cap, später nach Ceylon, bestand noch einen Kampf gegen die Engländer und kehrte nach geschlossenem Frieden zurück, 1785. Seine Bitte, wieder in die preußische Armee eintreten zu dürfen, wurde ihm von Friedrich dem Großen abgeschlagen. Da aber dieser König bald darauf starb, machte sein Nachfolger unsern York zum Hauptmann. Derselbe wurde nach Breslau versetzt und heirathete hier aus Neigung ein bürgerliches Mädchen ohne Vermögen.

Als am Ende des Jahrhunderts die großen Revolutionskriege ausbrachen, bekam York hauptsächlich in Polen zu thun. Nach dem Basler Frieden war wieder lange Ruhe. York wurde Oberstlieutenant und bekam ein Jägerregiment zu dressiren, mit dem er so trefflich manövrirte, daß ihm der König den Militärorden pour le mérite verleihen wollte. York aber, seinem stolzen Charakter gemäß, verbat sich denselben bis zu der Zeit, wo er ihn auf dem Schlachtfeld verdienen könne. Ebenso schön kennzeichnet es den edlen York, daß er, als er nach Berlin versetzt wurde, vor den geistreichen, jüdischen Cirkeln tiefen Ekel empfand und sich oft in Spott ergoß über die ästhetischen Offiziere und ihren Umgang mit Schauspielern und Juden. Denn hier war der sittliche Sumpf, der Preußens Hauptstadt verpestete. In der schöngeistigen Maske wurde die alte fromme und ritterliche Gesinnung schändlich verrathen und Affen ließen damals ihren Unrath zum erstenmal in den preußischen Helm fallen.

In dem unglücklichen Kriege von 1806 theilte York das Schicksal Blüchers und wurde mit ihm nach der

tapfersten Gegenwehr in Lübeck gefangen. Wieder frei geworden stieg York zu höherem Ansehn in der preußischen Armee nicht bloß durch seine Tüchtigkeit und sein Verdienst, sondern auch durch die Anerkennung, welche dieselben bei dem berühmten Scharnhorst fanden, der damals als Kriegsminister die zerrüttete Armee reorganisirte. So geschah es, daß York 1811 General-Gouverneur von Ost- und Westpreußen wurde. In demselben Jahre bereitete sich der Krieg Napoleons gegen Rußland vor. Es gab damals viele preußische Patrioten, welche sehnlich wünschten und erwarteten, Preußen werde sich an Rußland anschließen und mit Hülfe Rußlands, hoffentlich auch Oesterreichs, Napoleon zurückschlagen und Deutschland befreien. Indessen wäre Preußen wahrscheinlich das Opfer geworden, da es schon im Jahr 1807 die schlimme Erfahrung gemacht hatte, daß Rußland, wenn es sein Vortheil erheischt, seine Freunde im Stich läßt. Das hätte Herr Droysen etwas mehr hervorheben sollen. Bekanntlich ging Preußen damals eine enge Allianz mit Napoleon ein und wurde ihm eine Entschädigung in Livland zugesichert. Dadurch wurden nun die Hoffnungen der Patrioten bitter getäuscht und viele traten aus dem preußischen Dienste in den russischen über.

York bekam als Gouverneur an der russischen Grenze eine schwierige Stellung, die ihm noch durch seinen Widerwillen gegen den die Truppen in Westpreußen commandirenden General von Bülow verbittert wurde. Es ist merkwürdig, wie die preußischen Generale jener Zeit, die man heute noch mit Begeisterung nennt, weil sie vereinigt das Vaterland retteten, doch untereinander selbst sich so häufig spinnefeind waren. Glücklicherweise für York erhielt nicht er, sondern der ältere Grawert den Oberbefehl über das preußische Armeecorps, welches als der äußerste linke Flügel der französischen großen Armee gegen Livland operirte und den Herbst und Winter über Riga belagerte. Grawert stand unter dem Commando des Marschall Macdonald, aber die Preußen benahmen sich von Anfang an gar selbständig und trotzig gegen die Franzosen. Französische Gardedragoner rückten in ein Dorf ein, in welchem schon preußische Husaren unter dem Major Thümen lagen, und verlangten in der brutalen Manier der Kaisergarde, jene sollten den Platz räumen. Thümen aber ließ Allarm blasen und die Garde zog ab. Als der alte Grawert seine Stelle niederlegte, mußte York sie übernehmen, zeigte sich aber sehr schroff gegen den vorgesetzten Marschall und konnte es, weil er abgesondert mehr preußische Truppen commandirte, als der von ihm entfernt stehende Macdonald französische bei sich hatte. Als Napoleons Siegeslauf in Moskau endete, machten die Russen sogleich von Riga aus Versuche, York zu verführen, daß er zu ihnen übertrete, was er jedoch kalt zurückwies, denn die russische Allianz war ihm nicht lieber als die französische, weil er wohl wußte, Rußland wolle Preußen ebenso nur für seine eigenen Zwecke ausbeuten und mißbrauchen, wie Frankreich. Andrerseits machte Macdonald einen Versuch, York zu beseitigen, indem er denselben mit Vorwürfen überhäufte und ihm geradezu Unwahrheit und Ungehorsam Schuld gab. York beschwerte sich, der Marschall habe für keine Lebensmittel gesorgt, der Marschall behauptete das Gegentheil. Der Streit kam zu keiner Entscheidung, da York fest blieb. Napoleon aber, damals schon auf dem Rückzuge, erkannte die große Gefahr, die er laufe, wenn York etwa für Rußland sich erklären und ihm den Weg verlegen würde, schickte ihm daher das Offizierskreuz der Ehrenlegion, decretirte ihm eine Dotation von 20,000 Fr. Renten und soll ihm sogar den Marschallstab als Lockmittel vorgehalten haben. York war nicht der Mann, sich dadurch verführen zu lassen.

Es verstand sich für jeden guten Patrioten damals von selbst, daß man sich deutscherseits mit Rußland, Schweden und England gegen Napoleon verbinden mußte. Aber York hatte Gründe genug, mit seinem Anschluß an Rußland zu zaudern. Daß er durch seinen König nicht dazu ermächtigt war, konnte sein Gewissen nicht beängstigen, denn sein König befand sich ohne Truppen, von französischen Festungen und Heertheilen umgeben in des Feindes Gewalt und konnte damals noch nicht frei handeln. Es galt eigentlich, den König aus dieser Gewalt zu befreien, und wer dies auch ohne seinen Befehl unternahm, durfte zuletzt doch immer auf seine Zustimmung rechnen. Das wichtigste Bedenken für York war die Zudringlichkeit der Russen, die York nur als ihr Werkzeug brauchen wollten und von der Voraussetzung ausgingen, die Preußen müßten ihnen für die Befreiung vom französischen Joch jedes Opfer bringen und ganz zu Willen seyn. Als ob die Hilfeleistung nicht eine gegenseitige gewesen wäre. Wenn sich Preußen damals nicht an Rußland angeschlossen hätte, wenn es mit Napoleon verbündet geblieben wäre, würden die Russen den Niemen nicht überschritten haben und im nächsten Feldzug von Napoleon doch noch besiegt worden seyn. York ließ sich daher erst von den Russen bitten, ehe er von Macdonald abfiel, und schloß die Convention in Tauroggen nur unter Bedingungen, die ihm und seinen Truppen volle Unabhängigkeit und Preußen seinen Besitzstand sicherten. York kannte die Russen, denn kaum hatten sie die Convention geschlossen, so handelten sie

auch schon derselben zuwider und wollten die preußische Stadt Memel, welche sie besetzt hatten, als eine russische Eroberung, den preußischen Truppen nicht öffnen. York entschloß sich sogleich, sie anzugreifen und zurückzuwerfen, und setzte sich zu diesem Zweck mit Bülow in Verbindung. So hätte der unvernünftige Uebermuth und die echt slavische Treulosigkeit der Russen eine Wendung der Dinge herbeiführen können, die nur Napoleon zu gute gekommen wäre. Die Russen gaben indessen nach, da sie den Ernst sahen.

Neue große Schwierigkeiten bereitete aber der vielgepriesene Stein unserm York. Dieser vormalige preußische Minister nämlich kam jetzt als Kaiser Alexanders Agent, als russischer Administrator der zu erobernden deutschen Länder und wollte auch in Ostpreußen sogleich administriren. York und mit ihm der wackere preußische Oberpräsident v. Schön hatten Mühe, die Selbständigkeit der Provinz zu retten, weil einerseits Stein hartnäckig den russischen Willen durchsetzen wollte und andrerseits der König von Preußen selbst die Convention von Tauroggen verwarf und York für abgesetzt erklärte. Stein forderte nun von den Preußen und von York, daß sie jede dienstliche Verbindung mit Berlin abbrechen sollten. Er machte gegen sie seine Vollmacht nach ihrem vollen Wortlaut geltend, daß Ost- und Westpreußen von den russischen Truppen besetzt werden sollten und was sich hier an Kriegs- und Geldmitteln vorfinde, zur Unterstützung der Russen zu verwenden sey. Zwischen dieser russischen Anmaßung und dem Zorn des Königs von Preußen in der Mitte hatten York, Schön, Auerswald und die anderen Biedermännner in Königsberg keine beneidenswerthe Stellung, aber sie handelten energisch und im wahren Interesse des Vaterlandes, indem sie das ganze Land in die Waffen riefen und die berühmte Landwehr gründeten, und zwar nicht im russischen, sondern im preußischen Namen. Der von Stein verlangte preußische Landtag trat zwar zusammen, aber nicht als ein formeller Landtag, sondern nur als eine freie Versammlung, weil er nicht vom König einberufen war.

Der König war außerordentlich zornig. Die Exaltation, die sich überall eindrängte und durch „alle Stände verbreitete," war nicht nach seinem Sinne. Mit grimmigem Spott frug er den Grafen Dohna, der ihm die Landwehranträge aus Königsberg überbrachte, „ob Herr von York schon eine Bürgerkrone trage?" Hardenberg durfte damals noch den Kaiser Napoleon der innigsten Anhänglichkeit und Treue versichern, ja ihm eine Familienallianz antragen. Indessen war der Patriotismus im Volk zu mächtig und die französische Truppenzahl zu gering, um den großen Aufschwung im Nordosten hemmen zu können. Da der König doch zuletzt der Volksstimmung gerecht werden mußte, hätte er besser gethan, sich schon früher von Potsdam zu entfernen und in Schlesien an der österreichischen Grenze eine sichere Stellung zu nehmen. Durch sein langes Zögern ging ein ungeheurer Vortheil für Preußen verloren. Er hätte nämlich gleich anfangs für seinen Anschluß an Rußland von Kaiser Alexander einen hohen Preis, eine große Bürgschaft für die Zukunft verlangen und auch erhalten können. Statt dessen wartete er, bis Napoleon sich schon wieder gerüstet hatte, und mußte nun, um dessen Racheschlägen widerstehen zu können, die russische Hülfe um jeden Preis annehmen. Rußland verlangte Polen und Preußen mußte es ihm zugestehen und sich dagegen eine Anweisung auf Sachsen geben lassen. Der Deutsche sollte den Deutschen berauben, damit der Russe desto größer und mächtiger würde. Ebenso freigebig schenkte damals Rußland den Dänen die Hansestädte, um sie für Norwegen zu entschädigen, was an Schweden fallen sollte als Entschädigung für Finnland, welches Rußland behielt. Das nannten die Russen Deutschland befreien und während Rußland uns dergestalt betrügen und bestehlen wollte und unsere Provinzen wegschenkte, hatte Kutusow noch die Unverschämtheit, seine berühmte Proklamation an die Deutschen von Kalisch aus zu erlassen, und viele Deutsche waren damals einfältig genug, ihn als Befreier und Wiederhersteller des deutschen Reichs zu begrüßen.

Der König von Preußen schloß sich an Rußland an, erklärte Napoleon den Krieg, rief sein ganzes Volk in die Waffen, handelte also vollkommen im Sinne der Convention von Tauroggen, nahm aber die Absetzung Yorks nicht zurück und verleugnete diesen General noch zwei Monate lang, bis er denselben endlich, nachdem er sich einem Kriegsgericht hatte unterwerfen müssen, in seinem Commando bestätigte. Immer aber blieb York im Schatten der Ungunst. Man nahm ihm seinen liebsten Adjutanten weg und seine Hoffnung, selbständig eine Arme zu commandiren oder gar den Oberfehl über die ganze preußische Armee zu erhalten, wurde zu Schanden. Er mußte unter Blücher dienen, den er für einen bloßen Haudegen hielt, unter Gneisenau, der jünger war als er und von dem er immer nur das Böseste glaubte. Kurz er war im höchsten Grade unzufrieden. Ohne Zweifel sah er viel zu schwarzgallig und bildete sich ein, wenn man ihm durch den Sinn fuhr oder ihm etwas befahl, ohne ihn vorher zu fragen, es geschehe aus Bosheit, um ihn zu kränken. Im Hauptquartier Blüchers galt er für außerordentlich umsichtig und tapfer

und man hegte vor ihm großen Respect, hielt ihn aber auch für ganz unverträglich, stolz und eigensinnig.

Als nun vollends der Russe Wittgenstein das Obercommando über die alliirte Armee erhielt und bei Großgörschen die schönste Blüthe preußischer Jugend unverständig und unnütz hinopferte, wurde York, der besser den Befehl geführt haben würde, noch ungeduldiger. Seine üble Laune besserte sich auch nicht, als er unmittelbar unter dem Russen Barclay dienen mußte. Nach dem Waffenstillstand kam er ausschließlich unter Blüchers Commando, dem auch die Russen Langeron und Sacken untergeben wurden. Aber auch jetzt war York nicht zufrieden zu stellen. Blücher erfocht den herrlichen Sieg an der Katzbach, York trug nicht wenig zum Siege bei und doch herrschte die bitterste Stimmung unter den Anführern. Gneisenau beklagte sich über York, aus Yorks Hauptquartier ist noch eine Aufzeichnung vorhanden, wornach man hier zweifelt „ob Gneisenau und Müffling einen Begriff von der Bewegung einer Armee haben." Ohne Zweifel trug York an diesen Aergernissen große Schuld. Selbst wenn er Heldenthaten vollbrachte und sich unsterblichen Ruhm, die Achtung der ganzen Armee erkämpfte, war er ingrimmig und beschuldigte Gneisenau, er wolle sein Corps nur auf die Schlachtbank liefern.

(Schluß folgt.)

Biographie.

Euricius Cordus. Eine biographische Skizze aus der Reformationszeit. Von Dr. C. Krause. Hanau, König, 1863.

Cordus, dessen deutschen Namen man nicht mehr hat ermitteln können, war einer der frühesten und ausgezeichnetsten Humanisten und gehörte zunächst der berühmten Erfurter Schule des Mutianus und Eobanus Hessus an. Am meisten Ruhm erlangten seine dem Virgil nachgeahmten Hirtengedichte, womit er die s. g. Schäferpoesie in Deutschland einführte. Von Originalität ist freilich bei ihm nicht die Rede. Er gehörte eben nur jener unseligen Zunft von Gelehrten an, welche den italienischen Geschmack der Renaissance in Deutschland einführten, ihre eigene Nationalität verleugneten und auf Schulen und Universitäten systematisch darauf ausgingen, auch in der Jugend das Nationalgefühl auszutilgen. Diese gelehrten Humanisten schrieben deshalb auch nur lateinisch. Die bucolica des Cordus sind nur eine schwache Nachahmung des Virgil. Cordus nahm an der neuheidnischen Verspottung des Christenglaubens keinen Antheil, sondern bezeugte sich schon vor Luthers Auftreten als einen sittlichen Eiferer, wie Luther selbst, während die meisten andern Humanisten, nach dem Beispiel des Erasmus die christliche Gläubigkeit bei Luther ebenso verachteten, wie beim Papste, weil sie schon ganz in der heidnischen Denkungsart des Lucian versunken waren. Cordus erzürnte sich heftig über die Sittenlosigkeit des damaligen Klerus und setzte derselben das Ideal einer reinern Kirche entgegen. Als er eine Reise nach Italien machte und in Rom selbst das Laster offen thronen sah, rief er in edler Entrüstung aus: „Ist das, o Christus, dein Weinberg?" Vom damaligen Papst Julius II. singt Cordus:

Todt war Julius nun gelangt zu der himmlischen Götter
  Sal, doch öffnete sich nicht die verschlossene Thür.
Lange drehet er um und um im Loche den Schlüssel.
  ‚Anders,' sagt er, ‚als sonst zeigt sich der Thüre Verschluß.'
Pförtner Petrus höret den Lärm, tritt jenem entgegen,
  Fragt ihn: Wer und Woher? Was seines Kommens Begehr?
Jener zeiget den goldenen Stab und die dreifache Krone,
  ‚Den Großpriester erkennst,' sagt er, ‚o Falscher, du nicht?'
Petrus darauf: ‚Hieher ist dir zu kommen verboten,
  Denn was einer verkauft, halte er nimmer für sein.'

Der Dichter will damit sagen, weil der Papst mittelst des Ablaßkrams den Himmel verkauft habe, sey für ihn selbst kein Himmel mehr übrig.

Merkwürdig ist nur, daß jener Papst Julius II. und Cordus in einem Punkt völlig übereinstimmten, nämlich in der Anpreisung der Renaissance und in jener dämonischen Verliebtheit in das classische Heidenthum, welches doch principiell allem Christenthum entgegengesetzt ist, dem lutherischen wie dem päpstlichen. Unter Julius II. wurde die berühmte Statue des Laokoon in Rom aufgefunden und wie eine auferstandene Gottheit verehrt. Ganz Rom beging ein Freudenfest, ein Cardinal hielt die Festrede und der Papst sah wohlgefällig zu. In Erfurt wurde von den deutschen Feinden des Papstes das classische Heidenthum ebenso gefeiert und bekanntlich wetteiferten Lutheraner und Reformirte auf ihren Universitäten mit den Jesuiten in der Schwärmerei für die Renaissance. Sie hatten sich nichts vorzuwerfen. Vor Christi Richterstuhl waren alle diese modernen Heiden zumal verworfen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **N° 63.** 8. August 1863.

Biographie.

Das Leben des Feldmarschall Grafen York von Wartenburg von J. G. Droysen. Vierte Auflage mit Yorks Portrait. Zwei Bände. Leipzig, Veit und Comp., 1863.

(Schluß.)

Von allen diesen Häckeleien erfuhr die Welt nichts, denn die Preußen erlebten Sieg auf Sieg. Im Heere selbst kümmerte man sich nicht darum, weil das Augenmerk Aller nur der Feind war, den man niederschmettern wollte. In Herrn Droysens Buch wechseln sehr zweckmäßig die herzerfreuenden Schlachtscenen mit den häßlichen Schilderungen des Hasses, der Mißgunst und der falschen Verdächtigungen unter den Generalen ab. Hier ein Bild vom Schlachtfelde von Möckern: „Je heftiger das Kartätschfeuer wurde, desto lauter wurde das Hurrah der Angreifenden; ‚ohne einen Schuß zu thun,‘ berichtete Graf Brandenburg, ‚unaufhaltsam stürmten sie auf den Feind; und wenn die Reihen durch Kartätschen gelichtet wurden, riefen sie: ‚es lebe der König! vorwärts! vorwärts! wir müssen siegen.‘ Das Landwehrbataillon Graf Reichenbach stürzte sich auf die feindliche Artillerie des Centrums, die eiligst abfuhr. Die Bataillonsmassen, in die sich der Feind zu sammeln eilte, wurden ‚wie Schanzen gestürmt‘. Plötzlich bekam das Leibregiment von der linken Seite her heftiges Kanonenfeuer; es waren russische Geschütze, die Freund und Feind verwechselten, bis der Irrthum erkannt war. Die Brigadecavallerie kam heran. Bald war auch hier der Feind in völliger Auflösung und Flucht. Nicht minder kühn drang Hünerbeins Brigade vor. Wohl sanken im Vorgehen die meisten Stabsoffiziere, Obrist Borcke, Major Götze, Othegraven; als man dem ersten Viereck nahte, stürzte sich Krosigk, seinen Füsilieren voran, auf den Flügelmann, warf ihn mit mächtiger Faust zu Boden, da traf ihn Kugel und Bajonet; sterbend winkt er mit dem Degen vorwärts; und da man ihn wegtragen will: ‚laßt mich, geht und siegt; er schleppt sich zu einem Erdhaufen, verschied da; ‚wer rückwärts sähe, den hätte die Leiche zurückgebränt!‘ Vordringend fand man noch mehr als einmal heftigen Widerstand; mit dem Muth der Verzweiflung wehrte sich der Feind an dem Bach entlang, trotz schwersten Verlustes warf man ihn. Hünerbein sagt in seinem Berichte: ‚was die Poesie der Geschichte vom Spartanermuth dichten, was der Pinsel der Künstler uns von Römerkühnheit malen möge, so wird es doch durch das, was bei dieser Schlacht vorging, unendlich übertroffen. Wer muß nicht von dankbarer Rührung durchdrungen werden, wenn er sich einen Obristen v. Borcke, einen Major v. Othegraven, einen Major v. Krosigk, den edel gefallenen, an der Spitze ihrer Angriffscolonne denkt, wie sie unter dem Hagel der Kartätschen, unter dem Mordgesause der schweren Kugeln, unter dem erschütternden Gekrach berstender Granaten in die feindlichen Massen und Tod und Vernichtung unter die sich verzweifelnd Wehrenden tragen. Gibt es schönere Handlungen der Unerschrockenheit und Aufopferung, als die des Lieutenant v. Sellin, der mit dem Lieutenant v. Favrat und sieben gemeinen Soldaten sich in ein mit Ordnung zurückgehendes feindliches Quarré hineinwürgt und ein bespanntes Kanon herausholt? — eines Lieutenant v. Eberhardt, der während der Attaque von einer Kartätschkugel zu Boden gestreckt, von seinem Bataillon zertreten, noch ehe solches den Feind erreicht, keuchend mit einer bedeutenden Kopfwunde wieder vor demselben erscheint und ausruft: nein, Kinder, ich muß auch mit in den Feind! — eines Lieutenant v. Arnstädt, der, als beim Verfolgen des Feindes die Bataillone in Unordnung und mit dem linken Flü-

gel der 7ten Brigade zusammengedrängt waren, sich mit dem Lieutenant Hübner des Landwehrbataillons Graf Reichenbach Wort und Hand gab, im nächsten feindlichen Quarré die ersten zu seyn, und es auch wirklich waren? ‚Wir hatten‘, sagt das Tagebuch der Lithauer, ‚die französische Linie durchbrochen und befanden uns im Rücken der feindlichen Armee. Unser Regiment war geschlossen geblieben, während die andern durch acht Chocs sich vereinzelt hatten, als links seitwärts gegen unsern Rücken feindliche Massen erschienen, die sich nach Leipzig retiriren wollten.‘ Es waren mehrere Bataillone, darunter Gardemariniers; Sohr sah sie zuerst, griff das nächste Quarré an, sprengte es, erhielt aber von den nächsten so heftiges Feuer, daß er zurück mußte, seine Leute wieder zu sammeln. Da befahl York den Lithauern einzuhauen. ‚Wer die Stellung jener Massen sah,‘ fährt das Tagebuch fort, ‚mußte die Aufgabe wohl gefährlich finden ... einige feindliche Colonnen wankten ... nur eine blieb fest und unerschütterlich, erwartete den Angriff mit gefälltem Bajonet. Galopp wurde geblasen, da sprengte der General v. York durch die Mitte des Regiments vor unsere Front: ‚drauf, drauf, alte Lithauer — haut sie nieder! die noch und Alles ist unser!‘ Der Angriff begann unverzüglich, im ersten Anlauf war die Masse durchbrochen. Bis in die dickste Tiefe waren wir gedrungen, als sich Gardemariniers uns entgegenstellten. Alles, was schon Pardon erhalten hatte, ergriff sofort die schon weggeworfenen Waffen, und vor uns und hinter uns war nun die Gefahr, und ein schreckliches Blutbad die Folge. Auf unserm rechten Flügel schloß sich andere Cavallerie an uns an, der Obrist Welzien kam mit einer Abtheilung schlesischer Landwehr zur Unterstützung. Nun verging unsern Lithauern alle Schonung, denn die Ueberwältigten stachen und schossen noch wie wüthend um sich her. Aber auch die Garden erlagen. Der Anblick war grausig. Immer tiefer drangen wir in die ganz verwirrt gewordene Masse, was nicht durch die Waffe fiel, trat der Huf der Pferde nieder, zu 20 und 30 lagen die Unglücklichen übereinander geworfen, durch sich selbst sich vor dem Wüthen unsrer Leute schützend; und gewiß würde von dieser Colonne (1200 Mann stark) nichts davon gekommen seyn, wenn nicht unerwartet ein hitziges Artilleriefeuer von unsrer linken Seite her uns in der Vollendung gestört hätte.‘ Es kam von Eutritzsch, wohin sich ein Theil des rechten feindlichen Flügels zurückgezogen hatte. Das Centrum und der linke Flügel war völlig aufgelöst und aufgerieben. Die Nacht und das buschige aufgeschnittene Ufer des Rietschkebaches machten weiteres Verfolgen unmöglich. Das Corps bivouakirte auf dem Schlachtfelde, erschöpft von der Blutarbeit des heißen Tages. Wie einst bei Leuthen erklang das feierliche ‚Nun danket alle Gott.‘ Durch die nächtliche Stille leuchteten dann und wann Feuerzeichen auf. ‚Es war eine ernste Nacht. Jeder von uns zählte Freunde und Bekannte unter den heut Gefallenen; aber in die Klage um die Gefallenen mischte sich die Freude, daß ihr Blut nicht vergebens geflossen, daß wir gesiegt hatten.‘"

Im offiziellen Armeebericht war von den Heldenthaten des Yorkschen Corps nichts erwähnt, dagegen ein ganz unbedeutender Reiterangriff einer russischen Schwadron glänzend hervorgehoben. Auch wurden Yorks Vorschläge zu Beförderungen und Auszeichnungen nicht beachtet. Die Schuld gab er wieder Gneisenau und Müffling.

Napoleon war besiegt und aus Deutschland hinausgeworfen. Aber auf französischem Boden wiederholte sich in Blüchers Armee das alte Spiel. Während die Truppen das Ungeheuerste litten in Aushalten eines strengen Winterfeldzuges und in den Schlachten, ging der Hader unter den Generalen so weit, daß einmal York plötzlich auf und davon fuhr. Nur Blüchers kaltes Blut und ein liebevoller Brief, den er an York schrieb, brachte diesen Trotzkopf zur Besinnung und er kehrte um. Bei alledem erfocht das Yorksche Corps in fast ununterbrochener Thätigkeit von Riga bis nach Paris nicht nur glänzende Siege, sondern hielt auch unglaubliche Noth und Strapatzen aus, so daß es im Ruhm allen andern preußischen Armeecorps voran ging. Weil es aber aus dem harten Winter und aus so vielen Schlachten bei Entbehrungen aller Art in einem sehr verwetterten und abgerissenen Zustande hervorging, war der König pedantisch genug, sich dieser Helden zu schämen und ließ nicht sie, sondern die Garden und wohlgekleideten Regimenter, die wenig oder gar nicht gekämpft hatten, als Sieger in Paris einziehen. Oder wollte man den allzu selbständigen York immer noch die Ungnade fühlen lassen. York selbst indessen durfte nach Paris kommen. „In der überaus glänzenden europäischen Gesellschaft, die sich damals in Paris zusammen fand, ‚war er‘, wie es ein Schreiben jener Tage ausdrückt, ‚am entschiedensten der preußische General.‘ Glaubwürdig wird Folgendes erzählt: man war zu irgend einem großen Diner versammelt, nur Blücher fehlte noch; die Versammelten, Prinzen, Feldmarschälle, Minister u. s. w. thaten, als bemerkten sie die Verzögerung nicht; nur ein junger deutscher Fürst, dem der Krieg sein Land wiedergegeben, äußerte endlich, warum doch nur der Blücher die ganze Gesellschaft warten lasse. York hörte das; wie er pflegte, wenn er heftig wurde,

die Haare rückwärts streichend, sprach er: ‚wird denn niemand dem jungen Mann Antwort geben?‘ Dann trat er selbst zu dem Fürsten: ‚ich dächte, es wäre besser, daß Ew. Hoheit hier auf den Blücher, als in Petersburg auf ihre Pension warten.‘ Damit drehte er sich um, aber die lautgesprochenen Worte lenkten die peinlichste Aufmerksamkeit auf den beschämten Regenten. Man hat sich damals nicht über York entsetzt; man hatte die Meinung, daß solche Sprache einem preußischen General zustehe.“

Nachdem alles vollbracht war, erhielt York den Grafentitel und das Commando in Schlesien, wurde aber bald unzufriedener als je, weil er, als Napoleon von Elba zurückkehrte, statt gegen ihn zu Felde ziehen zu dürfen, nur die Reserve in Sachsen commandiren sollte. Als nun auch sein heißgeliebter Sohn, auf den er die größten Hoffnungen gesetzt hatte, bei Versailles gefallen war, legte York kummervoll seine Stelle nieder, 1815. Erst sechs Jahre später und nur beiläufig erhielt York nachträglich den Feldmarschallstitel, nachdem derselbe Titel auch dem General Kleist verliehen worden war. York ärgerte sich darüber wieder so, daß er den Titel ausschlagen wollte und sich nur aus Rücksicht auf den König darein fügte. Er lebte nachher noch zurückgezogen bis zum Jahr 1830.

Seine vorliegende Biographie ist nicht nur historisch, sondern auch psychologisch ungemein interessant. Jeder unbefangene Leser wird wohl herausfühlen, daß York doch gar zu empfindlich, mißtrauisch und eigensinnig gewesen ist, muß ihm aber auch jene echten und großen Feldherrngaben zugestehen, die ihn berechtigten, Anerkennung zu verlangen, und sich gegen die zu erbittern, welche in kritischen Augenblicken viel verdarben und an deren Stelle er besser commandirt haben würde.

Politik.

Rußlands sociale Gegenwart und der Aufstand in Polen. Von Aurelio Buddeus. Leipzig, Brockhaus, 1863.

Ein Mann, der Rußland sehr gut kennt, charakterisirt hier auf eine sehr anschauliche Weise die Parteien in Rußland und Polen und zieht daraus Nutzanwendungen, welche wir Deutsche wohl beherzigen sollten.

Die bisher in Rußland herrschende Partei waren die Petersburger oder die Deutschrussen. Seit Peter dem Großen, ja eigentlich schon seit dem ersten Romanow bemühten sich Czaare, das barbarische und asiatische Rußland europäisch zu civilisiren und die Deutschen zu Schulmeistern, Generalen und Regenten Rußlands zu machen. Unter den Czaarewnen erhielt die deutsche Partei noch mehr die Oberhand. Erst Kaiser Nikolaus hielt es für nöthig, das Altrussenthum, wie auch das griechische Kirchenthum zu Stützen seiner Monarchie zu machen. Er wollte nämlich alle nationalen und confessionellen Unterschiede in seinem weiten Reiche ausgleichen, alles uniformiren, um als Alleinherr desto bequemer regieren zu können. Doch bediente er sich dabei immer noch der nach deutschem Muster eingerichteten Bureaukratie und hielt sowohl die altrussische Aristokratie der Bojaren, als auch den griechischen Episkopat in sclavischer Unabhängigkeit vom Hofe. Trotzdem und wie apathisch immer die Altrussen seyn mochten, mußte dennoch allmälig das wahre altrussische Nationalinteresse den Bojaren und dem Volke selbst zum Bewußtseyn kommen und der Gegensatz desselben gegen das Interesse des Hofes und der Bureaukratie fühlbar werden. Nicht ungestraft rief Kaiser Nikolaus, als er die Weissagung auf das Jahr 1853 erfüllen und nach 400 Jahren Constantinopel den Türken wieder entreißen wollte, die Völker des s. g. heiligen Rußland auf, schmückte sich selbst mit dem griechischen Kreuze und drohte dem westlichen Europa, wenn es sich in diesen Krieg hinderlich einmischen wolle, mit einer furchtbaren welthistorischen Rache, denn der ganze Westen sey verderbt und habe sich überlebt, nur die frommen, tapfern und noch reinen, die alte Kraft und Tugend bewahrenden Russen seyen berufen, die alte Welt zu verjüngen, aber auch zu beherrschen. Diese Sprache blieb den Russen selbst nicht unverständlich und es wurden ihnen dadurch Hoffnungen geweckt, deren Erfüllung sie für die ungeheuern Opfer in dem so ganz mißlungenen und unglückseligen Türkenkriege entschädigen sollte. Da offenbarte sich bald, was die wirklich nationale Partei in Moskau von der herrschenden Partei in Petersburg unterschied, der das Nationalitätenprincip nur zum Aushängeschild und Mittel gedient hatte.

Der altrussische Adel trat plötzlich als eine kühne und entschlossene Partei auf und wirkte mittelst der Presse, wie auch in Adelsversammlungen. Er adoptirte den kaiserlichen Gedanken, demgemäß den Russen die Weltherrschaft vorbehalten seyn sollte. Diese jungrussische Presse weiß sich vor Hochmuth nicht zu lassen. „Das ‚abgelebte und entnervte Europa‘ ist der ewig wiederkehrende Gegensatz zur verherrlichten ‚Jugendfrische und Thatkraft der russischen Nation‘. Wie Frankreich seiner nationalen Eitelkeit mit der angeblichen ‚civilisatorischen Mission‘ schmeichelt, so redet die nationale Presse dem russischen Volke ein, es habe die Bestimmung, eine sociale Reform Europas herbeizuführen. Es gibt darum auch schwerlich einen verderblicheren

Irrthum, als wenn die tagesläufige und gedankenlose Fortschrittsphilisterei sich einbildet, die Volksbewegungen in Rußland würden die russische Staatspolitik nöthigen, sich dem europäischen Staats- und Völkerleben mehr zu nähern, ihr bedrohliches Verhältniß gegen Mitteleuropa aufzugeben." Während also die jungrussische Presse in dieser Beziehung ganz mit den kaiserlichen Proclamationen und mit den Herzensergießungen des Petersburger Journales vom Jahr 1853 übereinstimmt, steht sie doch in schroffem Gegensatz gegen die Petersburger Partei in Bezug auf die Art und Weise, wie die großen Reformen in Rußland durchgeführt werden sollten.

Herr Buddeus hat sich ein Verdienst erworben, indem er dem deutschen Publikum, welches von den russischen Dingen nur allzuwenig versteht, jene ganz eigenthümlichen Gegensätze klar macht. Der Kaiser, die Petersburger Partei oder die Deutsch-Russen emancipiren die Bauern von der Leibeigenschaft, vom Frondienst, von ihrer bisherigen Unterthänigkeit unter dem Adel, und wollen aus ihnen das machen, was die deutschen Bauern sind, freie Eigenthümer eines kleinen Gutes, auf dem sie mit Fleiß und Sparsamkeit Ackerbau und Viehzucht treiben und sich nach deutscher Weise bureaukratisch regieren lassen sollen. Dadurch verliert der russische Adel nicht nur seine bisherigen Vorrechte, sondern auch den wichtigsten Theil seines Eigenthums und ist demnach genöthigt, neue Bürgschaften seiner politischen Existenz in einer neuen Reichsverfassung und in parlamentarischer Wirksamkeit, oder aber in Krieg und Eroberung zu suchen. Er ist Feind der Regierung wegen der Bauernemancipation, aber nicht zugleich Feind der Bauern, weil die Bauern selbst sich trotz der Emancipation im Widerspruch mit der Regierung befinden. Der Bauer will gar nicht auf die Art emancipirt seyn, welche der Kaiser vorgeschrieben hat. Der gemeine Russe hat keine Ader von einem deutschen Bauern in sich. Er kann sich in die germanische Denkweise nicht finden. Heerd und Haus sind ihm völlig gleichgültig. Er erbt nie in des Vaters Hause fort. Wenn er heirathet, bekommt er sein Haus von der Gemeinde. Wenn er stirbt, fällt das Haus an die Gemeinde zurück. Er hat kein Heimathgefühl, er wandert gern. Ackerbau und Viehzucht sind ihm gleichgültig, dafür ist er ein geborner Handwerker und zu allerlei geschickt. Deshalb waren schon während ihrer Leibeigenschaft die Bauern doch keineswegs alle an die Scholle gebunden, sondern wenigstens der vierte Theil war vom Leibherrn entlassen, um sein Brod als Handwerker, Kaufmann, Künstler rc. zu verdienen, wovon er dann dem Leibherrn mehr oder weniger Procente zahlen mußte. Das hieß man das Obroksystem. Die Obrokbauern wanderten aus, ließen sich in den Städten nieder oder zogen wandernd umher. Aber wo sie auch sind, bilden sie untereinander schnell wieder eine Association, welche sie Artell nennen, zu gegenseitiger Hülfleistung. Herr Buddeus glaubt nun, daß sich der wohlmeinende Kaiser in den russischen Bauern gänzlich verrechnet habe, da sie ihre neue Freiheit nicht auf deutsche, sondern auf russische Weise ausbeuten würden. „Während vor der Veröffentlichung des Emancipationsmanifestes von zehn Millionen etwa drei Millionen im Obrokverhältniß standen und sieben Millionen in dem der feldwirthschaftlichen Fronarbeit, sind jetzt schon unter den acht Millionen, deren Contractsverhältnisse geordnet wurden, blos noch etwa drei Millionen Ackerbauern geblieben, wogegen fünf Millionen in das Obrokverhältniß traten."

Ganz anders verhält es sich mit den Bauern in Polen. Diese haben sich an Eigenbesitz und Heimath, Ackerbau und Viehzucht schon gleich den deutschen Bauern gewöhnt, verdanken allein der kaiserlichen Regierung ihre Freiheit, sind ihr daher ergeben und dem Adel nicht zugethan. Der hohe polnische Adel möchte das ganze Altpolen mit allen seinen Provinzen, aber auch mit der ihm so nutzbaren Leibeigenschaft hergestellt wissen. Nur in der äußersten Noth hat er, um die Bauern für die gegenwärtige Insurrection zu gewinnen, deren volle Emancipation und Freiheit des Bodens proclamirt, aber viel zu spät, als daß ihm die Bauern vertrauen sollten. Der niedere Adel und der zahlreiche Mittelstand steht zwischen diesem hohen Adel und den gleichgültigen oder feindseligen Bauern in großer Bedrängniß, weil er allein mit seinem Blute die Revolution durchzuführen unternommen hat. Er kann sein Ziel nur mit westmächtlicher Hülfe zu erreichen hoffen. Je zweifelhafter aber diese noch ist, um so mehr rechtfertigt sich der Panslavismus, in welchem eine dritte Partei Russen und Polen versöhnen möchte. Die Polen verstehen das so, als ob sie, als die am meisten Vorgerückten und Edelsten, die Führung übernehmen, die Russen aber nur dienen sollten. Anders verstehn es die Russen, die vielmehr alles unter sich sehn. Dennoch bietet sich der gemeinsame Haß der Russen und Polen gegen den deutschen Einfluß und gegen die Deutschen überhaupt als ein Vereinigungspunkt für beide dar und wir unter einander selbst uneinigen und zerfahrenen Deutschen haben alle Ursache, auf der Hut zu seyn.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, **N° 64.** 12. August 1863.

Biographien.

1) Rathsherr Joseph Leu von Ebersoll. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Constantin Siegwart Müller, gewesenen Schultheißen des Cantons Luzern und Präsidenten der eidgenössischen Tagsatzung. Mit dem wohlgetroffenen Bildniß Leus. Altdorf, im Selbstverlag des Verfassers, 1863.

Diese Lebensgeschichte ist so ausführlich behandelt, daß sie einen dicken Band anfüllt. Sie ist nämlich zugleich die Geschichte der großen politisch-kirchlichen Wirren, die dem Sonderbundskriege in der Schweiz vorangingen, und überall mit Urkunden belegt. Bei dem gehässigen Widerstreite der Meinungen kann die Wahrheit nur aus den Urkunden geschöpft werden und Herr Siegwart Müller hatte doppelt nöthig, sich auf solche zu stützen, weil er als Parteihaupt im ehemaligen Sonderbunde bei der, die Presse beherrschenden Gegenpartei grenzenlos verhaßt war und noch ist. Dieser vielgeprüfte Mann hat nicht einmal bei seiner eigenen Partei so viel Dank und Rücksicht gefunden, als er verdient hätte. Er selbst sagt in der Vorrede: „Während die eine Partei ihn verfolgt, verläugnet die andere Partei in sehr großer Anzahl seine und ihre eigenen Bestrebungen, mit Ausnahme von einigen vereinzelten Edlen haben seine früheren Anhänger, selbst diejenigen, welche ihm am nächsten gestanden, nicht einmal ein Wort für sein Recht und für seine Ehre, geschweige daß sie für ihn eine thätige Theilnahme bewiesen hätten. Die gleichgesinnten Freunde im Auslande waren edler und großmüthiger gegen den Verfolgten, als s. g. Freunde im Vaterlande, die Umstände unter welchen er die Ereignisse, die er darstellt, aufgezeichnet hat, haben das ihrige beigetragen, daß der Verfasser das Senkblei der Wahrheit und die Waage der Gerechtigkeit, ohne Neigung oder Abneigung, fest in der Hand halten konnte. Sein Geist hat sich in den Stürmen, die sein Leben umtobt haben, eine gewisse Unabhängigkeit errungen; sein Gemüth ist in der Schule der Leiden, die er durchgemacht, zu einem ruhigen Gleichmuthe gelangt."

Der Verfasser gibt uns nun zuerst einen Lebensabriß des Joseph Leu von Ebersoll bis zu dem Zeitpunkte, in welchem derselbe als Mitglied des Großen Rathes im Canton Luzern eine große politische Rolle zu spielen begann. Leu war ein wohlhabender, nach den Verhältnissen im Canton sogar reicher Bauer, der sich nicht über seinen Stand erhob, sondern fleißig arbeitete und betete. Er lebte noch ganz im frommen Glauben der Väter und vertrat auch im großen Rathe des Cantons nichts anderes als die tüchtige Gesinnung des Bauernstandes, des alten Volkskernes, der doch wahrhaftig ein besseres Recht hatte, als die moderne, ihn umdrängende und peinigende Schaale von radikalen Fabrikanten, Advokaten und Schulmeistern. Joseph Leu läßt sich in vieler Beziehung mit Andreas Hofer in Tirol vergleichen, welcher die alte Freiheit, das alte Recht, die alte Sitte und den alten Glauben eines edlen germanischen Bergvolkes gegen die aus den Thälern heraufdringende tyrannische Aufklärung des Ministerium Montgelas vertheidigte. Der gegen Luzern anstürmende Schweizer Radikalismus trug die nämlichen Elemente in sich, wie der aufgeklärte Despotismus der Rheinbundfürsten, Elemente, welche dem Christenthum und der deutschen Nationalität gleich scharf entgegengesetzt waren. Daß sich das tapfere und fromme Landvolk die Unzucht der modernen Bildung nicht aufdringen lassen wollte, gereicht ihm zur unvergänglichen Ehre.

In den Verträgen von 1815 war der Eidgenossenschaft ihre Unabhängigkeit und Neutralität, innerhalb derselben auch der katholischen Kirche ihr Recht und

Besitz verbürgt und verbrieft worden. Dagegen maaßte sich der Canton Aargau im Jahre 1841 an, die in seinem Bereiche liegenden Klöster aufzuheben und sich den Raub anzueignen, unter dem Vorwande, er sey souverain und könne innerhalb seiner Grenzen über seine Angehörigen verfügen, wie ihm beliebe. Man schritt in der That von keiner Seite ein, um diese auffallende Rechtsverletzung rückgängig zu machen oder zu bestrafen. Es schien, als sollte die katholische Klostergeistlichkeit für vogelfrei, ihr Besitz für eine gute Prise erklärt werden. Weder die reformirten Cantone der Schweiz, noch England und die protestantischen Regierungen in Deutschland hatten ein Interesse, sich der Klöster anzunehmen. Der Papst war ohnmächtig. Von den beiden katholischen Großstaaten nahm sich keiner der Sache an. In Frankreich hatte Ludwig Philipp seine Popularität bei der herrschenden liberalen Partei auf eine starke Verachtung der Kirche gegründet. Man braucht nur zu wissen, daß er die Kirche der h. Genovefa in Paris wieder, wie früher in der Revolution, in das heidnische Pantheon umwandeln ließ. Genug, Ludwig Philipp scheute nichts so sehr, als wie sein Vorgänger Karl X. für einen Frömmler und Jesuitenfreund gehalten zu werden. Die Klöster im Aargau waren ihm daher wohl aufgehoben und er dachte nicht einen Stein davon wieder aufzurichten. Das wußten die Schweizer Radikalen wohl und deßhalb waren sie so trotzig und übermüthig. Oesterreich, die zweite katholische Großmacht, genirte sie eben so wenig, denn es wurde damals vom Fürsten Metternich geleitet, der nie etwas für die Kirche gethan hat, dessen System es vielmehr war, den kirchlichen Geist im Kaiserstaate ganz und gar einschlafen zu lassen. Das benachbarte Italien war nun zwar auch katholisch und hätte insofern für die in der Schweiz bedrängte Kirche Sympathien hegen können, hegte sie aber nicht, weil es schon vom Ehrgeiz Karl Alberts und von der Partei Mazzinis unterwühlt war. Die katholischen Cantone der Schweiz, welche wenn gleich den ältesten und edelsten Bestandtheil der Eidgenossenschaft, doch nicht die Mehrheit in derselben bildeten, sahen sich nun isolirt und außer Stande, ihren mißhandelten und beraubten Glaubensgenossen im Canton Aargau zu helfen.

Im Gefühle dieser ihrer schwachen Stellung dachten nun gläubige Katholiken in den alten Cantonen und sonderlich im katholischen Vorort Luzern an eine Stärkung ihrer Partei und hofften dieselbe durch den Jesuitenorden zu erlangen, welcher am besten geeignet schien, durch seinen Eifer den nach und nach eingeschläferten katholischen Geist im Volke wieder zu wecken und durch seine ausgebreiteten Verbindungen im Ausland der schwerbedrohten Kirche in der Schweiz auswärtige Gönner und Beschützer zu werben. Hierbei ist zu bemerken, daß Luzern schon seit der Reformation immer im lebhaften Verkehr mit der Gesellschaft Jesu stand und daß Söhne aus fast allen bedeutenden Luzerner Familien Mitglieder des Ordens gewesen sind. Im benachbarten Canton Freiburg blühte schon lange und bisher unangefochten eine große Lehranstalt der Jesuiten. Also lag der Gedanke, Jesuiten nach Luzern zu berufen, sehr nahe und es schien sich dagegen auch ein rechtliches Bedenken nicht erheben zu können. Joseph Leu machte sich damals im großen Rath als derjenige bemerklich, der als Stimmführer des Landvolks die Berufung der Jesuiten am kräftigsten bevorwortete.

Wie sehr er auf seinem Standpunkt recht hatte, bewies die ungeheure Wuth der Radikalen, welche sicher nicht in diesem Grade gegen ihn losgebrochen wäre, wenn er etwas Unpraktischeres und dem Radikalismus minder Gefährliches vorgeschlagen hätte. Im Grunde aber bestand ein großer Theil der s. g. Jesuitengefahr nur in den Einbildungen der radikalen Köpfe, denn seit ihrer Wiederherstellung sind die Jesuiten fast überall nur verfolgt und herumgehetzt worden und auch heute noch sind ihre Stätten überall nur prekärer Art.

Vergebens erklärten damals die Luzerner, sie seyen eben so souverain wie die Aargauer und könnten kraft dieser Souveränetät wenigstens eben so gut die Jesuiten in ihren Cantonen einführen, als die Aargauer sämmtliche Klostergeistlichkeit aus dem ihrigen vertrieben hätten. Vergebens machten die Luzerner geltend, sie hätten ihrerseits im Canton Aargau nicht intervenirt, die radikalen Cantone hätten also auch kein Recht, bei ihnen interveniren zu wollen. Vergebens sagten die Luzerner, sie hätten sich nicht eingemischt, als die Zürcher den Doctor Strauß zu sich berufen hätten, also dürfe man sich auch bei ihnen nicht einmischen, wenn sie die Jesuiten beriefen. Die Radikalen gönnten dem Canton Luzern nicht dasselbe Recht, was sie für sich in Anspruch nahmen, und gaben vor, Luzern dürfe die Jesuiten nicht berufen, weil es Vorort und abwechselnd mit Zürich und Bern Sitz der Tagsatzung sey. Als ob irgend eine Gefahr vorhanden gewesen wäre, daß die Abgeordneten der radikalen Cantone, wenn sie in Luzern tagten, vom Jesuitismus würden angesteckt werden, oder daß der Vorort Luzern etwas würde verfügen können, was die Mehrheit der übrigen Cantone nicht billigte. Der Vorwand war rein aus der Luft gegriffen. Die Gefahr für die Radikalen lag nicht in dem Umstande, daß Luzern Vorort war, sondern einzig in dem kirch-

lichen Eifer, mit dem die Jesuiten möglicherweise das katholische Landvolk erfüllen konnten, so daß sich dasselbe nicht mehr zum Werkzeug der radikalen Aufhetzer mißbrauchen lassen würde.

Als nun die Luzerner auf ihr gutes Recht vertrauend die Jesuiten wirklich beriefen, setzten die Radikalen alles daran, um dieselben wieder zu vertreiben und zu diesem Behufe die conservative Regierung in Luzern zu stürzen. Dies geschah nun mittelst der berüchtigten Freischaarenzüge. Die Tagsatzung entehrte sich, indem sie duldete, daß Luzern, welches in seinem vollen Rechte war, mitten im Frieden von revolutionären Horden überfallen wurde, denen sogar die Regierungen einiger Cantone Kanonen dazu liehen. Die elenden Freischaaren wurden zwar vom tapfern katholischen Landvolk zurückgeschlagen, allein die Frechheit des Radikalismus dadurch nur gesteigert. Die Freischaaren, die als offene Friedensbrecher und eigentliche Räuber dem strengsten eidgenössischen Gericht hätten verfallen sollen und deren Anführern Ochsenbein und Rothplez man, wenn noch eine Gerechtigkeit in der Eidgenossenschaft gewesen wäre, die Köpfe hätte vor die Füße legen müssen, wurden auf alle Art entschuldigt, ja Ochsenbein sogar zum Schultheißen von Bern und Präsidenten der Tagsatzung gewählt. Himmelschreiender ist im 19. Jahrhundert das Recht nirgends verletzt worden.

Als die schwer bedrohten katholischen Cantone in den Sonderbund zusammentraten, um sich zur Vertheidigung zu rüsten, machte man ihnen das zum Verbrechen. Jedermann wußte, die Mehrheit der radikalen Cantone, deren Häupter jetzt die Tagsatzung beherrschten, würden die Niederlage der Freischaaren durch einen großen combinirten Angriff rächen. Die katholischen Cantone befanden sich also in der Nothwehr und nichts war natürlicher und zu nichts hatten sie mehr Recht, als sich gegen das offenbare Unrecht zu wehren, das man ihnen anthat. Aber der Radikalismus decretirte, der Sonderbund allein sey im Unrecht, das Lamm unten und nicht der Wolf oben am Ufer trübe das Wasser.

Gegen den Bauern Leu von Ebersoll hegte der Radikalismus nicht nur den tiefsten Haß, sondern besorgte auch von seiner Energie den kräftigsten Widerstand, beschloß also, die katholischen Bauern ihres kraftvollen Führers noch vor dem Entscheidungskampfe zu berauben. Ein herunter gekommener Bauer, Jakob Müller, gab sich dazu her, den Leu todtschießen zu wollen, wenn man ihn dafür so bezahle, daß er wieder zu besserm Vermögen käme. Aus den gerichtlichen Protokollen ergibt sich, daß er von vielen Seiten her durch die aus Luzern vertriebenen Radikalen, wie auch durch deren Gesinnungsgenossen in Aarau und Zürich angereizt wurde, das Verbrechen zu begehen. Er reiste deshalb mehreremale nach Aarau und Zürich. Hier eine Stelle aus dem gerichtlichen Protokoll: „Der Bruder begleitete mich von Höngg am folgenden Tage nach Zürich in das Wirthshaus, wo der Bühler wohnte. Er stellte mich ihm mit den Worten vor: „Do wär jetzt mi Brüder, mit dem ihr z'Aarau schon über das Ding g'redt hend." Er erkannte mich sogleich und ich mußte ihm auf sein Zimmer eine Stiege hinauf folgen. Der Bruder blieb unten. Er fragte mich, was ich jetzt habe, und ich erwiderte ihm: „i wär jetzt do, wege der Verabredig, wo'n ihr mir dur den Brüder berichtet hend, daß i söll use cho; i hätt eben im Sinn, mit dem Leu abz'fahre, wenn i au mi artige Zahlig dafür überchäm." Auf diese Eröffnung erwiderte er, das wäre recht, wenn man das thun könnte; aber ich werde wohl fast nicht zukommen; was ich denn dafür wolle? 20,000 Franken hätte ich gerne, sagte ich. Er lüpfte so die Achseln darob mit der Bemerkung, das sey wohl viel, freilich sey auch die That etwas werth, es sey etwas Großes, was ich thue; und wenn ich es thun könne, so solle ich es nicht verspāren, er wolle für die Summe sorgen." Noch viele andere werden genannt, mit denen Jakob Müller damals verkehrte und die ihn mit mehr oder weniger Vorsicht zum Morde anreizten. So ein gewisser Corragioni. Dieser sagte ihm, was wir mit den Worten des Protokolls wiedergeben. „Wenn ich so etwas thun könnte mit dem Leu, so gäbe es dann Geld genug, er verspreche mir 30,000 Franken. Nachdem ich das Versprechen hatte, ging ich in einem Tage zuerst zu dem Amtsrath Hüsler und dann zu dem Thurmludi. Beiden eröffnete ich mein Vorhaben unter Verschwiegenheit der schon erhaltenen Versprechungen; denn ich dachte, wenn ich ihnen sage, welche Summen mir schon angeboten seyen, so geben sie mir dann weniger. Der Hüsler anerbot mir 5000 Franken (einfallend) und ich habe in den bisherigen Verhören gesagt, der Inrichen habe mir 2000 Franken versprochen. Ich will nun auch darin die Wahrheit bekennen. Ich verschwieg dem Thurmludi etwas, damit es ihm nicht so rauh gehe, er ist doch auch schon alt und hat mir von Allen noch am besten Wort gehalten; nun also: der hat mir auch 5000 Franken versprochen. Im Ganzen waren mir 60,000 Franken zugesichert."

In der Hoffnung, diesen schnöden Lohn zu gewinnen, schlich sich nun der elende Mörder des Nachts in das immer offene Haus des ehrlichen Leu und schoß ihn im Schlafe todt. Als er aber den versprochenen Lohn einforderte, wichen ihm die radikalen Herrn unter

allerlei Vorwänden aus und er bekam nur ganz wenig. Durch das Hin- und Herlaufen, Reden und Klagen aber machte sich der Mörder verdächtig und konnte endlich gestraft werden.

Bevor dies aber geschah, ersannen die Radikalen, die um das Geheimniß wußten, alle erdenklichen Arglisten, um das Publikum zu täuschen und glauben zu machen, Leu habe sich selbst umgebracht. Ein angeblicher guter Freund und ein angeblicher katholischer Priester schrieben an die Wittwe Leu angebliche Trostbriefe, worin mit der abgefeimtesten Bosheit die arme Frau aufgefordert wurde, die Wahrheit zu sagen und den Selbstmord ihres Mannes um ihres ewigen Seelenheils willen zu bekennen. Der Knecht, der den Brief des angeblichen Geistlichen brachte, wurde erkannt und als Verfasser des Briefes ziemlich deutlich ein Aargauischer Beamter ermittelt. „Eine größere Ruchlosigkeit, als in diesen zwei Briefen, welche offenbar aus einer sehr geschickten Feder geflossen, liegt, vermag wenigstens ich mir nicht zu denken. Die radikalen Lithographien, vorzüglich die von Jenni, waren unaufhörlich beschäftigt, theils den Selbstmord, theils die Ermordung des Herrn Rathsherrn Leu durch die Seinigen in hundert und tausend der gräßlichsten, nur vom Satan eingegebenen Bildern darzustellen, welche Bilder nicht nur mir und andern Freunden des Ermordeten, sondern sogar seiner Familie zugeschickt wurden. Ja so weit ging die teuflische Ruchlosigkeit, daß ein Schulmeister im Canton Aargau ein Schauspiel dichtete, worin ich, P. Burgstahler und Staatsschreiber Meyer als die Urheber des Mordes dargestellt wurden. Und dieses Schauspiel wurde im Canton Aargau öffentlich aufgeführt. Ebenso wurde in Zürich in einem Almanach ein Roman herausgegeben, worin, nebst den ausgeschämtesten Unsittlichkeiten, das Ansehen Leus und seiner Freunde in Koth gezogen wurde. Nachdem die Radikalen wußten, daß der Mörder in den Händen der Gerechtigkeit sey, gaben sie sich Mühe, einerseits den Untersuchungsrichter irre zu führen, andererseits den Mörder der Strafe zu entziehen. Die „Akten der Criminalprozedur gegen Jakob Müller von Stechenrain und Mitschuldige wegen Tödtung des Rathsherrn Leu von Ebersoll, wörtlich getreu abgedruckt. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schultheß," sowie „die Criminalprozedur gegen Jakob Müller von Stechenrain, im Canton Luzern, Mörder des seligen Herrn Großrath Leu von Ebersoll, in populärer Darstellung bearbeitet von W. Ammann, außerordentlichem Verhörrichter. Mit den Portraits des Gemordeten und des Mörders. Zürich 1846. Verlag von Friedrich Schultheß" geben über die Bemühungen, den Untersuchungsrichter irre zu führen, genügenden Aufschluß."

Der Mörder wurde hingerichtet. Von einer Bestrafung seiner Mitschuldigen konnte natürlich nicht die Rede seyn, da sie sich außer dem Bereiche Luzerns befanden und der herrschenden radikalen Partei angehörten.

2) Das Leben des Johann Joseph Müller, Nationalrath, Cantonsrath, und Kassationsrichter in St. Gallen, mit einer Zugabe aus dem Leben seines Bruders J. Bapt. Müller von P. Gall Morel. Mit dem Portrait J. J. Müllers. St. Gallen, Köppel, 1863.

Auch dieser St. Galler Ehrenmann hatte, indem er die Rechte der katholischen Kirche vertheidigte, schwer unter den Anfeindungen und Lästerungen der radikalen Partei zu leiden, doch gedieh im Canton St. Gallen der politische Kampf nicht zu so blutigen Extremen, wie im Canton Luzern, indem sich die Parteien hier immer wieder in's Gleichgewicht setzten.

3) Friedrich Ludwig Jahn. Ein Lebensbild für das deutsche Volk von Wilhelm Angerstein. Zweite Auflage. Berlin, Haude und Spener, 1863.

Wir haben schon die erste Auflage (1861) in unsern Blättern angezeigt. Das kleine Buch enthält einen guten und treuen Umriß von Jahns Leben. Eine ausführlichere Biographie mit zahlreichern Charakterzügen fehlt noch und wurde aus der Feder Maßmanns bisher vergeblich erwartet. Es wäre zu wünschen, daß die Zeitgenossen sie noch zusammentrügen, ehe es zu spät wird.

4) Der Dichter Joh. Graudenz von Salis-Seewis. Ein Lebensbild als Festgabe am Seculartage seiner Geburt von W. G. Röder. St. Gallen, Huber, Chur, Kellerberg, 1863.

Ein kleines Büchlein von nur 53 Seiten, worin der sanfte Dichter gepriesen und sein Leben nur in leichter Skizze geschildert ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 65. 15. August 1863.

Musik.

1) Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit dargestellt von H. M. Schletterer. Augsburg, Schlosser, 1863.

Eine sehr fleißige Arbeit. Das Werk bildet einen reichhaltigen Nachtrag zu den schon vorhandenen zum Theil sehr ausführlichen Geschichten der deutschen Nationalliteratur und einen noch wichtigeren Beitrag zur Geschichte der deutschen Musik. Schade nur, daß es die Mittel nicht erlaubten, einen Band ausgewählter Musikstücke beizulegen. Der Verfasser mußte sich auf ein mäßiges Textbuch beschränken, welches, wie Gottscheds nöthiger Vorrath die Texte mehrerer alter Singspiele wiedergibt. Wo diese letztern bereits in allgemein zugänglichen Werken abgedruckt sind, wie in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, hätte der Herausgeber sich genügen lassen können, nur darauf hinzuweisen, wodurch er den Raum für schwerer zugängliche Stücke gespart haben würde.

Der Verfasser ist mit Recht für seinen schönen Gegenstand begeistert. „Kein Volk hat so das Bedürfniß, seine Leiden und Freuden und besonders die Empfindungen eines liebersüllten Herzens im Gesange auszusprechen, keines hat es je besser erkannt, daß zu einem vollen Becher und frischen Trunke auch ein frohes, schallendes Lied gehört, wie der Deutsche. Daher dieser reiche unerschöpfliche Schatz von Liedern und Gesängen aller Art, der bis in die fernsten Zeiten zurückgeht und auf den wir mit wirklichem Stolze blicken dürfen, und daher auch diese Lust an deutschem Chorgesange im Schauspiele, die nichts zu erschüttern und zu beeinträchtigen vermochte, selbst nicht die große Kirchenspaltung und alles Elend, welches durch unsere Nachbarn über uns kam. Aus allen Wirren und Trübsalen erhob sich immer wieder die Gesangeslust neu verjüngt, gestärkt und verklärt. Am schönsten erzählt uns die Limburger Chronik von dieser weltverbreiteten Liebe der Deutschen zum Gesange. Jedes auch nur mittelmäßige Lied wurde schnell durch ganz Deutschland gesungen und gepfiffen, (d. h. von den Spielleuten gespielt). ‚In derselbigen Zeit (um 1350) sung man ein new Lied in deutschen Landen, das war gemein zu pfeiffen, und zu trommeten und zu allen Freuden. Auf dieses sang man aber ein gutes Lied von Frauenzuchten und sonderlich auf ein Weib zu Straßburg, die hieße Agnes, und war aller Ehren werth und trifft auch alle guten Weiber an. Damals machte ein Barfüßer-Mönch am Mainstrom die besten Lieder und Rheien in der Welt, von Gedicht und Melodeyen, daß ihm Niemand auf Rheinesstrom oder sonst wohl gleichen mochte. Und was er sung, das sungen die Leute alle gern, und alle Meister pfiffen es, und andere Spielleute führten den Gesang und das Gedicht.‘“

Der Verfasser protestirt daher auch gegen die Mißachtung, welche der deutsche Gesang namentlich von den Italienern erfahren hat. Es ist bekannt, daß die Musik eher in Flandern als Italien blühte. Aber auch, als Deutschland zur Zeit der Renaissance sich vom italienischen Geschmack beherrschen ließ, fehlte es nicht an schönen Reactionen des deutschen Gemüths gegen die fremde seelenlose Form.

Ueber die allmälige musikalische Ausbildung des Singspiels sagt der Verfasser Seite 57: „So sehen wir in Beziehung auf den Gesang zuerst nur Chorsätze, wie in den deutschen Singspielen als musikalische Zwischenhandlungen benützt; daran reihen sich nach der Erfindung des Recitativs spärliche Einzelgesänge und Arien ähnliche Stücke. Rhythmus, Declamation und dramatischer Ausdruck, obwohl ernst angestrebt, vermögen nur allmälig aus dem Lallen der Kindheit herauszutreten.

Die Sologesänge werden in der Regel mit dem Basso continuo begleitet; die Harmonie ausgefüllt vom Clavier (Clavicembano), oder von Theorben und Lauten; andere Instrumente treten gewöhnlich nur bei den Chören hinzu, begleiten aber dann die einzelnen Chorstimmen nur im Unisono (da suonare e de cantare). Jedes Instrument gesellt sich je nach seiner Stimmung zu einer Chorstimme, weshalb man auch die betreffenden Instrumente weder näher bezeichnet findet, noch ihren Part besonders ausgeschrieben sieht. Selbständige Beispiele von Instrumentalstücken liefert zwar schon eine Sammlung alter französischer Tänze, die 1529 in Paris gedruckt erschien, aber die Satzweise derselben unterscheidet sich in nichts von der gewöhnlicher Chorgesänge; erst 1586 stößt man auch in den Opernpartituren auf kurze sechsstimmige, motettenartige Sätze, für Instrumente allein, Sinfonien genannt, aber immer noch ohne besondere Angabe derselben; Monteverdo setzte seinen Opern als Einleitung bereits eine Art Ouverture: Toccaten vor, welche immer im Tone C stehen und dreimal vor dem Aufziehen des Vorhangs von allen Instrumentisten gespielt wurden. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird auch die Anwendung der Violine allgemeiner; um 1675 treffen wir diese Königin des Orchesters bereits in fast allen Partituren, aber sie wird nur zu den Ritornellen und Zwischensätzen und als Füllstimme gebraucht; höchstens benutzt man sie noch dazu, das Hauptmotiv des Gesanges in contrapunktischer Nachahmung auszuführen, selbständig wie es der Gesang auch thut, aber erst mit ihm vereint ein Ganzes bildend; nur in seltenen Fällen treten zur einfachen Begleitung des Basses und der imitatorischen der Geigen einzelne, gewöhnlich concertirende Blasinstrumente, z. B. Chalumeau, Flöten, Hoboen, ein Horn oder eine Trompete. Die regelmäßige Einrichtung eines Orchesters, nach modernen Begriffen wurde erst 1730 in Neapel durchgeführt; sie bestand aus den gewöhnlichen Streichinstrumenten, zwei Oboen, zwei Hörnern, zwei Trompeten und Pauken; später traten zwei Fagotte und Flöten, zuletzt erst die zwischen 1690 und 1700 von J. Chr. Denner in Nürnberg erfundene Clarinette hinzu."

Das deutsche Singspiel ging im Anfang des vorigen Jahrhunderts ganz in der italienischen Oper unter, so daß es nur in Hamburg seine letzte Zufluchtsstätte fand. Allein gegen die Mitte des Jahrhunderts begann eine erfreuliche Wiedergeburt des echten deutschen Singspiels, zunächst in Sachsen durch Koch, Scheibe, in Berlin durch Graun, denen sich bald Hiller, Benda, Reichardt, endlich Mozart anreihten. Sehr interessant ist, was J. A. Scheibe in seinem kritischen Musikus über die Nothwendigkeit schreibt, Seele in die Musik zu legen, die Musik ganz der Dichtung anzubequemen, für die verschiedenen Affecte immer den natürlichsten Ausdruck zu suchen. Der Schöpfer des Liederspiels war Reichardt. „Alle, dem dramatischen Gedichte eingeflochtenen Gesangstücke bestehen nur aus ganz einfachen, oft schon allgemein bekannten (Volks-) Liedern; die Begleitung ist dabei auf wenige Instrumente und das Nothwendigste beschränkt. Reichardt, dieser vortreffliche Liedercomponist, ein denkender Musiker, begabt mit einem feinen Sinn für das Erhabene und Einfache, sah mit Schmerz und Widerwillen, wie im größern Publikum der Ungeschmack an der sogenannten brillanten Setzart der Oper immer mehr um sich griff, wie die Schwierigkeiten der Gesänge für die Ausführung immer halsbrechender wurden und die Instrumentirung immer rauschender und überladener sich gestaltete; oft sann er vergebens über Mittel nach, durch welche eine Umkehr zu rührender und tiefer wirkenden Einfachheit möglich werden konnte, bis er endlich in Paris die französischen Vaudevilles sah, an derem oft köstlichem Witze und satirischem Geiste er sich stets wieder ergötzte. Aehnliches konnte auch in Deutschland zu Stande gebracht werden, nur sollte, da es uns so sehr an witzigen und satirischen Gesängen fehlt, die ursprüngliche Form nicht wie sie sich vorfand, auf deutschen Boden verpflanzt, sondern dafür die große Masse köstlicher und tiefsinniger Liebeslieder, gemüthlicher Volksweisen und humoristischer Gesellschafts- und Trinklieder benutzt und mit Verständniß dem Schauspiele angepaßt werden. So entstanden die ersten Liederspiele, die einen außerordentlichen Erfolg hatten und vielfältige Nachahmung fanden. Es gelang zwar nicht, durch sie dasjenige zu erreichen, was Reichardt wünschte: das Verdrängen der schlechten Manieren in der Operncomposition; die Wirkungen waren aber immerhin bedeutend genug, um nicht dem unkünstlerischen Wesen, das in Deutschland in alberner Uebertreibung mit italienischer Art und Weise in der Oper so sehr überhand genommen hatte, wenigstens entgegenzuarbeiten." Der Verfasser vergleicht die Leistungen Hillers, Neefes, Wolfs und Andrés im Singspiel auf der ersten, die des Benda, Schweitzer und Stegmann auf der zweiten mit denen Reichardts auf der dritten Stufe der Ausbildung. Dieser norddeutschen Reihe steht dann eine süddeutsche gegenüber, vertreten durch Haydn, Dittersdorf, Steffani (Doctor und Apotheker), Kauer (Donauweibchen), Mozart, Wenzel Müller. „In den Wiener Singspielen wird das Zauber- und Spuckhafte bald überwiegend; der handgreiflichste

Unsinn, bei dem sich aber die Zuschauer köstlich amüsirten, nimmt in abschreckender Weise überhand; die Nachkommen Hanswursts: Kasperle, Larifari und Staberl fehlen in keinem Stücke; das Gemüthliche tritt an die Stelle des Geistreichen, die Sprache ist vorherrschend ein Volksdialekt, die feineren Gesellschaftsbilder, die spannenden Verschlingungen der Intrigue, das Idyllische, Graziöse und Anmuthige, welches dem norddeutschen aus dem französischen Singspiele überkommen war, machen einer handgreiflichen Komik, abenteuerlichen Ritter- und Geistergeschichten, Scenen aus dem gewöhnlichen Leben Platz; das Sinnige wird gemüthlich und trivial, das Ergreifende rührend, das Neckische possenhaft. Der Ernst und die Ruhe des norddeutschen Charakters weichen der sorglosen Fröhlichkeit, dem leichten Sinne, der oberflächlichen Anschauungsweise des österreichischen Naturels. Trotzdem offenbart sich in diesen süddeutschen Bühnenprodukten ein warmes Leben und eine so hinreißende und bezaubernde Sinnlichkeit, daß durch sie, sobald sie erst den Weg nach Norddeutschland gefunden hatten, in kurzer Zeit die früheren Singspiele dort vollständig verdrängt wurden."

In der neuern Zeit hat die italienische Opernmusik wieder eine ganz unerlaubte und uns Deutsche demüthigende Herrschaft erlangt und anstatt sich dagegen mit der ganzen Kraft seines Nationalgemüthes zu waffnen, sucht der Deutsche nur mit dem Fremden zu wetteifern und strengt, anstatt seinem Herzen zu folgen, nur das Gehirn bis zur äußersten Ueberspannung an, um in der Unnatur der Kunst und im Mißbrauch der Töne wo möglich noch weiter zu gehen als der Fremde. „Die dramatische Musik von heute ist mit seltenen Ausnahmen nur noch ein Erzeugniß der Reflection, der Berechnung, der Anstrengung, im vollsten Sinne des Wortes ein Kind der Schmerzen. Verschwunden sind der zaubernde Humor, die schalkhafte Laune, die naive Natürlichkeit, das volksthümlich Zündende und Durchschlagende. Eine Folge dieser Originalitätssucht, dieser alles erstickenden Reflection unserer Zeit, ist die große Spärlichkeit in Hervorbringung umfangreicherer Werke, die zudem noch um so schmerzlicher auffällt, weil nur selten eines der wenigen, welche wir hie und da an uns vorübergehen sehen, sich einen durchgreifenden Erfolg zu erringen vermag. Leider ist der Geschmack unserer Tage ein zu sehr veränderter, als daß eine Wiedererweckung jener alten Singspiele zu erwarten seyn dürfte oder auch nur möglich wäre; wie sich augenblicklich die Theaterzustände entwickelt haben, ist mit Gewißheit vorauszusehen, daß das jetzige Publikum, so wenig gediegenes Kunsturtheil es im Ganzen auch hat, jenen naiven, einfachen, bescheidenen Kindern froher Laune, muthwilligen Scherzes und treuherzigen Gefühlsausdruckes nie einen belebenden und befruchtenden Antheil würde zu schenken vermögen. Dennoch befinden sich einzelne so vortreffliche Werke unter diesen vergessenen Bühnenstücken, daß sie einer Wiederbelebung nicht nur vollkommen würdig wären, sondern gewiß auch die daran gewandte Mühe in vollem Maaße lohnen dürften. Was zu dem großen Erfolg vieler dieser alten Singspiele so außerordentlich beitrug, das ist das volksthümliche Element, welches sich in ihnen durchweg kundgibt. Es ist hier das Wort volksthümlich weniger in dem Sinne zu nehmen, wie wir es heute zu verstehen gewohnt sind. Man lehnte sich damals nicht an dasjenige an, was das Volk bereits hatte und kannte, an das Volkslied, — dazu stund man doch der classischen Periode der italienischen Opernmusik noch zu nahe, und um so weit herabzusteigen, waren die Herren Componisten noch zu stolz, — dafür aber war man bemüht, ihm freundlich entgegenzukommen und einem größern Zuhörerkreis nur durchaus Verständliches und Zugängliches zu bieten. Wie ein Alp hob es sich vom Herzen des deutschen Publikums ab, als es endlich andere als welsche Arien und französische Airs hören und die entsetzliche Odenmusik der vorangegangenen Zeit auf immer auf die Seite legen durfte. Durch dies Bestreben der Tonsetzer, sich angenehm und populär zu machen, erhielt das Volk zu seinen alten Liedern eine Masse neuer Gesänge, die bis zur Stunde beliebte Volkslieder geblieben sind."

Anstatt diese natürliche und volksthümliche Richtung einzuschlagen, ist unsere neue Opernmusik immer unnatürlicher abgeirrt. „Die Werke so vieler Tonsetzer der neuern Zeit scheitern nur zu häufig an dem Trachten und Ringen nach Originalität und an dem Haschen und Streben nach rasch sich abnützenden Effekten. Die Vertreter dieser Originalitäts- und Effektensucht, überhaupt der ganzen neuen Richtung, Meyerbeer und R. Wagner, scheinen jedoch ihr Combinationsvermögen und ihre Mittel endlich erschöpft zu haben, wenigstens ist kaum anzunehmen, daß nach der Wallfahrt nach Ploermel und nach Tristan und Isolde, die Sache noch weiter getrieben werden könnte. Wenn Werke, wie die genannten, inmitten der auffallenden Blasirtheit und Verkommenheit unserer Zeit noch eine gewisse Zugkraft zu äußern vermögen, so kann dies unser Urtheil nicht ändern, unsere Ansicht nicht umstimmen; dasjenige, wonach man allgemein verlangt, wird uns in ihnen nie geboten werden. Ueberall spricht sich ein Bedürfniß nach heitern, nicht durch Raffinement ungenießbar gewordenen Erzeugnissen der musikalischen Muse, wie sie frühere

Perioden aufzuweisen hatten, wieder aus." Herr Schleterer ist aber nicht der Meinung, daß die unlängst so beliebt gewordenen Operetten von Offenbach diesem Bedürfniß genügen. Er findet in denselben vielmehr die ganze Frivolität und Corruption des neuen Sodom an der Seine.

2) Allgemeine Geschichte der Musik in übersichtlicher Darstellung von Dr. Joseph Schlüter. Leipzig, W. Engelmann, 1863.

Ein empfehlungswürdiges Werk, weil es den Verirrungen des musikalischen Geschmacks muthig entgegentritt. Es umfaßt nur 208 Seiten, konnte daher auch nur in gedrängteren Skizzen die Geschichte der ältern Musik darstellen, und beginnt schon von Seite 40 an mit Sebastian Bach die neuere Periode, über welche aufzuklären dem Verfasser besonders am Herzen lag. Er verficht überall das Schöne und Natürliche gegen die Ueberkünstelung, den Genius gegen die sich forcirende Mittelmäßigkeit. Am wenigsten Beifall schenkt er den Franzosen, welche die italiensche und deutsche Musik mit ihren Effecten überflügeln wollten, zu derselben Zeit, in welcher auch die französischen Dichter der neuen romantischen Schule, Victor Hugo, George Sand &c. Paris mit dem unheimlichen Geruch ihrer poetischen Giftblumen durchdufteten.

Es ist merkwürdig genug, daß man die Effectenjagd der Pariser Musik in Deutschland noch zu überbieten sucht, und daß die Effronterie der Geschmacklosigkeit sogar nachhaltigen Beifall fand. Nachdem Herr Schlüter die Verdienste Aubers sammt seinen Fehlern ins Licht gesetzt hat, fährt er fort. „Mit seinen späteren großen Opern (‚Gustav, oder der Maskenball', ‚Der Feensee' &c.) konnte Auber um so weniger aufkommen, als bereits ein neuer Meister wider ihn aufstand, der in der klug berechneten Verwendung aller Effectmittel weit glücklicher war: Giacomo Meyerbeer (eigentlich Jakob Meyer Beer, geb. 1794 zu Berlin). Meyerbeer ist als Operncomponist die Caricatur des universellen Mozart, der kosmopolitische ‚von allen Nationen profitirende' Jude, der Jude, welcher es dem hochverehrten Publikum auf jede Weise recht zu machen weiß. Den Mangel an kräftiger und einheitlicher Erfindung, die Styllosigkeit des Ganzen, welche schon in seiner gestückten und geflickten Melodie hervortritt, hat er durch Zusammenraffung aller nur möglichen musikalischen wie außermusikalischen Effectmittel zu verdecken gesucht, was ihm mit seinen die Sinnlichkeit der Menge aufregenden fünfaktigen Monstre-Opern, ‚Robert le diable' (1831), ‚Les Huguenots' (1836), ‚Le Prophète (1849) nur zu wohl gelungen ist. Angesichts dieser jüdisch selbstischen Gesinnungslosigkeit kann es uns wenig bedeuten, daß Meyerbeer in der Oper nach der dramatischen Seite einen Fortschritt bezeichnen soll. Der Fortschritt ist aber eben nur das Vorgehen zum Aeußersten: Meyerbeer's dramatische Charakteristik ist zwar gegenüber der romantischen Weiche und Zerflossenheit seiner letzten Vorgänger, besonders in Italien, weit kräftiger und energischer, aber sie tritt wieder vor dem äußeren Spektakel zu sehr in den Hintergrund, die plastische Klarheit und Schönheit der Musik kann neben der theatralischen Breite und Ueberfülle seiner Oper nicht bestehen, und das Raffinement schließt gerade das aus, was dem Kunstwerke allein Werth und Dauer verleihen kann: Natur und Gefühl."

Eben so offen spricht sich der Verfasser über die wilden Compositionen aus, in denen Hector Berlioth den Shakespeare musikalisch hat reproduciren wollen, über Wagners lärmende Zukunfsmusik, über Offenbachs frivole Opperetten &c. Kurz er wagt es, gegen den Strom der Mode zu schwimmen. Es ist sehr erfreulich, daß solche freie Stimmen sich mehren. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit auch an Riehl in München, dessen musikalische Charakterköpfe eine durch und durch geistreiche und gerechte Kritik der modernen Musik enthalten.

Am Schlusse empfiehlt Herr Schlüter vor allem, die edle Musik nicht zur Buhlerin der modernen Corruption und Gemeinheit zu machen, sondern ihre Würde zu bewahren. „Einen neuen allgemeinen Sangesfrühling, eine zweite classische Epoche werden wir freilich in der Musik wie in der Dichtung kaum so bald hoffen dürfen. Der Charakter der Zeit ist ein anderer geworden: die freie Phantasiethätigkeit hat mit den Fortschritten des Wissens immer mehr an Spielraum verloren, und statt der künstlerischen sind die politischen, staatsbürgerlichen, praktischen, materiellen Interessen in den Vordergrund getreten. Um so mehr wird der Künstler, der die Vergangenheit ehrt, das Element, wodurch diese groß geworden: die schöne Idealität, der Kunst zu erhalten bemüht seyn, auf daß sie fort und fort den göttlichen Adel menschlicher Natur lebendig darstelle."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, №. 66. 19. August 1863.

Geologie.

La terre avant le déluge. Par Louis Figuier. 2. édition, contenant 36 vues, 310 autres figures et 7 cartes. Paris, Hachette, 1863.

Die Franzosen verstehen Bücher zu arrangiren. Das vorliegende ist ein starker, auf schönem weißem Papier elegant gedruckter und reich und geschmackvoll illustrirter Band, der mit allen seinen Karten und vortrefflichen Holzschnitten doch nur 10 Franken kostet.

Auch der Inhalt ist geschmackvoll arrangirt und darauf berechnet, die Leser anzuziehen und zu fesseln, nicht blos zu belehren, sondern auch zu unterhalten. Der allzu trockene Ton deutscher Lehrbücher ist vermieden. So erscheint es als ein glücklicher Gedanke, daß wir im Eingang an die bornirten oder phantastischen Vorstellungen erinnert werden, die man sich in Frankreich noch im vorigen Jahrhundert von den geologischen Vorkommnissen gemacht hat. Es war ein verzeihlicher Irrthum des Alterthums und des Mittelalters, die zuweilen aufgefundenen Knochen von Sauriern für Gerippe von menschlichen Riesen zu halten. Von Scheuchzer hätte man eher erwarten sollen, daß er das thierische Gerippe nicht mit einem menschlichen verwechseln würde, wie er in seinem berühmten homo diluvii testis gethan hat, und von Leibnitz, daß er nicht so gar voreilig das Thier, dessen Knochen er beschrieb, für das „Einhorn der Urwelt“ erklären würde. Der äußerste französische Leichtsinn aber gibt sich bei Voltaire kund, welcher noch in seiner Physik Theil I. Kapitel 15 von den versteinerten Muscheln, die man auf hohen Bergen findet, frischweg behauptete, es seyen nur Muschelschaalen, welche die Pilger aus dem heiligen Lande mitgebracht und indem sie über die Alpen in ihre Heimath zurückgekehrt seyen, weggeworfen hätten. Schon mehr als zweihundert Jahre früher hatte Bernard Palissy in seinem Werk über Wässer und Quellen (1580) die versteinerten Thiere richtig als solche erkannt, aber erst der berühmte Naturforscher Buffon kam darauf zurück und eben deshalb verspottete ihn Voltaire. Beiläufig sey bemerkt, daß der Verfasser die Verdienste der deutschen und englischen Geologen zu wenig hervorhebt.

Er befindet sich so sehr auf dem Standpunkt wissenschaftlicher Selbstgenügsamkeit, daß er wie Humboldt in der Betrachtung der Natur zwar eine Naturkraft und eine Naturmaschinerie anerkennt, den Schöpfer aber, die göttliche Weisheit und den etwaigen letzten sittlichen Zweck, zu dem sich doch die Natur nur als Mittel verhält, unbeachtet läßt. Seiner wissenschaftlichen Selbstüberschätzung ist die Natur etwas so Räthselloses, daß er es wagt, sogar den großen Cuvier zu tadeln, sofern derselbe die Saurier und ähnliche phantastische Thiere der Urwelt nur vergleichungsweise ungeheuerlich nennt. Die Natur, sagt Figuier kennt keine Ungeheuer. Eben so sicher ist er überzeugt und rühmt sich dessen, die Geologie sey jetzt ein Reich der Wahrheit und nicht mehr ein Reich der Träume. Unvermerkt aber passirt es ihm, daß er noch an alle die Märchen glaubt, von denen sich die deutsche Wissenschaft loszureißen wenigstens angefangen hat. Schon auf dem Titelkupfer tritt uns wieder in greller rother Farbe das brennende Innere der Erde entgegen. Dieses ganze Innere, eine Kugel von 1719 Meilen Durchmesser hält er wirklich noch für ein „Feuermeer“ und bildet sich ein, dieses Meer sey nur von einer dünnen Erdkruste überzogen und ringsum eingeschlossen, doch sey die Kruste so dünn, daß die Gluth in Vulkanen hervorbreche oder wenigstens in Erdbeben und heißen Quellen sich verrathe. Er sagt uns nicht und es hat uns auch noch kein anderer Bekenner des Erdfeuers gesagt, was denn eigentlich im Innern der Erde brenne? Von Flammen, von einer

dünnen Feuermaterie kann nicht die Rede seyn, weil sonst die schwere Kruste mit ihren Gebirgen ins Innere hineinstürzen müßte und weil das bekannte specifische Gewicht des Erdkörpers sich unmöglich so hoch belaufen könnte, wenn sein Inneres nicht mit einer schweren Materie ausgefüllt wäre. Dies begreifend haben die Geologen sich zu helfen gewußt und die Erde mit einer großen Kanonenkugel verglichen, welche glühend gemacht sich allmälig auf der Oberfläche abkühlt, während sie im Innern noch fortglüht. Wie soll sich aber auf der abgekühlten Oberfläche der Kanonenkugel Wasser und Luft, Gestein, Erde, eine Pflanzen- und Thierwelt erzeugen? Was bei der kleinen Kanonenkugel von sechs Zoll Durchmesser nicht möglich ist, wäre auch bei einer glühenden Kanonenkugel nicht möglich, die so groß oder noch größer als die Erde wäre. Die Hauptfrage bleibt immer, wie konnten sich die verschiedenen Elemente und ein so mannigfaches Naturleben auf der Oberfläche der Erde erzeugen, wenn ursprünglich blos irgend eine glühende Masse vorhanden war, die obenhin durch Abkühlung verschlackte. Daraus lassen sich die Elemente, läßt sich die Modification des Stoffes und der Gegensatz der darin und daran wirksamen Kräfte nicht erklären. Es ist daher ohne Zweifel ein großer Fortschritt der deutschen Wissenschaft, daß sie endlich das vorausgesetzte Feuer im Innern der Erde auf ein geringes Maaß zurückgeführt, die vulkanische Thätigkeit als eine nur secundäre und sporadische, die Entstehung des Urgebirges (Granit) auf dem nassen Wege nachgewiesen und insbesondere auch magnetische und elektrische Kräfte (neben den chemischen) in Anspruch genommen hat, um die Bildungsprocesse der Erde zu erklären.

Herr Figuier, der von diesen Fortschritten der deutschen Wissenschaft keine Kenntniß zu haben scheint, hilft sich auf eine ungemein naive Weise, er sagt nämlich Seite 188, aus dem Mittelpunkt der Erde strömen alle Materien aus, die auf ihrer Oberfläche vorkommen. Im Mittelpunkt der Erde ist ihr gemeinschaftliches Reservoir und von dort werden sie durch die vulkanische Kraft in die Höhe getrieben, bald trocken, bald naß, daher die Mineralquellen so vielerlei Stoffe enthalten. Man denke sich, sagt er, die noch heute thätigen heißen Quellen in vergrößertem Maßstabe und man wird sich daraus das Vorkommen von Kiesel, Kalk, Salz rc. zur Genüge erklären.*) Dieses Reservoir im Mittelpunkt der Erde hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit einem Postfelleisen, in welchem eine Menge Briefe enthalten sind, die an ihre verschiedenen Adressen auf der Oberfläche der Erde sollen abgegeben werden. Denkt sich Herr Figuier das Reservoir als einen Sack, worin die Materien zusammen gepreßt liegen, um sich nachher erst auszudehnen, oder denkt er es sich nur als den mathematischen Punkt im Erdcentrum, aus welchem die sämmtlichen Materien hervorquellen wie die Perlen aus der Tiefe eines Champagnerglases? In jedem Fall hätte er bei dieser wunderlichen Vorstellungsweise auch an den Urzauberer denken sollen, der das merkwürdige Felleisen ursprünglich in den Mittelpunkt der Erde hinein practicirt, oder das ganze Wunder der irdischen Welt aus einem einzigen Punkte hervorgebracht hat.

Troß aller dieser Schwächen ist das Buch des Herrn Figuier ungemein anziehend und auch mannigfach belehrend. Wenn man von dem, was er über die primitiven Zustände der Erde fabelt, sofern er sie erst eine ungeheuere Dunstkugel, dann eine etwas kleinere Wasserkugel und endlich eine glühende Erdkugel werden läßt mit einem produktiven Mittelpunkte rc., wenn man von alledem absieht, behält sein Werk immer noch großen Werth als eine ungemein klare und einläßliche Darstellung der verschiedenen Revolutionen und Reproductionen, welche die Erdoberfläche durchlaufen hat, bis sie ihre heutige Gestalt annahm. Die wahren Fortschritte der Geologie bestehen in der bewunderungswürdig fleißigen Durchforschung dessen, was uns unter der Oberfläche der Erde freilich nur in geringen Tiefen zugänglich ist, in der bereits sehr weit gediehenen Orientirung sowohl in Bezug auf die verschiedenartigen Erdschichten, als in Bezug auf die in jeder derselben enthaltenen Ueberreste von Pflanzen und Thieren. Nur in den

*) Le centre de la terre est le grand réservoir et le lieu d'origine de tous les matériaux qui forment aujourd'hui son écorce. De même que l'intérieur du globe nous a fourni les matières solides éruptives très-diverses, telles que les granits, les porphyres, les trachytes, les basaltes, les laves, il a également lancé à la surface du sol des eaux bouillantes chargées de bicarbonate de chaux, souvent même accompagnées de silice. Les geysers de l'Islande, qui projettent à une hauteur considérable des jets d'eau bouillante, tenant de la silice en dissolution, nous offrent un exemple, encore en action de nos jours, de ces eaux thermales qui autrefois apportaient des masses énormes de silice de l'intérieur du globe. Les eaux minérales actuelles, comme celles des monts Dores, de Vichy, etc., nous donnent l'exemple d'eaux thermales empruntant la chaux au même centre commun. Agrandissez ce phénomène, aujourd'hui réduit à des proportions insignifiantes, et vous aurez l'explication de l'origine des masses de chaux qui existent sur notre globe.

tiefsten Schichten findet man keine solche Reste. Etwas weiter oben zeigen sich die ersten Spuren des niedrigsten Pflanzen- und Thierlebens in Versteinerungen oder Abdrücken. Und zwar hat man zunächst eine massenhaftere Entwicklung der Pflanzenwelt in den untern Kohlenschichten und später erst in den darüber abgelagerten Kalkschichten eine großartigere Entwicklung der Thierwelt beobachtet, in den immer sich erneuernden Umwälzungen der Erdoberfläche aber immer eine höher entwickelte Pflanzen- und Thierwelt bis zur Schöpfung des Menschen.

Diese Stufenleiter der Entwicklungen hat nun Figuier unter Benutzung aller neuen und neuesten Entdeckungen im Gebiet der Petrefactologie äußerst klar und elegant zu beschreiben und durch zahllose Holzschnitte zu illustriren gewußt. Es versteht sich von selbst, daß er dem Leser den Gegenstand so anziehend als möglich zu machen sucht, daher weder die Abdrücke der Fußtapfen vorweltlicher Riesenthiere und Vögel, noch sogar die von Regentropfen urweltlicher Regengüsse fehlen, wobei zugleich ermahnt wird, sich das ungeheure Alter dieser versteinerten Denkmäler einzuprägen. Da wird man z. B. Seite 145 aufgefordert, bei näherer Betrachtung der Koprolithen (Koth der urweltlichen Thiere) und ihres Inhaltes (die Ueberreste von andern gefressenen Thieren) darüber zu erstaunen, daß dieser interessante Koth schon plus de dix millions d'années ausgedauert habe. Uns scheint, je großartiger die urweltlichen Prozesse waren, je weniger dürfe man an sie den Maaßstab heutiger Prozesse anlegen und also von den vielen Millionen Jahren immerhin Einiges abziehen.

Die Abbildungen sind sehr reinlich und geschmackvoll. Natürlicherweise stellen sie eine Mehrheit der interessantesten Muscheln dar, jedoch nicht im Uebermaaß, so daß auch den Pflanzen und höheren Thieren ihr Recht wird. Besonders häufig finden wir die riesenhaften Saurier und Mammiferen, die ungeheuern Krokodille, Plesiosauren, geflügelten Pterodactylen, die Mammuth, urweltlichen Elephanten, Riesenhirsche 1c. repräsentirt. Der Zeichner hat nur einigemal das Wahrscheinliche unberücksichtigt gelassen, um Effecte hervorzubringen, die den Leser anziehen sollen. So erblicken wir hier S. 151, wie ein Ichthyosaure und Plesiosaure wüthend auf einander losgehen und im Begriff sind mit einander zu kämpfen. Ein solcher Kampf kann aber in der Wirklichkeit niemals stattgefunden haben, weil das erstgenannte Thier mit seinem ungeheuern Krokodillrachen unmöglich von einem Thiere, welches, wie das zweitgenannte, an der Spitze seines Schwanenhalses nur den kleinen Kopf und das kurze Gebiß einer Schlange aufzuweisen hatte, angegriffen werden konnte. Es wäre gewesen, wie wenn ein Schwan mit einem Krokodill, oder eine Giraffe mit einem Löwen hätte kämpfen wollen.

Sehr schön ausgeführt sind die vues oder Ansichten der Erdoberfläche in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung. Die jedesmalige Physiognomie der Erdoberfläche in jedem Ruhepunkt zwischen den wiederholten Erschütterungen läßt sich annähernd bestimmen, sofern man wenigstens weiß, ob die Erde damals noch mehr mit Wasser bedeckt oder schon mehr entblößt war und was für Pflanzen und Thiere damals schon existirten. Den schönen und mannigfaltigen Naturansichten, die uns nun hier nach der Stufenfolge der auf der Erdoberfläche zur Erscheinung kommenden höhern Organisationen vorgelegt werden, sind Karten beigegeben, auf welchen die französischen Leser orientirt werden, wie Frankreich in jenen verschiedenen Erdperioden ausgesehen habe. Da sehen wir zuerst ein Meer, in welchem nur die Alpen, die Pyrenäen, die Auvergne und Bretagne, kurz alle Granitgebirge, die muthmaßlich zuerst hervorgetreten sind, noch als Inseln liegen. Aber wie unsicher diese vorweltliche Geographie ist, erhellt aus dem Umstande, daß Elie de Beaumont zweifelt, ob die Granitgebirge primitiv sind und ob sie sich nicht vielmehr erst nach dem Niederschlage des Jurakalks erhoben haben.

In der Geographie des gegenwärtigen Europa ist der Verfasser sehr wenig orientirt, eine Unkenntniß, die man sehr häufig bei den Franzosen, selbst bei den Gebildetsten findet. So schreibt Figuier hier S. 135: Les cavernes à ossements les plus célèbres sont celles de Gailenreuth en Franconie (Wurtemberg). Also verwechselt er Franken und Württemberg.

Schließlich hätten wir noch zu wünschen, der Verfasser hätte, nachdem er mit den Thieren und Pflanzen fertig ist, auf die Schöpfung des Menschen mehr Accent gelegt und diesem wundervollen Ereigniß ein größeres Interesse abgewonnen. Er begnügt sich S. 263, der geistlosen Voraussetzung des modernen Rationalismus zu huldigen, wonach die Menschen im Anfang unter den wilden Thieren und wie die wilden Thiere gelebt hätten, bis sie, allmälig zahlreich geworden sich untereinander verständigt und nach und nach die Natur hätten beherrschen lernen. Von einer väterlichen Sorge Gottes für seine Kinder, von einem göttlichen Erbtheil, von einer göttlichen Unterweisung ist da nicht die Rede.

Kirchensache.

Pax vobiscum! Die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten historisch-pragmatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg, Buchner, 1863.

Der ungenannte Verfasser vergleicht in historischer Uebersicht die theologischen, imperialistischen, gallicanischen, vereinzelten und modernen Versuche, die getrennten Kirchen wieder zu vereinigen, und macht zum Schluß einen eigenen Vorschlag.

Seine gute Absicht müssen wir in Ehren halten, denn wenn es überhaupt nur eine christliche Kirche geben soll und viele einander widersprechende christliche Kirchen im Geiste der christlichen Mission nicht liegen, so ist es noch viel mehr zu beklagen, wenn durch die Kirchentrennung auch das innigste und natürlichste Band nationaler Blutverwandtschaft zerrissen wird, wie in Deutschland. Indessen sind die Gegensätze jetzt bereits so fest gewurzelt und ist unter den Zeitgenossen eine viel zu schwache Heiligkeit vorhanden, um die Uebermacht des Unheiligen, wodurch hauptsächlich die Trennung bedingt ist, in unsern Tagen zu überwinden. Denn man bilde sich nur nicht ein, daß eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchen durch etwas anderes, als durch eine Heiligung von innen heraus bewirkt werden könne. Alle äußern Mitteln, als da sind: Verhandlungen, Ueberredungen, Transactionen, Gewalt, Zwang, Uebereinkunft aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen rc. helfen hier nichts.

Wir bedauern daher, daß die Vorschläge des ungenannten Verfassers ungenügend sind, weil er die allgemeine christliche Kirche nicht durch eine Heiligung aller ihrer Glieder von innen heraus erneuern, sondern nur von außen her aus den vorhandenen entgegengesetzten Kirchen zusammenflicken will. Er glaubt, die größten Errungenschaften der Neuzeit seyen das constitutionelle oder parlamentarische und das Nationalitätenprincip, und diese will er einfach auf das Gebiet der Kirche übertragen. Natürlicherweise muß er demgemäß den Papst einem Concile unterordnen. „Wie wenn zur Restauration der Kirche ein allgemeines Concil berufen würde? Wenn man einsähe, daß die nicht mehr in bisheriger Weise aufrecht zu haltende Stellung des Papstes wesentliche Reformen im ganzen Organismus der Kirche unerläßlich mache? Wenn man sich überzeugte, die Stunde sey gekommen, zugleich den unseligen Riß in der abendländischen und wo möglich in der ganzen Christenheit zu tilgen? Wenn man sich erinnerte, daß man sich von katholischer und protestantischer Seite die Erfüllung des alten Versprechens, die Sache der Kirchenreformation dem Ausspruche eines ‚allgemeinen, freien, stattlich und gewaltigen Concils‘ zu unterwerfen, schuldig sey? Wenn man aus der Entwicklung des öffentlichen Lebens die Ueberzeugung gewönne, daß das hierarchische Element bei der Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse sich seiner frühern alleinigen Ansprüche begeben und der christlichen Laienwelt die entsprechende Vertretung zugestehen müsse? — Wie abermals, wenn sich ein solches Concil vorerst nicht mit Bestimmungen der Lehre und des Cultus befaßte, sondern mit alleiniger Grundlegung großartiger Verfassungsnormen, welche die ganze Christenheit zu einer Einheit auf den Allen gemeinsamen Fundamentalartikeln des christlichen Glaubens verbinden? — Wie endlich, wenn sich das Nationalprincip bei der Constituirung der kirchlichen Einheit geltend machte? Wenn die freie Einigung des Ganzen es vertrüge, daß die Nationalkirchen innerhalb und unbeschadet der zur Erhaltung der Gesammteinheit geltenden Normen, je nach Bedarf und Mischung der Confessionen, besondere Verträge und Eintrachtsweisen einzugehen berechtigt würden?“

Wir vermögen uns, aufrichtig gesagt, keine erquickliche Vorstellung von einem Concile zu machen, welches die kirchliche Einheit durch Mehrheitsbeschlüsse herzustellen versuchen sollte, während die allerentgegengesetztesten Dogmen und die besondern Nationalkirchen zu Recht fortbestünden. Welche unter den bisher entgegengesetzten Kirchen die stärkere wäre, würde die andern zu majorisiren suchen, diese aber würden zusammenhalten und sich widersetzen. Die Einheit würde absolut unmöglich werden. Auf eine ähnliche Weise hat man in den Jahren 1848 und 1849 versucht, Deutschland politisch zu einigen, indem man zu diesem Zwecke zwar ein freigewähltes Parlament berief, aber zugleich alle deutschen Sonderstaaten mit ihren Sonderinteressen als berechtigt beibehielt. Indem die Deutschen auf das damalige Frankfurter Parlament Hoffnungen setzten, stellte sich ihr politischer Verstand nur ein klägliches Armuthszeugniß aus. Und dieses mißlungene Parlament sollte sich ein allgemeines christliches Concil zum Muster nehmen müssen?

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **N° 67.** 22. August 1863.

Biographie.

Joachim Nettelbeck, Bürger von Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, herausg. von J. C. L. Haken. Dritte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1863.

Wer einen ehrlichen Pommer kennen lernen will, muß dieses Buch lesen, von dem wir nur eine kurze Skizze geben wollen.

Nettelbeck, der sich einen geschichtlichen Namen erworben hat, war Sohn eines Bierbrauers in Colberg an der Ostsee, 1738 geboren. Von früher Jugend an gesund, gewandt und kräftig und ein wenig wild, beschloß er sich nach dem Beispiel eines Oheims dem Seedienst zu widmen und übte sich schon im achten Jahre nicht nur im verwegensten Klettern, sondern auch im Messen der Sternhöhen. Als er elf Jahre alt war und ihn sein Oheim zum erstenmal auf eine Seereise mitnahm, wollte er nicht mehr mit ihm zurückkehren, sondern ferne Welttheile sehen, und entwich auf ein Schiff, welches an den Küsten von Afrika Sclavenhandel trieb. Erst im zweiten Jahre nachher kam er nach Colberg zu seinen Eltern zurück, die ihn für todt gehalten hatten. Er widmete sich nun förmlich dem Seewesen, bis er allmälig zum Steuermann emporstieg, und machte viele Reisen. Seinen Oheim verlor er bei einem Sturm in der Nordsee und er selbst bestand viele Gefahren. Nach Colberg zurückgekehrt, sollte er unter Friedrich dem Großen Rekrut werden, entwischte aber und blieb lieber auf der See. Dennoch hatte er Gelegenheit, seinem König im siebenjährigen Kriege zu dienen, indem er die Festung Colberg seinem Vater und den übrigen bewaffneten Bürgern gegen die Russen vertheidigen half. Der Commandant von Colberg war damals ein tapferer Mann. Nettelbeck verheirathete sich um diese Zeit, jedoch nicht sehr glücklich, denn weil er fast immer zur See abwesend war, wurde ihm sein Weib daheim untreu. Er selbst erlitt zur See große Verluste, hauptsächlich durch die Treulosigkeit der Assecurateurs. Im Jahr 1769 trat er als Schiffscapitän in die kön. preuß. Marine ein, überwarf sich aber bald mit dem Admiral Delatre, und errichtete auf eigene Hand eine Navigationsschule. Weil er aber damit nicht recht vorwärts kam, ging er als Obersteuermann in holländische Dienste und machte aufs neue wieder viele Seereisen hauptsächlich nach Afrika, im Dienste der Sclaven- und Goldhändler, deren Treiben er ziemlich ausführlich schildert.

Im Jahr 1776 kam er nach Colberg zurück, fing wieder an die Steuermannskunst zu lehren und zeichnete sich durch die Kühnheit aus, mit welcher er das Feuer auf der höchsten Spitze des Kirchthurms löschte. Dann vertraute er sich noch einmal der See an und machte für einen reichen Kaufmann wieder viele Reisen. Erst im Jahr 1784 verließ er das Meer und ließ sich in Colberg als Bierbrauer nieder, was sein Vater gewesen war. Mittlerweile schied er sich von seiner schlechten Frau, hatte mit deren liederlicher Tochter noch große Sorge und Noth und verlor seinen einzigen braven Sohn durch den Tod. Als ob er noch nicht Unglück genug gehabt hätte, heirathete er zum zweitenmal eine Frau, an der er erst nach der Hochzeit entdeckte, daß sie eine unverbesserliche Säuferin sey, weshalb er sich auch von ihr mußte scheiden lassen.

So braute er einsam sein Bier und war bereits dem siebzigsten Lebensjahre nahe, als das große Unglück über Preußen hereinbrach und nach der Schlacht bei Jena, nach der Flucht des Königs von Berlin auch der Festung Colberg eine französische Belagerung bevorstand. In dieser Festung commandirte damals, wie in den meisten andern ein stumpfsinniger Greis, Oberst von Loucadou.

Nettelbeck selbst erzählt uns: „Seit undenklicher Zeit war für die Unterhaltung der Festung so gut als gar nichts gethan worden. Wall und Graben verfallen, von Pallisaden keine Spur. Nur drei Kanonen standen im Bastion Pommern auf Laffetten und dienten allein zu Lärmschüssen, wenn Ausreißer von der Besatzung verfolgt werden sollten. Alles übrige Geschütz lag am Boden, hoch vom Grase überwachsen, und die dazugehörigen Laffetten vermoderten in den Remisen. Rechnet man hierzu die unzureichende Zahl der Vertheidiger sowie die unkriegerische Haltung derselben (denn die tüchtigere Mannschaft war ins Feld gezogen), die allgemeine Entmuthung, welche noch täglich durch die herbeiströmenden Flüchtlinge und tausend sich kreuzende Unglücksbotschaften allstündlich genährt wurde, und den notorischen Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen für den Fall einer Belagerung, so behaupte ich sicherlich nicht zu viel, wenn ich meine, daß ein rascher, kecker Anlauf in jenen ersten Tagen mehr als hinreichend gewesen wäre, den Commandanten in seinen eigenen Gedanken zu entschuldigen, daß er keinen ernstlichen Widerstand gewagt habe. Während alles, was Militär hieß, seinen trägen Schlummer mit ihm zu theilen schien, fühlte sich die ganze Bürgerschaft von der lebhaftesten Unruhe und Besorgniß ergriffen; man berathschlagte untereinander; und weil ich einer der ältesten Bürger war, der den Siebenjährigen Krieg erlebt und in den frühern Belagerungen neben meinem Vater freiwillige Adjutantendienste beim alten braven Heyden verrichtet hatte, so wählte man mich auch jetzt, das Wort zu führen und als Repräsentant gesammter Bürgerschaft uns mit dem Commandanten über die Maßregeln zur Vertheidigung des Platzes genauer zu verständigen. Nach dem alten Glauben, ‚daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sey', und was nicht Uniform trage, auch keinen Beruf habe, sich um militärische Angelegenheiten zu bekümmern, könnte es freilich sonderbar und anmaßend erscheinen, daß wir Bürger in die Vertheidigung unserer Stadt mit dreinreden wollten; aber bei uns in Colberg war das anders. Von ältester Zeit her waren wir die natürlichen und gesetzlich berufenen Vertheidiger unserer Wälle und Mauern. Vormals schwur jeder seinen Bürgereid mit Ober- und Untergewehr, und schwur zugleich, daß diese Armatur ihm eigen angehöre, schwur, daß er die Festung vertheidigen helfen wolle mit Gut und Blut. Die Bürgerschaft war in fünf Compagnien vertheilt, mit einem Bürgermajor an der Spitze; und wo es dann im Ernst gegolten, hatte der Commandant sie nach seiner Einsicht gebraucht und wesentlichen Nutzen von ihrem Dienste gezogen. In Abwesenheit der Garnison, wenn diese in Friedenszeiten zur Revue ausrückte, besetzten sie die Thore und Posten; und noch immer versammelten sie sich je zuweilen mit Erlaubniß des Commandanten aus eigenem Antriebe in der ‚Maikuhle' — weniger freilich zu kriegerischen Uebungen, als um sich in diesem lieblich gelegenen Wäldchen zu vergnügen."

Als die Franzosen sich der Festung näherten, brauchten die Bürger von Colberg ihr altes Recht, die Stadt mitvertheidigen zu helfen, als Loucadou nicht die geringste Anstalt traf, die Festungswerke in Stand zu setzen. Nettelbeck mahnte ihn dazu, aber der Commandant erwiderte höhnisch, das gehe die Bürgerschaft nichts an. Sogar die Köchin des Commandanten mischte sich ein und wollte dem Bürgerrepräsentanten den Text lesen. Der Letztere machte nun kurzen Proceß, stellte sich eigenmächtig an die Spitze der Bürger, rief auch das umwohnende Landvolk auf, ließ schanzen und graben und errichtete die nothwendigen Außenwerke der Festung, wobei der Commandant nur spöttisch zusah. Zufällig kam Kriegsrath Wisseling, ein ehrenwerther Mann, nach Colberg, billigte Nettelbecks Verfahren und versprach ihm, den König um einen bessern Commandanten zu bitten. Mittlerweile kam auch der berühmte Lieutenant Schill nach Colberg, der mit seinem Freicorps ganz in dasselbe Verhältniß zu Loucadou trat, wie Nettelbeck mit seiner Bürgerschaft. Da aber ohne des Commandanten Befehl doch viel Nothwendiges kaum geschehen konnte, gab es heftige Scenen. Die obbesagte *Köchin* wollte sich wieder einmischen, Nettelbeck warf sie zur Thüre hinaus, der alte Oberst zog den Degen, um seine Dulcinea zu vertheidigen, wagte aber doch nichts weiter. Nettelbeck schrieb an den König: „Wenn Eure Majestät uns nicht bald einen neuen Commandanten schicken, ist Colberg verloren." An Nettelbeck wagte sich Loucadou merkwürdigerweise nicht, wohl aber an Schill, den er wegen Insubordination verhaften ließ.

Die Gefahr wurde immer größer, da die Stadt von den Franzosen mit Bomben und Granaten überschüttet wurde. Loucadou befahl, das Pflaster aufzureißen und Mist auf die Dächer zu führen, um die feindlichen Geschosse unschädlicher zu machen. Dem aber widersetzte sich Nettelbeck als etwas ganz Unnützem, weil die Dächer in Colberg zu steil seyen, als daß der Mist darauf liegen bleiben könnte und weil, wenn in den sehr engen Gassen das Pflaster aufgerissen würde, die Spritzen nicht mehr so leicht herankommen könnten, um jedes entstandene Feuer rasch zu löschen. Es gab darüber wieder eine heftige Scene. Während Nettelbeck mit dem Obersten sprach, schlugen Granaten durch die Dächer und platzte eine Bombe nicht weit von den Spre-

chenden. „Bei dem Knall sah sich der Oberst mit etwas verwirrten Blicken unter uns um und stotterte: ‚Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuze kriechen!‘ ... Mehr konnte er nicht hervorbringen. So etwas sehen und hören, ließ mich meiner nicht länger mächtig bleiben, und ich that einen Schritt, den ich jetzt selber nicht gutheiße, obwohl ich mir dabei der reinsten Absicht bewußt bin. Ich fuhr gegen ihn auf und schrie: ‚Halt! Der erste, wer er auch sey, der das verdammte Wort wieder ausspricht von ‚zu Kreuze kriechen‘ und Uebergabe der Festung, der stirbt des Todes von meiner Hand!‘ — Dabei fuhr mir der Degen, ich weiß nicht wie, aus der Scheide, und mit der Spitze gegen den Feigling gerichtet, setzte ich hinzu zu allen, die es hören wollten: ‚Laßt uns brav und ehrlich seyn, oder wir verdienen, wie die Memmen‘ (eigentlich brauchte ich wohl ein anderes Wort) ‚zu sterben.‘ Der Landrath Dahlke, mein Nebenmann, faßte mich von hinten und zog mich von Loucadou zurück, während dieser vom Kaufmann Schröder verhindert wurde, seine Hände zu gebrauchen, die gleichfalls nach der Klinge griffen. Seine Zornwuth kannte keine Grenzen mehr. ‚Arretiren!‘ schrie er mit schäumendem Munde, ‚gleich arretiren! In Ketten und Banden!‘ Es wurde aber nichts daraus, Nettelbeck blieb unbehelligt und die Stadt wurde tapfer vertheidigt.

Endlich im April 1807 kam ein pommerisches Bataillon über See aus Memel zur Verstärkung und der berühmte Major von Gneisenau als Vicecommandant. Von diesem Augenblick an ging alles gut, Loucadou zog sich zurück und die Festung hielt sich bis zum Frieden von Tilsit zum unsterblichen Ruhme Nettelbecks, Schills und Gneisenaus.

Nettelbeck erhielt ein dankbares Schreiben des Königs und eine goldene Verdienstmedaille. Später wurde er in Stargard vom König und von der Königin empfangen und zur Tafel gezogen. Auch Gneisenau erwies ihm später noch seine dankbare Freundschaft. Auch im höhern Alter blieb Nettelbeck noch so frisch und kräftig, daß er als fünfundsiebzigjähriger Greis 1814 zum drittenmal heirathete und noch eine Tochter bekam, bei deren Taufe der König Pathenstelle vertrat. Der alte wackere Bürger starb erst 1824 in seinem sechs und achtzigsten Jahr.

Länder- und Völkerkunde.

Leiden und Freuden rheinischer Missionare. Von J. C. Wallmann, Inspector der Berliner Missionsgesellschaft. Zweite Auflage. Halle, Fricke, 1862.

„Es war am 2. December des Jahres 1836, als ein bugineſisches Handelsschiff den breiten Strom hinauf nach Banjermassing fuhr. Der Morgen war schön und der Wind blies lustig in die Segel. Das Schiff hieß ‚Berkat‘, das heißt ‚Segen‘ und noch nie hatte es seinem Namen solche Ehre gemacht als gerade heute. Wie es da so unter dem tiefblauen, weißbewölkten Himmel Borneos und zwischen den lustigen Palmenufern des majestätischen Stromes hinfuhr, sah man auf seinem Verdecke einen Auftritt, wie man ihn auf dieser Insel noch nie gesehen hatte. Unter einem dichten Haufen von mehr als 60 malaiischen und chinesischen Passagieren und Matrosen des Schiffes standen vier weiße junge Männer. Der eine spielte auf einer Harmonika, der zweite strich seine Violine und alle vier sangen den 146. Psalm in einem süßen Liede, das man im bergischen Lande viel singen hört: ‚Hallelujah! Gott zu loben, bleibe meiner Seele Freud!‘ Und wenn die Vier eine Pause machten, ‚Enak!‘ ‚Bagus!‘ (köstlich, schön!) riefen die braungelben Gesichter, die umherstanden ‚Lebeh! Lebeh!‘ (mehr, mehr); dann nahm der mit der Geige wieder seinen Bogen und strich von Neuem und hob an: ‚Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist‘; das war sein Leiblied und er selber ein Meister im Spiel und Gesang. Und die lustigen Haine auf den kleinen Inseln, die im Strome, wie Nonnenwerth im Rheine, liegen, hallten wieder: ‚Wenn ich ihn nur habe!‘ sie hatten es noch nie gethan; es war der erste Advent auf Borneo, als die ‚Berkat‘ die vier fröhlichen Sänger dem Gestade der Insel zuführte.“

So anmuthig fängt das Buch an, aber bald wird die Erzählung getrübt. Der eine der vier Missionäre, die hier zum erstenmal auf der großen Insel Borneo das Christenthum verkünden sollten, Friedrich Becker, gab sich dreißig Jahre mit der Bekehrung auf der Insel Mühe, ohne viel auszurichten, sah Weib und Kinder ins Grab sinken und starb ihnen nach. Ein zweiter starb ebenfalls; ein dritter „gewann die Welt wieder lieb und ist 1859 im Aufstande erschlagen worden.“

Das vorliegende Buch enthält in 34 Abschnitten die Lebensgeschichten nicht blos rheinischer Missionäre, sondern auch einiger von ihnen bekehrter Afrikaner und Asiaten. Die Materien sind hier zu sehr durcheinander

geworfen. Auf einen Borneomissionär folgt ein chinesischer. Auf diesen einer vom Cap, dann wieder einer von Borneo und wieder einer vom Cap und so fort. Der Herausgeber hätte wohl zweckmäßiger sein Werk in klare geographische Gruppen getheilt.

Von Borneo ist sehr viel die Rede, weil dahin wiederholt rheinische Missionäre abgingen. Die Ureinwohner der großen Insel, die Dajacken, sind rohe Heiden, ähnlich den Ureinwohnern der Südsee. An den Küsten haben sich Malaien von den benachbarten Inseln Java und Sumatra niedergelassen und Reiche gegründet, die ursprünglich nur Vasallenstaaten von Java waren, sich aber allmälig unabhängig gemacht haben. Sie sind sämmtlich muhamedanisch. „So sind die Sultanate von Banjermassing, Sukadana, Pontiana, Sambas, Bruni, Sulu und Koti entstanden, Küstenstaaten, welche sich mehr oder weniger in das Innere der Insel hinein erstrecken. Wo sie sich gebildet haben, sind die Dajacken theils ausgerottet, theils haben sie den Islam angenommen und sind Unterthanen der Sultane geworden. Diese Eroberungen und dies Vordringen der Malaien unter den heidnischen Stämmen der Insel ist heutigen Tages noch immer im Gange. Es geht mit der Mission für den Islam Hand in Hand. — Im Südosten bestand eins jener Sultanate, dessen Hauptstadt Banjermassing unweit der Mündung des Dusson war. Es war von dem Kaiser in Java abhängig, und als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Holländer dem Javanischen Kaiserthum ein Ende machten, ergab sich ihnen auch der Sultan von Banjer und schloß mit ihnen 1787 einen Vertrag, nach welchem er seine Staaten von den Holländern als Erblehn empfing. Die Holländer haben die Hauptstadt Banjermassing für sich behalten, wo ein Resident ihre Rechte wahrnimmt. Von hier aus haben sie allmälig die umwohnenden heidnischen Dajackenstämme sich unterthänig zu machen gesucht. — Die Katholiken behaupten, daß ihre Missionare schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts in dieser Gegend gearbeitet hätten. Sie nennen einen Portugiesen, der von Banjer ausging und bald darauf im Inneren von den Dajacken erschlagen sey. Ihm sey bald ein anderer gefolgt, der in der Gegend von Banjer mit Erfolg gepredigt habe, aber auch nachher ermordet worden wäre. So viel ist gewiß, daß gegenwärtig auch nicht die Spur von dieser Mission vorhanden ist. Als die Holländer von dem Gebiete Besitz nahmen, waren die Dajacken froh, von ihren Drängern, den Sultanen, befreit zu seyn, und sie sollen sich sehr bereit gezeigt haben, den Glauben ihrer neuen Oberherren anzunehmen, weshalb auch in Holland bestimmt wurde, für ihre Bekehrung etwas zu thun; allein dazu ist nie Anstalt gemacht worden. Und so waren denn die rheinischen Missionare die Ersten, welche sich seit 1835 fest in Banjer niederließen und den dortigen Malaien und Chinesen das Evangelium verkündigten. Der sichtbare Erfolg dieser Arbeit in dem Hauptorte dieser Colonie ist äußerst gering gewesen. Die Malaien wurden durch die Priester und Hadschi in dem benachbarten Sultanate in steter Aufregung gegen das Evangelium gehalten, und die Chinesen waren wie alle ihre Landsleute, die als Auswanderer in dem indischen Archipel leben, nur darauf bedacht, Geld zu machen, und fragten nach dem ewigen Gute herzlich wenig. Das veranlaßte die rheinischen Missionare, bald über Banjer hinaus unter die Colonie-Dajacken zu gehen, und sie legten an den großen Wasserstraßen, welche sich durch dies Küstenland ziehen, mehrere Stationen an. Zu Anfang dieses Jahres bestanden im Westen von Banjer fünf Stationen, zu welchen man eben im Begriff stand, zwei neue hinzu zu fügen. Im Norden von Banjer bestanden zwei Stationen. Der Erfolg auch dieser Arbeit war im Ganzen gering.“ Einer der merkwürdigsten Missionäre war der Uhrmacher Ende aus der Grafschaft Waldeck, den die Holländer gewaltsam preßten, der später eine Malaiin heirathete und, von einem Missionär bekehrt, selbst ein eifriger Missionär wurde.

Die meisten Missionäre, von denen hier die Rede ist, wirkten in Südafrika unter den Hottentotten und Kaffern. Zu ihnen gesellten sich auch einige besonders fromme Hottentotten, Männer und Frauen. Indessen schritt die Bekehrung doch nur in dem Maße fort, in welchem immer mehr Land von den Weißen erobert wurde. Die vereinzelten Missionen richteten auch hier wenig aus und litten besonders durch das ungesunde Klima. — Ein paar rheinische Missionäre gingen nach China; einem von ihnen, dem jungen Köster, hielt dort Gützlaff noch die Leichenrede.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 68.** 26. August 1863.

Anthropologie.

Himmel und Hölle. Eine Studie. Berlin, Herbig, 1863.

In diesem sehr merkwürdigen Buche wird die Prädestinationslehre vertheidigt und zwar weniger auf dem rein theologischen Boden und mit wissenschaftlicher Dialectik, sondern in Erwägung des menschlichen Thun und Treibens, der Welterfahrung. Dadurch erhält das Werk einen pikanten Reiz.

Der ungenannte Verfasser bemüht sich, zunächst aus der h. Schrift, sodann aus den Kirchenvätern, besonders aus dem h. Augustinus und endlich aus den Lehren der Reformatoren, vor allen Calvins, die Prädestination zu beweisen. Allein er vermag den Beweis deshalb nicht durchzuführen, weil ihm allzu viele Stellen der h. Schrift, der Kirchenväter und der dem Calvinismus abgeneigten Reformatoren entgegen stehen. Wir wollen beispielsweise nur auf die Epistel Jakobi 1, 13. aufmerksam machen, wo es heißt: „Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versuchet werde. Denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versuchet Niemand. Sondern ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Danach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod.“ Dennoch hat sich der Verfasser der vorliegenden Schrift für die strengste Form der calvinischen Lehre entschieden und erkennt in ihr die alleinige Wahrheit, welche freilich nur die erkannt hätten, die am tiefsten in das Wesen der Gottheit und der Menschen eingedrungen seyen (S. 155). Er verschmäht es sogar nicht, die fatalistische Lehre des Islam herbeizuziehen, worin dieselbe Prädestinationslehre enthalten ist: „Allah schafft Alles und es gibt keinen Schöpfer außer ihm. Der Thiere und der Menschen Handlungen, ihre Bewegung und Ruhe, ihre Gottesverehrung und ihre Sünden, ihr Gutes und ihr Böses, auch ihren Glauben schafft er. Er ist es, der uns selbst und unsere Werke, und alle Thiere und ihre Werke, und die Himmel und was darin, und die Erden, und was darauf ist, geschaffen hat!“

Der Verfasser lehrt demnach, daß es einen freien Willen des Menschen gar nicht gebe, daß jedem Menschen sein Naturell und seine Willensrichtung, somit auch sein Lebensschicksal unwiderruflich von Gott beschlossen und vorherbestimmt sey. Was ihn zu diesem Glauben bestimmt, sind aber nicht blos die von ihm herbeigezogenen Bibelstellen und Theologumena, sondern der Blick ins Leben. Indem er die wilden oder noch in krassen Vorurtheilen befangenen Völker betrachtet, die unwissend oder aus Aberglauben so viel Böses thun und leiden, und zu denen sich selbst in unseren civilisirten Ländern Millionen Verwahrloste und Unglückliche gesellen, bestreitet er die Verantwortlichkeit derselben und vermag sich ihr böses Thun und Leiden nur durch göttliche Vorherbestimmung zu erklären. Aus der Statistik der Verbrechen schöpft er die Ueberzeugung, daß in einer bestimmten Stadt, bei einer bestimmten Volksmenge, in einer bestimmten Zeitfolge gewisse Gattungen von Verbrechen, wie von Unglücksfällen in einer bestimmten Zahl und in einer bestimmten Vertheilung auf Alter, Geschlechter und Bildungsgrade begangen werden müssen, daß also die erforderliche Zahl von Individuen gegen ihr eigenes Interesse und folglich auch gegen ihren freien Willen, wenn sie wirklich einen solchen hätten, prädestinirt seyen. Er schöpft weiter ins Detail gehende Beweise aus den Schriften solcher Aerzte, Psychologen und Criminalisten, welche sich einläßlich mit den physischen und moralischen Leiden der Menschen beschäftigt haben, z. B. aus dem berühmten Werk über

die letzten Stunden und den Tod von Lauvergne, aus dem eben so berühmten Werk über die Prostitution von Parent Duchatelet, ferner aus Galls Schädellehre und aus den besten Werken über die Geisteskrankheiten. Hier strömen uns überall Beispiele von unglücklichen Menschen entgegen, welche theils durch angeborene Imbecilität oder durch die Noth zu Sünde und Verbrechen getrieben wurden und die bei einer besseren Organisation des Gehirns oder in bessern Lebensumständen ganz rechtschaffene Leute geblieben wären. Er hätte noch viele andere Beispiele aus der Literatur des Magnetismus schöpfen können, da unter den Somnambulen viele vorkommen, in denen ein wirklich vorhandenes besseres Wesen nur von einer fremden Gewalt beherrscht erscheint. Der Verfasser hat auf die Erscheinungen der letztern Art keine Rücksicht genommen, weil sie ihm in sein System nicht paßten, sofern dasselbe eine Doppelseitigkeit der Seele nicht zuließ. Er sieht S. 159 in der Willenskraft lediglich eine Naturkraft, an die Individuen so mannigfaltig vertheilt, wie jede andere Naturkraft. „Die Willenskraft ist in dem einen Menschen stark, in dem andern schwach und gehindert. In dem einen hängt der Entschluß an dem Augenblick der Gegenwart, in dem andern ruht er auf einem langen und breiten Boden gesammelter Erfahrungen. Die Willenskraft modificirt sich in den Menschen ebenso mannigfaltig wie die Physiognomie, wie der Umriß des Schädels, wie die Organe der Brust und das Leben der niedern Animalität es thun. Schlagen wir die Akten der Criminal-Justiz nach, was kommt uns hier entgegen? es herrscht in den meisten Fällen dieser blutigen und verbrecherischen Erscheinungen ein eigener Gang des Schicksals, ein eigenes, treffendes, spielendes Ohngefähr, das, man möchte sagen mit nichts, mit dem Unbedeutendsten anfängt und mit der schrecklichen That endigt. Es ist in allen diesen Fällen und durch sie ausgedrückt eine Stumpfheit und Planlosigkeit des Willens, eine Instinktartigkeit und Nothwendigkeit des Handelns, ein Etwas, was überall mehr das Schicksal der thierischen Natur, die richtige und vernunftgemäße Verbindung von Ursache und Wirkung verkündigt. Der Wille war von den Banden der Natur umstrickt, und wie das Kind der Nothwendigkeit feindseliger Elemente hingegeben. Und was wir hier in den Akten der Mörder finden, das finden wir auch in der nicht weniger unglücklichen Geschichte der meisten Selbstmörder. Hier und dort derselbe blinde Gang des Zufalls und der Nothwendigkeit, eine physische Bedingtheit, über welche der Wille nicht siegen kann, weil sie entweder so geschwind wie die Furcht aus den Schatten der Nacht hervortritt, oder wie ein Nachtgespenst den unachtsamen Wanderer verfolgt und ihn scheuen Blickes in Abgründe und Wassertiefen fallen läßt."

Daraus schließt nun der Verfasser, daß alles, was Böses geschieht, nicht im Willen des Menschen, sondern nur in der verborgenen Absicht Gottes seine Ursache findet. Er citirt Jesus Sirach 33, 10 f. „Gleichwie alle Menschen aus der Erde und Adam aus dem Staube geschaffen ist, und doch der Herr sie unterschieden hat nach seiner mannigfaltigen Weisheit, und hat mancherlei Weise unter ihnen geordnet. Etliche hat er gesegnet, erhöhet und geheiligt, und zu seinem Dienst gefordert; etliche aber hat er verflucht und geniedrigt, und aus ihrem Stande gestürzt. Denn sie sind in seiner Hand, wie der Thon in des Töpfers Hand; er macht alle seine Werke, wie es ihm gefällt, also sind auch die Menschen in der Hand des, der sie gemacht hat, und gibt einem Jeglichen, wie es ihm gut däucht! Also ist das Gute wider das Böse und das Leben wider den Tod, und der Gottesfürchtige wider den Gottlosen geordnet."

Indem aber der Verfasser die Prädestinationslehre in ihrer ganzen Einseitigkeit verficht, kommt er nicht nur in Widerspruch mit den oben schon bezeichneten Stellen der h. Schrift und der Kirchenväter und mit der vorherrschenden griechischen, katholischen und lutherischen Kirchenlehre, sondern auch mit der Natur der Dinge und dem practischen Leben. Dies zeigt sich besonders in seiner Strafrechtslehre, indem er dem Menschen den freien Willen und die Zurechnungsfähigkeit abspricht. Hören wir seine Argumentation. „Wir haben bereits bemerkt, daß wenn Luther das Böse noch dem ‚Teufel' zuschrieb, ‚den Gott rumoren lasse,' diese Vorstellung nur den damaligen, so wie Luthers eigenen Begriffen von einem nicht blos bildlichen, sondern lebendigen Teufel entsprach. Der Teufelsglaube ist seitdem in der aufgeklärtern Christenheit ziemlich allgemein verschwunden, und es bleibt nichts übrig, als das Böse — wie es auch schon Origines und andere Kirchenlehrer thaten — Gott selbst zuzuschreiben, der nach seiner Gnadenwahl, hier auf Erden (denn über unser Leben hinaus haben wir nur Ahnungen) den Einen sündhaft und verbrecherisch, den Andern tugendhaft werden läßt. Wir haben gesehen, wie sehr diese Lehre, so abstoßend sie auch auf den ersten Anblick erscheint, doch zuletzt von den tiefdenkendsten Kirchenlehrern, namentlich Augustin, Luther und Calvin in aller Consequenz angenommen wurde und angenommen werden mußte, und wir werden in dem Schlußkapitel der vorliegenden Studie noch einmal darauf zurückkommen und den Versuch machen, das Abstoßende dieser Lehre zu beleuchten und zu beseitigen.

Eine nothwendige und unvermeidliche Consequenz dieser Lehre ist aber für das Strafrecht der Satz: daß wir durchaus kein Recht haben, den bereits von Gott Gestraften oder auf Erden verstoßenen Sünder darum nochmals zu strafen und uns über ihn ein Urtheil anzumaaßen, wodurch wir uns über die götliche Gnadenwahl zu erheben wagen. Jeder Verbrecher, jeder Sünder ist ebenso gut wie wir, ein Geschöpf, ein Werkzeug des großen, allmächtigen und allweisen Geistes, den wir Gott nennen. Wir wissen allerdings nicht, welche Zwecke und Absichten Gott hatte, als er den Verbrecher bei seiner Geburt mit verbrecherischen und sündlichen Neigungen ausstattete, ihm nur eine solche Erziehung, welche diese Neigungen nicht zu bessern oder zu überwältigen vermochte, zu Theil werden ließ und ihn zum Verbrecher machte. Aber wir haben keinenfalls ein Recht, deshalb den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen, ihm Pein anzuthun und unbefugt in den Willen und das Richteramt Gottes einzugreifen."

Der Verfasser vergißt hier, daß die h. Schrift selbst den Menschen eine Strafgewalt über Menschen zuerkennt und zeitliche Strafen ausdrücklich vorschreibt, und daß die menschliche Gesellschaft überhaupt gar nicht bestehen könnte, wenn sie nicht eine gewisse Zucht übte. Fast sämmtliche Strafrechtstheorien, Vergeltungs-, Abschreckungs-, Besserungs-Theorien, haben immer nur diese nothwendige Zucht der Gesellschaft im Auge, ohne die sie eben nicht bestehen kann. Das gehört so sehr zum Völker- und Menschheitsleben, daß der Verfasser, wenn er das Bösesthun als von Gott vorherbestimmt ansieht, er auch das Bestraftwerden als ebenso nothwendig ansehen sollte. Der Verfasser sagt S. 362: „Ebenso wie der Allmächtige in seiner Weisheit gewollt hat, daß Viele arm und elend, — Viele unter rohen Völkern geboren und erzogen wurden — Viele ihr Leben in Wildheit zubringen — Viele mit scharfem Verstande — Viele mit schwachem Verstande ausgerüstet auf der Bühne des Lebens auftreten sollen — Viele dem Wahnsinn verfallen; — ebenso hat er auch gewollt, daß Viele als Uebertreter der menschlichen und göttlichen Gesetze, als Verbrecher und Sünder, ihm als seine Werkzeuge dienen und seine Absichten erfüllen sollen, die wir allerdings nicht zu begreifen vermögen. Denn wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege? Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen? (Römer 11, V. 33.) Allerdings muß hiernach der Begriff der ‚Schuld' ein anderer werden, als bisher. Kein Mensch hat das Recht, einen Mitmenschen zu richten und zu verdammen. Unsere ganze Moral, unsere ganze Criminaljustiz müssen gänzlich über den Haufen geworfen und auf Christi Ausspruch: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun, im Sinne der christlichen Menschenliebe neu aufgebaut werden, während sie jetzt nur mit zeitlichen und ewigen Strafen zu drohen wissen!"

Man begreift kaum, warum der Verfasser nur einseitig das Bösesthun als von Gott zugelassen und vorherbestimmt anerkennt und nicht auch das Bestraftwerden. Indem der Mensch den andern Menschen bestraft, handelt er ja nach des Verfassers eigener Voraussetzung, auch nur als ein willenloses Geschöpf nach der Vorherbestimmung Gottes. Selbst wenn das Strafen unerlaubt wäre, würde es doch auch als etwas Böses durch Gottes Zulassung eben so gerechtfertigt erscheinen, wie das Verbrechen.

Wir vermissen also in diesen Auseinandersetzungen des Verfassers eine gesunde Logik.

Folgerichtig erklärt übrigens der Verfasser S. 363 die menschliche Tugend ebenso für verdienstlos, wie das menschliche Laster für straflos. „Die Tugend ist kein Verdienst. Die Tugendhaften und Glücklichen haben nur dem Allmächtigen zu danken, daß dieser sie in seiner Gnadenwahl mit solchen Fähigkeiten und Neigungen und unter solchen Umgebungen aufwachsen ließ, daß sie des Glückes der Weisen, nämlich besserer Erkenntniß und christlicher Liebe gegen Andere, theilhaftig wurden."

Da nun die Menschen weder zum Guten noch zum Bösen durch eigenen Willen fähig, sondern nur willenlose Figuren, gleichsam Automaten unter der Hand Gottes sind, kommen ihnen auch keine ewigen Belohnungen und Strafen zu und auch die Unsterblichkeit und das Leben im Jenseits hängt nicht von unserm Verhalten ab, sondern nur von Gott. Nun ist es wieder eine unrichtige Logik von Seiten des Verfassers, wenn er einerseits behauptet, Gott lasse das Böse zu und mache das Böse, und wenn er andererseits wieder leugnet, Gott wolle die Hölle. Warum sollte denn Gott, wenn er das Böse will, nicht auch die Hölle wollen? Mit demselben Rechte und mit derselben Raison, nach welcher Gott ganz unschuldige Menschen im zeitlichen Leben Böses thun und Böses leiden läßt, könnte er sie ja auch in der andern Welt fortquälen. Wer könnte hierin Gott eine Grenze vorschreiben wollen?

Der große Irrthum der in diesem Werke vorgetragenen Lehre liegt in ihrer Annäherung an den Materialismus und Pantheismus. Es wird zwar eine durch Gottes Weisheit verursachte Weltordnung angenommen, aber die Welt wird darin als etwas Unlebendiges, als willenloser Mechanismus und insofern als

todte Materie vorausgesetzt. Unter diesem Gesichtspunkt kann sie wohl als ein wunderbares Kunstwerk erscheinen, aber immer nur als ein todtes Kunstwerk, wie ein gemaltes Bild, dessen Figuren, wie leidenschaftlich und scheinbar selbständig sie auch gemalt werden, doch eben nur todte Figuren sind. Wenn uns nun auch die göttliche Offenbarung nicht zu Theil geworden wäre, hätte doch der Verfasser schon aus natürlichen Gründen sich sagen müssen, Gott habe unmöglich blos todte Figuren malen wollen.

Der freie Wille des Menschen hat freilich viel Räthselhaftes, ist aber doch eine Thatsache, welche wie durch die h. Offenbarung, so durch das Leben überall bestätigt wird.

Der freie Wille läßt sich weder wegleugnen, wie der Verfasser thut, noch unbedingt und in einer solchen Vollkommenheit annehmen und voraussetzen, wie es unsere Demokraten und Philosophen thun, die einen, indem sie jeden, auch den Unfähigsten und Schwächsten, für wahl- und stimmfähig erklären, die andern, indem sie im Menschen das höchste Wesen sehen und ihn Gott gleich oder an Gottes Stelle setzen. Wenn man nun die Ansicht des Verfassers von der gänzlichen Willenlosigkeit des Menschen verwerfen muß, so darf man doch auf der andern Seite niemals außer Acht lassen, daß die menschliche Willenskraft überhaupt beschränkt und in unzähligen Individuen nur in einem sehr geringen Maaße vorhanden und oft irre geleitet ist. Wenn nun auch die Statistik den Blödsinn nicht beweisen kann, daß es dem Menschen überhaupt an freiem Willen fehlt, so beweist sie doch, daß der freie Wille bei sehr vielen Individuen verdunkelt oder gänzlich erloschen ist und daß folglich es zwar eine Zurechnungsfähigkeit der Menschen gibt, dieselbe aber nicht bei allen Menschen gleich ist.

Die Wahrheit liegt hier in der Mitte zwischen dem Extrem, welches der Verfasser aufstellt und dem demokratischen und Hegel'schen Extrem. Jedem, der seiner Sinne und seines Verstandes mächtig ist, sagt sein Gewissen, daß er einen freien Willen hat, denn sobald er ihn zum Bösen mißbraucht hat, merkt er es. Dagegen muß allerdings vielen Schwachsinnigen, Blöden und Irren die Zurechnungsfähigkeit ganz abgesprochen werden und zu ihnen gehören denn einigermaßen auch jene leider unzählbaren Schaaren, die, ohne ein eigenes Urtheil zu besitzen, nur irgend einer Modeautorität, einer Zeitphrase, einem Parteiruf folgen und diejenigen Nullen darstellen, durch welche die Meinung eines Mannes als die von hunderten und tausenden erscheint. Die Zurechnungsfähigkeit des imitatorum pecus ist jedenfalls nur eine geringere.

Geschichte.

Frankfurter Reichscorrespondenz nebst andern verwandten Actenstücken von 1376—1519. Herausg. von Dr. Joh. Janssen. Erster Band. Freiburg im Breisgau, Herder, 1863.

Wieder eine reiche Quellensammlung zur deutschen Geschichte. Frankfurt a. M. war der Ort der deutschen Kaiserwahlen. Auch wurden hier oft Reichstage gehalten. Darüber finden sich nun im städtischen Archive noch zahlreiche und ausführliche Berichte. Daran schließen sich Berichte vertrauter Personen, welche dem Frankfurter Rath von außen her wichtige Mittheilungen machten, ungerechnet die mannigfaltigen Acten über Verträge und Bündnisse der Stadt und sonstige städtische Angelegenheiten. Der Herausgeber, als Geschichtsforscher bereits rühmlich bekannt, hat aus dem ungeheuren Material nur das wichtigste ausgezogen. Der erste Band geht noch nicht über die Hälfte des 15. Jahrhunderts hinaus und umfaßt die Zeiten der drei Kaiser Wenzel, Ruprecht von der Pfalz und Sigmund. Ueber Ruprecht findet man in einem Anhange noch sehr viele Acten aus einem Pfälzer Archiv, die hier neben den Frankfurter Acten mitgetheilt werden. Daraus erhellt aufs neue das Verdienst jenes vielverkannten Kaisers, dem erst die neueste Zeit wieder Gerechtigkeit hat angedeihen lassen. An einigen Stellen, namentlich auf Seite 176 und 189, sah sich Herr Janssen veranlaßt gegen Droysen zu polemisiren und demselben mancherlei Unrichtigkeiten nachzuweisen. Herr Droysen gab dazu allerdings Veranlassung, indem er andern, namentlich katholischen Geschichtsforschern Unrichtigkeiten auf eine Weise vorzuwerfen pflegt, als verständen sie gar nichts von der Geschichte. In demselben Tone pflegt sich Herr von Sybel vernehmen zu lassen. Es ist zu beklagen, daß die Geschichtsforschung kein neutrales Gebiet bleiben soll. Von rechtswegen sollte sie immer über den Parteien stehen, sollte beide von Uebertreibungen abmahnen, die Entstellungen beider berichtigen, nicht aber auf Kosten der historischen Wahrheit sich zum Advokaten oder Klopffechter irgend einer herrschenden Partei erniedrigen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 69. 29. August 1863.

Neues Buch über die Zigeuner.

Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt von Dr. Richard Liebich, Criminalrath. Leipzig, Brockhaus, 1863.

Ein fürstlich Reuß=Plauenscher Criminalrath hat hier mit großem Fleiße zusammengestellt, was er im eigenen Verkehr mit Zigeunern aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands wahrgenommen und bei allen übereinstimmend gefunden hat. Die größte Aufmerksamkeit hat er auf die Sprache der Zigeuner gewendet, daher auch ein ausführliches Wörterbuch beigefügt, wobei er das berühmte Werk von Pott absichtlich nicht benutzt hat, um ausschließlich das wiederzugeben, was er persönlich von Zigeunern gehört hat. Auf die Grammatik läßt er sich nicht ein.

Auch die historische Frage berührt er nur kurz. Es ist längst bekannt, daß die Zigeuner zum erstenmal im Jahr 1417 in Europa sichtbar wurden. Der Verfasser läßt sie für ein aus Indien vertriebenes Volk gelten, da sie doch wahrscheinlich nicht ein eigenes Volk, sondern nur eine niedere Kaste darstellen. Interessant ist, was Herr Liebich von den frühesten Schicksalen der Zigeuner auf deutschem Boden beibringt. Besonders scharfe Reichsgesetze wurden in den Jahren 1497 und 1500 gegen sie erlassen. Darin werden sie Ausspäher und Kundschafter der Türken genannt, aus dem deutschen Reiche verbannt und für vogelfrei erklärt. Dennoch mehrten sich die Zigeuner in Deutschland. Im Jahr 1711 wurde in den Reußischen Landen verordnet, jeden männlichen Zigeuner, wo man ihn träfe, niederzuschießen, die Weiber aber mit Ruthen zu streichen und ihnen den Galgen auf die Stirne zu brennen. Noch im Jahr 1725 befahl König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, alle Zigeuner, die sich in seinem Lande betreten ließen, ohne Unterschied des Geschlechts zu henken. Nur die Kinder wurden davon ausgenommen. In den Donaufürstenthümern sind die Zigeuner heute noch Sclaven und werden verkauft, wie die Schwarzen in Amerika.

Warum sich die Zigeuner trotz aller Gesetze in Deutschland erhielten und vermehrten, begreift man leicht, wenn man erwägt, daß überhaupt die meisten deutschen Reichsgesetze nur gegeben wurden, um nicht gehalten zu werden, und daß andererseits das deutsche Landvolk den Zigeunern immer aus einer abergläubischen Furcht Vorschub leistete. Das Volk ließ sich immer gern von den Zigeunern wahrsagen, versuchte mit ihrer Hülfe Schätze zu finden ꝛc., besorgte aber, wenn es sie nicht gastlich aufnahm, Behexung ihres Viehes oder Brandlegung. Es war allgemeiner Volksglaube, die Zigeuner hätten Macht über das Vieh und könnten es nach Belieben von Krankheiten heilen oder ihm Krankheiten anzaubern; desgleichen sie hätten Macht über das Element des Feuers und pflegten, um sich für erwiesene Gastfreundschaft dankbar zu bezeugen, durch Zaubermittel Haus und Scheuer vor Brand zu schützen, oder um sich wegen einer ungastlichen Abweisung zu rächen, Brand zu stiften.

Indem der Verfasser die Zigeuner schildert, will er ihnen keine Schönheit zugestehen, im ausdrücklichen Widerspruch mit dem, was andere beobachtet haben. Auch wir sind nicht seiner Meinung, denn wir haben junge Zigeunerinnen gesehen, deren wunderbare Schönheit aus Schmutz, Lumpen und Wildheit siegreich hervorbrach. Herr Liebich bemüht sich überhaupt, die Zigeuner alles Romantischen zu entkleiden, was insofern am Platze ist, als man den Zigeunern früher viel zu viel Poesie aufgebürdet hat. Allein er ist in dieser Einseitigkeit nicht gerecht. Der Zigeuner, obgleich Dieb

und Bettler, ist doch nicht ohne Selbstgefühl, geht viel mit Pferden um, reitet gut, ist stolz auf seine Sporen und nicht minder auf seine athletische Kraft und Gewandtheit. Wie sehr er aber zum Phantastischen hinneigt, beweist seine höchst originelle und aufregende Musik und seine Virtuosität auf der Geige, welche der berühmte Liszt dergestalt bewunderte, daß er derselben ein eigenes Buch gewidmet hat. Herr Liebich scheint keine Notiz davon zu haben.

Das eigentlich Charakteristische des Zigeunerlebens ist die ewige Wanderung, die ewige Flucht. Sie bringen meist unter freiem Himmel zu, sind daher mit der Natur vertraut und wissen von Thieren und Kräutern, Heilungen und Schädigungen mehr als das gemeine Landvolk. Sie haben auch wohl alte Kenntnisse und angestammte Talente aus ihrer asiatischen Heimath mitgebracht. Das Prophetische, was man, so lange man sie kennt, stets an ihren Frauen gerühmt hat, dürfte nicht bloß, wie Herr Liebich glaubt, Betrug seyn. Man hat, und das gibt Herr Liebich selber zu, bei ihnen mancherlei Kenntniß von sinnverwirrenden Kräutern, namentlich des Bilsenkrautes gefunden. Auch mancherlei seltsame Speisen „die niemand anders ißt," z. B. die Zigeunersalat von den Blättern des Löwenzahns. Auch essen sie eine Menge Tiere, die andern Menschen eckelhaft sind. Ihre Lieblingsspeise aber ist der Igel, dem sie auf alle Weise nachstellen. Eine alte Zigeunerin erzählte Herrn Liebich einen Traum, wonach den Zigeunern im Himmelreich beschieden seyn sollte, immer Igelfleisch zu essen.

Indessen hält Herr Liebich diesen Traum für nicht ächt oder nur für eine seltene Ausnahme, denn er will bei den Zigeunern wahrgenommen haben, daß sie an gar kein Leben nach dem Tode glauben und auch nur die unvollkommensten Begriffe von Gott haben. Während sie nur oberflächlich in dem Lande, wo sie sich umtreiben, die Aeußerlichkeiten der daselbst herrschenden christlichen Kirche mitmachen, bewahren sie unter sich auch keine Erinnerung, kein Ceremoniell, kein Symbol einer älteren Heidenreligion.

Gewisse Zigeunersitten sind nicht sowohl aus ihrem religiösen Glauben, als aus dem ewigen Wanderleben zu erklären, z. B. das Lebendigbegraben. Herr Liebich sagt: „Früher wurden lebensmüde, altersschwache, zu Erwerb nicht mehr fähige und daher nutzlose Personen mit ihrem Willen lebendig begraben. Viele noch jetzt lebende Zigeuner erinnern sich, von Großvater und Großmutter, ja selbst von Vater und Mutter vernommen zu haben, daß diese solchen Beerdigungen mit beigewohnt hätten. Vor den Augen des zum Sterben Bereiten wurde im tiefen Walde eine Grube, **handako**, begraben und der des Lebens Uebersatte, angethan mit seinen besten Kleidern, langsam hineingesenkt und unter dem Gesange seiner Angehörigen und Freunde: **dscha telo, dscha telo, o polopen baro wele** mit Erde bedeckt. Diese Worte heißen: ‚Geh hinunter, geh hinunter, die Welt wird groß', oder wie die Zigeuner es übersetzen: ‚Kriech unter, kriech unter, die Welt vermehrt sich.' Mit andern Worten: ‚Du bist nichts mehr nütze, die Welt geht ohne dich auch fort, du mußt dem jüngern Geschlecht Platz machen.' Nach einer andern, von mir ebenfalls gehörten Lesart haben die Zigeuner gesungen: ‚Die Welt ist dir gram'; vgl. v. Heister, a. a. O., S. 52. Es scheint jedoch dieser Zuruf: ‚Die Welt ist dir gram', wenn er überhaupt vorgekommen ist, nicht ursprünglich und allgemein im Gebrauche gewesen zu seyn. Denn alle Zigeuner, welche ich aufforderte, mir die erwähnten Worte in ihrer Sprache wiederzugeben, übersetzten verschieden. Der eine: **o polopen camela tut nit**, d. h. die Welt liebt dich nicht, oder will dich nicht; der andere; **o polopen hi tuke midschach**, d. h. die Welt ist bös auf dich." Dieser Gebrauch erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß gar alte Leute des ewigen Umherstreifens überdrüßig wurden, nicht mehr mit fort konnten und lieber starben.

Daß auf eine ganz ähnliche Weise die alten Deutschen sich als Greise selber tödteten oder tödten ließen, wagt Herr Liebich S. 271 zu bestreiten, ohne eine Ahnung von dem Reichthum der dafür sprechenden Zeugnisse der Geschichte zu haben.

Procopius erzählt von den Herulern, daß ihre Greise und Kranke nicht hätten leben dürfen. Kam hohes Alter oder eine schwere Krankheit über sie, so baten sie ihre eigenen Verwandten, sie zu tödten. Dann wurden sie auf einem Scheiterhaufen erstochen und unmittelbar, darauf verbrannt. Sidonius Appolinaris sagt von den Deutschen, sie tragen keine Scheu, ein sieches Alter mit dem Schwerte zu enden. Solinus sagt: Die des Lebens Ueberdrüßigen halten ein prächtiges Gastmahl und stürzen sich dann von einem Felsen ins Meer hinab. Dies wird bestätigt durch die nordische Gauthreks-Hrolfssaga, worin es heißt: Gotur verirrte auf der Jagd in den norwegischen Gebirgen und gelangte zu einer einsamen Wohnung, wo die alten Aeltern das Abschiedsfest mit ihren Kindern feierten, da sie sich nach alter Sitte freiwillig von einem Felsen ins Meer hinabstürzen wollten. Uebrigens berichtet Krantz in seiner Vandalia, daß in der Lüneburger Haide die Sitte der Kinder, ihre greisen Aeltern zu tödten, noch bis spät in die christliche Zeit fortgedauert habe. Zu Anfang des vierzehnten

Jahrhunderts rettete eine Gräfin von Mansfeld, als sie durch die Halde fuhr, einen Greis, den seine Söhne eben erschlagen wollten. Auch von einem Landeshauptmann von der Schulenburg wird erzählt, daß er im Jahr 1220 einen Greis den Mörderhänden seiner Kinder entrissen habe. Die alte Sitte wurde hier so allgemein beobachtet, daß der Wald in der Nähe der Stadt, in welchem man die Greise erschlug, den Namen des Jammerholzes behalten hat. Wenn den Greisen, namentlich in der christlichen Zeit, Gewalt angethan wurde, so ist doch kein Zweifel und wird durch unzählige historische Nachrichten, Heldenlieder und Sagen bewiesen, daß den Tod zu verachten und ihn freiwillig zu suchen, den heidnischen Helden eine Glaubenssache und alte Ehrensitte war. Ein sieches und unnützes Leben noch hinzuschleppen, schien ihnen feig und verächtlich.

Herr Liebich schildert das Familienleben und die Verfassung der deutschen Zigeuner, wie er sie durch eigene Anschauung kennen gelernt hat. „Die in Deutschland lebenden Zigeuner zerfallen, nach den von mir vernommenen übereinstimmenden Berichten, dermalen in drei Landsmannschaften: die altpreußische, insbesondere in Schlesien und Posen hausend; die neupreußische und die hannoversche. Jede dieser Landsmannschaften führt besondere Farben und verehrt einen Baum oder Strauch. Die Altpreußen haben schwarz und weiß, und halten die Tanne, nach andern den Hagebuttenstrauch für heilig; die Neupreußen haben grün und weiß, und achten den Mai- oder Pfingstbaum (pattersiákro rukk), die Birke; die Hannoveraner haben schwarz, blau und gold, und verehren den Mehlbeerbaum (jarriéngěro morinéngěro rukk.) Nur von letzterm habe ich den Grund seiner Verehrung erfahren können, obgleich es mir dunkel geblieben ist, warum gerade die Hannoveraner und nur sie an dem Mehlbeerbaum festhalten. Nach der noch jetzt fortlebenden Sage nämlich soll vor vielen Jahrhunderten ein Zigeunerkönig, von Feinden verfolgt, sich hinter einem solchen Baume versteckt gehalten und während alle seine ebenfalls flüchtigen Begleiter niedergehauen worden, sich allein gerettet haben. Das allen Zigeunern gemeinschaftliche Wappen, welches das Bild eines Igels repräsentirt, wird dadurch ein die einzelnen Landsmannschaften unterscheidendes, daß man dem Igel bald ein Tannenreis, bald einen Birkenblatt oder ein Mehlbeerbaumblatt in das Maul gibt. Ich habe zwar gelesen, daß die Zigeuner auch den Weidenbaum besonders hochschätzen (vgl. Pott, II, 120, 523) und gern seinen Schatten aufsuchen sollen. Meine Zigeuner aber wußten davon nichts und konnten mir nicht einmal ein besonderes Wort für Weide nennen." Jede Landsmannschaft hat ihren besondern Hauptmann und versammelt sich um ihn alle sieben Jahre zur Pfingstzeit.

Seelenlehre.

Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage von Karl Wilmarshof. Erste Abtheilung: Der ontologische Beweis. Leipzig, Amelang. 1863.

Man findet in diesem kleinen Buche sehr ansprechende Widerlegungen der pantheistischen und materialistischen Modeanschauungen unserer Tage. Der krassen Ansicht gegenüber, nach welcher nichts ewig seyn soll als die Materie und alles Seelische nur eine Function des Körpers, vertheidigt der Verfasser im Gegentheil die psychische Natur der Materie. „Die Materie ist auf keine andere Weise erklärbar, als wenn man sie als die räumliche Wirksamkeit eines Seelischen betrachtet. Hiermit fällt der Materialismus in Nichts zusammen, denn seine Basis, die Hypothese einer seelenlosen Raumausstopfung, ist ihm entzogen. — Mancher pflegt Anstoß an dem Gedanken zu nehmen, daß die Materie als etwas Seelisches (Geistiges) zu betrachten sey, weil sie uns zuweilen widerwärtig oder wie eine todte und zwecklose Masse erscheint. Das Widerwärtige liegt aber nicht in der Natur, sondern in unseren Empfindungen, und ist nur die Folge einer äußeren Ordnung, welche nicht mit den Gleichgewichtsverhältnissen unseres Organismus übereinstimmt. Strenge Kälte und große Hitze sind uns beschwerlich, aber in der Natur ebenso ordnungsmäßig wie eine mittlere Wärme, die uns behagt. Die häßliche Fäulniß ist nur eine Auflösung organischer Gebilde, welche in andere organische oder unorganische Verbindungen übergehen. Die uns regellos erscheinende Einöde ist als Masse durch die Gesetze der Schwere, der Luft, des Wassers und der Temperatur ordnungsmäßig gestaltet. Der starre Felsen besteht aus atomistischen und krystallisirten Gruppen, in deren unzähligen Schaaren bei der Fortbewegung der Erde ein unaufhörliches Verschwinden und Entstehen (eine ununterbrochene Thätigkeit) stattfindet. Sobald unsere für einen beschränkten Cyclus von Wahrnehmungen berechneten Sinnesorgane nicht durch eine größere und verwickeltere Ordnung der Außenwelt aus dem Gleichgewicht gebracht werden, und wenn das Naturbild in unserem engeren Rahmen von der Seele aufgefaßt werden kann, empfinden wir das Erhabene, Gütige und Schöne der Natur. Gefühlvolle Personen, wenn sie eine großartige und

schöne Landschaft zum ersten Male erblicken, werden oft zu Thränen gerührt. Es dringt sich ihnen unwillkürlich der Gedanke auf, daß hier eine Gottheit in Formen und Farben zu ihnen spreche, sie mit wohlthuendem Lufthauche umwehe, in den Blüthen sie umdufte und im Hochwalde umrausche. In der Einsamkeit der Natur fühlt man sich wie in der Nähe Gottes, welcher sich zu individualisiren, uns unmittelbar zu umgeben, mit uns auf gleiche Weise zu denken und zu fühlen scheint. ‚Die Materie', sagt Jean Paul, ‚ist nur die Erscheinung eines Seelenmeers, dessen Wellen die unsrigen erregen. Durch die Sinnesorgane wird die höhere Seelenwelt der unsrigen verähnlicht und ihre reiche Dichtung uns so weit mitgetheilt, als unser Verständniß ihrer Sprache reicht (Selina).'"

Wir halten aus diesem Raisonnement nur so viel fest, daß ohne Zweifel Seele und Geist nicht aus der Materie kommen und auch nicht der Materie dienen, sondern daß umgekehrt die Materie ihnen dient.

Indem der Verfasser die ewige und unsterbliche Seele mit der zeitlichen und in ihrem steten Wechsel vergänglichen Materie verbunden findet, sucht er den Gegensatz auszugleichen durch Voraussetzung eines s. g. Seelenorgans. Er glaubt, „daß die Seele mit den wägbaren und unwägbaren Stoffen, welche den Organismus bilden und in unaufhörlichem Wechsel begriffen sind, gar nicht, sondern nur mit einem anderen Wirksamen (Seelen-Organ) verbunden ist, in welchem kein Stoffwechsel stattzufinden scheint, und daß der Grund der verschiedenen Wirkung des Geordneten und Ungeordneten, des Neuen und des Wiederholten auf die Empfindung nur in einem Individuellen gesucht werden kann, welches das Mannigfaltige einheitlich zusammenfaßt und das Vergangene kennt. Dieses Individuelle (die Seele) muß also ein für sich Bestehendes und kann nicht Erzeugniß der Eigenschaft des Organismus seyn." Der Verfasser zieht auch die Seelen der Thiere herbei und glaubt sie von den Menschenseelen nur dem Grade, nicht dem Wesen nach trennen zu dürfen. „Wir müssen annehmen, daß alle Seelen, die wir kennen, von einem Seelen-Organ durchdrungen sind, welches seine Wirksamkeit den verschiedenen Organismen entsprechend einrichtet und nach Maßgabe wechselnder Verhältnisse modificirt. Das Seelen-Organ der Raupe nimmt eine andere Wirkungsform an, wenn die Seele des Insekts in die Schmetterlings-Organisation wandert. Unter diesen Umständen ist bei der Unsterblichkeitsfrage die Thierseele mit in Berücksichtigung zu ziehen, und es kann deren Fortdauer nicht verneint werden, ohne den Beweis für die der Menschenseele bedeutend abzuschwächen."

Wir mißkennen den Werth solcher Voraussetzuugen nicht, sofern sie den materialistischen Voraussetzungen das nothwendige Gegengewicht halten, allein es ist doch noch mancherlei zu bedenken, ehe man das fragliche Seelen-Organ richtig versteht. Der große Unterschied zwischen der Thier- und Menschenseele bleibt immer die sittliche Verantwortlichkeit der letztern, welche der erstern fehlt.

In der Vorrede sagt der Verfasser, er stelle sich ganz auf den philosophisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt und das dogmatische Gebiet bleibe seiner Schrift fern. Nun ist es aber rein unmöglich, von dem erstgenannten Standpunkt aus die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. Man kann nur zu Vermuthungen und Voraussetzungen gelangen, aber nie zu Beweisen. In dem, was wir an unserer Seele selbst wahrnehmen, liegt kein Beweis. Im Gegentheil sollte man voraussetzen, die Seele müsse, wie alles andere in der Zeitlichkeit, nachdem es einen Anfang genommen und sich allmälig entwickelt hat, auch wieder absterben. Man spricht zwar vom hohen Werth der Menschenseele, läßt sich aber dabei doch gar sehr von der Eitelkeit verführen. Planetenbewohner, die überhaupt nur eine kurze Zeit leben und in dieser kurzen Zeit nur allzu oft ein ganz gemeines und sündhaftes Leben führen, sollten bescheidener seyn und nicht so trotzig an die Pforten der Ewigkeit klopfen, als müßten sie ihnen ex officio aufgethan werden. Hier ist der philosophische Hochmuth des Menschen nicht am Platze oder doch wenigstens nur eine stoische Resignation gerechtfertigt. Wenn überhaupt von Unsterblichkeit der Seele die Rede ist, so spricht nichts dafür, als der Glauben. Nur aus dem Glauben schöpfen wir die Hoffnung, zu der uns sonst nichts berechtigen würde. Denn unser Verdienst würde uns nimmermehr das von Rechtswegen verschaffen können, was nur die Liebe des himmlischen Vaters seinen Kindern verheißen hat.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 70. 2. September 1863.

Reise.

Karpathenbilder von F. W. Hildebrandt. Mit einer Karte des Tatragebirges. Glogau, Carl Flemming, 1863.

Die Karpathen gehören nicht zu den Gebirgen, die von den europäischen Touristen wie von Schafheerden abgeweidet werden. Nur selten besucht und beschreibt sie ein fremder Reisender und auch das Badeleben hat dort erst schwach angefangen. Das ausführlichste Werk über die Karpathen, welches uns in den letzten dreißig Jahren vorkam, war das des Herrn von Sydow, auf den sich auch der Verfasser des vorliegenden kleinen Buchs zum öfteren beruft.

Bekanntlich trennen die Karpathen Galizien von Ungarn und beherrschen mit einer Höhe von mehr als 8000 Fuß (3000 Fuß höher als das schlesische Riesengebirge) die unermeßlich weite Ebene, die erst am Fuße des Ural endet. „Wo der mächtige, weit über hundert Meilen lange Bogen der Karpathen auf der Grenze von Galizien einerseits und den ungarischen Comitaten Arva, Liptau und Zips andrerseits seine nördlichste Höhe erreicht, da fassen sich die centralen Züge desselben zu einem wunderlichen und für das Auge schwer zu entwirrenden Gebirgsknäuel zusammen, welcher westlich dem übrigen System unmittelbar sich anschließend, östlich und südlich aber durch die Thäler des Poprad und der Waag von demselben getrennt, mit seinen unzähligen Gipfeln und Kämmen über die angrenzenden Hochebenen und Bergzüge hoch emporragt. Scheinbar ein Ganzes, wird derselbe doch topographisch in zwei Gruppen getheilt. Die westliche Hälfte bilden die Liptauer Alpen, die östliche die Massen des Tatragebirges. Das letztere, insbesondere, welches die abenteuerlichsten und großartigsten Formationen zeigt, war das Hauptziel des Ausflugs, dessen Wahrnehmungen und Erlebnisse hier berichtet werden sollen.“ Auf dem Südostabhange des Tatragebirges liegt das Bad Schmöcks, nur zwei Meilen von Käsmark, wo der Verfasser nicht unbequem ausruhen konnte und dessen Gasthof er sehr empfiehlt, während freilich die übrigen Ortschaften mit ihren Judenschenken und ihren wilden Slovaken und Gorallen nicht sehr anmuthen.

Das vornehmste Ziel des Reisenden war die Ersteigung des höchsten Gipfels im Tatragebirge. „Ich weiß die nach dem Durchschnitte der verschiedenen Angaben 8200 F. hohe Lomnitzer Spitze nicht besser zu beschreiben, als wenn ich sie ein Convolut gebündelter Granitsäulen nenne, von denen die mittlern oder centralen, welche zugleich die höchsten sind, schnurgrade aufrecht stehen, die äußern oder peripherischen und zugleich niedrigern sich mit geringer Neigung ringsum an jene anlehnen. So laufen denn von der obersten rauhen und zerklüfteten Plattform nach allen Seiten nackte und jähe Spalten hinab, 3000 F. lang und länger, je nachdem sie entweder auf dem Kamme des Lomnitzer Grates enden, oder über denselben hinweg zu Thal sich fortsetzen, und diese sind in längern oder kürzern Zwischenräumen mit kleinen, oft nur wenige Fuß, ja, wenige Zoll breiten Absätzen oder Terrassen ausgekleidet. Auf der Nord- und Nordwestseite scheint ihr Abfall fast senkrecht zu seyn, und eine Besteigung geradezu unmöglich zu machen; von Südosten und Osten her dagegen hat die Natur die abschreckenden Thurmwände immerhin schon etwas treppenartiger angelegt. In einer dieser natürlichen Rinnen mußten wir emporklimmen.“ Herr Hildebrandt erreichte die Spitze und äußert sich über die Aussicht von oben. „Es fehlt ihr die Mannigfaltigkeit, welche durch die das Hochgebirge mit dem flachen Lande vermittelten Zwischenglieder bedingt ist; wie denn auch vom rein geognostischen Standpunkte aus

v. Sydow eben das als eine die Central-Karpathen vielleicht vor allen übrigen europäischen Gebirgen auszeichnende Eigenthümlichkeit bezeichnet, daß bei ihnen zwischen dem Urgebirge und den Flötzlagern die Uebergangs-Formationen fehlen. Drunten eine ferne, ferne Culturwelt, als nächste Umgebung eine fremdartig wilde Einöde, die Grenzen und Uebergänge aber zwischen beiden dem Auge völlig entrückt. Das mag freilich seinen besondern Reiz haben; aber es ist doch jedenfalls nicht das Bild, welches man auf dem Hauptgipfel eines Gebirges ersten Ranges sucht."

Sehr merkwürdig sind die meteorologischen Phänomene im Tatragebirge, wie sie besonders Herr von Sydow umständlich beschrieben hat, z. B. die ungeheuere Wolkenanhäufung im südwestlichen Ungarn, bis die Wolken gleich Heeresmassen in das vorher sonnenhelle Galizien eindringen, ferner die furchtbaren, in andern europäischen Gebirgen kaum erhörten Orkane.

Die Menschen machten keinen günstigen Eindruck auf den Reisenden. Nur im Gebirge bei dem Wallfahrtsort Szent Miclós (St. Nikolai) gewährten ihm die Wallfahrer ein heiteres und festliches Bild. „Zu der reizenden Lage des Ortes kommt eine nicht minder reizende Staffage. Vom frühen Morgen an ziehen zahlreiche Prozessionen katholischer Slovaken von allen Seiten heran, und, nachdem sie von den Geistlichen in pontificabilibus empfangen und begrüßt worden sind, zum Calvarienberge hinauf. Ihre bunten Fahnen flattern festlich im Glanze der blenden Sonne, ihre unaufhörlichen liturgischen Gesänge tönen schwermüthig melodisch durch die heitern Lüfte. Auf dem seichten, aber rasch fluthenden Strome ziehen Flösse vorüber, und wollen in mir die Lust zu einem wohlfeilen Abstecher in die tiefern Partien des schönen Waagthales wecken. In den Straßen des Städtchens herrscht ein reges, buntes, zum Theil auch geschäftliches Leben. Die Wirthshäuser und Kramläden sind überfüllt; im Freien wird Obst feilgeboten; Gruppen von Männern und Frauen, jene in der mannigfaltigsten ungarischen, slovakischen, ruthenischen, jüdischen und modern-germanischen Tracht, diese im ländlichen Gewande, wie in der unvermeidlichen Crinoline, versperren überall den Weg, und unter ihnen fehlt selbst eine einheimische Zigeunerfamilie nicht, deren olivenfarbige zehn- bis zwölfjährige Sprößlinge beiderlei Geschlechts — horribile dictu — vollständig nackt auf der Straße herumlaufen, während das Elternpaar, vor der Thüre seiner Hütte gelagert, sich behaglich sonnt." In den Ebenen aber begegnete dem Reisenden nichts Schönes mehr. „Welch ein schlaffer, müder, trostloser Ausdruck, den Natur und Cultur auf dem ganzen Wege uns zeigen! Unmittelbar hinter der Stadt Podgorze und weiterhin die Straße entlang nur niedrige, armselige Hütten, auf deren Schwellen halbnackte Kinder kauern, und hin und wieder eine elende Kneipe mit dem aller Welt verständlichen heraldischen Schmucke des Branntweinglases; die oft halb zertrümmerten Dächer, wie die Chaussee selbst mit weißgrauem Kalkstaube bedeckt, welcher, unter dem Hufschlage der Pferde aufwirbelnd, uns den Athem nimmt, und die herbstlich matte Vegetation der Gräben, auf welche er sich niedersenkt, nur noch matter färbt; die Felder weithin leer, nur theilweise noch mit Spätfrüchten bestanden; die Fußgänger und Fuhrwerke, die uns begegnen — denn überholen lassen wir uns von keinem derselben — durchgängig dürftig, oft bettelhaft armselig; die Ansprachen um Almosen so häufig, daß unser Vorrath an Scheidemünze schon auf der ersten Meile sich erschöpft, — kurz, wir bekennen, daß die vermeintliche Lustfahrt, zu welcher der Leser eingeladen wurde, bei Weitem mehr Fahrt, als Lust ist."

In Krakau selbst fand der Reisende unter 35,000 Einwohnern nicht weniger als 15,000 Juden. Indem er durch ihr Quartier ging, wurde ihm förmlich übel. „Die Armseligkeit des theils stagnirenden, theils beweglichen Menschenstromes, in welchem man hier zu schwimmen hat, läßt sich kaum beschreiben. Er erinnert nicht an die Springfluthen des Oceans, nicht an das Rauschen eines schiffbaren Flusses, nicht an die Kaskaden eines muntern Berggewässers, — sondern an das unheimliche Murmeln und Gurgeln einer finstern Kloake. Die unzähligen Kramladen und Familienzimmer, die unnennbaren Artikel des Kleinhandels und Trödels unter den hebräischen Schildern und Firmen, die faltigen Gesichter der älteren Frauen, und die verkommenen Kindergestalten, die durch alle Stufen bis zur traurigen Verlumpung absteigenden Costüme, die langen grauen, schwarzen und rothen Bärte, die melancholisch resignirten, verschmitzten, verkümmerten Physiognomien, das scheue Gesumme und Getrappel, welches durch die Gassen widertönt, und die bange, drückende, athemraubende Atmosphäre, welche über dem ganzen Stadttheile liegt, — wenn man, anfänglich der eigenthümlichen Anziehungskraft des menschlichen Elends nachgebend, eine Stunde lang zwischen allen diesen Bildern und Eindrücken sich umherbewegt hat, so fühlt man, einem Erstickenden gleich, das unwiderstebliche Bedürfniß, sich wieder hinauszuringen an die frische Lebensluft."

Herr Hildebrandt besuchte auch noch Wieliczka. „Freilich, auf das Glitzern und Flimmern krystallinischer Bildungen und auf den zauberischen Eindruck eines in

der Farbe der Unschuld prangenden unterirdischen Naturtempels muß man verzichten. Es ist Alles grau in Grau gemalt, und selten von hellem Geäder durchsetzt. Auch unter den zahlreichen durch Menschenhand geformten Bildwerken und Monumenten, die dem Reisenden gezeigt werden, z. B. den Statuen der Antoniuskapelle, darf sich dieser weder plastische Kunstprodukte ersten Ranges, noch auch nur freundliche und anziehende Erscheinungen vorstellen. Die Arbeit ist von untergeordnetem Werthe, und das Material, ob auch noch immer transparent genug, um selbst die dürftigen Strahlen des Grubenlichtes durchscheinen zu lassen, hat doch durch die fortwährende Feuchtigkeit, auch wohl durch häufige Betastung dergestalt gelitten, daß alle feinern Contouren verloren gegangen, einzelne Figuren fast zu unförmigen Klumpen geworden sind. Wer aber mit gemäßigten Erwartungen kommt, und seine Aufmerksamkeit mehr der Hauptsache, als dem romantischen Beiwerke zuwendet, der wird die Gruben von Wieliczka jedenfalls mit großer Befriedigung verlassen."

Biographie.

Wilhelm der Selige, Abt von Hirschau und Erneuerer des süddeutschen Klosterwesens zur Zeit Gregors VII. Von Lic. M. Kerker. Tübingen, Laupp, 1863.

Der Abt, dessen Lebensgeschichte hier vorliegt, war einer der bedeutendsten Männer des elften Jahrhunderts. In Bayern geboren und anfangs Mönch zu St. Emmeran in Regensburg zeichnete er sich so sehr aus, daß er zum Abt in Hirschau, einem der ältesten und schönsten Klöster Schwabens, gewählt wurde. In Regensburg war der Geist des h. Wolfgang auf ihn übergegangen, daß er wie ein Heiliger lebte und für das Reich Gottes glühte. Daneben umfaßte er so ziemlich das Wissen seiner Zeit, ließ seine Mönche fleißig schreiben, legte eine große Bibliothek an, pflegte unter den Wissenschaften insbesondere die Astronomie und unter den Künsten die Musik. Hauptsächlich aber war er thätig, das vielfach gesunkene und verderbte Mönchthum im Sinne der Cluniacenser oder Mönche von Clugny, mit denen er in Verbindung stand, zu reformiren. Natürlicherweise ergriff er auch aufs lebhafteste Partei für die kirchliche Freiheit gegenüber der weltlichen Gewalt, also damals für Gregor VII. gegen Heinrich IV. Dafür ist er durch die dem Kaiser anhängenden Bischöfe und Geschichtsschreiber gehässig behandelt und verleumdet worden, von dem Papst selbst und dessen Anhängern ist ihm aber alle Ehre widerfahren. Gegen den Kaiser schützten ihn in seinem abgelegenen Schwarzwaldthale Berthold von Zähringen, Herzog Welf und viele schwäbische Grafen. Bei ihm, wie überhaupt in jener Zeit, ging der Eifer für klösterliche Zucht Hand in Hand mit der Begeisterung für die Freiheit der Kirche. Dies wird in einem Schreiben voll Würde und Majestät, welches Gregor VII. an Wilhelm und zugleich an den ihm gleichgesinnten Bischof Altmann von Passau richtete, schön hervorgehoben. Auf der einen Seite stand der noch junge, aber schon sittlich tief gesunkene und bösartige Kaiser, der unter liederlichen Dirnen und Lustgesellen die Kirchenämter an die unwürdigsten Subjecte vergab. Die schlechten Bischöfe und Aebte, welche sich vor der Zucht des Papstes fürchteten und deßhalb den Schutz des Kaisers nöthig hatten, gaben sich zu dessen Werkzeugen her und suchten sich zugleich unter ihren Priestern und Mönchen dadurch Anhang zu verschaffen, daß sie denselben alle Sinnenlust und Ueppigkeit nachsahen. Wenn noch ein Funke christlichen Geistes im deutschen Reiche übrig war, mußte sich der bessere Theil nicht nur des Klerus, sondern auch des Volkes ermannen, um dem Unfuge zu steuern. Und das geschah auch. Die Begeisterung ergriff auch das gemeine Volk und viele s. g. conversi laici oder Laienbrüder gingen ins Kloster. An sie schloß sich noch eine zweite Classe dienender Brüder, die s. g. oblati. Auch die Weiber wurden von der religiösen Begeisterung ergriffen. „Auf den Dörfern begannen unzählige Töchter von Bauern der Ehe und der Welt zu entsagen. Ja auch Verheirathete begannen eine Regel zu beobachten und unter die Leitung von Religiosen sich zu stellen. Diese Richtung war besonders in Allemannien verbreitet. In dieser Provinz gab es ganze Dörfer, welche sich einer Ordensregel unterwarfen und wo die Einwohner einander durch Heiligkeit des Lebens zu übertreffen strebten. Die allenthalben aufs Nachdrücklichste dem Volke eingeschärfte Mahnung, daß es keinem Gottesdienste von Priestern anwohne, die durch fleischlichen Umgang — durch den Concubinat, denn eine Priesterehe kannte die Kirche auch vor Gregor VII. nicht — sich befleckten, die laut erhobene Forderung, daß dem Diener des Altares eine vollkommenere, dem Vorbilde Christi und der Apostel ähnlichere Lebensweise gezieme, hatte nicht verfehlt, einen tiefen Eindruck auf das Volk zu machen, es mit neuer Ehrfurcht gegen die Kirche zu erfüllen, es selbst geistig zu heben."

In sofern Hirschau bei weitem nicht ausreichte, alle die Begeisterten aufzunehmen, die dahin strömten, und es auch galt, den bessern Geist anders wohin zu ver-

breiten, gingen Colonien von Hirschau aus, welche die Klöster Reichenbach, St. Georgen, Blaubeuren, Zwiefalten, Comburg rc. gründeten.

Nach dem Tode Wilhelms folgte der Begeisterung allmälich wieder, wie überall, die Abspannung und schon seit dem 13. Jahrhundert starb geistiges und geistliches Leben im Kloster ab, wurden die von Wilhelm so sorgfältig gesammelten Bücher vernachlässigt und verschleppt u. s. w.

Wie denn das vorliegende Buch überhaupt ein helles Schlaglicht ins 11. Jahrhundert wirft, so wird im Anhang noch Vieles beigebracht, was uns bis ins Einzelnste das damalige Klosterleben und den Gottesdienst schildert. Wir wollen hier zur Probe nur mittheilen, was über die Hostienbereitung berichtet wird. „Der Waizen, welcher zur Hostienbereitung verwendet werden soll, wird stets nur Korn für Korn (granatim) gesammelt, wie schön und rein er auch dem Aeußern nach scheinen möge; keine anderen als Klosterbrüder — in der Regel die Gehilfen des Apokrisarius — sollen dazu verwendet werden. So gesammelt wird der Waizen sorgfältig gewaschen, hierauf in einem reinlichen Tuche an der Sonne getrocknet. Einer der gewissenhaftesten Brüder, von ehrwürdigem Alter, wird erkoren, ihn in einem eigens hiezu bestimmten, reinlichen Sacke zur Mühle zu tragen. Dieser reinigt zuvor die Mühle, dann behängt er sie von allen Seiten mit Vorhängen, kleidet sich in die Albe und bindet das Humerale über das Haupt, also daß außer seinen Augen kein Theil des Angesichts frei bleibe. In diesem Aufzuge mahlt er den Waizen und siebt das Mehl in einem frisch gewaschenen Siebe. Zum Backen der Hostien werden durch den Wächter der Kirche vier Brüder erkoren, unter denen drei Diakonen oder Priester seyn müssen. Nach Beendigung der Nocturnen waschen diese Hände und Angesicht, begeben sich an den zu ihrem Geschäft bestimmten Ort, und bekleiden sich mit dem Humerale und der Albe. Einer von ihnen besprengt das Mehl mit Wasser und preßt es (compingit) dann mit aller Macht auf einer reinen Tafel, die einen etwas erhöhten Rand hat, damit das Wasser nicht hinabfließen könne. Er nimmt jedoch nur kaltes Wasser zu diesem Zwecke, weil, wie man sagt, die Hostien dabei um so weißer werden. Die zwei übrigen Priester oder Diakonen formiren nun die Hostien, wozu der vierte Bruder, ein Laien-Converse, das Eisen hält; derselbe hat zu diesem Zwecke Handschuhe angethan. Bei dieser Verrichtung liegt zwischen dem Laien-Conversen und jenen zwei Hostienbäckern eine hölzerne Tafel, aus welcher zwei Pfähle hinaufragen; über diese zwei Pfähle hin ist wiederum ein Leisten in die Quere befestigt, auf welcher dann das Hostien-Eisen aufgelegt wird. Sind die Hostien gebacken, so werden sie mit einem Messer abgeschabt und fallen hinunter in einen auf der Tafel unten liegenden Teller, der hierauf mit einem Tuche bedeckt wird. Die ganzen und durchaus vollkommenen Hostien werden hierauf zum Gebrauche für das hl. Meßopfer ausgeschieden; die etwas porösen dagegen für den Opfergang aufgehoben. Ganz zerbrochene oder zur Erde hinabgefallene sammelt man, um sie im Refectorium in den für die Ueberbleibsel bestimmten Korb zu schütten. Während der ganzen Verrichtung bewahren die Brüder ein tiefes Stillschweigen, damit Nichts vom Speichel, ja nicht einmal ein Hauch ihres Mundes die Hostien berühren könne."

Im Anhang wird auch ein musikalisches Instrument beschrieben, welches Abt Wilhelm erfunden hat. Der Scholasticus Aribo schreibt: „Wilhelm erfand eine neue Art Flöten (fistula), indem er den früher beliebten weiten Umfang derselben in die Enge zusammenzog. Er selbst hat mir diese seine Erfindung mitgetheilt. Denn er liebte meine Wenigkeit allerdings weit über mein geringes Verdienst; ist er ja in der That der erste Musiker (unter den Heutigen), ein neuer Orpheus und Pythagoras."

Wilhelms Werk über die Astronomie ist noch erhalten und sehr merkwürdig, obgleich es den noch sehr tiefen Standpunkt der damaligen Naturkunde bezeichnet. Da wird noch vorausgesetzt, die über der Luft schwebende Region des Aethers sey Feuer. Indeß ist dieser alte Wahn nicht abergläubischer, als es der unserer neuesten Naturforscher ist, welche umgekehrt die Feuerregion unten suchen und sich einbilden, das ganze Innere der Erde brenne. Vieles in Abt Wilhelms Buch ist phantastisch. So erklärt er die Farbe des Blutregens aus bloßer Erhitzung der Regentropfen, den Blitz ebenfalls nur aus Erhitzung der Luft, den Donner aus dem Aneinanderschlagen der Wolken rc.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 71.** 5. September 1863.

Sagen und Mythen.

1) Sagenbuch von Böhmen und Mähren. Von Dr. J. V. Grohmann. Erster Theil, Sagen aus Böhmen. Prag, Calve, 1863.

Die böhmische Volkssage ist der deutschen ziemlich ähnlich, nicht nur weil die deutsche Bevölkerung ziemlich tief in Böhmen eingedrungen ist, sondern auch, weil die Czechen, als sie das in der Völkerwanderung von den Deutschen entleerte Böhmen neu bevölkerten, noch manche an Oertlichkeiten geknüpfte Erinnerung aus der deutschen Vorzeit übernahmen und fortpflanzten. Man darf aber auch nicht außer Acht lassen, daß viele mythische Züge den Deutschen und Slaven, so wie auch andern alten Völkern gemein waren. Wenn z. B. Herr Grohmann gleich im Eingang böhmische Sagen von s. g. Himmelssoldaten, von den Reitern im Berge Blanik, vom im Berge schlafenden König Marko rc. berichtet, so braucht er das nicht ausschließlich aus dem nordischen Glauben an die Walhallagenossen herzuleiten, sondern er darf dabei auch an den Chronos denken, der nach einer weit älteren griechischen Sage in einer Höhle auf einer Insel schläft, um dereinst wieder zu erwachen und der Menschheit das goldene Zeitalter zurückzubringen.

In einer bulgarischen Volkssage ist auf merkwürdige Weise jener altgriechische Glaube an den Chronos mit der nordischen Sage von einem im Berge schlafenden kriegerischen König verbunden. „In der Bulgarei glaubt man, der König Marko sey nicht gestorben, sondern lebe noch. Einmal sey er als Handelsmann auf einem Schiffe übers Meer gefahren; ein plötzlicher Sturm aber habe ihn genötbigt auf einer wüsten Insel zu landen. Dort habe er wunderschöne Paläste gefunden und in diesen Palästen wohne er gegenwärtig. Bald aber wird die Zeit kommen, wo er wieder auf Erden herumgehen wird. Nach einer anderen Sage soll sich König Marko irgendwo verborgen halten, seitdem die Flinten erfunden worden. Er habe es nicht glauben wollen, daß eine Flinte eine solche Wirkung hervorbringen könne und habe deshalb einen Versuch gemacht. Dabei sey ihm die Hand durchbohrt worden. Da habe Marko ausgerufen: Jetzt ist es Zeit, daß ich gehe. Wenn das kleinste Kind einen Helden tödten kann, so mag ich nicht länger mehr auf der Erde leben. Westlich von Vardar in der Nähe des eisernen Thors erhebt sich ein Berg, dort soll der König Marko verborgen seyn. Wenn die Reisenden dort vorübergehen, rufen sie: Marko, lebst du? Und wenn das Echo die Worte wiederholt, so sagen sie, Marko habe geantwortet. Nach serbischem Volksglauben soll der Königssohn Marko im Berge Urvina mit seinem Pferde Scharatz schlafen. Sein Schwert wächst langsam aus dem Berge. Wenn es völlig herausgekommen seyn wird, so wird Marko erwachen und sein Volk befreien. Bis jetzt ragt es aber erst bis zur Hälfte aus dem Berge (mündlich)."

In der vorliegenden Sammlung böhmischer Sagen nehmen die von den weißen Frauen, weissagenden, wohlthätigen oder verwünschten und Schätze hütenden Jungfrauen den meisten Raum ein. Oefters erscheinen sie auch in der dreifachen Zahl gleich den Parzen und Nornen. Der Sammler hat in die Menge dieser Sagen doch nicht einmal die Hauptsage von der weißen Frau (Bertha von Neuhaus) aufgenommen, wahrscheinlich weil sie anderwärts schon oft genug erzählt ist. Viele der böhmischen Frauensagen sind eigenthümlich. So heißt es von einer Linde in der Grafschaft Glaz, auf ihr habe die Sybille gesessen und geweissagt (S. 65). So von einem See bei Königgrätz, die h. Jungfrau habe darin gebadet und welcher Kranke seitdem darin bade, der genese. Sie habe aber auch ihren Ring im See verloren

und wer den finde, werde selig (S. 264). Von einer weißen Jungfrau auf der Ringelkoppe heißt es, sie spinne ein Hemd und wenn sie es vollendet habe, werde der jüngste Tag kommen (S. 34).

Sehr merkwürdig ist die Sage von der h. Walburgis. Hinter dem Namen dieser Heiligen, wie auch hinter dem des h. Valentin und dem des öfter in Lied und Sage vorkommenden Waltarius oder Walter verbirgt sich nämlich der altnordische Frühlingsgott Wali und eine ihn ergänzende Frühlingsgöttin. Hier erfahren wir sinnige und schöne Züge aus einem wahrscheinlich sehr alten Mythus. „Der Tag der heiligen Walburgis (1. Mai) wird in Böhmen viel gefeiert.*) Nach dem Glauben der Bewohner des Riesengebirges aber gibt es 9 Walburgisnächte, welche dem Namensfeste der Heiligen unmittelbar vorangehen. In diesen neun Nächten (von Georgi an) läßt man ein kleines Fenster im Hause offen. Dann hofft man am Morgen nach der letzten Nacht in jenem Fenster ein Goldstück zu finden, das die heilige Walburgis hingelegt hat. Die heilige Walburgis wird nämlich in diesen Nächten unaufhörlich von wilden Geistern verfolgt und flieht von Dorf zu Dorf und sucht nach einem Versteck, um sich zu verbergen. Sie flüchtet am liebsten hinter kleine geöffnete Fenster und verbirgt sich hinter das Fensterkreuz. Dort läßt sie den Zug ihrer Verfolger vorüberbrausen und legt dafür zum Danke ein kleines Goldstück auf das Gesims des Fensters und flieht dann weiter. Betet man stets um Mitternacht ein Ave für die Heilige, so ist das Haus für dieses Jahr vor Feuerschaden sicher. Viele haben die heilige Walburgis auf ihrer Flucht schon gesehen. Einst ging ein Bauer spät in der Nacht durch den Wald. Da begegnete ihm in der Mitte des Waldes eine weiße Frau mit feurigen Schuhen, langen wallenden Haaren, eine goldene Krone auf dem Haupte, und in den Händen einen dreieckigen Spiegel und eine Spindel. Eine Strecke hinter der Frau gewahrte er einen Trupp Reiter auf weißen Rossen, die sich anstrengten, die Flüchtige einzuholen. Es war die heilige Walburgis und ihre Verfolger. Vor Furcht warf sich der Bauer zu Boden und brausend ging der Zug über ihn hinweg. Ein anderesmal führte ein Bauer, da er Regenwetter fürchtete, des Nachts noch sein Getreide ein. Da schwebte plötzlich die heilige Walburgis vor seinen Wagen und bat ihn freundlich, sie in eine Garbe zu verstecken, da ihr die Feinde auf dem Fuße folgten. Der Bauer ließ sich erbitten und verbarg die Heilige in einer Garbe. Daher wird die heilige Walburgis mit einer Garbe abgebildet. Kaum war die Heilige verborgen, als unter wildem Halloh die weißen Ritter vorüberbrausten. Der Bauer schlug schnell ein Kreuz und wurde so gerettet. Die heilige Walburgis stieg hierauf aus dem Wagen, dankte dem Bauer und sagte, er solle wohl der Garben achten. Der Bauer fuhr nach Hause; aber wer beschreibt seine Freude, als er des anderen Morgens Goldkörnlein statt Roggen in den Aehren fand! Er war nun ein reicher Mann und lebte glücklich und zufrieden. (Mündlich aus Senftenberg. Th. Bondy aus Prag.)“ Die Verfolgung einer edlen oder h. Jungfrau kehrt sehr oft in unsern Sagen wieder und scheint ursprünglich als die Verfolgung des Sommers durch den Winter gedeutet werden zu müssen.

*) Reinsberg Festkalender S. 206.

Eine Menge Sagen handeln von der wilden Jagd, von gespenstigen Reitern und Wagen, von Wald- und Moosfrauen, vom Werwolf, von Wassermännern und Nixen, von Zwergen, ihren Schätzen, ihrem Verkehr mit den Menschen, von Hausgeistern, von Schlangen mit Kronen, von hexenhaften Katzen, feurigen Hunden, vom Teufel, den das Hahnkrähen verscheucht, von Gespenstern und Irwischen rc.

Eine interessante Sage ist die vom Werwolf. „Ein Waldweibchen verliebte sich einmal in einen Jäger, der aber wollte nichts von ihr wissen und daher schwur sie ihm Rache. Als sie ihm begegnete, sagte sie ihm, daß er bei dem ersten Schusse, den er noch thue, in einen Werwolf verwandelt werden würde. Der Jäger achtete nicht darauf und als ihm ein schöner Hirsch in den Wurf kam, schoß er ihn nieder. Allsogleich war er in einen Wolf verwandelt. Nichtsdestoweniger blieb ihm das Verlangen nach menschlicher Speise. Er vertrieb also Hirten und Holzhauer und aß ihr Brod und ihren Käse. Des Jägers Geliebte trauerte lange um den Jäger. Als sie nun einmal in der Schenke saß und zusah, wie die Andern tanzten, stürzte ein furchtbarer Wolf in den Saal und entführte das Mädchen. Ein Jahr lang lebte nun der Werwolf mit seiner Geliebten im Walde, bis sie vor Gram endlich starb. So trieb er sich dreiunddreißig Jahre im Walde herum. Nach dieser Zeit aber, als er eines Tages aus dem Schlafe erwachte, sah er, daß er ein Mensch geworden sey. Sogleich ging er ins Dorf, wo er früher gelebt hatte, und mischte sich unter die Leute, die dort eben ein Fest feierten. Niemand erkannte ihn, denn er war ein alter Mann geworden. Da gab er sich seinen alten Freunden zu erkennen und nachdem er ihnen sein Schicksal erzählt hatte, sprang er als Wolf wieder davon und lief heulend dem Walde zu.“

Vom ungarischen Vampyr findet sich eine Spur im

böhmischen Alp. „Eine Braut war vom Alp befallen worden und ihr Bräutigam führte ihn gerade auf den Kirchhof, als eine Frau ihnen begegnete, aber sich in ihrer Angst hinter einen Baum versteckte; denn dem Alp hätten die Augen furchtbar geleuchtet. — Wie hier Verstorbene als Alpe gedacht werden, so gehen nach einem andern Volksglauben auch die Seelen lebender Menschen Alpdrücken. Insbesondere stehen Personen, deren Augenbrauen zusammengewachsen sind, in diesem Verdachte."

Eigenthümlich sind einige Sagen von Mäusen. „In den Weinbergen von Tokai steht ein ungeheurer Weinstock, darunter ist eine riesige Maus verborgen: wenn die herauskommt, so bricht das Ende der Welt an. — Auf der Margaretheninsel bei Pesth liegen die Ruinen eines Klosters. Im Keller dieses Klosters ist ein Maulwurf schon seit undenklicher Zeit verschüttet. Er gräbt fortwährend an einem Wege, der ihn ins Freie bringen soll. Wenn ihm dies gelungen seyn wird, kommt das Ende der Welt. — In den Walzener Gebirgen steht ein Berg, wo man einige versteinerte Mausköpfe sieht. Wenn diese Mäuse lebendig werden, kommt der jüngste Tag."

Wir müssen bedauern, in einem zweiten Werke desselben Verfassers nicht dieselbe Befriedigung gefunden zu haben, wie in dem vorliegenden.

2) Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen von Dr. Joh. Virgil Grohmann. Prag, Calve, 1863.

Die Mythologie ist diejenige Wissenschaft, in welcher, wie in der Naturphilosophie, die Phantasie und hauptsächlich eine phantastische Logik und falsche Consequenzmacherei ihr Wesen treibt. Früher herrschte die Mode, die antik-classische Mythologie als autochthonisch, als freies Erzeugniß des Hellenenthums zu erklären und den Einfluß vom Orient her wegzuleugnen. Jetzt will man alles in Europa aus der indischen Mythologie erklären, Hanusch alles Slavische, Kuhn alles Germanische. Wieder andere wollen alles von den Kelten herleiten, von denen sie nicht einmal einen richtigen Begriff haben. Dazu kommen nun noch die erstaunlichsten Kurzsichtigkeiten und Vorurtheile in Bezug auf die Bedeutung der Mythen und der heidnischen Götter überhaupt. Vor vierzig Jahren legte man fast alle Mythen naturphilosophisch aus. In allen Göttern sah man vorzugsweise nur Sonne, Mond und Planeten, die Elemente und auffallende Naturerscheinungen. Nun sind zwar ohne Zweifel die segensreichen und die schrecklichen Naturgewalten vergöttert worden, aber die Götter der heroischen und gebildeten Völker spiegeln doch mehr sittliche Elemente und den eigenthümlichen Geist des Volkes ab, von dem sie verehrt wurden. Seit einigen Jahren hat sich eine Schule von Mythologen gebildet, welche nicht dabei stehen bleibt, in allen Göttern nur Naturkräfte zu sehen, sondern so weit geht, sie allesammt zu bloßen Variationen des Donnergotts, oder zu Dämonen des Gewitters zu machen. Das hat meist das mythologische Werk von Schwarz verschuldet. Die falsche Consequenzmacherei kann in ihrer Einseitigkeit nicht weiter gehen. Der Verfasser des vorliegenden kleinen Buchs gehört nun der Schule von Schwarz an und spendet diesem Mythologen seine aufrichtigste Bewunderung. Deßhalb sieht er auch im ganzen weiten Gebiete der heidnischen Götterlehren nichts als Blitz und Donner und sogar, indem er von den Mäusen redet, macht er auch diese zu Genien des Gewitters.

Die Maus ist das furchtsamste aller Thiere, der Blitz dagegen die trotzigste und rücksichtsloseste aller Gewalten. Die Maus ist winzig klein und lebt ängstlich und verborgen unter der Erde, das Gewitter zieht groß und stolz am Himmel daher. Die Maus nagt mit seinem Zahne heimlich und langsam, der Blitz zerschmettert, was ihm im Wege ist, auf der Stelle. Beide sind so heterogene Dinge, daß es eigentlich unmöglich ist, sie zu vergleichen. Auch hat die Maus allen alten Völkern wirklich nur, wie es ihrem Charakter entspricht, zu Sinnbildern des heimlich und langsam Wirkenden gedient, zum Sinnbild der langsam nagenden Zeit, zum Sinnbild der im Körper verborgen wirkenden Seele, zum Sinnbild der unterirdischen Todten. Weil Mäuse die Früchte des Feldes verderben und in den Häusern das Gespinnst benagen, hat man sie auch zu Sinnbildern heimlich wirkenden Verderbens gemacht. Weil endlich die Mäuse sich ungeheuer vermehren und zur Landplage werden, sah man in ihnen auch Vorbilder hereinbrechender fremder Heere und Völker. Das alles sind natürliche Sinnbilder. Die Maus dagegen zu einem Genius des Gewitters machen zu wollen, ist ganz unstatthaft.

Hören wir, wie Herr Grohmann sich die Sache denkt. Indem er den bekannten Mäusemythus vom polnischen König Popiel und vom deutschen Erzbischof Hatto erörtert, holt er den slavisch-deutschen Mythus überhaupt vom fernen Ganges her und macht aus den Mäusen Gewitterdämonen. „Ein böser grausamer Herr hält das Getreide verschlossen und verweigert es den flehenden Menschen, ja er verbrennt das Getreide mit sammt den Armen, die ihn darum anflehen. Dieser grausame Herr ist Sushna der Trockner, oder der mißerntebringende Dämon Kupara, der griechische Phaeton, alle des Sonnenrades

gewaltig, mit welchem sie die Erde versengen, Dürre und Hungersnoth hervorrufen, das Wachsthum des Getreides und auch den Schatz des Regens zurückhalten. Nun kommen aus dem Feuer die Mäuse hervor, die Sturm- und Blitzeswesen, und fallen wüthend den Dämon an. Der erbaut rasch eine Burg (die Wolkenburg) mitten im Wasser (dem himmlischen See); die Mäuse verfolgen ihn, dringen in den Thurm oder die Burg ein und vernichten den Dämon. Und um die Gewitterscenerie noch zu vervollständigen, versinkt nach dem Tode des Dämons seine Burg in die Tiefe des Sees und nur bei klarem Wetter sind ihre Trümmer auf dem Grunde zu sehen. So löst sich unsere Hattosage vollständig und von selbst in völlig bekannte mythische Elemente auf. Es entfaltet sich uns eine der vollständigsten und schönsten Gewittersagen, die in ihrer Scenerie noch an die indischen Mythen erinnert." Durch diese höchst unnatürliche Erklärung geht der Sinn des Mythus, dem zu folge die Mäuse, welche den unbarmherzigen Herrn fressen, die Seelen der verhungerten Armen sind, und somit auch die ganze poetische Bedeutung desselben verloren. Die Herleitung aus Indien ist aber um so überflüssiger, als die Sage vom Erzbischof Hatto gar nicht alt, sondern nur aus einer gehässigen Satire entstanden ist, welche gegen diesen würdigen und um Deutschland hoch verdienten Kirchenfürsten von seinen böswilligsten Feinden ausgestreut wurde, indem sie eine aus ganz andern Zeiten und Gegenden stammende Volkssage nur auf ihn anwandten. Zu dieser Uebertragung der Mäusesage auf den Mainzischen Mäusethurm bei Bingen, in welchem Mäuse den Hatto gefressen haben sollen, trug ohne Zweifel ein Namenspiel bei. Der mitten im Rhein erbaute Mäusethurm erhielt seinen Namen ursprünglich nicht von Mäusen, sondern von Mus, einem Worte, welches uns noch in seiner ganzen alten Bedeutung in den Worten Musterung, Muskete, Musketier, in der Muswiese bei Schwäbisch Hall &c. erhalten ist. Der Name bedeutet die Waffen des Heerbanns oder der alten Landwehr, die in Friedenszeiten an einem sichern Ort (im Musthurm) aufbewahrt, bei den jährlichen Musterungen aber im freien Felde (auf der Muswiese) hervorgeholt wurden. Aus dem Waffenthurm bei Bingen hat nun die Satire, mit dem Namen spielend, einen Mäusethurm gemacht und dabei ist nicht entfernt weder an die indische Mythologie, noch an Gewitterdämonen zu denken.

Eine andere eben so unnatürliche und verkehrte Erklärung des Herrn Grohmann ist diejenige, wonach die Mäuse als Sinnbilder der Seelen im Gewitter geboren seyn sollen, weil nach indischer Vorstellungsweise die Zeugung des Blitzes im Gewitter und die Erzeugung der Seele als eines himmlischen Funkens identisch seyn sollen.

Wir wollen dem Verfasser in seinen qualvollen und doch ganz unnützen Bemühungen, aus den kleinen unterirdischen Mäusen gewaltige überirdische Gewitterdämonen zu machen, nicht weiter folgen, müssen aber noch rügen, daß er so gar keine Rücksicht auf die reichhaltige Symbolik fast aller heidnischer Völker genommen hat, worin die Maus als Sinnbild des Unterirdischen, der Nacht, der nagenden Zeit &c. aufgefaßt wird. Wir wollen ihn nur auf wenige, aber bedeutsame Sinnbilder aufmerksam machen. Auf antiken Gemmen findet man öfters eine Maus, die von hinten auf einen Löwen steigt. Unter dieser Maus kann nicht wohl etwas anderes verstanden seyn, als die kürzeste Nacht, von wo an die Nächte wieder länger werden und die Macht des Winters beginnt, durch welche die Macht der Sonne im Zeichen des Löwen überwunden wird. Der Gegensatz kann nicht geistreicher aufgefaßt werden. Die kleine Maus mit ihrer verborgenen Arbeit ist das am glücklichsten gewählte Sinnbild für die kürzeste Nacht der Sommermitte.

Ein anderes Beispiel. Im Museum Florentinum II. tab. 91 Nr. 9. findet man ein höchst interessantes Sinnbild, nämlich die Keule des Herakles, aus der zwei Weintrauben hervorwachsen. An einer derselben nascht eine Eidechse, an der andern eine Maus. Die Eidechse sonnt sich gern, ist ein Tagthier, ein Attribut des Apollo als Sonnengott und steht insofern im directen Gegensatze mit der Maus, dem Nachtthier. Beide Thierchen aber dürften die Tage und die Nächte überhaupt bedeuten, die in ihrem unaufhörlichen Wechsel das Jahr und seinen ganzen Inhalt verzehren. Die Keule des Herakles bedeutet die Kraft, mit der er seine berühmten zwölf Kämpfe besteht, d. h. mit welcher die Sonne sich durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, d. h. durch das Jahr, hindurch arbeitet.

Auf sehr vielen antiken Bildwerken, namentlich Gemmen, stehen sich auch Maus und Hahn als Sinnbilder von Finsterniß und Licht gegenüber.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 72. 9. September 1863.

Biographie.

Georg Forster in Mainz 1788 bis 1793. Von Karl Klein, Prof. am Gymnasium zu Mainz. Nebst Nachträgen zu seinen Werken. Gotha, F. A. Perthes, 1863.

Nachdem der Antrag des Professor Moleschott, dem Georg Forster, welcher Mainz an die Franzosen verrathen hat, in demselben Mainz ein Ehrendenkmal zu setzen, von Professor Klein im Namen der Stadt Mainz und ganz Deutschlands mit edler Entrüstung zurückgewiesen worden war, hat es dennoch an ehr- und vaterlandsvergessenen Menschen nicht gefehlt, welche gegen Klein geschrieben und ihn begeifert haben. Er sah sich also genöthigt, zur Belehrung der deutschen Lesewelt in einem umfangreicheren Buche die ganze Schande Georg Forsters aufzudecken. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß sich, während wir bei Schützen- und Sängerfesten laut mit unserer Vaterlandsliebe renommiren, dennoch eine namenlos unverschämte Vertheidigung Forsters und Beschönigung seines Landesverraths sich in der deutschen Presse breit machen darf.

Der Verfasser sagt: „Fast vierzig Jahre lang nach Forsters Tod scheute man sich ihn zu nennen, Niemand getraute sich ihn zu loben, weil er des Verraths am Vaterland überführt war; daß er in Mainz zu den Franzosen überging, verzieh man ihm wie vielen Andern, besonders weil er sie für die Träger der Freiheit hielt; daß er die Revolution nach Deutschland verpflanzte, mochte man übersehen, wiewohl er mehrfach erklärte, daß die Deutschen noch nicht zur Freiheit reif seyen; daß er aber einen ansehnlichen Theil Deutschlands, so viel an ihm lag, vom Vaterland abriß und dem Feinde einzuverleiben suchte, dies konnte man damals, dies kann man niemals ihm vergeben: auf ihm lastet somit das schwerste Verbrechen. Die Familie selbst stimmte während dieser Zeit in die Verurtheilung ein oder schwieg. Erst kurz vor der französischen Juli-Revolution (1829) veröffentlichte die Frau desselben seinen Briefwechsel, der ihn, wenn auch nicht freisprechen, doch entschuldigen oder Mitleid erregen sollte. Aber man nahm davon nicht Notiz. Doch als ein Romanschreiber den Forster zum Helden eines Romans gemacht hatte, da traten Biographen, Geschichtschreiber, Literarhistoriker u. s. w. in Menge auf und suchten ihn zu vertheidigen; wollten doch sogar Einige ihn zum Vorbild den Deutschen hinstellen. So wurde von Moleschott im Jahre 1854 den Mainzern die Zumuthung gestellt: ‚dem Forster dahier ein Denkmal zu errichten'. Sie wiesen es mit Indignation zurück. Doch die Verherrlichung desselben nahm noch kein Ende. Derselbe Moleschott hatte am 18. Oktober v. J., als in Mainz die Schiller-Statue enthüllt wurde, die Kühnheit, die Mainzer öffentlich zu einem Denkmal für Forster aufzufordern. — Er wurde wieder zurückgewiesen. Es dürfte daher an der Zeit seyn, Forsters letzte Lebensjahre ausführlich darzustellen."

Man hat es gewagt, Georg Forster vorzugsweise „den Edlen" zu nennen, während seine Handlungsweise eine durchaus nur gemeine und niedere war, nicht nur im öffentlichen, sondern auch im Privatleben.

Was sein öffentliches Leben betrifft, so genügt es zu wissen, daß Forster, welchen der Kurfürst von Mainz aus pecuniärer Noth herausgerissen und zum Bibliothekar gemacht hatte, nicht nur an diesem Fürsten den unedelsten Undank übte, sondern auch zum Verderben und zur Schande Deutschlands die Einverleibung des deutschen Kurfürstenthums in das französische Reich einleitete und eifrig betrieb. Aus den zahlreichen darüber hier mitgetheilten Acten heben wir nur eine Stelle des von Forster verfaßten Schreibens hervor, worin dem

Convent in Paris empfohlen wird, Mainz zum Bollwerk gegen Deutschland zu machen. „Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr Mainz, den Sitz jenes stolzen Priesters, dessen grenzenloser Hochmuth ihm in der Geschichte nur den Namen eines Mordbrenners erwerben kann, Mainz am Zusammenflusse des Rheins und des Mains, wo der Handel Deutschlands sich in der Hand des fränkischen Kaufmanns sammlen wird; Mainz, der Schlüssel des deutschen Reichs und die einzige Oeffnung, durch welche noch Eure Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen der Feinde zugänglich bleiben; Mainz endlich, das die Meister in der Kunst als ein Meisterwerk der Befestigung anerkennen, wo selbst die ohnmächtigen Bemühungen der gegen Euch verschwornen Despoten zu Schanden werden müssen, so oft sie es wagen dürften, das unsinnige Projekt eines Angriffs in Ausübung zu bringen.“ So schrieb Georg Forster, und mit Recht fügt Herr Professor Klein hinzu: „Welcher Deutsche kann dies Schreiben lesen, ohne daß Schamröthe über die Infamie Forster's sein Gesicht übersüllt! also kein Wort weiter, als Schmach und Schande über jene und alle, welche ihn noch zu entschuldigen oder zu vertheidigen wagen, welche so verblendet oder so schamlos sind, ihn als ein Muster, als ein Vorbild für Deutschland irgend wie hinzustellen! Das Vaterland speit diesen entartetsten aller seiner Söhne aus, und jeder Deutsche soll es sich zur Pflicht machen, ihn nie mehr zu nennen, damit sein Verbrechen am Vaterland mit ihm in Vergessenheit gerathe.“

Von einem Deutschen, der die Franzosen mit so lockenden Worten zum Raube einer deutschen Provinz auffordern kann, brauchte man anderweitige Ehrlosigkeiten nicht zu kennen, um seinen Namen auf ewig zu brandmarken. Aber der Vollständigkeit wegen und weil Forster immer noch so viele Freunde und Vertheidiger findet, wollen wir unsern Lesern noch einige seiner Schlechtigkeiten preisgeben. Wir lesen hier ausführlich (Seite 260 f.), wie er schon Vicepräsident der französischen Administration in Mainz war und nachdem der französische General Custine öffentlich bekannt gemacht hatte, daß, wer sich unterstünde, von Unterhandlungen mit dem König von Preußen zu reden, sogleich gehenkt werden sollte, er (Forster) dennoch eine Summe Geldes von Preußen annahm, aber im tiefsten Geheimniß und in beständiger Angst, verrathen zu werden. — Noch abscheulicher war sein Benehmen, als er von Mainz nach Paris flüchten mußte, dort in allen seinen eitlen Erwartungen sich betrogen fand, er die große Rolle, die er gern gespielt hätte, nicht spielen konnte und auf eine kurze Zeit Paris wieder verließ, um sich an der Schweizer Grenze vollends mit seiner Frau abzufinden. Als er nämlich wieder über die französische Grenze zurückgehen mußte, hatte er Angst, man würde ihn festnehmen, wenn er sich nicht durch ein untrügliches Zeichen seiner jacobinischen Gesinnung legitimiren könne. Zu diesem Behuf verschaffte er sich von Huber, dem er damals seine Frau abtrat, ein Document, welches den greisen französischen General Luckner eines geheimen Verkehrs mit den allirten Mächten überführte. Kam Forster selbst in Gefahr, so wollte er mittelst jenes Documentes den alten Luckner denunciren und durch dessen Tod sein eigenes Leben retten. „Huber besaß ein Memoire, welches den thatsächlichen Beweis enthielt, daß der alte General Luckner sich als französisch-republikanischer Bürger eines Verraths schuldig gemacht habe. Der über 70 Jahre alte Marschall Luckner mußte voriges Jahr ein republikanisches Herr anführen, und war bereits vor einiger Zeit, weil die Bergpartei ihm zu wenig Patriotismus zuschrieb, verhaftet worden. Da nahm Forster von jenem Memoire eine Abschrift, in der Absicht, daß wenn er wegen seiner Reise oder der Verwendung seines Geldes zur Rechenschaft gezogen würde, er angeben wolle, er habe dies Memoire gekauft und deßwegen die Grenze überschritten; dadurch hoffte er sich zu retten, Luckner aber verlor sicher das Leben. Die drei rechneten damals ‚des siebzigjährigen vereinzelten Mannes ohnehin dem Tode geweihtes Haupt gegen Forsters Leben‘. Wie soll man die drei benennen? also Forster wollte ein einem anderen im Geheimen anvertrautes Aktenstück gerichtlich übergeben, um einen alten Mann dem Tode zu überliefern, damit er sich rette, der noch junge! statt offen und freimüthig, wie er sonst sich rühmte, seinen Fehler zu gestehen und mit Standhaftigkeit und in Tugend, die er immer im Munde führte, die Strafe zu leiden für seine Liebe zu seinen Kindern: abgesehen von der entehrenden Lüge, daß er die Grenze überschritten, um dies Aktenstück zu kaufen, das ihm nur zufällig und unrechtmäßiger Weise in die Hände kam. ‚Huber kämpfte lang und peinlich mit sich selbst‘, ob er die Abschrift gebe; Forster bewies, ‚daß er des Lebens nicht müde sey‘. Wenn schon das Aktenstück von Forster nicht vorgelegt wurde, weil er wegen seiner Reise nicht zur Rechenschaft gezogen ward: bleibt der Plan gleich verwerflich: ‚sie unterlagen der Versuchung‘, aber ‚Gott erlöste sie vom Bösen‘, eigentlich von der Ausführung des Bösen. Doch die Absicht ist gleich abscheulich, wenn auch die That nicht geschah, und dieser eine Vorfall beweist, daß in Forster kein edler Sinn war, wie viele immer noch annehmen. Die Biographen Forsters übergehen diesen Vorfall, nur König erwähnt, ‚eine in den

Augen des pariser Heilausschusses wichtige Thatsache', ohne nähere Angabe, ohne ein Wort der Mißbilligung. — So schreibt man Biographien. Nach Theresens Aeußerung hat ‚dieser ganze Vorfall etwas Schicksalvolles und die Folge ist ein auffallender Beweis, wie unfehlbar die rächende Nemesis im Gefolge der menschlichen Handlungen einherschreitet', d. h. wohl, Forster, der einem andern Unschuldigen in dieser Schreckenszeit den Tod zu bereiten nicht anstand, verfiel von Rechtswegen dem Tode selbst gleich darauf (6 Tage nach Luckner)."

Wir gehen nun zu Forsters Privatleben über. Darin ist der schlimmste Flecken das Verhältniß zu seiner Frau. Diese berühmte Therese liebte einen gewissen Meyer mehr als ihren Bräutigam, aber Forster nahm es ihr gar nicht übel. „Wenn die Briefe Forsters an Meyer unzweideutig innige Freundschaft und Liebe von Therese zu letzterem an den Tag legen: so zeigen dagegen die vielen Briefe, welche Forster an seine Braut schrieb, keine solche innige Neigung dieser zu ihrem Bräutigam; zwar sind Theresens Briefe nicht erhalten, zwar schreibt Forster an Sömmering, 21. Dec. 1784: ‚Therese, die mit inniger Liebe an mir hängt und mir die zärtlichsten Briefe schreibt'. Doch dies war Täuschung bei ihm; aus seinen Antworten erhellt dies nicht. Kamen sie doch während ihres Brautstandes nicht zum vertraulichen Du! er nennt sie im ersten wie noch im letzten Briefe ‚liebe Freundin'; und wenn allerdings von der künftigen Ehe die Rede ist, aus Forsters Briefen sieht man leicht ein, daß, wenn auch ihn innige Liebe zu ihr hinführte, sie schon im Brautstande nicht gleiche Liebe fühlte. Diese Briefe enthalten viel Sonderbares, namentlich wenn man bedenkt, sie seyen an die entfernte Braut geschrieben, die aber immer noch für eine Freundin gilt; doch fast unwillig wird man, wenn man liest, wie die Braut sich über die Intoleranz beklagt, ‚womit die Fehltritte des weiblichen Geschlechtes gerügt werden', und da schreibt Forster: ‚Jene Vorurtheile, über welche Sie zürnen, verdienen auch meinen ganzen Abscheu. Ich hasse Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet sich zu entwickeln, Blüthen und Früchte zu tragen'. Wenn der Bräutigam solche Grundsätze hatte, da mochte sich Therese Heyne mit ihm verbinden; sie war für frühere und spätere Fehltritte entschuldigt." Namentlich entschuldigte diese laxe Moral des Mannes das nachherige Verhältniß Hubers zu Therese. Huber wurde mit Wissen und Willen Forsters Theresens Liebhaber. Forster trat sie ihm um so lieber ab und überließ sie ihm mit den Kindern, als er sich für seine Person in den Strudel der französischen Revolution stürzte und Weib und Kinder gern los seyn wollte. Therese allein fühlte sich beschämt und gekränkt durch den übeln Ruf, in den sie ihre Trennung vom Manne brachte. Aber Forster selbst sprach ihr Muth ein, sich immerhin der ehebrecherischen Verbindung hinzugeben und „die Albernheiten" der sie umgebenden ehrlichen Leute zu verachten. Forster selbst forderte sie und Huber auf: „Liebt euch, heitert euch auf, sucht euch froh zu machen; was ihr habt, laßt euch nicht nehmen!" Kurz er that alles, um den Beiden ihre Missethat zu erleichtern und die Hörner, die er sich selber aufsetzte, noch zu seinem größern Ruhme zu vergolden. Er that sich in seinen Briefen augenfällig etwas darauf zu gute, seine Frau mit dem Ehebrecher gleichsam selber zu kopuliren und einzusegnen, und wollte eine Handlungsweise, welche die Religion verbietet und die uralte germanische Sitte mit Recht als die tiefste Schmach des Mannes bezeichnet, für eine Tugend angesehen wissen. Niederträchtiger hat nicht einmal Kotzebue die Sitte verhöhnt.

Schließlich erhellt noch aus den hier mitgetheilten Briefen, daß jene literarischen Berühmtheiten, mit denen Forster in Verbindung war, ihn bei weitem nicht so geachtet haben, wie es seine jüngsten Lobredner gern möchten glauben machen. Schiller sprach sich mit der größten Indignation über Forster aus. Göthe war mitleidig genug, ihn nur zu bedauern. „Körner schreibt am 31. Mai 1791 an Schiller: ‚Forsters Ansichten machen mir trotz des Guten, was darin enthalten ist, größtentheils unangenehme Empfindung. Ich hasse den anmaßenden dictatorischen Ton, die Trockenheit ohne Gründlichkeit, die gesuchte Sprache 2c. Die Grazien sind leider ausgeblieben'; und am 1. Juli: ‚Hast Du Forsters Ansichten schon gesehen? Mir gefallen sie nicht. Ich kann den anmaßenden Ton nicht leiden, mit dem oft sehr alltägliche Dinge gesagt sind. Der Mann hat nicht gemeine Anlagen, aber es fehlt ihm wirklich an persönlicher Ausbildung. Es ist in seinem ganzen Wesen etwas Unreifes, das er schwerlich verlieren wird, weil er wegen überhäufter schriftstellerischer Arbeiten wenig zu sich selbst kommt'." Noch ungünstigere Urtheile werden über Huber gefällt (Seite 209 und 308).

Wie jenes so unverdient vergötterte Gelehrtenvolk in der bezeichneten Periode einander katzenartig vorn leckte, hinten kratzte, erhellt am besten aus dem Verhältniß Hubers und seiner Frau zu Johannes Müller. „Noch im Jahr 1806 schrieb Therese Huber an Müller: ‚seit 24 Jahren (d. h. seit 1782) folgt Ihnen meine Erinnerung stets mit Theilnahme, oft mit glühender Bewunderung, immer mit Achtung' (Briefe an Müller VI, 317), und doch ließ sie 23 Jahre später" in dem ge-

druckten Briefwechsel ihres Mannes noch die Stelle stehen, in welcher Forster sich in einem Briefe an Jacobi also vernehmen läßt: „Herr Johannes Müller ist hier Professor auf sein eigenes Ansuchen geworden, nicht wie überall in Zeitungen steht, er sey hergerufen. Er ist mir nichts und kann mir nichts werden, so wie ein jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit beiden Schultern trägt. Er schimpfte in meiner Gegenwart auf sein Vaterland und verspottete dessen Freiheit und machte das Eloge des Despotismus — um dem Minister von Schlieffen zu schmeicheln. — Er blasphemirte beim französischen Gesandten, und Mauvillon erzählt von ihm, daß man ihm die Sokratische Liebe Schuld gibt."

Wir haben es hier mit literarischen Abenteurern und von Haus aus schlechten Leuten zu thun, die man endlich aufhören sollte, der deutschen Jugend als Muster aufzustellen.

Rechtsgeschichte.

Das Strafrecht der Longobarden. Von E. Osenbrüggen. Schaffhausen, Hurter, 1863.

Das Studium der, wenn auch lateinisch abgefaßten, doch noch uraltes Volksrecht enthaltenden Gesetzbücher der altdeuschen Völkerschaften ist sehr interessant und noch immer nicht erschöpft.

Die Gesetze der Longobarden wurden erst nach ihrer Einwanderung in Italien, nachdem sie sich alles Landes bemächtigt und die einheimischen Römer zu Sclaven gemacht hatten, auf Befehl der Könige und mit Zustimmung des Volks (decrevit rex cum judicibus vel reliquis Langobardis) aufgezeichnet. Die Gesetze enthalten theils das uralte Volksrecht in Bezug auf Blutrache, Fehde, Mordsühne, Wehrgeld und in Bezug auf Weiberrecht, Weibesehre, Sittenzucht rc. Daran knüpfen sich sodann neuere Gesetze zum Schutze der Kirche und zur Sicherung der königlichen Macht. Sowohl die älteren Volksrechte, als die neueren Kirchen- und Königsgesetze stimmen in allen neuen, aus der Völkerwanderung hervorgegangenen deutschen Reichen im Wesentlichen überein. Grundzug ist die Freiheit und die Ehre des deutschen Mannes, die Keuschheit der deutschen Frau. Alle jene Volksgesetze beweisen, wie richtig schon Tacitus das deutsche Hof- und Gemeindewesen aufgefaßt hat. Grundzug des germanischen Volkscharakters war Heldengeist und der daraus naturgemäß entspringende Racen- und Familienstolz, von welchem eben so sehr die Keuschheit der Frau, wie die Ehre des Mannes bedingt war. Ursprünglich sah jeder Germane stolz auf die niedern Racen hinab und nicht minder auf die ihm an Bildung überlegenen, aber physisch und moralisch schon entarteten Völker, und er machte beide von Rechtswegen hier die slavische, dort die romanische Race zu seinen Sclaven. Schande genug für uns, ihre unwürdigen Nachkommen, daß wir so ziemlich die gehorsamen Diener der Franzosen und Russen geworden sind! Es scheint lange gebraucht zu haben, bis die stolzen Germanen unter sich überein kamen, nicht nothwendig jede Beleidigung blutig zu rächen und unter Stammgenossen Mord auf Mord zu häufen. Die Nothwendigkeit, sich gemeinsam gegen äußere Feinde zu vertheidigen, und der Vortheil, durch vereinte Kraft fremde Länder zu erobern, mußte ihnen endlich begreiflich machen, daß es besser sey, anstatt den eigenen Stamm durch Blutrache fortwährend zu decimiren, lieber eine Sühne anzunehmen. So wurde endlich Tödtung nicht mehr durch Wiedertödtung, sondern durch ein Wehrgeld gebüßt. Dieses neue System der Buße hatte lediglich den Zweck, dem Volksstamme seine tapfern Männer zu erhalten.

Strenge Gesetze bewahrten die Reinheit der Race. Die Longobarden hatten, gewarnt durch das Beispiel der allzu gütigen Ostgothen, alle Römer zu Sclaven gemacht, ihnen alle ihre Güter genommen. Ehen zwischen Freien und Unfreien, d. h. zwischen Longobarden und Römern, galten für unmöglich oder wurden auf das härteste bestraft. Ebenso auch jegliche Unkeuschheit unter den Freien selbst. Darin stimmen alle germanischen Gesetze überein. Das Heldenthum hing einzig von der Race ab und die Race von den Müttern, auf deren Keuschheit und Ehre also die Reinheit und Trefflichkeit der Race beruhte.

Einen schlagenden Beweis von der Gesundheit an Leib und Seele, welche das altgermanische Recht von der neumodischen Jurisprudenz unterscheidet, die mit allen andern Nationalkrankheiten durch die vielgepriesene Renaissance über uns kam, liefert König Rotharis Edict c. 376, worin den freien Longobarden gesagt ist, sie sollen sich (durch die Römer) ja nicht mit dem dummen Wahne anstecken lassen, es gebe Hexen, das sey nur ein thörichter Aberglaube. Tausend Jahre später haben unsere hochweisen Herren Juristen den von den Longobarden verlachten Aberglauben in ganz Deutschland zur Herrschaft gebracht und die greulichen Hexenprocesse instruirt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 73. 12. September 1863.

Anthropologie.

Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde von Carl Vogt. Erste Lieferung. Gießen, Ricker, 1863.

Die Geister der Verneinung flegeln sich gleich den Tagedieben eines Jokeyklubs mit genial seyn sollender Nachlässigkeit in dem Fauteuil der Mode, den sie allein inne zu haben glauben. Sie blasen ihren wissenschaftlichen Dünkel nur vornehm wie Cigarrenrauch von sich, haben aber immer ein obligates Altärchen, ein Kreuz, ein Crucifix oder eine Bibel bei sich, um daran verächtlich die Asche ihres unsterblichen Feuerchens abzustoßen. Die Sprache des Herrn Carl Vogt ist schon bekannt. Auch hier wieder wirft er gleich in der ersten Vorlesung mit „gläubigem Gesindel“ um sich und behandelt jeden, der noch an die Wahrheit des Christenthums und an den Werth der h. Schrift glaubt, nur wie einen Blödsinnigen oder schändlichen Heuchler. Herr Carl Vogt hat sich in den Kopf gesetzt, die Abstammung aller Menschen von einem Paare sey ein Wahn, die Menschenracen seyen nur höhere Entwicklungsstufen des Affen. Aus diesem Gesichtspunkt expectorirt er sich auf Seite 13 in folgender anstandsvoller Weise. „Ein Adam, ein Stammvater der Menschen, ein Noah mit drei nicht ersäuften Söhnen als zweiter Stammvater in geschichtlich festgestellter Zeit, — das waren Sätze, die als Vorbedingung jeder wissenschaftlichen Untersuchung sollten aufgezwungen werden und ohne deren Annahme nach der Behauptung der Frommen die Welt in Gefahr stand und noch steht, ohne weiteres in den Abgrund der Hölle zu versinken. Hatte man es vorher nur mit den Philosophen zu thun, die meistens sich vornehm in ihre Toga hüllen und gewöhnlich nur zu einem sehr kleinen Kreise Auserwählter reden, so hatte man hier die ganze Klerisei nebst sämmtlichen gläubigen Schafen und stößigen Böcken auf dem Halse — und was das sagen will, das kann nur Derjenige wissen, der sich einmal mitten drin befunden hat.“

Die Philosophen kommen insofern bei Herrn Vogt nicht besser weg, als derselbe allen Spekulationen des Geistes die Freiheit und Selbständigkeit abspricht, weil das Denken nur eine eben so materielle Funktion, nämlich eine Absonderung aus dem Gehirn sey, wie der Urin eine Absonderung aus den Nieren. Herr Vogt spricht Seite 11 „von der exacten Wissenschaft“ und versteht darunter einzig die Empirie, das erfahrungsmäßige Studium der Natur. Hegel verstand unter der exacten Wissenschaft umgekehrt nur das logische Denken und wollte Natur und Geschichte aus dem Begriff construiren. Man lernt daraus, daß unsre Gelehrten über das, was exacte Wissenschaft sey, nicht einig sind und daß nur ihre Einbildung und ihr Hochmuth sich überall gleich bleibt.

So weit wir aus dem vorliegenden ersten Hefte bis zu Seite 160 ersehen können, bezweckt Herr Vogt mit seinem Buche nichts anderes, als durch unzählige Messungen (die uns durch eingedruckte Holzschnitte noch anschaulicher gemacht werden) den Beweis zu führen, daß die Schädelbildung des Menschen und des Affen wesentlich die gleiche sey. Nachdem er auf Seite 143 und 144 ein Menschen- und ein Affengehirn in sehr ähnlichen Abbildern dargestellt hat, ruft er triumphirend aus: „Man vergleiche — und staune!“ Dieses Pathos kommt uns ein wenig lächerlich vor, denn das Ergebniß der ganzen umständlichen Forschung ist der Mühe nicht werth. Wenn Herr Vogt sich auch wirklich nicht geirrt hätte und eine annähernde Aehnlichkeit zwischen dem Menschen- und Affengehirn gar nicht geleugnet werden könnte und wollte, so würde daraus doch nicht fol-

gen, was Herr Vogt daraus zu folgern wünscht, und der Affengeist würde noch immer himmelweit vom Menschengeiste fern bleiben.

Das einzige, was in dem Buche des Herrn Vogt Anerkennung verdient, ist der Fleiß der Messungen und die skrupulöse Genauigkeit in der vergleichenden Anatomie. Die Aufgabe war nicht leicht. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Schädelbildungen ist es schwierig, nur überhaupt die Linie oder Ebene auszumitteln, auf die man alle übrigen beziehen kann. Im folgenden hat man die Schädelconstruction, welche Herr Vogt vorzieht. „Einige der Knochenpunkte, aus welchen sich die Knochen des Schädelgewölbes entwickeln, zeichnen sich noch in dem erwachsenen Schädel als stumpfe Hervorragungen, als Höcker aus. Freilich nicht immer; in vielen Fällen sind diese Höcker verwischt, in anderen aber überaus deutlich. So namentlich die beiden Stirnhöcker (tubera frontalia) etwa in der Mitte der Stirn über den Augenbrauen, die Scheitelhöcker (tubera parietalia), die meistens die größte Breite des Schädels in sich schließen, die Hinterhaupthöcker (tuber occipitale), etwa in der Mitte der Hinterhauptschuppe. Im Neugeborenen treten diese Höcker aufs Deutlichste hervor, und zeichnet man, wie dies in den beiliegenden Figuren nach Welcker geschehen ist, die Umrisse der embryonalen Knochen in den Schädel des Erwachsenen in der Weise ein, daß die entsprechenden Höcker aufeinander treffen, so gibt dies zugleich ein klares Bild des Wachsthums der verschiedenen Knochen von der Geburt bis zur mannbaren Reife. Die von den drei als Schädelwirbelkörper bezeichneten Knochen gebildete Grundlage des ganzen Kopfes hat besonders deshalb eine außerordentliche Wichtigkeit, weil sie in vieler Beziehung das bestimmende Moment sowohl für die Ausbildung des Schädels, wie für diejenige des Gesichtes abgibt: — für die Ausbildung des Schädels, weil dessen ganzes Gewölbe in Hinsicht auf Entwickelung wie auf Bedeutung nur eine Ausstrahlung der Seitenstücke dieser Grundlage bildet; für das Gesicht, weil dieses zum Theile von ihnen mitgebildet und an ihnen aufgehängt ist. Jede, selbst die kleinste Veränderung in der Ausbildung und Zusammenfügung dieser drei Grundknochen muß deshalb nothwendigerweise auf beide Theile des Kopfes einen um so größeren Einfluß üben, als dieselben gewissermaßen die beiden Arme des Hebels darstellen, der in diesen Knochen seinen Mittelpunkt findet. Betrachtet man einen durchsägten Schädel, dessen Trennungslinie mitten durch diese Knochen läuft, so überzeugt man sich sogleich, daß dieselben, bei normalen Schädeln wenigstens, keine gerade Linie darstellen, sondern eine winkelige Fläche, deren Mittelpunkt etwa in einer Einsenkung mitten auf der oberen Fläche des Keilbeinkörpers gegeben ist, welcher der Türkensattel (sella turcica) genannt wurde. Auf diesem Türkensattel ruht ein besonderer Anhang des Gehirnes, welcher sich fast in dem Mittelpunkte der Hirnmasse an der unteren Fläche befindet. In derselben Gegend, wo der Winkel gebildet wird, endete auch bei dem Embryo in der frühesten Zeit jener eigenthümliche Knorpelstrang, die Wirbelsaite oder Chorda, welche der Bildung der Wirbelkörper überhaupt als Mittelpunkt dient. Man bemerkt, daß bei allen höheren Wirbelthierembryonen gerade an dieser Stelle eine bedeutende Knickung des Kopfes stattfindet, wodurch zu einer Zeit, wo kaum noch die ersten Anlagen des Gesichtes hergestellt sind, der vordere Theil des Kopfes etwa in ganz gleicher Weise gebogen ist, wie das vordere Gelenk eines Fingers, den man gegen die Hand einschlägt, um die Faust zu ballen. Wenn auch diese ursprüngliche Kopfbeuge der unreifen Früchte sich später mehr ausgleicht, wozu einerseits das verhältnißmäßig schnellere Wachsen des Gesichtes, andererseits das Hinüberschieben des Gehirnes das Seinige beiträgt, so bleibt doch immer eine Spur dieser für die höheren Wirbelthiere charakteristischen Bildung auch im späteren Alter zurück. Die Gegend in der Nähe des Türkensattels und die an derselben betheiligten Knochen sind also, wie Sie sehen, in vieler Beziehung der Mittelpunkt, der Angelpunkt, um welche sich die Ausbildung des Schädels und Gesichtes dreht und deshalb seine Betrachtung für dieselbe von der größten Wichtigkeit. Professor Virchow gebührt das Verdienst, zuerst auf die große Wichtigkeit des Verhältnisses dieser Knochen für die gesammte Hirn- und Schädelbildung aufmerksam gemacht und namentlich auch gezeigt zu haben, daß der sogenannte Keilbein- oder Sattelwinkel, seine Größe und Stellung zur Betrachtung des Schädels und Gesichtes durchaus wesentlich ist — eine Wahrheit, die ganz in der neuesten Zeit noch besonders von Professor Welcker durch die ausgiebigsten Messungen bestätigt worden ist."

Mit dieser ganz hübschen Eintheilung ist indessen für die Erklärung der in den Racen und Individualitäten ausgesprochenen Mannigfaltigkeit nichts geleistet. Vergebens haben sich noch alle Gelehrten abgequält, auch nur die Unterschiede der Geschlechter und der Racen, geschweige die der einzelnen Charaktere, aus der Schädelbildung abzuleiten. Die Eintheilung in Lang- und Kurzköpfe, in Recht- und Querköpfe, Thurm- und Dachköpfe 2c. sind alle oberflächlich und ungenügend. Indem Herrn Carl Vogt seine sonst gewohnte Vorsicht Seite 94 verläßt, wagt er folgende Unterschiede in der Schädel-

bildung beider Geschlechter festzustellen. „In der That verhält sich nach Welcker's Messung der weibliche Schädel folgendermaßen zum männlichen, wenn man diesen letzteren überall = 100 setzt: Umfang = 96,6; Inhalt = 89,7; Hirngewicht = 89,9. Die Formen des weiblichen Kopfes sind weicher, gerundeter, der Gesichtstheil des Schädels, namentlich die Kiefer und die Schädelbasis kleiner und letztere in ihrem hinteren Abschnitte stark verschmälert. Zugleich ist die Basis gestreckter, der Sattelwinkel größer und eine auffallende Neigung zur Schiefzähnigkeit sowie zur Langköpfigkeit bei dem Weibe entwickelt. Man darf deshalb wohl sagen, daß im Allgemeinen der Typus des weiblichen Schädels sich in vieler Beziehung demjenigen des Kinderschädels, noch mehr aber demjenigen der niederen Racen nähert, und mit diesem Umstande scheint auch das auffallende Verhältniß zusammenzuhängen, daß der Abstand der Geschlechter in Beziehung auf die Schädelhöhle mit der Vollkommenheit der Race zunimmt, so daß der Europäer weit mehr die Europäerin überragt, als der Neger die Negerin. Welcker findet diesen von Huschke aufgestellten Satz in Folge seiner Messungen bei Negern und bei Deutschen bestätigt; doch würde es noch mannigfacher Untersuchung bedürfen, um die allgemeine Geltung zu beweisen. Wäre er aber richtig, so würde er allerdings einen interessanten Fingerzeig für die Ausbildung der Racen durch Civilisation und Lebensbedingung geben. Man hat schon längst zu bemerken geglaubt, daß bei den in der Civilisation fortschreitenden Völkern der Mann dem Weibe voraneilt, während bei denjenigen, die von einer früher innegehabten höheren Kulturstufe zurücksinken, das Weib im Gegentheile den Männern voransteht. So wie im sittlichen Gebiete das Weib die Bewahrerin des Hergebrachten, der alten Gewohnheiten und Gebräuche, der Traditionen des Volkes und der Familie, der Sagen und Religionen ist, so erscheint es auch im materiellen Felde als Erhalterin der ursprünglichen Formen, welche nur langsam den Einflüssen der Civilisation und der veränderten Lebensweise weichen. Man ist vollkommen berechtigt zu sagen, es sey leichter, die Regierungsform eines Staates durch Revolution zu stürzen, als die Einrichtung der Feuerung auf dem Kochherde zu ändern, wenn auch diese, aus urältester Zeit überkommen, so unvollkommen und selbst widersinnig als möglich ist — in gleicher Weise bewahrt das Weib in seiner Kopfbildung die Hinweisung auf die früheren Bildungszustände, aus welchen sich die Race oder der Stamm entweder hervorgearbeitet hat, oder in welche sie zurückgesunken ist. Hieraus erklärt sich denn auch theilweise die Thatsache, daß die Ungleichheit der Geschlechter um so größer wird, je mehr die Civilisation fortgeschritten ist. Dazu kommt noch der Umstand, daß die beiden Geschlechter um so ähnlicher in ihren Beschäftigungen, ihrem Lebensberufe erscheinen, je geringer der Kulturzustand ist, in welchem sich das Volk befindet. Bei den Australnegern, den Buschmännern und ähnlichen auf der tiefsten Stufe stehenden Völkern, die ohne Wohnung in der Wildniß umherschweifen, trägt das Weib alle Mühseligkeiten und Beschwerden, die der Mann zu tragen hat, und betreibt außer der ihm speciell aufgebürdeten Sorge für die Nachkommenschaft ebenso, wie dieser, die Jagd und den Fischfang. Der Beschäftigungs- wie Ideenkreis, in welchem beide Geschlechter sich bewegen, sind vollkommen derselbe, während im Gegentheile, je höher die Civilisation, auch die Theilung der Arbeit auf geistigem, wie materiellem Gebiete, um so vollständiger wird. Wenn es aber in der That wahr ist, daß jedes Organ des Körpers durch zweckmäßige Uebung gestärkt und zu höherem Maß und Gewicht ausgebildet werden kann, so ist dies auch ganz gewiß richtig in Beziehung auf das Gehirn und wird sich dasselbe um so mehr entwickeln, je mehr die männlichen Beschäftigungen den höheren Sphären der Intelligenz sich zuwenden." Das ist eine naturphilosophische Phantasie und nichts weiter, in deren Irrgänge am allerwenigsten der exacte Herr Vogt hätte hineingerathen sollen. Denn Jedermann kann sich auf jeder Straße überzeugen, wie viele Weiber Schädel haben, die man nach Herrn Vogt für männlich halten sollte, und umgekehrt Männer nur zarte Weiberschädel.

Ganz eben so phantastisch ist die Behauptung auf Seite 110, wonach die Schädelbildung der in Afrika gebornen Neger mehr Capacität verrathen soll, als die der Neger, die als Sklaven in Amerika geboren werden. Herr Vogt will darin den Fluch der Sklaverei erkennen, aber er vergißt, daß die Neger in Afrika zum bei weitem größten Theil eine härtere Sklaverei erdulden, als die in Amerika. Man denke nur an Dahomey. Im Uebrigen ist das Mitleid des Herrn Vogt mit den Negersklaven nicht consequent, da er den Menschen zum Affen machen möchte, was doch noch mehr ist, als zum Sklaven gemacht werden.

Naturkunde.

Die Adelsberger Grotte. Von Dr. E. H. Costa. Mit einem Situationsplan der Grotte. Zweite berichtigte Auflage. Laibach, v. Kleinmayr und Bamberg, 1863. 12.

Diese berühmte Grotte ist erst in neuerer Zeit gründlicher als bisher untersucht worden. Enge Durchgänge darin hat man erweitert und ist dadurch in neue weite Räume gelangt. In Abgründe hat man sich hinuntergelassen und mit Kähnen das unterirdische Wasser befahren. Endlich hat man in den weitverzweigten Höhlungen Wege, Brücken und Geländer angelegt, die ihren Besuch wesentlich erleichtern. „Die Grotte besteht aus folgenden Theilen: 1. Der große Dom, vom Eingang in die Grotte bis zum Kaiser Ferdinands-Monument; 2. die alte Grotte links vom großen Dom; 3. gleich daneben eine wenig interessante Seitengrotte; 4. die Kaiser Ferdinands-Grotte, vom Monument Sr. Majestät Kaiser Ferdinands bis zum Grabmal, und der alte Weg rechts zum Calvarienberg mit einer Seitengrotte rechts am Anfang; 5. die Erzherzog Johanns-Grotte, die östlichste aller Grotten, und darunter 6. eine wenig besuchte Seitengrotte; 7. die Franz-Josef- und Elisabeth-Grotte, links vom Grabmal beim Belvedere vorüber bis zum Calvarienberg; 8. die Grotte vom Belvedere zum Tartarus; 9. drei Seitengrotten links und rechts vom Calvarienberg. Die Kaiser Ferdinands-Grotte ist ein im Durchschnitt 30 Fuß breiter, 20 Fuß hoher, im Niveau nicht um 20 Fuß wechselnder Gang. Die Franz-Josef- und Elisabeth-Grotte und bis zum Tartarus ist weit großartiger; der Gang ist in der Regel 35 Fuß breit, die Höhe hingegen ist viel beträchtlicher, 180 Fuß gegen 66 Fuß größter Höhe der erstern Grotte. Alle Bildungen sind mannigfaltiger und großartiger, namentlich gilt dies vom Calvarienberge mit seinem Walde von Stalagmiten, dem romantischen Tropfsteinbrunnen, dem schauerlichen Abgrund Tartarus. Gefahr ist in der Grotte nirgends zu besorgen, selbst in den sogenannten „ungangbaren Seitengrotten“ nicht, nur der Zugang zur „alten Grotte“ ist bedenklich. Bis auf den „Calvarienberg“ und die „Franz-Josef- und Elisabeth-Grotte“ sind gebahnte Wege angelegt, mit massiven gemauerten Brustwehren und festen Geländern gegen die Klüfte und Abgründe gesichert, und an den Stellen, wo sich nach anhaltendem Regen Lachen bilden, sind erhöhete Dammwege geführt. In den ungebahnten Parthien ist aber allerdings Vorsicht anzurathen, da man auf dem glatten Tropfsteinboden leicht ausgleitet. Die Luft ist durchaus rein.“ Der Poikfluß verliert sich in der Höhle und kommt hinter ihr wieder zum Vorschein. „Von dem unterirdischen Lauf der Poik sind bis jetzt 400 Klafter bekannt und vermessen. Die Höhe der Wasserhöhle beträgt im Durchschnitt 30 Fuß, die Breite eben so viel, die Wassertiefe wechselt von wenigen Zollen bis 20 Fuß. Das Ende des Tartarus, 1243 Klafter vom Haupteingange entfernt, bildet somit die größte Längenerstreckung der Grotte.“ Schmidl hat die Vermuthung ausgesprochen, die langgestreckten Höhlen seyen nur das frühere Rinnsal des Flusses, der nach einem Einsturz des Berges sich ein anderes Bette gewühlt habe.

Das Innere der weitverzweigten Grotten bietet außerordentlich viele Schönheiten dar, indem die Tropfsteine die mannigfaltigsten Säulenformen und ganze Figuren bilden. Man hat denselben vielerlei Namen gegeben, die freilich zum Theil geschmacklos sind. Die Haupthöhlung wird folgendermaßen geschildert. „Man denke sich gewaltige Felsblöcke, ringsum zerstreut, zwischen ihnen blendende Stalagmiten, zu Füßen riesige Teppiche von schillernden Krystallen, an den Wänden ringsum bunte Decken und Vorhänge, hier Weiß auf rothem Grunde, dort Rothbraun auf weißem Grunde, in den Lüften den schwebenden Silberfaden des Tropfbrunnens, dessen Plätschern man deutlich vernimmt, über allem Diesem eine immense Wölbung, welche einen ganzen Grottencomplex umfaßt, und vom Calvarienberge über den Loibl, die wilde Grotte bis zum Tartarus und Bassin reicht.“ Am schönsten ist der s. g. Calvarienberg. „Derselbe ist ein von allen Seiten frei aufsteigender Hügel von 30 Klft. Höhe, auf dessen Gipfel ein 120 Klft. langer gebahnter Weg führt. Nicht einzelne Tropfsteinsäulen, nicht hier und da eine Stalactiten-Decoration stellt sich jetzt dem Auge dar, sondern Hunderte von Säulen und nicht wenige von kolossalen Dimensionen, in allen Uebergängen vom blendenden Weiß in dunkles Rothbraun, bilden vor dem erstaunten Wanderer eine Scenerie, welche man unbedingt als das Herrlichste erklären darf, das die unterirdischen Wunder des Karstes aufzuweisen haben, und schwerlich gibt es in irgend einer Grotte des Continents ein diesem Calvarienberge ähnliches Schauspiel.“

Der Anhang bringt ein Verzeichniß von vierzehn im Innern der Grotte vorkommenden Insekten. Des berühmten Proteus wird nicht besonders gedacht. Die Karte gewährt eine gute Uebersicht über die sämmtlichen Höhlen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, **N° 74.** 16. September 1863.

Biographien.

1) Johann Georg Hamanns, des Magus in Norden, Leben und Schriften. Von Dr. C. H. Gildemeister. Vierter Band. Gotha, F. A. Perthes, 1863.

Dieser Band behandelt Hamanns „Autorschaft ihrem Inhalte nach," eine Zusammensetzung von Stellen aus seinen zerstreuten Schriften, wodurch wir im Inhalt der letztern in Bezug auf die Hauptsache orientirt werden.

Die Hauptsache ist, daß Hamann in Königsberg neben dem Philosophen Kant und unter Friedrich dem Großen im Zeitalter und unter der Tyrannei der Aufklärung sich noch als einen Christen zu bekennen wagte. Durch alle seine Schriften geht ein Zug des Erstaunens über die Zeitgenossen, sofern sie sich in ihrer Superklugheit anmaßten, über das Christenthum erhaben zu seyn und dasselbe für eine Thorheit zu halten. „Diese Thorheit des Christenthums," schrieb Hamann, „ist ganz nach meinem Geschmack und meines Herzens Wunsch, meiner Menschenvernunft und Menschengefühl so angemessen, wie die Majestät des Vaters und Weltrichters, daß alle Altflickereien unsers Jahrhunderts der größte Schandfleck und Brandmal ihrer Unwissenheit und Unverschämtheit sind."

Weil Hamann als einfacher Christ die Sünden und Schwächen aller seiner berühmten Zeitgenossen ohne Mühe aus ihrer Abkehr vom Christenthum und aus ihrem modernen Heidenthum erklären konnte, war es ihm unmöglich, ihnen die unbedingte Verehrung zu widmen, welche sie ansprachen und die ihnen auch von der übrigen Welt reichlich zu Theil wurde. Wo er sah, daß das Heil und die Würde der Menschheit durch Nichtachtung der Gebote Gottes und durch die Sophistik des Zeitgeistes mißachtet und verletzt wurden, ließ er sich durch keine Autorität, durch den Klang keines berühmten und großen Namens bestechen. „Er hielt es für seinen Lebensberuf, seinem Zeitalter, welches die lebendige Quelle der Wahrheit verlassen und sich löchrichten Brunnen zugewandt hatte, die kein Wasser geben, in Scherz und Ernst, mit erschütternden Worten und mit lockender Stimme entgegen zu kommen, um es von seinem Abwege zurück zu bringen. Es gelang ihm nur bei Wenigen; aber diese Wenigen sind ein Salz der Nachwelt geworden. Von allen großen Männern des vorigen Jahrhunderts hat keiner wie Hamann sein Zeitalter überragt. Es soll damit der hohen, wunderbaren geistigen Begabung vieler unter ihnen, dem Genie Göthes, dem bewundernswürdigen Scharfsinn Kants, der kritischen Schärfe Lessings und dem umfangreichen Wissen Herders kein Abbruch geschehen und ihre ausgezeichneten Verdienste in hohen Ehren bleiben, allein sie haben alle mehr oder weniger der Zeit ihren Tribut dargebracht. Nur Hamann stand völlig unabhängig von ihr da und wurde eben deshalb ihr Märtyrer. Er war sich dieser Unabhängigkeit wohl bewußt, und dies gab ihm vielleicht bedeutenden Männern gegenüber den Anschein bewußter Ueberlegenheit. Daraus möchte folgende Aeußerung Göthes zu erklären seyn. ‚So viel glaubte ich aus seinen Briefen zu ersehen, daß er, die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben aufs innigste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Correspondenten'."

Die Hoffahrt des Geschöpfs, welches sich dem Schöpfer im Wissen gleich zu stellen wagte, die ganze Professoreneitelkeit seines Jahrhunderts war dem edlen Hamann mit Recht nur verächtlich. „Er spottet der Philosophen, welche oft in die tiefsten Geheimnisse der Natur eingeweiht zu seyn glauben, während sie sich in völliger Unkunde des ihnen Zunächstliegenden befinden. ‚Unsere

Philosophen', sagt Hamann, ‚reden wie Alchymisten von Schätzen der Fruchtbarkeit, wiewohl, nach ihren Aeckern und Weinbergen zu urtheilen, sollte man schwören, daß sie nicht Unkraut von Waizen, Trauben von Dornen, noch Feigen von Disteln zu unterscheiden wissen. Die Verwirrung der Sprache, wodurch sie verführen und verführt werden, ist freilich eine sehr natürliche Zauberin automatischer Vernunft, der es wenig kostet, sich in einen Stern der ersten Größe zu verklären, besonders für Schälke von gleichartiger Blindheit. Irren ist menschlich, aber unsere infalliblen Philosophen asperiren zu einer mehr als menschlichen Autorität und fallen dadurch in transcendente Unwissenheit, die ihre Anbeter wie des großen Lama Excremente in sich schlucken'. Aber auch der fast entgegengesetzte Abweg, wenn dem Philosophen mehr am Aufsuchen als Finden der Wahrheit liegt, wie dies namentlich Lessing liebte, war nicht Hamanns Sache. Er nannte solche Philosophen irrende Ritter und gewaltige Jäger, welche die Wahrheit nicht ihrer natürlichen Bestimmung, sondern blos der Jagd und Kurzweil wegen lieben. — So spottet er auch über Hume, wenn dieser am Schluß seiner Dialogen über die natürliche Religion, die, wie er nachweist, zu keinem befriedigenden Resultate führt, die Sehnsucht nach einem Lehrer ausspricht, der da noch kommen soll; während er vor dem Lichte des Christenthums muthwillig die Augen verschließt."

Es fiel Hamann schwer zu begreifen, wie es nur möglich sey, daß die s. g. Gebildeten eines ganzen Zeitalters Welt und Natur so durchaus trivial ansehen mochten und wie sie so gar nicht ahnten, welches Wunder diese Welt und Natur sey. Er schrieb an Jakobi das schöne Wort: „Die Natur ist Offenbarung nicht ihrer selbst, sondern eines höhern Gegenstandes, nicht ihrer Eitelkeit, sondern Seiner Herrlichkeit." Ein andermal schrieb er: „Ein englischer Geistlicher hat in der Naturlehre die Salbung der Gnade zuerst einzuführen gesucht; es fehlt uns an einem Derham, der uns nicht den Gott der nackten Vernunft, daß ich so rede, sondern den Gott der heiligen Schrift im Reiche der Natur aufdeckt, daß alle ihre Schätze nichts als eine Allegorie, ein mythologisch Gemälde himmlischer Systeme — — so wie alle Begebenheiten der weltlichen Geschichte Schattenbilder geheimer Handlungen und entdeckter Wunder sind. Jerem. 32, 20." Hamann würde leider, wenn er heute noch lebte, noch dieselbe Klage führen müssen, denn die gegenwärtige Generation ist noch ganz in der hauptsächlich durch Humboldts Kosmos verbreiteten Modemeinung befangen, nach welcher die Natur kein Wunder, kein Kunstwerk eines großen Schöpfers, kein Mittel zu einem höhern sittlichen Zweck ist, sondern nur ein Tummelplatz, auf dem die Gelehrten wetteifernd Entdeckungen machen, so daß nicht dem Schöpfer des Ganzen, sondern nur dem Entdecker des Einzelnen die Ehre gebührt. Der Hochmuth der Naturforschung hat sich seit Hamanns Zeiten noch gesteigert.

Mit großer Indignation zog Hamann auch den empfindsamen Moralisten, die zu seiner Zeit eine so große Rolle spielten, die Maske ab. Diese Philister beruhigten sich damit, daß sie selber äußerst schätzbar seyen und auch den Menschen umher nur Tugend predigten. Aber sie steckten voll Eitelkeit und brauchten nur zu oft das Herz zum Aushängeschild oder Deckmantel der Sünde. Man darf nur an die Tugendschwätzer denken, die sich damals aus den Freimaurerlogen aufs Theater verirrten und die Kotzebue'sche Moral zur Modesache machten. „Der Eifer für die Ausbreitung der Moral," sagte Hamann, „ist eine eben so große Lüge und freche Heuchelei, als der Selbstruhm gesunder Vernunft."

Hamann mißkannte die großen Eigenschaften seines Königs nicht, wenn er ihn aber angeblich auf dem Throne der Vernunft sitzen und sein Zeitalter aufklären sah, konnte er eine bittere Ironie nicht unterdrücken. „Friedrich wollte sein Volk aufklären, bediente sich dazu aber nicht jenes Himmelslichtes, das in der Finsterniß scheint, aber von ihr nicht begriffen wird, sondern eines Irrlichtes, welches hauptsächlich von Frankreich zu uns herüberleuchtete, aber bald von der Finsterniß verschlungen wurde. Diese Aufklärung, welche Hamann dem kalten unfruchtbaren ‚Nordlichte' vergleicht, welches keine Wärme für den ‚feigen Willen' und kein Licht für den feigen Verstand' mit sich führt, stellt er jenem wunderbaren Lichte, welches, in diese Welt kommend, alle Menschen erleuchtet, gegenüber und zeigt an den Wirkungen beider, wie himmelweit verschieden sie von einander sind. Diesen Gegensatz hat man stets festzuhalten, wenn man die an Friedrich II. gerichteten Schreiben Hamanns in ihrem Zusammenhang verstehen will. Hier bezeigt Hamann eine wahre Anhänglichkeit an seinen großen König. Es ist sein voller Ernst, wenn er schreibt: ‚Deine Zufriedenheit beruht also, liebes Herz! auf der Wohlfahrt des Vaterlandes — und die Wohlfahrt des Vaterlandes auf dem Willen des besten und größten Monarchen, Selbst glücklich zu seyn und Sich als einen GOTT der Erde SEINEM Volke zu offenbaren'. Er gesteht, Friedrich habe den Beruf d'un Etre Suprême de la terre nicht als einen Raub angesehn und habe sich gleich dem Könige der Könige für seine Unterthanen erniedrigt und sich erfinden lassen comme un malheureux Prussien. Sein Genie habe sich

eben so wunderbar über alle andern Könige erhoben, wie der Gott der Juden seinen Namen verherrlicht habe über alle Götzen der Heiden. Er wolle nur den Cultus des Geistes und der Wahrheit, keine anderen Altäre als die Herzen seiner Unterthanen, keine anderen Diener als solche, die die Wahrheit lieben und predigen, welche die Tugend lieben und üben. Aber wo ist diese auserwählte Schaar? diese königliche Priesterschaft? dieses heilige Volk, dies vollkommene Geschlecht, welches die Tugenden dessen verkündet, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht?'"

Diese wenigen Sätze mögen hinreichen, um zu beurkunden, wie frei und rein sich Hamann's Geist von den Einflüssen und Autoritäten seiner Zeit zu erhalten gewußt hat. Gewiß eine seltene, ja einzige Erscheinung, welche freilich nur die wenigsten auch noch unter unsern Zeitgenossen zu würdigen wissen werden, da auch sie in ihrer ungeheuren Mehrheit nur blind der Mode und den Autoritäten des Tages folgen, welche sie überschwänglich rühmen und deren sie sich in den meisten Fällen doch nur schämen sollten.

2) Thomas Wizenmann, der Freund Fr. Heinrich Jacobi's, in Mittheilungen aus seinem Briefwechsel ꝛc. von Alexander Freiherrn von der Goltz. Zwei Bände. Mit der Silhouette Wizenmanns. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1859.

Wir reihen diese merkwürdige Biographie hier an, weil sie das Leben eines jungen Mannes schildert, der ein Geistesverwandter Hamanns, nämlich einer der wenigen Christen war, die das protestantische Deutschland im 18. Jahrhundert noch zählte.

Man kann die äußern Lebensschicksale Wizenmanns nicht besser und kürzer zusammenfassen, als er es selbst in einem Briefe an Hamann (vom 4. Juli 1786) gethan hat: „Ich bin aus Württemberg. Mein Vater ist Tuchmacher in der herrschaftlichen Fabrik zu Ludwigsburg. Mich hat eine treue und fromme Mutter, die schon vor zehn Jahren in die Wohnungen des Friedens heimgegangen ist, erzogen. In Tübingen habe ich studirt, und durch den subtilen Ploucquet Geschmack an der Philosophie, sowie durch den Dr. Storr Liebe zur Theologie bekommen. Nach viertehalb Jahren nahm mich der berühmte Hahn in Kornwestheim, jetzt Pfarrer in Echterdingen, zu sich, und wirkte mir in Stuttgart ein früheres Examen aus, als nach den Gesetzen erlaubt ist. In seiner Gesellschaft und durch Oetingers Schriften wurde ich tiefer in die Philosophie der Bibel geführt. Heß, Lavater und Herder öffneten mir das Auge über die Geschichte derselben. Der Letztere vorzüglich wirkte durch seine Urkunde und andere kleinere Schriften mit einer gewissen Allgewalt auf mich. Darauf wurde ich drei Jahre lang Vicarius in Essingen bei Aalen, bei einem wunderlichen, aber mit philosophischer Literatur und besonders mit der Astronomie und dem Mikroskop bekannten Manne. Mendelssohn, Locke, Leibnitz, Wolff, Oetinger, Böhme, Herder u. A. waren hier meine Unterhaltung. Damals schon wollte ich den Phädon widerlegen, und weiß noch, wie ich mit dem Fuße auf die Erde stampfte, als ich den Sophismen zum ersten Male auf den Grund sah. Die Geschichte der Bibel ward mir immer theurer, je bekannter ich mit der Philosophie wurde. Doch fand ich gewisse Begriffe, die das Licht meines ganzen Lebens seyn werden. Immer freier wurde mein Urtheil. An dem dunklen Oetinger übte ich meine Analyse, Bengel war mein Exeget; aber an keinem hing ich, wie an Herder. Doch blieb ich meines Wissens frei in meinem Urtheil. Ich kam auf Punkte, die mir weite Aussicht gaben, und trug nur geheime Zweifel in mir umher. Jetzt kam ich in hiesige Gegend, nach Barmen, und unterrichtete zwei Jahre lang vier liebenswürdige Kinder eines Kaufmanns. Eine kleine Schrift machte Jacobi begierig, mich zu sehen. Er würdigte mich seiner Liebe. Ich wurde krank, und er ließ mir keine Ruhe, bis ich zu ihm zog, um meiner sehr geschwächten Gesundheit zu pflegen. Durch ihn lernte ich Spinoza kennen. Durch wie viel Kampf, durch wie viel Aufwand von Kräften habe ich endlich — die Philosophie und die lose Lehre derselben unter die Füße gebracht! Das unbändige Roß geht jetzt sachter an der Hand des kränkelnden Jünglings, und das Evangelium allein ist mein Trost."

Wizenmann wurde 1759 geboren und starb bald nach Abfassung jenes Briefes an Hamann, nachdem er noch die Aussicht gehabt hatte, Professor in Duisburg zu werden, im Jahr 1787 (er wurde mithin nur 28 Jahre alt), genoß aber die Achtung und Liebe vieler der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und hinterließ in mehreren zerstreuten Schriften die Spuren eines tiefen Geistes. Er hatte in Württemberg diesen Geist an den Schriften Oetingers, Bengels, Hahns ꝛc. genährt und kam unmittelbar nachher nach Barmen, wo ihn die sehr lebendigen Christen des Wupperthals aufnahmen. Er wurde nämlich dort Hofmeister des reichen Fabrikanten Siebel, der eine sehr fromme Frau hatte und dessen Tochter die Gattin des berühmten Prediger Mencken in Bremen wurde. Von hier aus kam Wizenmann auch in Verbindung mit Jacobi und dessen weitem Freundes-

kreise, auch mit Lavater, dem aber seine Indiscretion die Freunde entfremdete.

Es ist merkwürdig, daß der junge Wizenmann lebhaften Antheil an der Polemik Jacobis gegen Mendelssohn nahm, dem auch Hamann die Tugendlarve vom Gesichte zog. Der Berliner Jude Mendelssohn durfte damals unter dem Schutze Lessings und Nicolais und hinter dem Deckmantel edler Humanität und vermeintlich reiner Moral das Christenthum angreifen, wobei er sich des Beifalls der ganzen aufgeklärten Zeit erfreute und mit aller seiner Seichtigkeit wohlfeile Lorbeern einsammelte.

Das vorliegende Werk ist hauptsächlich deshalb von Interesse, weil es darthut, wie außerordentlich schwer es im vorigen Jahrhundert einem gebildeten jungen Mann in Deutschland war, sich öffentlich als Christen zu bekennen, ohne bitterer Schmach ausgesetzt zu werden, und wie sein Glauben von allen Seiten durch die allgemein herrschende Aufklärung und wieder heidnisch gewordene Bildung angefochten wurde, so daß er oft in der Sündfluth von Zweifeln unterzusinken drohte. Aus den Gebeten, welche Wizenmann in seinem Tagebuch hat, ersieht man, mit welcher schrecklichen Gewalt der Zeitgeist ihn vom Glauben zurück reißen wollte. In dieser Beziehung ist eines der rührendsten Gebete Band I. Seite 280: „Ach, Vater! ich bin nun mit Dir allein, in der Stille dieser Nachtstunde. Ich will zu Dir beten, und Du wirst mich doch hören um Jesu willen! Sieh mich in meiner Armuth, in meiner Blöße, die ich überall nicht verdecken kann! Sieh mich an in meiner zärtlichen Seele, die von jedem widrigen Hauche zerstöret wird! Sieh mich doch an in meiner Nacht — voll Zweifel, voll Ungewißheit über Dein Daseyn und Deine waltende Güte über mich! Und laß Dich's meiner erbarmen!!! — Ach, nur Eines, Vater! nur Eins möcht' ich von Dir erbitten: Gewißheit, Zuversicht zu Dir: Gib mir Das, Vater! Laß es nicht zu verdunkelnden Tag in mir werden, in Jesu Christo, Deinem und meinem Geliebten! O, dann will ich die Lasten der Erde gern tragen; dann lege mir auf, Vater! ich halte mich an Dich und bin froh unter allen Leiden! Ach, wie bist du mir so fern und am fernsten, am ungewissesten, wenn ich mich recht an Dich andringen möchte! Es ist, als entflöhe die Wahrheit desto ferner, je eifriger ich sie suche, Vater! Hast Du Menschen je Barmherzigkeit erwiesen, so erweise sie auch mir; — aber ach, bald, bald! — Ich will Dir treu bleiben, ich will ausharren, will Deinen Willen thun und mit Verleugnung meiner selbst den Fußstapfen Deines und meines Geliebten nachfolgen! Also gewiß laß mich werden: daß Du bist, daß Du Dich in Christo mit uns versöhnt hast, und daß Du auch nach dem Tode mit uns seyn und uns das Reich, das Jesus uns verheißen hat, geben wirst! Das ist meine vornehmste Bitte." Doch das Gebet gab dem Jünglinge Kraft, so daß er wie Hamann standhaft und ungebeugt dem ungläubigen Jahrhundert trotzte.

3) Der selige Bruder Nikolaus von der Flue und sein Leben und Wirken von Münch. Zweiter Band. Luzern, Räber, 1863.

Der Schluß des ganzen sehr umfangreichen Werks, in welchem man alle Urkunden und Traditionen, den sel. Mann aus Unterwalden betreffend, aufs fleißigste gesammelt findet. Nikolaus war ein echt republikanischer Heiliger, in dem sich der edelste Patriotismus mit dem frömmsten Wandel verband. Der vorliegende Schluß enthält nur noch die ausführliche Geschichte der Seligsprechung, der Wunder am Grabe und der Reliquien. Nicht mit Unrecht weist der Verfasser S. 288 den Spott zurück, der den Schweizern vorwirft, sie hätten das Geld für die Heiligsprechung ihres Nikolaus nicht zahlen wollen und mit den Worten „uns ist er heilig genug" sich mit der Seligsprechung zufrieden gestellt.

Unter den Gegenständen, die noch Erinnerungen an den Seligen enthalten, spricht am meisten die Denkmünze mit seinem schönen Sinnspruch an: „Herr, nimm mich mir und gib mich dir!"

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 75. 19. September 1863.

Pädagogik.

Pädagogische Zeitfragen für Eltern und Schulmänner, besprochen von Dr. C. Kühner. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1863.

Neue Abhandlungen aus Schulprogrammen (seit 1852) hier zusammengetragen und von sehr interessantem Inhalt.

Die erste erwägt die „Gefahren großstädtischer Erziehung“, unter denen hauptsächlich die Ueberreizung und Uebersättigung, Frühreife und allzu frühe Blasirtheit gemeint sind. Das Kind verliert an Selbständigkeit, seine eigene Phantasie und Thatkraft wird nicht genug angeregt, weil man ihm alles vormacht, weil es im ewigen Wechsel und in der Menge der äußeren Anregungen und wohlfeil erworbener Genüsse erschlafft. „Hier hilft die Industrie dem Kinde spielen, oder vielmehr, sie verdirbt ihm das Spiel. Während dort das Kind aus Stäbchen und Klötzchen, aus Thon und Sand, aus Blumen und Blättern sich eine eigene Welt macht und sie mit seiner Phantasie belebt, wird sie ihm hier gleich fertig gegeben, in Glanz und Schimmer, ganz die wirkliche Welt, nur in verkleinertem Maßstab und unendlich viel prosaischer und ärmlicher, als die poetische des Kindes: — die fertige Puppenküche mit dem Puppen-Kochbuche dazu, gerade so wie die große, in der das Kind wirklich an die Hand gehen sollte, — Wagen und Pferde, die von selbst laufen, — ganze Ausstellungen von Modellen der Industrie und Kunst, die auf dem Weihnachtstisch ausgestellt werden und eben zu nichts taugen, als zum Ausstellen“ und bald darauf zum Zerbrechen. Denn das Kind bekommt eine unwiderstehliche Lust, alle die unnützen Spielsachen, die ihn um seine Selbstthätigkeit betrügen, zu zerbrechen, damit es wenigstens doch darin selbstthätig sey.

In der zweiten Abhandlung wird an der s. g. „standesmäßigen Erziehung“ getadelt, was zu tadeln ist. In der dritten wird hervorgehoben, wie nöthig es sey, daß nicht blos der Geist, sondern auch der Charakter ausgebildet werde; in der vierten wird von der Erziehung der männlichen Jugend zur Wehrhaftigkeit gehandelt und mit Recht gesagt, daß die natürliche Schlagfertigkeit der Knaben benutzt und nur richtig gelenkt und geleitet, nicht aber durch die Schule künstlich und widernatürlich unterdrückt werden soll. Sehr wahr ist folgender Satz: „Ihren rohesten Ursprung hat die Kriegstüchtigkeit in einem angebornen Triebe zur Schlagfertigkeit. Dieser Trieb zeigt sich schon frühe in der Lust des Knaben, Fäuste und Glieder im Schlagen und Ringen mit einem andern zu messen. Je natürlicher und frischer der Knabe ist, desto mehr pflegt er solche Kämpfe zu suchen, desto mehr sie selbst bis zur blutigen Hartnäckigkeit zu steigern; aber auch je mehr er sich in dieser Weise ausläßt, um so leidenschaftloser, kaltblütiger und selbst großmüthiger pflegt er im Kampfe zu werden. Je schwächlicher und verfeinerter dagegen die Natur des Knaben ist, desto mehr pflegt die Kampfeslust von der Furcht zurückgedrängt zu werden, hinter bloßen Drohungen sich zu verstecken und um so mehr auch im Gefühle ohnmächtiger Schwäche in häßliche Wuth auszubrechen.“

Die der germanischen Race ureigene Schlagfertigkeit ist leider von der modernen Pädagogik ganz vernachläßigt, ja verfehmt worden, wie auch von der Gesetzgebung, die mit ihrer Altweiberängstlichkeit die Raufhändel zu verhüten sucht. Wohl uns, daß wir noch eine schlagfertige Jugend, ein schlagfertiges Studentenvolk, ein schlagfertiges Bauernvolk haben, welches sich gegen die miserable Pimpelei der Schule und Legislatur wehrt, und Fluch der s. g. Bildung, die unser Volk seit dem vorigen Jahrhundert systematisch abzuschwächen

trachtet. Es wäre viel besser, wenn die Jugend, anstatt in Schulen zu versauern und im Examen zu schwitzen, noch ein Fest der Wehrhaftmachung feiern könnte. Es wäre viel besser, wenn wir starke Krieger statt der Staatshämorrhoidariusse und schwindsüchtigen Weber erzögen. Es wäre viel besser, wenn wir uns wieder bewußt würden, daß wir das stärkste Volk der Welt und heute noch, wie ehedem, berufen sind, sie zu beherrschen und unser Uebergewicht durch Eroberung auszuüben.

In der fünften Abhandlung wird vor den „Gefahren moderner Jugendlektüre" gewarnt. Leider ist das jetzt ein schon fast unheilbares Zeitübel geworden. Eine ungeheure Industrie ist auf diesen Mißbrauch deutscher Jugend gegründet worden. Tausende und aber tausende von Kinderbüchern und Jugendschriften überschwemmen den Markt und alle sind vom Uebel, weil auch die dem Inhalt nach besseren und wohlmeinenderen wenigstens überflüssig sind, weil die Jugend eben nicht so viel lesen soll. Das viele Lesen an sich schon ist verderblich und sollte stets nur Sache einiger Gelehrten bleiben, niemals Sache eines ganzen Volkes und vollends gar der Jugend werden. Unsere Jugendpresse ist aber mit wenigen Ausnahmen bloßes Fabrikat, von herzlosen Speculanten auf den Verkauf berechnet, wie jede andere Waare, daher gewissenlos den Eltern und der lieben Jugend schmeichelnd, oder die Käufer herbeilockend durch Effecte, die mit den ernsten Zwecken der Erziehung im Widerspruch stehen. Man hat Kinderromane, Kindertheater, sogar einen Kinderkladderadatsch. In den bessern Jugendschriften wird der lieben Jugend wenigstens zu viel vorgeschwatzt, vorempfunden und zugleich geschmeichelt. Man hält dem Herzen der Jungfrau einen eiteln Spiegel vor und lehrt sie, ihre eigene Unschuld bewundern.

Herr Kühner klagt, wie wenig der Jugend durch die vielen neuen Märchen- und Unterhaltungsbücher die mündliche Erzählung ersetzt werde, welche früher die schönsten Märchenstoffe in den Kinderstuben fortgepflanzt, wie wenig die moderne Fabrikschriftstellerei leiste, was ehemals der Mund des Volkes that. Ferner tadelt Herr Kühner die widerliche Ziererei und Affectirtheit in den Kinderschriften, sofern die Schreiber derselben sich einbilden, das sey der echte Kindeston und locke besser die Käufer. „Verwandt mit jener Affectirtheit der Kindergeschichten ist die unnatürliche Selbstbespiegelung der Jugend und die altkluge Reflexion über das Glück und die Unschuld der Kindheit, wie sie namentlich in poetischen Kinderschriften auftritt. Kinder wissen nichts davon, daß sie glücklich und unschuldig sind, und brauchen es auch nicht zu wissen. Glück und Unschuld der Kindheit lernt man erst kennen, wenn man sie verloren hat; und dann ist es ganz schön, sie in der eigenen Erinnerung oder im Anblick der noch blühenden Kindheit poetisch zu verklären. Aber dem Kinde selbst sein Glück und seine Unschuld anatomisch veranschaulichen, heißt sie ertödten; und Kinder den Preis der Vorzüge und Reize der Kindheit deklamiren oder singen lassen, heißt sie in die Rolle des Alters hineintreiben. Selbst der treffliche Hey mit seinem: ‚Ein Herz, ein Herz hab' ich in der Brust, so klein und klopft doch so voller Lust und liebt doch den Vater und die Mutter so sehr' — streift an diese Reflexionsweise, wie denn überhaupt bei seinem schönen Gedichte: ‚Zwei Augen hab' ich klar und hell', mehr die Eltern an ihrem lieblichen Kinde sich erfreuen werden, als dieses sich selbst. — Nicht, wie gewöhnlich, in sentimentaler, aber in der widerlichsten, forcirt witzigen und wirklich unsittlichen Weise ist diese Selbstbespiegelung in einem Aufsatze der berühmten Thekla v. Gumpert ‚die Metamorphose der Backfische' (im neuesten Hefte des Töchter-Albums) ausgeführt.

‚Lebt wohl, ihr Kinderjahre, Schülerplagen,
Ihr schweren Backfischzeiten, lebet wohl!
Marianne wird nun nicht mehr in euch wandeln,
Marianne sagt euch ewig Lebewohl!'

So deklamirt ein sich metamorphosirendes Töchterlein und setzt in einem seitenlangen Monologe hinzu: ‚Wie glücklich war ich als Herzblättchen, wenn ich auf Papa's oder Mama's Knieen saß und sie mir Geschichten erzählten, — wie glücklich als Backfisch, — erst zu Hause, dann im Institut, besonders in den Stunden, in denen ich für Großmama die tollen Streiche des Geheimen-Instituts-Unsinnmachers niederschrieb. Adieu, zu deutsch: Lebe wohl, süße Kindheit! Ach, schrecklicher Gedanke, ich bin eine Dame, ich kann nie wieder ein Herzblättchen, nie wieder ein Backfisch werden ꝛc.'"

Auch in den christlich gehaltenen Jugendschriften kommen Empfindeleien vor, die gewiß nicht dahin gehören. Es geschieht nicht selten, daß uns solche Schriften in der besten Absicht zur weiteren Empfehlung eingesandt werden. Wir lehnen aber solche Empfehlungen immer ab. Wir mißkennen durchaus nicht, daß, wenn nun doch einmal gelesen werden soll, fromme Schriften besser sind als frivole; aber wir erkennen die Nothwendigkeit nicht an, daß die Jugend lese, was ihr nicht unmittelbar in der Schule geboten wird, und wir mißbilligen das Vorempfinden und die viele Wortmacherei auch auf dem religiösen Gebiete. Nichts hat, namentlich in den protestantischen Landen, die Gemüther so sehr allem Religiösen

entfremdet, als jene unselige Wortmacherei und Salbaderei, an der sich die Jugend mit Recht langweilt.

In der sechsten Abhandlung äußert sich der Verfasser eingehend über das Realschulwesen und macht dabei folgende interessante Bemerkung: „Die gegenseitige Entfremdung, welche die norddeutschen und die süddeutschen Schulen schon lange charakterisirte, scheint in dem jüngsten Geschlechte derselben, in den Realschulen, zum auffallendsten Gegensatze gesteigert zu seyn. Dieser Gegensatz besteht nicht allein in der Wahl und Ausdehnung einzelner Unterrichtsgegenstände, nicht darin z. B., daß in norddeutschen Realschulen (in Memel, Hannover, mehreren rheinländischen Schulen) wöchentlich vier, in süddeutschen dagegen wöchentlich 8 bis 10 Stunden Mathematik; — daß in norddeutschen, namentlich in preußischen, wöchentlich sechs Stunden Latein, in süddeutschen gar kein Latein gelehrt wird; — auch nicht darin, daß im Preußischen die Realschule mit dem 18., in Süddeutschland dagegen schon mit dem 16. und selbst 14. Lebensjahre des Zöglings abzuschließen pflegt; — es ist weniger der Gegenstand, als die Absicht des Unterrichts, wodurch der Gegensatz gebildet wird. In Norddeutschland hat die alte Schule, das Gymnasium, im Gebiete des Humanismus selbst den andringenden Forderungen des Realismus bedeutende Concessionen gemacht, indem sie den Realien einen ziemlich geräumigen Platz in den altklassischen Lehrsälen einräumte, dafür aber auch in die Realschule selbst etwas viel philologisches Element einzuschieben suchte. Im Süden dagegen (und auch das Königreich Sachsen mußte man bis in die neuere Zeit hieher zählen) ist die philologische Schule fast unnachgiebig gegen die Wünsche des Realismus geblieben, und hat ihren eigenen antiken Charakter durch moderne Bildung nur wenig alteriren lassen; in Folge der Gegenwirkung aber hat eben hier der Realismus von dem Princip des Humanismus sich radikaler zu lösen gesucht und Schulen gegründet (man denke an die Gewerbschulen in Sachsen und die Gewerb- und landwirthschaftlichen Schulen in Bayern, an die Realschulen in Württemberg, an die polytechnischen Schulen im Großherzogthum Hessen, in Baden, Württemberg und Bayern), die in völliger Abkehrung von den Gymnasien stehen. Im Norden herrscht das pädagogische, im Süden das professionelle Princip in den Anstalten für höhere Bürgerbildung vor. Im Norden steht die Realschule selbst im Kampfe gegen den Realismus, und wagt mit dem Gymnasium um den Preis gründlicher Humanitätsbildung zu konkurriren; im Süden dagegen steht sie ganz im Dienste der realistischen Bildungsweise. Im Norden ist der Zuschnitt ganz auf allgemeine Bildung gerichtet und nur der Stoff der Art, daß nutzbares Berufsmaterial abfällt; im Süden dagegen geht man zeitig und geradeaus auf gewerbliche Befähigung aus. Im Norden steht auch die Realschule (obschon meistens von Communen dotirt) im Dienste des Staates, indem sie ihm, wie z. B. in Preußen, die subalternen Diener vorzubilden hat; im Süden arbeitet sie mit weit größerer Unabhängigkeit für die unmittelbaren Bedürfnisse des Bürgerstandes."

Herr Kühner kämpft für die Ansicht, in der Realschule solle die Jugend erinnert werden, daß sie nicht blos zum Geschäftsleben geboren sey, sondern daß es darüber noch etwas Höheres gebe. Die beiden folgenden Abhandlungen hängen mit der vorigen zusammen und betreffen die Grenzen zwischen der Schul- und Lehrzeit und die Frage, wie man Geschäftsmänner erzieht?

Zuletzt handelt der Verfasser von den Grenzen der weiblichen Schulbildung und erklärt sich, wie das von seinem Sinne für das Natürliche nicht anders zu erwarten war, gegen die Uebertreibungen, die nicht selten in den Töchteranstalten vorkommen.

Kritische Schriften.

1) Vorträge und Studien über Dante Alighieri von C. F. Göschel. Aus seinem Nachlaß herausgegeben. Berlin, W. Hertz, 1863.

Der verstorbene Göschel hat die schwierigsten Allegorien in Dantes göttlichem Gedicht, insbesondere die des Paradieses, sinnig gedeutet. Vor allem hebt er hervor, daß der Grundgedanke des Gedichts die Sehnsucht, das Heimweh der Seele sey. „Die Sehnsucht ist die Triebkraft, welche alle Creatur um ihren Mittelpunkt herumbewegt, um zu ihrem Ziele zu gelangen: sie ist der Ausfluß der göttlichen Liebe, welche durch dieses Mittel Alles um sich bewegt, was durch das Licht ausgestrahlt, d. i. geschaffen ist: sie wecket das Wollen, welches das Können ersetzt. Was der Verstand nicht erkennen kann, das erfasset das Herz, das ergreift der Wille. Erkennen und Lieben ist im tiefsten Grunde Eins. Das ist der Grundgedanke der göttlichen Komödie, womit sie auch schließt. Wie die Tauben nach ihrem süßen Neste flattern, wo sie Ruhe finden (Inf. V. 82 ff.), wie die Ströme und Bäche wallen und wellen, bis sie im Meere ihren Frieden finden (Inf. V. 98 ff.), wie die Lerche sich hebt und singt, bis sie

oben über vor Seligkeit verstummt (Par. XX. 78 ff.), so sehnet sich unruhig das Herz des Menschen, bis es Ruhe findet in dem Grunde, aus dem es stammt. Wenn der Gegenstand des Verlangens, das Ziel der Sehnsucht erreicht ist, so tritt Ruhe und Befriedigung ein. Darum folgt in dem Sphärenlaufe, dem geschwindesten Kreislaufe, nämlich dem Firsternen-Himmel (XXVII. 99) die unbeweglich ruhende, von keiner Kraft außer ihr bewegte Sphäre des Empyreums (XXX. 52. II. 112 ff.). So wird auch mitten im Empyreum die Seligkeit der Befriedigung geschildert, die von dem Gegenstande ihres Wohlgefallens (obbietto del volere) sich nicht abwenden kann, weil Alles mangelhaft ist, das außerhalb desselben sich befindet (XXXIII. 100—105). Unter den Sternen bebt die Sehnsucht aufwärts, bis sie in der Welt der Sterne ihre Stellung findet und sich genügen läßt."

In Bezug hierauf vergleicht Herr Göschel Dante mit dem Propheten Daniel, welche beide von ihrem Vaterland verbannt, jenes Heimweh fühlten, welches sich zur Sehnsucht nach der himmlischen Heimath verklärt.

Darauf bezieht sich ferner die Deutung des in Dantes Gedicht vorkommenden Linus. „Wohl ist eigentlich jeder Mensch ein Linus, nämlich ein dünner Leinfaden, und sein Leben hängt an einem Leinfaden, — heute roth, morgen todt, — aber es ist auch nicht zu vergessen, daß der Lein himmelblau blüht: die himmelblaue Blüthe des Flachses weiset zum Himmel. Es ist wohl zu merken, daß schon Plutarch darauf aufmerksam gemacht hat: er vergleicht ausdrücklich die blaue Blüthe des Flachses mit dem himmelblauen Firmamente. Und so kommt denn nun auch in der göttlichen Komödie, im weiteren Verlaufe der Reise, auf dem Wege des Pilgers aus der Nacht zum Lichte, welchen sie beschreibt, der Lein von seinem ersten Keime unter der Erde an zu seiner vollen Blüthe, so daß wir gerade an Linus einen stillen unscheinbaren Begleiter durch alle Gesänge des Gedichts, durch alle Sphären des Jenseits haben."

Das alles entspricht dem Sinn und Geiste des großen Gedichtes. Dagegen wagt Herr Göschel einige Allegorien im 27. Gesange des Paradieses auf Luthers Reformation zu beziehen, was gewiß nicht statthaft ist. Er thut es zwar nicht direkt, sondern beruft sich S. 87 auf J. F. von Meier: Blätter für höhere Wahrheit. V. 356. XI. 284, allein die Prophezeihung der Beatrice, um die es sich hier handelt, läßt sich nicht wohl auf Luther deuten. Die darin vorkommende räthselhafte Zahl 515 kann doch nicht ohne Zwang auf das Reformationsjahr 1517 bezogen werden, und wenn Beatrice verkündet, „der Gottgesendete werde den Riesen sammt der Dirne niederschlagen und das Räthsel lösen ohne Schaden an den Heerden und Fluren," so paßt das nicht auf den Heros der Reformation, denn wo wurden jemals Heerden und Fluren ärger verwüstet, als in den deutschen Religionskriegen, die aus der Reformation hervorgingen?

2) Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod. Von Jos. Lukas. Landshut, Thomann, 1863.

Wie in der eben angezeigten Schrift der katholische Dichter des 14. Jahrhunderts zu einem Lutheraner vor Luther gemacht werden wollte, so wird hier versucht, den protestantischen oder vielmehr modern heidnischen Dichter der „Götter Griechenlands" zu einem Convertiten und guten Katholiken zu machen. Die Conversion leuchtet dem Herrn Lukas hauptsächlich aus der Braut von Messina ein. Wurde sie nicht äußerlich vollzogen, so doch innerlich, meint Herr Lukas. „Schiller hatte nach unserer Ansicht endlich aufgehört, ewig zu verneinen; er hatte seine destruetive Periode abgeschlossen; er suchte nach etwas Positivem, aber nach etwas Neuem. Der eingeschlagene Weg führte ihn sehr häufig über katholisches Gebiet: er hatte die Religion auch von achtunggebietender Seite kennen gelernt und dadurch seinen Christus-Haß verloren. Die ästhetische Schönheit gerade der katholischen Religion war ihm nicht objectiv geblieben: er hatte sie lieben gelernt; das zeigt der ganze Tenor vieler katholisirender Stellen. Ein gewisses Etwas klingt aus diesen Melodien heraus, das uns fühlen läßt: ‚Dich schuf das Herz!'"

Daß Schiller zuweilen an seiner lieben Aufklärung irre und von einem heiligen Schauer berührt wurde, wer dürfte daran zweifeln, aber das ändert nichts am Grundcharakter seiner dichterischen wie philosophischen und historischen Werke. Die kann sich ohne Zweifel viel eher das Freimaurerthum aneignen, als die Kirche.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, **Nº 76.** 23. September 1863.

Philosophie.

Ueber den Materialismus der neuern deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Zur Verständigung für die Gebildeten von M. J. Schleiden, Dr. Leipzig, W. Engelmann, 1863.

Der berühmte Botaniker legt hier ein energisches Votum gegen die verrückten Menschen ein, die sich in unsern Tagen etwas darauf zu Gute thun, nicht nur Gott, sondern auch den Geist überhaupt und die Seele im Leibe zu leugnen. „So sagt z. B. Carl Vogt (Physiologische Briefe 1846) ‚Die Seele fährt nicht in den Phötus, wie der Böse Geist in den Besessenen, sondern sie ist ein Product der Entwicklung des Hirns, so gut als die Muskelthätigkeit ein Product der Muskelentwicklung und die Absonderung ein Product der Drüsenentwicklung ist. Sobald die Substanzen, welche das Hirn bilden, wieder in derselben Form zusammengewürfelt werden, so werden auch dieselben Functionen wieder auftreten, welche ihnen in diesen Formen und Zusammensetzungen zukommen, und es wird damit auch das wieder gegeben seyn, was man Seele nennt‘. Ferner Moleschott (der Kreislauf des Lebens 1855) ‚Aus Luft und Asche ist der Mensch gezeugt. Die Thätigkeit der Pflanzen rief ihn ins Leben. Der Mensch ist die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung‘ und endlich H. Czolbe (Entstehung des Selbstbewußtseyns 1856) ‚Der Mensch ist nichts weiter als ein aus den verschiedenartigsten Atomen in künstlerischer Form mechanisch zusammengefügtes Mosaikbild‘.“ Nicht zu gedenken vieler andern, welche dieselbe Weisheit auskramen, und zu denen sich noch mehr andre gesellen, die den nämlichen Materialismus nur etwas vorsichtiger und versteckter lehren.

Die Verbreitung solcher Ansichten steht in gleichem Verhältniß zum großen Aufschwung der modernen Industrie, und nur deshalb ist der Unsinn so gefährlich, daß es Herr Schleiden für seine Pflicht hält, dagegen aufzutreten. „So wie die Naturforscher Träger des Materialismus sind, werden sie wiederum gestützt, getragen und gegen alle Angriffe vertheidigt von dem unsere Zeit mehr und mehr beherrschenden Gewerbe. Eben hier in den besseren Kern der Nation, der die Naturwissenschaft als seine Grundpfeiler ansieht, dringen dann mit dieser auch die materialistischen Anschauungsweisen ein und hier können sie sehr verderblich werden, weil ihnen hier eine höhere und feinere geistige Entwicklung nicht das Gleichgewicht und daher bald die unvermeidliche und richtige Consequenz der Nichtigkeit aller sittlichen Anforderungen gezogen wird.“

Gewiß hat Herr Schleiden nicht ganz unrecht, wenn er die Neigung so vieler den materiellen Interessen hingegebener Zeitgenossen zur materialistischen Weltanschauung und zur Religionsspötterei dem geistlichen Religionsunterrichte zuschreibt, der die Jugend nur zu oft, anstatt ihr ins Herz zu greifen, nur langweilt und Werth auf biblische Vorstellungen legt, welche, wenn man sie nicht richtig erklärt, der Naturerfahrung, und also der Wahrheit überhaupt zu widersprechen scheinen.

Er hätte jedoch auch noch eine gewisse Tendenz zur Gemeinheit hin in Rechnung nehmen sollen, die von jeher in den Massen lag. Wenn irgend Heiliges herabgewürdigt wird, hat der Pöbel immer seine Freude dran. Worüber schon die alten Propheten zu klagen hatten, das wiederholt sich immer wieder. Während Moses auf dem Sinai das Gesetz des Herrn empfing, tanzte das Volk um das goldene Kalb.

Weil der neueste Materialismus unter denen, welche vorzugsweise dem materiellen Interesse der Industrie leben, ohne Mühe Anhänger findet und die Lacher auf

seine Seite bringt, strengt er sich nicht einmal an, ein wissenschaftliches System auszubilden, und begnügt sich mit frechen und absprechenden Behauptungen und frivoler Witzelei. Darüber läßt sich nun Herr Schleiden in den stärksten Worten aus. Es scheint ihm überhaupt bedauernswerth, daß, in Folge des Mißbrauchs, der mit der Philosophie getrieben worden ist, die Naturforscher fast durchgängig grobe Empiriker geworden sind und jeder einseitig nur eine Specialität behandelt, ohne den Zusammenhang in der ganzen Natur zu beachten. Er gibt aber den Philosophen selbst die Schuld, läßt nur noch Kant und dessen Schüler Fries und Apelt gelten und hält von Fichte an alle Philosophen für Schwindler, von denen sich die Naturforscher nur mit Eckel hätten abwenden müssen und weshalb die Philosophie überhaupt, auch die bessere, so sehr in Mißkredit gekommen sey.

Hören wir, wie ungenirt Herr Schleiden desfalls sein Herz ausschüttet. „Fichte gewann noch eine nationale Bedeutung durch seinen sittlichen Einfluß auf die Erhebung Deutschlands, seine unreifen philosophischen Schülerarbeiten sind schnell vergessen. Ihm aber folgten auf der Ferse zwei geniale Recken, denen wir späterhin den absurden ‚Cultus des Genius‘ verdankten, indem mit kühner Verachtung alles von Anderen Erdachten und Erarbeiteten Männer und Weiber ihre unreifen, wie es sich traf, bald geschemen, bald albernen Einfälle für tiefe Weisheit und neue Philosophie ausposaunten und von sich selbst, oder ihren Theetischgästen als große Genies proclamirt wurden. Als ob je in der Welt selbst ein wirkliches Genie ohne gründliche und umfassende Geistesarbeit, ohne reiches Wissen etwas geleistet hätte*). Schelling ‚der Cagliostro der Philosophie‘ übersetzte das Fichtesche ‚Ich=Nichtich‘ in die ‚totale Indifferenz des Subjectiven und Objectiven‘, baute, alle Worte der Sprache in frecher Willkür mehr und mehr ihres realen Inhalts, ihrer lebendigen Bedeutung entkleidend, aus nichtssagenden Vergleichungsformeln ein System der Naturphilosophie, worin er sein armseliges Krümchen realer Ignoranz als philosophische Nothwendigkeit demonstrirte. Dies seichte Geschwätz berührte Astronomie und mathematische Physik gar nicht, verwirrte aber auf eine Zeitlang die organischen Naturwissenschaften; als aber auch diese solchen Armseligkeiten entwachsen waren, wurde Schelling Mystagog und verschwand im Qualm seiner Philosophie der Mythologie. An seine Stelle trat nun Hegel; um doch auch etwas neues und eignes zu haben, blies er das Schellingsche Windei vollends aus und brachte so seine tiefe Weisheit ‚Sein=Nichts‘ zu Stande. — Durch Schellings traurige Erfolge und seine eignen unangenehmen Erfahrungen (die Asteroiden wurden gerade in demselben Jahre entdeckt, in dem sein philosophischer Beweis ihrer Unmöglichkeit erschien) gewitzigt, verlegte er sich auf die Geschichte, die er dadurch auf lange Zeit verdarb, daß er auch hier das immer unvermeidlich unvollständige und zufällige historische Material als philosophische Nothwendigkeit construiren lehrte. Indeß auch die Geschichte erholte sich wieder von diesen Thorheiten und in den auseinanderlaufenden Wegen seiner Schüler erhielt sich nur die allem gesunden Menschenverstande Hohn sprechende ‚Dialectische Gedankenbewegung‘. — Preußische Schulpolizei machte Hegel zum philosophischen Messias. Die sogenannten Hegelianer überschwemmten die deutschen Universitäten und was ihnen an Wissen und Gedankentiefe abging, ersetzten sie, wie ihr Führer, durch Arroganz und Unverschämtheit, so die nur noch leise klingenden Stimmen ächter und daher bescheidener Philosophie überschreiend. Die überall mit neu erwachter Kraft auftretenden Naturwissenschaften wendeten sich mit Eckel von diesem hohlen Geschwätz ab und es wurde unter den Studirenden fast Mode, den für einen Narren zu erklären, der sich mit Philosophie beschäftigte oder ein derartiges Colleg in anderer Absicht besuchte, als um sich ein Stündchen zu ergötzen. — Damit zerriß das Band, welches die naturwissenschaftlichen Disciplinen unter einander und mit der allgemeinen Geistesbildung verknüpfte und welches gerade die Begründer der exacten Naturwissenschaften aufs engste geschlungen hatten. Es trat die eigenthümliche Erscheinung der Neuzeit hervor, die man mit dem Ausdruck Specialismus bezeichnen kann, daß die einzelnen Forscher sich auf ein bald größeres, bald kleineres Gebiet eingrenzten, auf diesem vielleicht durch die intensivere Kraft Bedeutendes leisteten, aber dafür auch durch Ignoriren des Zusammenhanges der gesammten menschlichen Erkenntniß um so beschränkter und verworrener in ihrem Urtheil waren, wenn sie demselben etwas nicht in ihr specielles Fach hineingehöriges unterwarfen."

*) Zu dieser Genie-Gesellschaft gehörten allerwege auch die Kreise der Rahel Varnhagen, des Arnim u. s. w. Daher die ewige Lobhudelei Hegels in Varnhagen von Enses Tagebüchern, das Schimpfen desselben auf die Berliner Akademie der Wissenschaften, die, was immerhin ehrend anzuerkennen ist, sich nie hat bewegen lassen, Hegel unter ihre Mitglieder aufzunehmen.

Symbolik.

Der Bär in den Religionen des Alterthums von J. J. Bachofen. Basel, Meyri, 1836. 4.

Diese sehr interessante Abhandlung steht im genauen Zusammenhange mit dem größern Werke, welches der Verfasser vor zwei Jahren über das „Mutterrecht" geschrieben hat und welches wir in unsern Blättern Jahrgang 1861 Nr. 79 und 80 ausführlich angezeigt haben. Sie hebt nämlich die mütterliche Bedeutung des Bärensymbols hervor. Die griechische Sprache benennt den Bären weiblich (ἡ ἄρκτος). Der große Bär am Himmel ist nach griechischer Mythe die in eine Bärin verwandelte Kallisto, Mutter des Arkas, des kleinen Bärengestirns. Im Aberglauben des Alterthums wird der Bärin die größte mütterliche Zärtlichkeit zugeschrieben, sofern ihr Junges ganz unförmlich geboren werde und sie erst durch vieles Lecken ihm die Form gebe. Wenn Pythagoras die Bärinnen Hände der Rhea nennt, so ist damit die bildende Kraft der Natur gemeint, die aus der ungestalteten Erde die organischen Wesen gleichsam wie die Bärin hervorleckt. Gleichen Sinn hat der Ammendienst der Bärin bei Zeus und beim jungen Paris. Daraus erklären sich auch die Brauronien, die s. g. Einbärung der Mädchen oder die Einweihung derselben zum mütterlichen Berufe. In derselben Bedeutung nun wurde die Bärin auch ohne Zweifel im alten Gallien verehrt, wo sie auf vielen Münzen vorkommt. Auf sie bezieht der Verfasser auch die Dea Artia auf einer römischen Bronce, welche 1832 beim Kloster Muri in der Schweiz gefunden wurde. Zur Bestätigung dieser Symbolik möge noch dienen, was uns Pantopidan, natürliche Historie von Norwegen II. 27, berichtet. Bären, heißt es hier, fressen am liebsten schwangere Weiber, weßhalb die Sennerinnen auf den Bergen, wo oft Bären hinkommen, ihre Keuschheit aufs sorgfältigste hüten. Komme der Bär, so dürfe die keusche Jungfrau nur ihr Gewand aufheben und er scheue und schone sie. Wäre sie unkeusch gewesen, kostete es ihr das Leben. Dieser alte nordische Glaube bezeugt also deutlich wieder im Bären die Hut des Weibes.

Indem der Verfasser Seite 13 von einer Verbindung des Bären mit dem Affen spricht, die auf einer Terracotte vorkommt und deren auch Apulejus einmal gedenkt (in Bezug auf die phrygische Göttermutter), hätte auch auf die indische Symbolik hingewiesen werden dürfen. Es ist nämlich aus dem Ramajana bekannt, daß Gott Wischnu als Rama der bösen Dämonen nicht hätte Meister werden können, wenn ihm nicht die Bären und Affen beigestanden wären. Es würde zu weitläufig seyn, wenn wir hier mit Herbeiziehung aller einschlagenden Stellen aus den indischen, ägyptischen, griechischen und nordischen Mythen den Beweis führen wollten, daß der Affe als allgemeines Symbol des Südens, der Bär als allgemeines Symbol des Nordens gegolten habe. Es kommt uns hier nur darauf an, in Bezug auf die vorliegende Abhandlung das nordische Prädicat hervorzuheben, weil der Verfasser, wie uns scheint, demselben nicht genug Rechnung getragen hat. Der nordische Charakter des Bärensymbols widerspricht dem mütterlichen nicht, bestätigt denselben vielmehr, will aber doch auch für sich betont seyn.

Bekanntlich galt den Indern, wie auch den Griechen, der Nordpol als das Centrum und als die Geburtsstätte der ganzen Welt, weil sich um ihn der ganze Sternenhimmel dreht. Daher verlegten die südlichen Völker den Sitz ihrer Götter auf den höchsten Berg im Norden, der scheinbar dem Nordpol am nächsten ist, die Inder auf den Berg Meru, die Perser auf den Albordj im Kaukasus, die Griechen auf den Olymp in Thessalien. Daher auch die hohe Bedeutung des nordischen Hyperboräerlandes, aus dem, wie die Griechen glaubten, Letho kam, um die Lichtgötter zu gebären. Die alten Kelten sahen im nordischen Bärengestirn, welches dem Nordpol zunächst steht, ihren höchsten Gott, den unsterblichen Artus. Die alten Deutschen und Scandinavier erkannten in demselben Gestirn den Wagen des Donnergottes und schmückten das Bild dieses Thor oder Dunar mit sieben Sternen, weil er als der höchste Gott galt, bevor Odin ihm die Herrschaft entriß. In der altdeutschen Thiersage erscheint nicht der damals noch unbekannte Löwe, sondern der Bär als König der Thiere. Der Bär gehört vorzugsweise dem Norden an, wie der Affe dem Süden. Es war mithin sehr natürlich, daß man ihn zum Symbol des Nordens überhaupt und darum auch des Bärengestirns am Nordpol und jener göttlichen Urkräfte machte, die nach dem Glauben der alten Völker vom Nordpol ausgingen. Die nordischen Völker hoben die männliche Kraft der Weltbeherrschung, die südlichen Völker mehr die weibliche Potenz hervor, die Geburt der Natur aus der mütterlichen Urnacht des Nordens.

Herr Bachofen hat sehr Recht, wenn er gleich auf der ersten Seite seiner geistvollen Erörterungen über die geringen Fortschritte klagt, welche die Wissenschaft der Symbolik bisher gemacht habe, weil die Forscher sich in das Einzelne vertieft hätten, ohne den Zusammenhang eines Symbols mit andern zu würdigen. Wenn auch nicht alle alten Völker dieselben Begriffe in denselben Symbolen auffaßten, so fand dies doch in Bezug auf sehr viele Begriffe wirklich statt, und mit dem gleichen

Gottesbegriff ging auch das gleiche Sinnbild von einem auf das andere Volk über, wo es irgend möglich war und nicht eine ganz andere Länderbeschaffenheit und Naturumgebung die Wahl eines andern, verwandten Sinnbilds nothwendig machte. So wurde beispielsweise im Süden die Palme Sinnbild des zwölfmonatlichen Jahres, weil sie ungefähr zwölf Blätter hat und monatlich eins verliert; im Norden aber, wo es keine Palmen gibt, wählte man für denselben Begriff den Hirsch mit sechs Enden an jedem Geweih.

Wie die Begriffe, so stehen auch die Sinnbilder in natürlichen Wahlverwandtschaften und Gegensätzen, worauf man immer achten sollte. So stehen sich beispielsweise der Bär und der Affe als Sinnbilder des Nordens und Südens gegenüber, während das Schwein und die Maus als längste und kürzeste Nacht contrastiren. Hier eröffnen sich uns Gebiete der Forschung, welche noch sehr wenig betreten sind.

Classische Dichtkunst.

Die Lustspiele des Aristophanes. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift. Von J. J. C. Donner. Drei Bände. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1861 und 1862.

Herr Professor Donner wurde zuerst als Uebersetzer des Sophokles berühmt. Nach seiner ausgezeichneten Uebertragung wurde die Antigone in Berlin aufgeführt. Außer dem Sophokles hat er auch die beiden andern großen Tragiker Aeschylos und Euripides, ferner Homer und Pindar und nun auch den großen Lustspieldichter Aristophanes übersetzt. Alles wohlgelungene Uebertragungen, die wir seiner Zeit in diesen Blättern empfohlen haben.

Aristophanes bot größere Schwierigkeiten dar, als alle andern, insbesondere auch im Metrum. Deswegen ist es auch dem gewandten Donner nicht möglich gewesen, jeden Anspruch zu befriedigen und das griechische Original vollkommen treu im Deutschen wiederzugeben und den Wohlklang des Versmaßes rein einzuhalten, ohne weder hier noch dort zu verstoßen. In vielen Beziehungen ist Herrn Donners Uebersetzung besser als die früheren, hin und wieder aber hat er doch den Sinn dem Wohlklang einigermaßen aufgeopfert. Wie schwierig die Sache ist, zeigt z. B. eine Vergleichung des schönen Chors in den Vögeln des Aristophanes, wie derselbe in den verschiedenen neueren Uebersetzungen wiedergegeben ist. Wir nehmen hievon die Seegersche Uebersetzung aus, weil sie vom Metrum des griechischen Originals gänzlich abweicht.

Der alte Johann Heinrich Voß übersetzte im Jahr 1821 jenen Chor (Vögel, Vers 688):

> Auf, Männer demnach, dumpflebender Art, an Geschlecht Laubsprossen vergleichbar,
> Ohnmächtiges Thuns, Bildnisse von Lehm, wie wankende Schatten so nichtig,
> Ungefiederte, nur tagwährende Brut, traumähnliche Söhne des Elends!

Wir bleiben bei diesen drei Zeilen stehen. Droysen übersetzte dieselben im Jahr 1835:

> O Menschen ihr ringe, Nachtwandler am Tag, Herbstlaub in dem Walde des Lebens,
> Ihr, Staubes Idol, ohnmächtiges Thun, ruhlos traumgleiches Vergebens,
> Ihr Eintagsfliegen, zum Fliegen zu schwach, ihr zum lebenden Sterben Erlesʼnen!

Hieronymus Müller übersetzte dieselben im Jahr 1844:

> Wohlan denn, o du dumpflebend Geschlecht, den hinfälligen Blättern vergleichbar,
> Ohnmächtige Menschlein, Gebild aus Thon, Ihr eitelen Schattengestalten,
> Unbeschwingtʼ, eintägigʼ erbärmliches Volk, wie des Traumes Erscheinungen nichtig!

Endlich hat Herr Donner übersetzt:

> Auf, die ihr im Finstern blind hinlebt, ihr Sterblichen, Blättern vergleichbar,
> Unmächtige Brut, Bildwerke von Lehm, kraftlos gleich wankenden Schatten,
> Ihr Eintagsfliegen, zum Fluge zu schwach, traumähnliche Söhne des Jammers!

Hier ist nun nicht zu billigen, daß Donner aus der Uebersetzung von Droysen in die seinige die Eintagsfliegen hinübergenommen hat. Die Eintagsfliegen nämlich sind nicht ungeflügelt, noch unkundig des Fliegens, sondern im Gegentheil, ihr kurzes Daseyn ist ein einziger rastloser Flug. Es konnte also nicht die Absicht des Dichters seyn, den unbehülflichen Menschen mit diesen Schnellflüglern zu vergleichen. Der Chor, der hier spricht, ist ein Vögelchor, und die Geflügelten sind es hier, welche verächtlich auf den ungeflügelten Menschen herabsehen.

In Bezug auf den Wohlklang der Verse müssen wir gestehen, daß die Abweichungen in den Uebersetzungen dem, welcher sie vergleicht, Lust machen, hin und wieder eine Stelle oder wenigstens ein paar Worte aus einer minder guten Uebersetzung in die im Allgemeinen wohlklingendere hinüberzuziehen, weil nicht immer demselben Uebersetzer der glücklichste Ausdruck eingefallen ist. Tiefer wollen wir uns in dieses endlose Kapitel nicht einlassen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart ode durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 77. 26. September 1863.

Politische Schriften.

Zur Beurtheilung der österreichischen Bundesreform. Vom deutschen und preußischen Standpunkt. Berlin, Quaas, 1863.

„Die Erkenntniß des Unmöglichen ist immer ein Schritt weiter auf dem Wege zur Erreichung des Möglichen," sagt der Schluß des Vorworts. Unter dem Unmöglichen ist aber die Durchführung des österreichischen Bundesreformplanes verstanden. Die Flugschrift kommt aus dem preußischen Lager und wenn sie von Herrn von Bismarck inspirirt wäre, muß man ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mit großer Ruhe, Klarheit und Sicherheit, mit einem Wort nicht bissig, aber markig geschrieben ist.

Der durch den Fürstentag amendirte österreichische Reformplan verrückt die bisherige Stellung der zweiten deutschen Großmacht und entzieht ihr das, was ihr die Verträge von 1815 doch feierlich zugesichert haben. Preußen besitzt den größten deutschen Ländercomplex und doch soll es nur eine untergeordnete Rolle spielen? Preußen stellt drei Armeecorps zur Bundesarmee und doch soll es von sechs Stimmen im Directorium nur eine haben und in dieser Beziehung dem viel kleinern Bayern gleichstehen? Es soll von je 188,517 Seelen nur je einen Delegirten nach Frankfurt schicken dürfen, während in allen andern deutschen Bundesstaaten (Hamburg allein ausgenommen) eine viel kleinere Seelenzahl erfordert wird, um einen Delegirten stellen zu dürfen? Wer hat das Recht, Preußen auf diese Weise zu verkürzen? Preußen ist eine Großmacht und von allen andern Großmächten als solche anerkannt. Wie mag man ihr zumuthen, sich zu einem Mittelstaate, zu einem Vasallenstaate herabdrücken zu lassen? Wie kann es sich einen neuen Bundesvertrag gefallen lassen, dem zufolge es künftig bei jeder Gelegenheit von kleinern Staaten und Stäätchen unter Oesterreichs Einfluß majorisirt und verfassungsmäßig gezwungen werden würde, seine ganze Armee einem ihm vielleicht geradezu feindlichen Bundesgeneral zur Verfügung zu stellen, oder mit andern Worten die österreichische Execution an sich selbst mit dem Contingent seiner eigenen Söhne zu vollziehen?

Uebrigens macht die Flugschrift darauf aufmerksam, daß Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich, selbst wenn sie einig wären, in dem vorgeschlagenen Directorium jeden Augenblick von den kleineren Staaten überstimmt werden könnten. Ein Fall, der niemals eintreten darf, wenn man die Grenze des Absurden nicht berühren will.

Auch die vorgeschlagene Delegirtenversammlung wird von der vorliegenden Flugschrift nicht für geeignet gehalten, deutsche Nationalangelegenheiten zu berathen, weil die Delegirten nur für Sonderstaaten gewählt sind und kein anderes Mandat haben, als für deren Sonderinteresse zu wirken. Wenn es sich darum handelt, allgemeine deutsche Fragen zu berathen, so muß die Versammlung auch aus Urwahlen hervorgehen mit der Instruction für die Wähler, jedes Kirchthurmsinteresse bei Seite liegen zu lassen. Wie billig fordert der Verfasser, daß die Zahl der Gewählten mit derjenigen der Wähler im Verhältniß stehe, wonach folgerecht Preußen mehr Abgeordnete schicken würde, als ihm der Frankfurter Entwurf zugesteht.

Die Flugschrift verlangt nun, wenn Preußen einen neuen Bundesvertrag eingehen solle, völlige Gleichstellung Oesterreichs und Preußens und für jeden von beiden Staaten ein Veto, wenn es sich von Krieg und Frieden handelt. Man wird nicht irren, wenn man voraussetzt, daß dieselben Forderungen, wenn auch Herr von Bismarck nicht am Ruder wäre, auch von jedem

andern Ministerium und von den beiden Kammern in Preußen gestellt werden würden.

Wie schön und berechtigt immer das Sehnen und Trachten nach Einheit im deutschen Volke ist, so müssen wir doch — was wir in diesen Blättern schon so oft gethan haben — immer wiederholen, daß sich die Interessen der einmal vorhandenen deutschen Dynastien und Staaten schlechterdings nicht in der Form ausgleichen lassen, welche man 1848 verlangte und heute wieder verlangt. Man will ein großes, regelmäßiges, fest gegliedertes Gebäude aufrichten, aber man hat dazu nur einen ungeheuern Steinblock, der ganz bleiben soll und den man nicht zerschlagen darf; dazu noch einen zweiten, etwa um die Hälfte kleineren, noch einen um ein Viertel kleineren und dreißig noch kleinere, von denen jeder ganz bleiben soll. Wie ist es da möglich, zu bauen? Man wird immer nur das rohe Conglomerat einer Föderation behalten, die jeden Augenblick auseinander fallen kann, niemals aber das fest- und gleichgegliederte Gebäude eines Einheitsstaates oder Bundesstaates mit einheitlicher Leitung. Man spricht von Opferwilligkeit, von freiwilliger Unterordnung, als ob es sich um eine Großmuthsscene auf dem Theater handelte. Mit diesen schönen Redensarten wird nichts gewonnen. Ob sich Lichtenstein und Reuß gern oder ungern mediatisiren lassen, ist gleichgültig. Ein Staat aber, der vor sich dreimalhunderttausend Soldaten und hinter sich eine lange ruhmreiche Geschichte hat, läßt sich nicht mediatisiren. Es wäre außerordentlich erfreulich, wenn wir Deutschen jetzt noch oder jetzt wieder, wie im Mittelalter, ein einziges großes Reich mit einer einzigen großen Kirche bildeten, wenn wir alle Provinzen, welche wir damals besaßen und seitdem durch unsere Uneinigkeit verloren haben, wieder eroberten und durch unsere nationale Wiedererstarkung auch wieder allen andern Nationen Achtung und Furcht einflößten. Allein das große Mittelalter ist vorüber und in unsern Schulen wird die Jugend abgerichtet, es als eine Zeit der Finsterniß und Barbarei zu hassen und zu verachten. Wir sind ein politisch und confessionell zerrissenes Volk. Auf dem verfaulten Stamm unseres alten großen Reiches sind neue, kleinere Reiche gewachsen, in denen wir nun leben und von denen keins dem andern weichen will. Trotz aller Sänger-, Schützen- und Turnerfeste, trotz aller Denkmäler für Schiller, Uhland, Arndt, Körner, trotz alles Toastirens auf die deutsche Einheit sind wir im Herzen uneiniger als je, und wie der Nationalverein, indem er die Einheit Deutschlands auf seine Weise erzielen wollte, den Reformverein, der auch, aber auf seine Weise, dasselbe erzielt, als seinen feindseligsten Gegensatz hervorgerufen, also nur noch eine größere Uneinigkeit in Deutschland herbeigeführt hat, so ist auch der Fürstentag in Frankfurt am Main nicht als der Beginn einer größeren Einigkeit, sondern nur als der einer größeren Uneinigkeit zu betrachten, weil er Preußen feindlich herausgefordert hat.

Wir hegen übrigens den guten Glauben, daß das österreichische Vorgehen am deutschen Fürstentage nicht vorzugsweise auf die Schwächung Preußens abgesehen war, wie man ihm vorgeworfen hat, sondern daß es zunächst nur die eigene Schwäche im Kaiserstaate zudecken wollte. Als im Jahr 1849 die nichtdeutschen Kronländer des österreichischen Kaiserhauses nicht anders gebändigt werden konnten, als durch den Imperialismus, durch den Einheitsstaat und die Militärgewalt, schien Fürst Felix von Schwarzenberg das richtige System befolgt zu haben, ohne welches der Kaiserstaat unmöglich länger hätte können zusammengehalten werden. Als damals das Frankfurter Parlament von Seiten Oesterreichs Gehorsam, wenigstens Theilnahme ansprach, wurde es mit Hohn zurückgewiesen und man sagte ihm: „Wir in Oesterreich erkennen euch so wenig an, wie die slavische Nationalversammlung, die voriges Jahr in Prag tagte, und wie die italienische zu Bologna.“ In der That forderte damals die italienische Constituante das ganze italienisch redende, der Slavencongreß das ganze slavisch redende Oesterreich, wie das Frankfurter Parlament das deutsch redende, und wenn sich Oesterreich an diese vertheilt hätte, so würde es in Nichts aufgegangen seyn. Es versagte sich also den Nationalitäten und stärkte sein dynastisches Centrum.

Aber warum wird denn jetzt auf einmal von eben diesem nämlichen Oesterreich wieder ein deutsches Parlament in Frankfurt am Main eifrig begehrt und vorgeschlagen? Die Antwort ist leicht. Das alte System des Fürsten Schwarzenberg, die nichtdeutschen Kronländer mit eiserner Gewalt niederzuhalten, ließ sich nur fortsetzen, so lange die kaiserlichen Heere im Felde siegten. So wie aber im Jahre 1859 die Fahne des Doppeladlers sieglos geworden war, schien das vom Minister v. Schmerling wieder eingeführte liberale System am geeignetsten zu seyn, die Unzufriedenheit in Oesterreich zu beschwichtigen, indem es Allen Hoffnungen erweckte und namentlich dem Ehrgeiz und der Eitelkeit der Talente schmeichelte, denen die parlamentarische Laufbahn geöffnet wurde. Widersprachen sich auch die Systeme, mit denen die Regierung auf diese Weise binnen zehn Jahren wechselte, so folgte sie doch damals

wie jetzt nur ihrem Erhaltungstriebe. Man konnte den Regierungsliberalismus in Oesterreich immerhin nur für von den Umständen abgedrungen halten und ihm nicht ganz trauen. Wenigstens trauten ihm die nichtdeutschen Kronländer nicht. Sie fast alle stützten sich auf das Nationalitätenprincip und verlangten Herstellung ihrer alten Sonderverfassung. Vergebens bot man ihnen die liberalste aller Reichsverfassungen und öffnete ihnen die Säle des österreichischen Parlaments. Sie versagten sich. Anstatt 343 zählte die Reichsversammlung nur 140 Mitglieder, und noch in der letzten Zeit trat eine Anzahl Böhmen, die schon ihren Sitz darin genommen hatten, wieder aus. Schon war das dritte Jahr gekommen und immer noch war das deutsche Element in Oesterreich nicht stark genug. Inzwischen fügte der Zufall, daß Oesterreich seinen Liberalismus gegenüber den deutschen Bundesstaaten in dem Maaße höher verwerthen konnte, in welchem gleichzeitig das illiberale System des Ministeriums Bismarck in Preußen sich unpopulär gemacht hatte. So fielen die liberalen Sympathien des übrigen Deutschland Oesterreich zu, ohne daß es darum gebuhlt hätte. Am meisten kam der preußisch-französische Handelsvertrag Oesterreich zu gute, indem es mißfiel, daß die eine Hälfte Deutschlands eine enge Zolleinigung mit dem uns stets feindlichen Frankreich eingehen, die andere Hälfte Deutschlands aber ausgeschlossen werden sollte. Das alles stimmte nun die Bevölkerungen der Mittel- und Kleinstaaten in einem früher nicht dagewesenen Grade gegen Preußen und für Oesterreich. Daher die Besuche und Gegenbesuche der Vergnügungszüge von und nach Wien; daher der Jubel beim allgemeinen deutschen Juristentag in Wien &c.

Die polnische Frage legte ein noch schwereres Gewicht in die Waagschale Oesterreichs. Alles Gehässige, was in der fast hundertjährigen Mißhandlung Polens lag, fiel allein auf Rußland und das demselben zustimmende Preußen, während Oesterreich, obgleich es seinen Antheil am Raube Polens festhielt, doch die polnische Insurrection viel milder, ja fast ganz im Sinne des europäischen Liberalismus aufzufassen schien. Das paßte nicht nur ganz zu dem Systeme Schmerlings, sondern sicherte Oesterreich auch noch den doppelten Vortheil, daß seine slavischen Unterthanen mit seiner Haltung zufrieden waren und der liberale Ruf Oesterreichs sich auch in Deutschland auf Kosten Preußens immer höher steigerte. Jetzt war der Moment gekommen, in welchem Kaiser Franz Joseph es wagen durfte, die ihm entgegengetragenen Sympathien Deutschlands in einer festern Form an sich zu binden und sich dadurch die Mittel zu verschaffen, deren Oesterreich bedurfte, um die Schwäche seiner innern Zustände zu verbergen und nach außen hin stärker als je zu scheinen.

Es ist nur die Frage, ob nicht große Täuschungen hier mit unterlaufen, ob Oesterreich wirklich festen Fuß in Frankfurt am Main gefaßt hat und ob es nicht in Gefahr ist, wegen seiner deutschen Sympathien die Sympathien seiner nichtdeutschen Kronländer vollends zu verlieren.

Oesterreich würde ohne Zweifel besser gethan haben, wenn es eine freundliche Verständigung mit Preußen gesucht hätte. Dann würde es den grollenden Völkerstämmen an der Adria, an der Theiß und an der Moldau sicher mehr imponiren, als wenn es mit den Mittel- und Kleinstaaten in Frankfurt am Main tagt und vor der Hand nur Paragraphen stylisirt. Die Zustimmung dieser Mittel- und Kleinstaaten hat es wohlfeil erkauft, indem es ihnen in seinem Reformentwurf enorme Vortheile zusichert, ja sich sogar von ihnen in Lebensfragen überstimmen lassen will. Aber eben diese Uebertreibung in der Begünstigung der Mittel- und Kleinstaaten bezeichnet die Unnatur des ganzen Planes, welcher eben deshalb unausführbar ist. Denn ohne Preußen ist ein reorganisirter deutscher Bund nichts Ganzes und würden die Mittel- und Kleinstaaten, wenn sie ausschließlich mit Oesterreich verbündet wären und dessen Interesse allein dienen sollten, sich bald genug renitent erweisen.

Die Kaiseridee übt einen Zauber, dem auch wir uns nie verschlossen haben. Es lag auch 1848 ein Frühlingshauch darin, und man konnte tief beklagen, daß damals die Blüthe erfror. Auch diesen Sommer wieder zog die Kaiser-Fatamorgana über das südliche Deutschland hinweg und das Blut in vielen treuen deutschen Herzen wallte auf. Aber damit sind die reellen Interessen nicht befriedigt, ist das Mißtrauen nicht entwaffnet. Oder hält man es für so leicht, den bisherigen Zollverein aufzulösen und das dabei so tief interessirte Süddeutschland von Preußen zu trennen? Und für so leicht, die Millionen Protestanten glauben zu machen, in Herrn von Schmerlings Telegramm, worin er den Gustav-Adolfs-Verein in Wien „willkommen" hieß, liege mehr Solidität, als in dem Concordate, welches noch zu Recht besteht? Was für eine Lehre gibt die Inschrift der drei Fahnen, die den heimkehrenden König in Dresden begrüßt haben?

Nie kann und wird das Conglomerat der Mittel- und Kleinstaaten dem wahren Bedürfniß Oesterreichs Ersatz bieten können für das, was ihm Preußen allein zu leisten vermöchte, wenn beide deutsche Großstaaten einig, wenigstens in ihrer gemeinschaftlichen Defensive

nach außen einig wären. Und das ist nicht blos Oesterreichs und Preußens Interesse, sondern das Interesse aller Deutschen, der südlichen wie der nördlichen, der katholischen wie der protestantischen.

Weder Oesterreich noch Preußen können dem Ausland gegenüber sich in gutem Stand erhalten oder gar noch weitere Erwerbungen machen, wenn sie nicht zusammenhalten. Ihr Zusammenhalten aber ist bedingt durch die Gefahren, die jedem von beiden von Frankreich, wie von Rußland her drohen. Ihr Zusammenhalten kann mithin nur ein nothwendiges, von beiden gleich freiwillig anerkanntes seyn und bedarf keiner bindenden Vertragsformen. Im Gegentheil werden zwei verbündete Staaten allzeit glücklicher gegen den gemeinschaftlichen Feind kämpfen, wenn sie sich nicht um den Oberbefehl zanken, wenn nicht ein Heertheil aus Eifersucht und Eigensinn der Führer den andern im Stich läßt; wenn jeder, was er thut, für den andern aus freier Wahl und gern thut, nicht gezwungen und grollend.

Alle Versuche, die lockere deutsche Conföderation enger und fester zu einigen und ihr eine concentrirte Leitung zu geben, müssen nothwendig mißlingen, weil eben zu viele Staaten da sind, die einem andern nicht gehorchen wollen und die auch stark genug sind, um den Gehorsam verweigern zu können. Wer wird Preußen zwingen, Oesterreich zu gehorchen, oder umgekehrt, wenn man nicht Deutschland im Bürgerkrieg verbluten lassen will? Ja selbst die Mittelstaaten, wenn man sie gegen ihre bisherige Berechtigung und gegen ihr Interesse zu etwas zwingen wollte, würden Schutz im Auslande finden, welches ihnen ihre bisherigen Rechte im deutschen Bunde garantirt hat.

Die Concentration, die den einzelnen Gliedern des deutschen Bundes Gewalt anthun würde, ist in dem Grade unpraktisch, daß wir sie sogar in der Form des Parlamentes für undurchführbar halten. Allerdings hegt ein großer Theil der deutschen Nation tiefes und lebhaftes Verlangen nach größerer National-Einheit. Allein auch in dieser Partei ist Zwiespalt. Die Gemäßigten möchten dem Bestehenden Rechnung tragen und nicht mit der ganzen polykratischen Vergangenheit brechen, während eine andere, immer stärker heranwachsende Partei die Throne beseitigen möchte. Diese letztere Partei sieht mehr auf Freiheit als auf Einheit, mehr auf Republikanismus als auf Nationalstolz, und hat es oft genug schon erklärt, daß sie mit Kossuth, Mazzini, Mieroslawski sympathisire und mithin Oberitalien, Ungarn, die Slavenländer freigeben würde. Sobald das deutsche Parlament wieder eröffnet wird, kann es nicht fehlen, beide Parteien werden einander bekämpfen und durch ihre gegenseitige Erbitterung jede Möglichkeit, auf dem parlamentarischen Wege zur Einheit zu gelangen, vereiteln.

Zunächst versteht es sich von selbst, daß die beiden Hauptparteien im künftigen Parlament aus dem Nationalverein mit mehr demokratischer und aus dem Reformverein mit mehr conservativer Färbung hervorgehen würden und daß demnach der große alte dynastische und confessionelle, norddeutsche und süddeutsche Hauptgegensatz sich im Parlament aufs neue abspiegeln würde mit der Tendenz nicht zur Einheit, sondern zur Erweiterung der alten Kluft. Wenn aber dadurch dem Parlament die Oberleitung des Ganzen entschlüpfen würde, so könnten natürlicherweise nur die Sonderparlamente in Wien, Berlin, München die getheilten Kräfte des Parlaments an sich ziehen, um wieder mehr oder weniger die alten dynastischen und confessionellen Gegensätze zu stärken.

Das alles veranlaßt uns, zu wünschen, daß man das Heil für Deutschland in dem freiwilligen Zusammenstehen nach außen, im gemeinschaftlichen Interesse suche, und nicht in einer unerreichbaren Einheitsform, die den einzelnen mächtigen und eigenwilligen Gliedern des großen Ganzen Gewalt anthun und nur ihren Widerstand hervorrufen würde.

Man kann dieser Betrachtungsweise der Dinge entgegenhalten, wir wollten alles beim Alten lassen, während doch die Zeit zu einer Neugeburt dränge. Das geben wir zu, allein wir sehen nur drei Wege einer reellen Aenderung vor uns, entweder einen Krieg auf Leben und Tod zwischen Oesterreich und Preußen, bis einer dieser Staaten allein übrig bleibt; oder eine große Revolution, Umsturz aller Throne, Convent ꝛc.; oder einen Kampf der deutschen Parteien, der ohne Entscheidung bleiben und unsern mächtigen Nachbarn gestatten würde, uns abermals deutsche Provinzen zu entreißen, uns abermals mit Rheinbünden zu beglücken u. s. w. Der dritte Weg ist aber derjenige, in den wir am wahrscheinlichsten gerathen werden, wenn Gott unsern Nationalverstand nicht besser erleuchtet, als bisher.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, Nº 78. 30. September 1863.

Predigten.

Evangelische Silberblicke. Reden, Predigten und Studien von Alexander Vinet. Aus dem Französischen übersetzt von Bruno Lehmann, Diakonus zu Bockwa, und Dr. Hermann Vogel, Seminardirektor zu Callenberg. Zwickau, 1863. Buchhandlung des Volksschriftenvereins. J. Döhner.

Aus den Nouvelles études évangéliques, par A. Vinet. Paris 1851. Eben so fromme, als feingedachte und geistreiche Vorträge.

Wir können unsre Leser hier nur mit der Manier des Redners bekannt machen und einige seiner Gedanken hervorheben, die uns am besten geeignet scheinen, ihn zu charakterisiren. Wir wählen zunächst ein Gleichniß auf Seite 116: „Die junge Frau, welcher ein berühmter Gatte so eben seinen Namen gegeben hat, fühlt mit einem demüthigen Stolz, daß ihr die Ehre dieses Namens fortan anvertraut ist, und sie ehrt sich selber in der Person ihres Gatten mindestens eben so sehr, als in ihrer eignen Person. Welche feine Vorsicht! Welche Wachsamkeit! Welche eifersüchtige Sorge für ihren eignen Ruf, der nicht mehr blos der ihrige ist; und was wird nicht die höchste Achtung in Verbindung mit der höchsten Zärtlichkeit für die Bewahrung eines so kostbaren Gutes thun! O wie wird selbst der Schein, der schwächste Schein des Bösen vermieden werden! Und wie viel mehr die geringste, unmerklichste schlechte That! Ach nein. Sie geht leichtfertig mit jener Ehre um; sie stellt sie durch Unvorsichtigkeiten bloß, sie beschimpft sie durch Anstößigkeiten; sie hatte jenen glorreichen Namen nur angenommen, um ihn herabzuwürdigen; sie hat es vortrefflich dahin gebracht, daß ein Name, welcher ohne sie nur ehrfurchtsvolle Gedanken und Gefühle hervorgerufen hätte, nicht mehr ausgesprochen werden kann, ohne im Geiste aller Welt eine bittere Verachtung, einen unbesiegbaren Ekel zu erregen. — Wessen Bild habe ich denn soeben entworfen? Ohne Zweifel nicht das Deinige, Braut des Herrn, Gemeinde ohne Flecken, heilig und unsträflich (Eph. 5, 27.), von welcher Keiner sagen kann: sie ist hier, oder sie ist da; denn sie ist überall verstreut. Aber ist jenes Bild nicht das der Menge, welche den Namen Jesu Christi anruft, und welche nichts zu vernachlässigen scheint, um zu beweisen, daß sie ihm nicht angehört?“

Der Redner behandelt unter anderm den philosophischen Stolz der Neuzeit und zeigt, welcher Dünkel und welche unvernünftige Begierden hinter dem Forschungs- und Wissensdrange, der über die natürlichen Grenzen hinaus will, lauern. „Wer beklagt sich z. B., daß er nicht zu gleicher Zeit Mensch, Vogel und Fisch ist? Und gleichwohl, wer hat nicht Einmal wenigstens die Lust gespürt, alles dies zusammen zu seyn? Wer denkt daran zu murren, daß er nicht genau die Harmonie der Sphären im Himmel hört? Und gleichwohl, wer würde nicht davon entzückt seyn? Wer hat nicht manchmal gewünscht, jene lichtvollen Welten zu besuchen, auf denen vielleicht uns ähnliche Menschen leben? Aber wer sieht diesen Verlust als eine Ungerechtigkeit des Himmels an? Im Grunde heißt: nicht in seine Natur einwilligen, auf das Unendliche Anspruch erheben, es heißt sich beklagen, daß man nicht Gott ist; weil es diesseits des Unendlichen, diesseits Gottes, selbst auf den höchsten Stufen der Schöpfung, immer eine Eigenschaft, einen Vorzug zu begehren gibt. Ihr sagt, daß Ihr nur nach dem Vorzug zu wissen verlangt; aber warum denn mehr nach diesem, als nach einem andern, warum denn weniger nach einem andern, als nach jenem? Ihr wollt Alles wissen? Und ich will Alles seyn; mein Wunsch schließt den Eurigen ein, sintemal ich nicht Alles seyn kann, ohne Alles zu wissen; Euer Wunsch schließt den

meinigen ein, sintemal der, welcher Alles weiß, Alles seyn würde. Ihr wünscht thatsächlich aus Eurer Natur herauszutreten; und da man auf diesem Abhang nicht still stehen kann, so wünscht Ihr, wie Gott zu seyn. Aber wenn Ihr einwilligt, daß Ihr irgendwo still stehet, so ist die Grenze nicht willkürlich; diese Grenze ist Eure Natur. Weil diese Natur begrenzt ist, muß es Eure Erkenntniß auch seyn. Aber, werdet Ihr sagen, ich fühle nicht in demselben Grad das Bedürfniß, aus meiner Natur herauszugehen, und das Bedürfniß, den Kreis meiner Erkenntniß zu verlassen, oder vielmehr, was in Bezug auf das erste nur ein flüchtiger und sehr schnell vergangener Wunsch ist, daß ist in Betreff des zweiten ein gebieterisches, unbezähmbares Bedürfniß. — Dieser Gegensatz ist nicht so wirklich, als Ihr es denkt. Im Grunde seyd Ihr eben so ungeduldig über Eure Natur als über Euer Nichtwissen; ‚Euer Wachen ist das eines Menschen, Euer Träumen eines Gottes', und wenn Ihr nicht die Flügel des Vogels verlangt, selber nicht die Vorzüge des Engels, so begehrt Ihr doch in Wirklichkeit und im Geheimen noch mehr. In den Aufwallungen Eurer Eigenliebe, in dem Taumel Eurer Unabhängigkeit, wie viele Stufen überspringt Ihr da, wie weit laßt Ihr da jene Engel, die schnell sind wie der Wind und brennend wie das Feuer, hinter Euch zurück! Aber die eine Anmaßung versteckt sich, die andre redet Ihr frei heraus. Jene würde umsonst einen schönen Namen verlangen; er würde immer der Hochmuth seyn; der andre erlangt von unsrer Einbildung leicht einen ehrenvollen Namen; nämlich die Liebe zur Weisheit, die Philosophie. Es ist also zwischen jenem doppelten Streben nicht das Mißverhältniß, wie Ihr denkt. Euer Hochmuth bringt sich schon mit sich selber ins Gleichgewicht, und Ihr seyd hochmüthig an allen Enden."

Der Redner fügt hinzu: „Die verborgenen Dinge gehören dem Herrn, unserm Gott, an, die offenbaren sind für uns und für unsre Kinder, d. h. wenn Ihr den Sinn dieser Stelle recht erforschtet, die Dinge, deren Geheimniß der Herr sich vorbehält, würden für uns unnutz seyn; aber Alles, was er uns geoffenbart hat, ist nützlich; seine Offenbarung ist reich, vollständig; sie läßt nichts draußen als das, was zugleich unsre Fähigkeiten und unsre Bedürfnisse überschreiten würde. Gott hat uns Alles mitgetheilt, was mitgetheilt werden konnte; Gott hat sich uns mitgetheilt, so viel wir es wünschen und ertragen konnten; und in Allem, was für uns von Wichtigkeit ist, ist diese Mittheilung völlig." Dies ist die Wahrheit, zu der auch unsre Blätter sich längst und immer bekannt haben. Die Unzulänglichkeit des Menschen und die falsche Bahn, auf die er abirrt, wenn er Gott gleich alles wissen will, kann nicht klarer bezeichnet werden. Durchaus genial aber ist die Hinweisung darauf, daß der Philosoph entweder lügt, wenn er sagt, es sey ihm blos ums Wissen, nicht auch ums Können, nur um Allwissenheit, nicht um Allmacht zu thun, oder er ist einfältig, wenn es ihm wirklich Ernst wäre, sich mit dem Wissen begnügen zu wollen. Er kann aber nichts von beidem erreichen und zappelt eben so vergebens nach Allwissenheit, wie nach Allmacht, wenn er die ihm vom Schöpfer gesetzten Schranken des Wissens wie des Könnens unvernünftigerweise überspringen will.

Sehr merkwürdig ist, was der Redner über Katholicismus und Protestantismus sagt. „Der Protestantismus in der Politik, in der Religion, in der Literatur ist das Recht, sich von der Allgemeinheit der Meinungen zu trennen, um zu sehen, ob man sich wieder mit ihr verbinden kann und bis auf welchen Punkt? Er ist das Recht, sein intellectuelles Vermögen von dem zusammengeschossenen Grundkapital und der allgemeinen Meinung zu trennen, um es von Neuem zu zählen und von Neuem, aber mit Kenntniß des Sachverhalts, an dem gemeinsamen Geschäft sich zu betheiligen. Der Protestantismus ist der Individualismus im Denken. Der Protestantismus ist eine Form der Freiheit. Da nun aber die Freiheit nur ein Mittel ist, so ist auch der Protestantismus nur ein Mittel. Man trennt sich nicht, um sich zu trennen, das wäre ein Ziel, welches allen Fingerzeigen der Natur und den sichtbaren Absichten der Vorsehung widersprechen würde. Man trennt sich, um sich wieder zu vereinigen; der Individualismus muß zum Socialismus zurückführen, der Protestantismus zum wahren Katholicismus, die Freiheit zur Einheit. — Offenbar ist die Welt protestantisch. Selbst die römische Kirche, in ihren Fundamenten erschüttert, sucht eine Stütze in der Beweisführung, in der Erfahrung, in der Prüfung, und straft dadurch ihr eigenes Princip Lügen. Der kritische Geist hat in der Politik Alles zerstört; da will man noch weniger als anderswo von Legitimität hören; und unglücklicherweise ist man auf dieser Bahn besonders über einer negativen Arbeit; man beurtheilt Alles, man hat für nichts Zuneigung. — Wenn man irgendwo einen fühlbaren Widerstand gegen jene protestantische Tendenz bemerkt, so ist es in der protestantischen Kirche. Der römische Katholicismus versucht, um sich zu retten, protestantisch zu werden; die Erben Luthers und Calvins werden Katholiken. Sie betrachten sich nicht mehr als die Vertreter des Princips der intellectuellen Unabhängigkeit, sondern als Eigenthümer einer abgeschlossenen Kirche, die durch deut-

liche Dogmen und unveränderliche Glaubenslehren charakterisirt sey, mit Einem Worte wie eine Religion, was der Protestantismus nicht ist. Man hört besonders in Deutschland von der Nothwendigkeit sprechen, sich wieder zu vereinigen, aus den verschiedenen Familien des Protestantismus eine Liga zu bilden. Dieser Drang nach äußerlicher Einheit, dieser falsche Katholicismus wird noch weit mehr in Erstaunen setzen, wenn man darauf Obacht hat, wie er sich bei einer großen Zahl derer, die ihn fühlen, mit der religiösen Gleichgiltigkeit, oder mit Solchen verbindet, die bezüglich der religiösen Meinungen weit von ihnen abweichen. Man kann sich nicht genug wundern, daß die religiöse oder besser kirchliche Einheit unter ihren Vertheidigern eine Menge erklärter Ungläubiger zählt. Ein falscher Protestantismus — man gebe wohl darauf Acht — verbindet sich wunderbarer Weise mit einem falschen Katholicismus. Diejenigen, welche Protestanten sind, um Alles zu verneinen, werden Katholiken, um Alles zu vereinen."

In einer Note fügt der Redner hinzu: „Geschichtlich ist es das Princip des Protestantismus Luthers und Calvins gewesen, keine andere Autorität als die der Bibel zuzulassen; philosophisch aber enthält das Princip mehr. So hat man, nachdem der Katholicismus mittelst der Bibel geprüft worden war, die Bibel mit der Vernunft geprüft. Später trat Kant auf, welcher die Vernunft mit der Vernunft selber prüfte. Ein Protestant — das Wort in der ganzen Macht seiner Bedeutung genommen — ist ein Mensch, welcher prüft, bevor er sich unterwirft. Man sieht, daß ich nicht so weit gehe, als der Schriftsteller, welcher neuerdings das Bekenntniß ablegt, daß es der Freiheit widerspreche, sich zu unterwerfen, nachdem man geprüft hat, und daß diejenigen, welche prüfen, um dadurch zum Glauben zu gelangen — d. h. welche suchen, um zu finden, welche gehen, um an einem Ziele anzukommen — ihren Geist zu einer schimpflichen Sclaverei verdammen!"

Dies alles sind Themata, die sehr zum Nachdenken auffordern und an die doch grade am wenigsten gedacht wird. Wir glauben noch bemerken zu müssen, daß der Redner in der Regel von den Gegenständen, über welche die Gläubigen verschiedener Confessionen streiten, lieber absieht und die Menschen überall an ihre Schwachheit, an ihre Selbsttäuschung und Selbstüberhebung, und namentlich an die im vorherrschenden Indifferentismus sich massenhaft bewährende Sterilität des Bodens mahnt, auf den der gute Same zwar fällt, aber nicht aufgeht.

Dichtkunst.

Venceslav Hanka's Lieder. Aus dem Böhmischen übersetzt von Alfred Waldau. Prag, Dominicus, 1863.

Es ist dem Uebersetzer nicht eingefallen, die deutsche Lesewelt um Verzeihung zu bitten, daß er die Lieder eines Mannes übersetzt, der vom giftigsten Hasse gegen Deutschland erfüllt war. Im Gegentheil, Herr Waldau empfiehlt diese Lieder, spricht mit hoher Bewunderung von Hanka und fordert die deutschen Leser auf, ihn ebenfalls zu bewundern. Daß sich die deutsche Presse eine solche Schmach gefallen läßt, daß Deutsche in deutscher Sprache die ingrimmigsten Feinde deutschen Wesens anerkennen, loben und preisen, ist freilich nichts Neues.

Hanka ist ein Czechomane und Germanophage (Deutschfresser) erster Classe. Wie er schon 1817 den schnöden Betrug mit der s. g. Königinhoferhandschrift verübte, um den Haß der Böhmen gegen die Deutschen gleichsam zu legitimiren, so schloß er sich im Alter eifrig der Slovanska lipa an, deren Zweck 1848 war, den deutschen Einfluß aus Böhmen zu verbannen. Wir sprechen den Stockböhmen ein gewisses Recht nicht ab, auf ihre Nationalität zu halten, und geben ihnen nur zu bedenken, daß dieses Recht bei ihnen, wie bei den Ungarn, eine Einschränkung erleidet, sofern sie allein für sich nicht stark genug sind, sich zwischen den mächtigen Nationen umher zu behaupten und daß sie daher wohlthun, sich mit ganzem Herzen an die deutsche Nation anzuschließen, von der sie mehr Gutes, mehr wahre Bildung, mehr wahre Gerechtigkeit erfahren, als sie von Russen oder Polen erfahren würden, wenn es diesen jemals gelänge, durch Zertrümmerung Oesterreichs und Preußens sich Böhmen und Ungarn zu unterwerfen. Wenn wir es nun aber den Czechen überlassen, sich in ihrer eigenen Sprache anzulügen und Schmähungen gegen die Deutschen auszuhecken, so können wir es doch nicht dulden, daß Deutsche in deutscher Sprache ehrenvolle Mittheilung davon an das deutsche Publikum machen, sondern weisen eine solche Dreistigkeit mit verdienter Verachtung zurück.

Herr Waldau setzt unbedenklich voraus und will seine deutschen Leser glauben machen, die Königinhofer Handschrift sey echt und ein wahres Palladium der Czechen. Es ist aber längst und zuletzt am gründlichsten von Feifalik nachgewiesen, daß jene Handschrift von Hanka gefälscht und nur auf lügenhafte Art für echt ausgegeben worden ist. Vgl. unsere Blätter von 1861 Nr. 34. Für solche Leser, denen weder das Buch

von Feifalik, noch unsre Recension davon zur Hand ist, wiederholen wir hier einen kurzen Auszug, der den ganzen Sachverhalt darlegt.

Die Lieder der angeblichen Handschrift sollen heidnisch seyn, aus unvordenklicher Zeit, doch im 13. Jahrhundert niedergeschrieben. Sie enthalten aber keinen echt heidnischen Namen oder Charakterzug, den der Verfälscher nicht aus neueren Büchern hätte schöpfen können. Vieles ist darin ausdrücklich aus Hagec und andern Chroniken geschöpft, welche tief in die christliche und neuere Zeit fallen und viel später geschrieben sind, als im 13. Jahrhundert. Weder im Versmaß noch im Inhalt stimmen sie zu den echten noch vorhandenen Liedern. Ueberall verräth sich darin eine moderne Empfindsamkeit und Affectation, ein manierirtes Schauffement für Menschenwürde und Patriotismus, wie es im Anfang unseres Jahrhunderts Mode war, nicht aber im 13. oder in einem noch früheren. Die Quellen, aus denen der Verfälscher schöpfte, sind von Herrn Feifalik mit großem Scharfsinn nachgewiesen. Der Fälscher äffte zum Theil echte Volkslieder und ein Paar ältere epische Dichtungen fast wörtlich nach, zum Theil übertrug er Stoffe aus späteren Prosa-Chroniken in Verse, ja er erlaubte sich sogar wörtliche Uebersetzungen aus einem angeblichen deutschen Volksliede in des Knaben Wunderhorn, welches gar kein echtes Volkslied, sondern wie so manches andere Lied in jener Sammlung von den Herausgebern Arnim oder Brentano selbst erst im Volkston gedichtet worden ist. Wie konnte ein heidnischer Böhme ein Lied singen, welches erst im Anfang des 19. Jahrhunderts von einem deutschen Romantiker verfertigt wurde.

Alle Lieder der Handschrift verrathen durch ihre Sprache und ganze Fassung, daß sie von einem und demselben Dichter herrühren. Sie tragen aber hier fanatischen Haß gegen das Christenthum, und dort wieder eine affectirte christliche Andacht zur Schau. Ein Beweis mehr, daß nur ein Gelehrter der neueren Zeit mit der Absicht zu fälschen, und nicht ein unbefangener echter böhmischer Sänger aus alter Zeit sie habe dichten können.

Im Einzelnen finden sich die gröbsten Verstöße gegen Mythologie, Sittengeschichte des Mittelalters, Sprache rc. Morana z. B. wird als Todesgöttin gedacht, was lediglich eine falsche Vorstellung moderner Mythologen im Anfang unsers Jahrhunderts war, aber seitdem widerlegt ist. Ein Turnier wird geschildert, wie es etwa auf einem modernen Winkeltheater vorgestellt werden konnte, ohne alle Kenntniß der strengen ritterlichen Sitte und Regel. Ein Lied beschreibt Prag und erwähnt darin Thor und Wälle auf einer Seite der Stadt, wo urkundlich erst viel später ein Thor und Wall gebaut worden sind.

Die Handschrift selbst ist zwar auf altem vergilbtem Pergament, aber mit neuer Dinte geschrieben und trägt überall die Spuren der Fälschung. Die Art und Weise, wie die Tschechomanen ihre Echtheit zu vertheidigen gesucht haben, hat nur dazu gedient, ihre Blößen noch klarer zu machen.

Auch ein anderes angeblich altböhmisches Gedicht von großer Berühmtheit, „Libussens Gericht", weist Herr Feifalik als eine Fälschung nach, als ein Machwerk, welches der Verfälscher aus einem ganz modernen deutschen Gedicht von Herder hergenommen hat. Herder schöpfte den Stoff dazu aus Hagecs Prosa und wählte das Sylbenmaß der serbischen Volkslieder für seine metrische deutsche Bearbeitung. Dasselbe Versmaß hat nun der Verfälscher auch in seinem angeblich altböhmischen Machwerk beibehalten, als ob es nicht ein willkürlich von Herder gewähltes, sondern wirklich das altechte eines Volkslieds wäre.

Der ganze Ruhm Hankas ist also nicht auf einen Felsen der Wahrheit, sondern auf einen Sumpf der Lüge gebaut. Auch seine hier übersetzten lyrischen Gedichte werden mit Unrecht böhmische Nationallieder genannt, da sie nur Nachahmungen deutscher Lyriker und voll von moderner Reflection und Sentimentalität sind. So lesen wir hier:

Dein denke ich, wenn in der Abendsonne
 Purpur'nem Lichte Hain und Anger glüht;
Dein denke ich in namenloser Wonne,
 Wenn schon der Silbermond am Himmel blüht.

Und wenn der Traum mir naht auf leisen Schwingen,
 Und hernach durch die süße Frühlingsnacht
So wunderliebliche Accorde klingen,
 Dann sehe ich dein Bild in Engelspracht.

Das ist eine Nachahmung Matthissons und kein böhmisches Nationallied.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **№ 79.** 3. Oktober 1863.

Altpersische Literatur.

Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Aus dem Grundterte übersetzt, mit steter Rücksicht auf die Tradition, von Dr. Friedrich Spiegel. Drei Bände. Leipzig, W. Engelmann, 1852, 1859, 1863. 8. Preis fl. 11. 58 kr.

Dieses sehr verdienstliche Werk ist nunmehr, was die Uebersetzung betrifft, zum Abschluß gelangt und behält sich der Verfasser nur noch einen Commentar vor, in welchem er seine Auffassungen gegen gewisse Einreden vertheidigen wird.

In der Einleitung zum ersten Bande erörtert er die ursprüngliche Verwandtschaft der Perser mit den Indern. Beide nämlich sind Arier, ihre Sprachen, ihre ältesten Sitten und Religionsbegriffe sind verwandt. In ihren heiligen Schriften kehren mehrmals dieselben Namen wieder. Gleichwohl hat sich schon frühzeitig ein Gegensatz zwischen den indischen und persischen Ariern ausgebildet, welcher so weit ging, daß nicht selten bei den Persern böse erscheint, was bei den Indern als gut vorausgesetzt wird. So sind die daevas der Perser böse Geister, die devas der Inder die guten Götter. Der persische Dualismus, der große ritterliche Weltkampf des Guten gegen das Böse ist den pantheistischen Indern fremd. Der Gegensatz war zugleich ein klimatischer und geographischer. Der persische Norden neigte mehr zu Kraftübung und Heldenthum, der indische Süden mehr zu Ueppigkeit und Contemplation.

Schwieriger ist das Verhältniß der Perser oder nordischen Arier zu ihren nächsten semitischen Nachbarn zu bestimmen. Herr Spiegel hält einen starken semitischen Einfluß von Westen auf die Perser für wahrscheinlich und glaubt sogar, die Grundlehre des Avesta von Westen herleiten zu sollen. In diesem Punkte scheint es uns aber, er habe nicht streng genug die Elemente der semitischen Religionen unterschieden. Es gibt im ganzen Alterthum keinen schrofferen Gegensatz als den zwischen dem üppigen Naturcultus Babylons, Assyriens und Mediens einer-, und der ritterlichen, zu stetem Kampf gegen das Böse verpflichtenden Religion der alten Perser andrerseits. Das ganze semitische Vorderasien, mit einziger Ausnahme der Juden, erkannte ein höchstes Götterpaar an, das männliche und weibliche Princip, die Sonne oben, Nacht, Erde und Feuchte unten, ihre Einheit und Untrennbarkeit personificirt in der Omorka. Die Vermählung jener beiden höchsten Naturprincipe diente als Vorbild aller irdischen Fruchtbarkeit, wie der Aecker, so der Thiere und Menschen. Um Hochzeit, Geburt und Tod drehte sich in der Vorstellungsweise jener sinnlichen Völker Alles. Daher auch ihr Cultus zur niedrigsten Wollust entartete, wie denn auch die h. Schrift immer Babylon und die Prostitution identificirt. Aus diesem semitischen Cultus kann nun unmöglich die sittliche Religion des Avesta hervorgegangen seyn. Im Gegentheil ist nichts natürlicher und gewisser, als daß der Perser in seiner sittlichen Würde den verweichlichten Babylonier tief verachten mußte. Der Parsismus war eine sittliche Reaction gegen die unter den Semiten Vorderasiens eingerissene Verderbniß. Er war aber zu rigoristisch, um den einmal verdorbenen Völkern gefallen zu können. Es liegt in der Natur der Sache, daß die von den Persern unterworfenen Meder, Assyrer, Babylonier, Syrer, Phöniker und die ihnen verwandten Aegypter das persische Joch nur höchst ungern ertrugen, und zwar weniger wegen des politischen Drucks, als wegen der Religion und Sittenstrenge ihrer persischen Gebieter. Es fehlt nicht an Zeugnissen, nach welchen die Perser als Herren in den götzendienerischen und im Sinnencultus tief versunkenen Ländern Propaganda gemacht, Tempel zerstört,

die thierischen Culte unterdrückt haben. Das that in auffallendster Weise Kambyses in Aegypten. Am merkwürdigsten in deser Beziehung ist das Schicksal des berühmten Belustempels in Babylon, den die persischen Eroberer nicht sogleich, wenigstens nicht vollständig zerstörten, den Götzendienst darin noch eine geraume Zeit duldeten, und den sie endlich doch noch niederrissen. Auf diese Vorgänge hätte Herr Spiegel mehr Acht haben sollen. Sie entsprechen ganz der Lage eines Eroberers, welcher mit verhältnißmäßig geringer Macht zahlreiche ihm abgeneigte Bevölkerungen beherrschen soll. Bald wird er aus Vorsicht die Unterworfenen schonen, bald wird er wieder, indem er sie verachtet, ohne sie zu fürchten, ihnen seinen eigenen Glauben und seine Sitte aufnöthigen. Es ging indeß den Persern, wie es allen kräftigen Siegern unter gebildeten und verderbten Völkern ergangen ist. Sie wurden von der Wollust der Besiegten angesteckt, der persische Hof wurde der üppigste der Welt. An der späten Zerstörung des Belustempels mögen wir die Zuckungen erkennen, in denen der Parsismus in den Umarmungen der babylonischen Verführerin erlag, bald sich aufrichtend, bald wieder machtlos hinsinkend. Dennoch herrschte er noch, bis Alexander der Große alle Elemente der götzendienerischen Opposition gegen den Parsismus zusammenfaßte, den letztern überwand und in die Gebirge im Osten, aus denen er gekommen war, zurückwarf. Nicht umsonst besuchte der große Alexander alle berühmten Tempel des von ihm gegen die Perser zum Kampf aufgerufenen Heidenthums, gab sich selbst für einen Sohn des Zeus und des ägyptischen Amun aus und stellte endlich in seiner Person das ganze Pantheon dar, indem er sich abwechselnd in Götter und sogar Göttinnen verkleidete. Von seiner Zeit an herrschte in Vorderasien wieder der alte üppige Cultus der Mylitta oder babylonischen Hure, verfeinert im Cultus des Dyonisos und der Aphrodite, derselbe sittenverderbende Götzendienst, gegen den sich die reinere Lehre der Parsen vergebens empört hatte.

Herr Spiegel kann daher unmöglich Recht haben, wenn er auf Seite CXVIII des zweiten Bandes wahrscheinlich machen möchte, die von Zarathustra gegründete, im Avesta niedergelegte Lehre der alten Parsen stamme vom Westen her, aus Medien und von den Semiten, hauptsächlich wegen der Spuren des semitischen Sternencultus und der h. Siebenzahl, die sich im Parsismus finden. Dem muß entgegen gehalten werden, daß im Parsismus die Sterne keine höhere Bedeutung haben, als die Elemente und meteorologischen Phänomene, und daß die in ihnen wohnenden Genien überhaupt nur als sittliche Potenzen gedacht werden. Die Siebenzahl mag bei allen alten Völkern an die Planeten- und Wochentage geknüpft gewesen seyn und hat doch ganz gewiß in den sieben Amesha-çpentas der Parsen, wie in den sieben Rischis der Inder, wie im Siebengestirn der Scandinavier und Britten und in den sieben Armen des Leuchters im Tempel zu Jerusalem eine ganz andere, mehr geistige und sittliche Bedeutung gehabt, als an dem Belustempel und den Mauern von Ecbatana. Aus der Siebenzahl läßt sich die Identität zweier durchaus heterogenen, ja einander ausdrücklich entgegengesetzten Culte, wie der babylonische und parsische, nimmermehr beweisen.

Der Verfasser spricht Theil I. Seite 57 auch von buddhistischen Einflüssen und gedenkt unter andern der berühmten Cypresse Zarathustras, die ganz an den h. Feigenbaum der Inder erinnert. Indessen contrastirt der Parsismus nicht weniger mit dem Buddhismus, als mit dem sinnlichen Cultus der Semiten, denn sein ganzes Wesen ist Kampf, während das des Buddhismus Ruhe ist.

Eine viel engere Wahlverwandtschaft besteht zwischen dem alten Parsismus und dem Judaismus, indem beide gleichmäßig nur eine unsichtbare Gottheit verehren und als deren Gebot nur die reinste Moral erkennen, daher auch gleichmäßig den Götzendienst der andern Völker hassen und verachten. Daher auch die natürliche Sympathie der beiden Völker, wie sie sich in der Geschichte des Cyrus darlegt. Die Juden in der babylonischen Gefangenschaft wurden von dem edlen Parsen als Gesinnungsverwandte sogleich aus der Haft der besiegten Götzendiener befreit. Nur unter der Herrschaft der Perser konnte Jerusalem erneuert werden, und nach dem Untergang des Perserreichs seit Alexander dem Großen wurden dessen Nachfolger als blinde Götzendiener wieder fanatische Verfolger der armen Juden. Stehen nun aber auch Parsen und Juden in ihrem Kampf gegen die Götzendiener auf gleicher Linie, so sind sie einander doch wieder selbst scharf entgegengesetzt. Denn der Judaismus befiehlt den Kindern Gottes, in der fast immerwährenden Unterdrückung, in der sie leben, ihr Vertrauen einzig auf den himmlischen Vater zu setzen, während der Parsismus in allen Gläubigen nur die Soldaten den Ahura-Mazda (Ormuzd) sieht und sie zu beständigem Kampf gegen Agra-mainyus (Ahriman) aufruft. Wir dürfen annehmen, daß die Uebereinstimmung dessen, was die Juden und Parsen vom ersten Menschenpaare im Paradiese und von der verbotenen Frucht gemeinschaftlich lehrten, auf eine sehr alte Verbindung jüdischer und parsischer Ideen hinweist, ohne

daß es uns möglich wäre, die Spuren derselben ins Dunkel der Vorgeschichte zu verfolgen. Jedoch deutet schon die phantastischere Art, in der die Geschichte der ersten Menschen von den Parsen aufgezeichnet worden ist, darauf hin, daß sie jünger und von der älteren jüdischen Tradition abgeleitet ist. Auch die messianische Idee ist Parsen und Juden gemeinschaftlich, und von den letzten Zeiten, dem letzten Kampf und dem Siege des Guten sind ihre Vorstellungen ziemlich ähnlich. Allein das alte Testament der Juden hat doch einen ganz andern Grundton, als das parsische Avesta, das jüdische Volk einen ganz andern Charakter, als das parsische. Die alten Parsen waren von den alten Juden schon eben so verschieden, wie die ritterlichen Türken, Kurden, Afghanen es jetzt noch von den heutigen Juden sind.

Herr Spiegel hätte wohl noch eine andere Verwandtschaft herbeiziehen sollen, nämlich die des Parsismus mit der Ritterlichkeit der den Persern benachbarten alten Scythen am Oxus und Jaxartes. In dem großen Gedicht des Firdosi wird diese Verwandtschaft auf das stärkste betont, so daß des Gedichtes größter Held, Rustum, gar nicht einmal ein Perser, sondern ein Sake (Scythe) ist. Die Ritterlichkeit des Parsismus, die in offenem Widerspruch steht mit der indischen, babylonischen, ägyptischen und jüdischen Religion, kehrt desto auffallender wieder in der Religion unserer nordischen Völker. Der Grundton der nordischen Edda ist Kampf und Krieg, wie bei den alten Parsen, wenn auch den letztern der Ruhm viel reinerer Sittlichkeit gebührt. Denn die Edda verpflichtete die Diener des höchsten Gottes Odin keineswegs zu der Tugend, zu welcher das Avesta die Diener des Ahura-mazda verpflichtete. Die Edda preist nichts höher als Uebung der Kraft, wie des Verstandes, denn auch er ist Kraft, und setzt dieser Kraftübung keinerlei sittliche Schranke, ja sie läßt wiederholt Odin sich in der Lust, Böses zu thun, ergötzen, und mit grausamer Wollust am liebsten gerade die Menschen verfolgen und vernichten, die im Adel der Seele und ehrenhaftem Handeln das Höchste suchten. Daraus erklärt sich die schonungslose Barbarei, mit der die alten germanischen Völker alle schwächeren Völker ausrotteten oder unterjochten, und wir, ihre gebildeten und sehr gezähmten Nachkommen, müssen demüthig gestehen, daß die alten Parsen doch bessere Leute waren, als unsere Vorväter. Trotz alledem aber geht der kriegerische Zug durch beide Nationalitäten und ihre Religionssysteme hindurch, und dieser Zug, welcher mittelst der Scythen Germanen und Parsen verbindet, ist es zugleich, der die letztern von allen oben genannten südlichen Völkern unterscheidet.

Wenn wir dies alles erwägen, so constatiren wir eine absolute Originalität des Parsismus, begründet in der Eigenthümlichkeit des persischen Volksstammes. Welche verwandte Elemente auch bei Juden, Indern und Germanen gefunden werden, bleibt der Parsismus doch etwas für sich, verschieden von den Grundlehren aller andern alten Völker. Da er aber notorisch vom babylonischen Götzendienst am allermeisten verschieden war, kann er auch am allerwenigsten aus dem Bereiche des letztern, nämlich von Medien her, gekommen seyn und müssen wir deßhalb Herrn Spiegels Vermuthung ablehnen.

Wir gehen nun zum Avesta selbst über. Dasselbe enthält uralte Texte, die aber erst später gesammelt und nicht in der besten Ordnung mit einander verbunden worden sind. Auch rühren sie von verschiedenen Verfassern her. Herr Spiegel glaubt ihren Ursprung in die vorhistorische Zeit zurückverlegen zu müssen. Die Voraussetzung, Zarathustra habe zur Zeit des Hystaspes gelebt, den wir bei Herodot als Vater des Darius kennen lernen, weist Herr Spiegel zurück. Zarathustra scheint ihm einer viel älteren Zeit anzugehören. Nach der langen Unterdrückung des Parsismus von Alexander dem Großen an erfolgte seine Wiedergeburt bekanntlich erst im neupersischen Reiche unter den Sassaniden, die auch die erste neupersische Uebersetzung, die s. g. Huzvaresch-Uebersetzung veranstalteten. „An die Huzvaresch-Uebersetzung schloß sich nun eine ganze Literatur an, so weit wir sie kennen, theologischer Natur. Sie ersetzte die alte untergegangene oder verschwindende Literatur durch zeitgemäßere Schriften. Vieles in diesen Schriften mag in der That älteres persisches Gut seyn, doch muß man sich hüten, die Ansichten dieser Werke für alt anzunehmen, wenn nicht andere Beweise dafür sprechen; denn im Ganzen geben auch diese Bücher einen Beweis von der Unzulänglichkeit der alten Ansichten für die neue Zeit. Daß die Huzvaresch-Uebersetzung, als jene Bücher verfaßt wurden, schon ein gewisses canonisches Ansehen genossen habe, schließe ich aus wörtlichen Citaten in einem derselben, welches ich Gelegenheit hatte näher zu untersuchen. Von den Werken dieser Periode ist am bekanntesten der Bundehesch, Untersuchungen über Kosmogonie, welche bei genauerer Erforschung noch manches Unerwartete und Werthvolle zu Tage fördern werden, das Arda-viraf-name, ein gleichfalls merkwürdiges Buch, eine parsische Version des Ἀναβατικὸν Ἡσαίου; Viraf entschläft in Gegenwart von sieben weisen Persern, mit welchen er sich über das

Gesetz bespricht; seine Seele wird in den Himmel entrückt; in sieben Tagen durchläuft dieselbe Himmel und Erde und kehrt am achten in den Körper zurück, worauf Viraf erwacht. Er erzählt nun Alles, was er gesehen hat, und dies wird aufgeschrieben."

Die Keilinschriften und das später unter muhamedanischer Herrschaft verfaßte große Epos des Firdosi gewähren weitere Aufschlüsse über den Parsismus. Als die Anhänger dieser Lehre, durch die Muhamedaner hart gedrückt, sich in die indischen Gebirge retteten, entstanden Sanskrit-Uebersetzungen einzelner Parsenschriften. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts erhielten die Engländer, durch Vermittlung der indischen Parsen in Bombay, die erste Nachricht vom Vorhandenseyn alter heiliger Parsenschriften, und ein feuriger Franzose, Anquetil du Peron, ging selbst nach Indien, um jene Bücher genauer kennen zu lernen und zu übersetzen. Da er kein Geld hatte, ging er als gemeiner Soldat nach Indien und setzte mit unsäglicher Beharrlichkeit sein Vorhaben durch. Seine französische Uebersetzung des Avesta erschien 1771 und wurde bald darauf von Kleuker ins Deutsche übertragen und commentirt. Herr Spiegel erkennt beider Männer Verdienst in vollem Maaße an, sagt aber: „Anquetil hat von den Parsen gar keine eigentliche Uebersetzung in unserem Sinne erhalten, sondern blos eine Angabe der einzelnen Wörter in neupersischer Sprache. Aus diesen Mittheilungen suchte er nun nach Möglichkeit den Sinn zu errathen, wobei ihm seine Kenntniß der Realien vielfach zu statten kam. Genaue grammatische Kenntniß besaß Anquetil nicht, und für so complicirte Untersuchungen, wie das Avesta nöthig macht, war, als Anquetil lebte, die Zeit noch nicht gekommen."

Spiegels Avesta bginnt mit dem ältesten und heiligsten Buche Vendidad. In demselben wird zuerst die Ausbreitung der Menschen über die Erde, dann Jemschids Vara oder das erste Paradies beschrieben. Hierbei hätte Herr Spiegel bemerken können, daß Spuren des parsischen Vara in dem räthselhaften Bern, wonach in deutscher Sage Dietrich sich nennt, wie in der mythischen Insel Veroë der Griechen gefunden werden. Längst ist in Dietrich von Bern der nordische Thor nachgewiesen, zubenannt Bioern, und vom Bären- oder Siebengestirn mit sieben Sternen bekränzt, identisch mit dem galischen, unsterblich auf seiner seligen Insel schlummernden Artus oder Arktur. — In den folgenden Theilen des Vendidad werden die Dinge erörtert, die am angenehmsten und die am unangenehmsten sind, ferner allerlei Sünden und deren Bestrafung, ferner eine außerordentlich ausführliche Detaillirung aller möglichen Verunreinigungen durch todte Körper, wobei die Mittel der Reinigung angegeben sind. Unter diesen nehmen wieder die Hunde den vornehmsten Rang ein, denn sie galten den Parsen für besonders heilig und ihr Blick schützte gegen alle dämonischen Anfechtungen. Daher folgen auch im Vendidad eine Menge religiöse Vorschriften in Bezug auf die Pflege der Hunde, dann folgen noch weitläufige Kapitel über die Reinigkeit der Frauen, über die Ceremonien, unter denen Nägel und Haare abgeschnitten werden sollen 2c. Im 19. Kapitel ist eine Legende eingeflochten, offenbar von späterer Hand und nicht hierher gehörig. Zarathustra wird darin, wie Jesus in der Wüste, vom bösen Geist vergeblich versucht. Auch das 21. Kapitel ist wieder nur ein Bruchstück und handelt von schädlichen Gestirnen, denen heilbringende Gestirne entgegenwirken. Endlich werden die Krankheiten verzeichnet, die der böse Geist hervorbringt.

(Schluß folgt.)

Geschichte.

Die Völkerschlacht bei Leipzig, erzählt von Dr. Heinrich Wuttke. Berlin, Brigl, 1863.

Dieses im Umfang mäßige Buch gehört zu den bessern in der großen Zahl patriotischer Gelegenheitsschriften, welche das Jubiläum der großen Volkserhebung im Jahr 1813 für das laufende Jahr veranlaßt hat. Leider befindet sich unter diesen Schriften vieles Fabrikat, wie man es eben auf den Markt bringt, und die Vaterlandsliebe kann so wenig wie der Religionseifer dem Schicksal entgehen, von den Krämern, Verkäufern und Wucherern ausgenutzt zu werden, die überall in den Vorhof des Heiligen sich eindrängen. — An noch viel Anderes und Wichtigeres mahnt uns die Leipziger Schlacht. Wir meinen, die Einheit der damaligen Schwertführung sey eine bessere gewesen, als die der Federführung, die man heute aus Bundesverfassungsparagraphen herauskünsteln möchte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, №. 80. 7. Oktober 1863.

Geschichte.

Chronik von Lähn und Burg Lähnhaus am Bober. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Städte, Ritterburgen 2c. Schlesiens von A. Knoblich. Mit Illustrationen. Breslau, in Commission bei Aderholz. 1863.

Eine der besten Specialgeschichten, reich an Inhalt und gut geschrieben. Man sollte nicht meinen, daß die Geschichte einer kleinen Stadt so viel Interessantes darzubieten vermöchte, aber eine kurze Skizze des Inhalts wird es beweisen. Die alte Burg Lähnhaus und das Städtchen Lähn liegen reizend am Bober in dem schönen Vorgebirge, welches zu dem höheren Riesengebirge hinaufführt. Hier war ehemals alles slavisch und gehörte zu Polen. Der altpolnische Name des Ortes war Valan oder Wlan. Die Burg gehörte schon zu den 18 Burggrafschaften, welche Papst Hadrian IV. in einer Bulle vom 25. April 1155 dem Bischof Walter von Breslau zuschrieb. Das Bisthum bedurfte starker Burgen, um sich der Heiden zu erwehren, in deren Lande es gegründet wurde. Herzog Boleslaus der Lange vom polnischen Königsgeschlecht der Piasten, dem damals Niederschlesien gehorchte, hielt fest am deutschen Reiche und stand dem großen Friedrich Barbarossa im Kampfe gegen die Lombarden bei. Im Christenthum nicht nur, sondern auch im Germanismus sah er das einzige Mittel, seine rohen Slaven zu civilisiren, führte daher deutsche Colonisten in Schlesien ein und baute ihnen Städte, wovon er den Ehrennamen des Städtegründers erhielt. Auf seinem Kriegszuge nach der Lombardei lernte er den Herzog Berthold von Meran (Tirol) kennen, mit dessen Enkeltochter Hedwig er seinen Sohn, Heinrich den Bärtigen, vermählte. Das ist die berühmte heilige Hedwig, die oft auf dem Schlosse Lähnhaus verweilte und hier unvergängliche Erinnerungen zurückließ. Mit ihr aber kam viel deutscher Adel, um sich in Schlesien niederzulassen und die deutsche Partei zu verstärken. „Viele deutsche Adelsgeschlechter waren der heil. Hedwig aus dem Gebiete ihres hochangesehenen Vaters Herzog Berthold IV. von Meran bei ihrer Vermählung mit Heinrich von Schlesien seit 1186 aus Baiern und Franken, wo sie im Kloster Kitzingen erzogen worden, in unsere Gebirgsthäler gefolgt und hatten hier entweder schon von ihrem Schwiegervater Boleslaus oder auch später noch von ihrem Gemahl selbst wüste Landstriche zum Anbau erhalten, auf welchen sie, wie zwischen Volkenhain und Lähn, neue Ortschaften nach deutscher Sitte anlegten. Unter diesen Rittergeschlechtern, die im Gebirge sich festsetzten, verdienen die aus dem Vogtlande eingewanderten Zedlitze zu Maiwaldau bei Hirschberg, die Redern zu Waltersdorf bei Lähn, später zu Probsthain am Spitzberge, und die Schofe, das sagenreiche Haus der Schaffgottsche, nachher zu Alt-Kemnitz, sämmtlich unweit von Lähnhaus, besondere Erwähnung." In das nahe Goldberg zogen viele deutsche Bergleute, um das edle Metall daselbst auszubeuten. Die Stadt Lähn unterhalb der Burg wurde im Jahr 1214 gegründet. Als Heinrich der Bärtige aus Frömmigkeit der Regierung entsagte, gerieth sein Sohn, Heinrich der Fromme, an der Spitze der deutschen Partei in einen wüthenden Kampf mit seinem Bruder Konrad, zu dem die polnische Partei hielt, besiegte denselben aber in einer blutigen Schlacht an der Katzbach und bald darauf stürzte Konrad auf der Jagd und brach den Hals. Die deutsche Partei behauptete das Uebergewicht, und noch mehr, als sie es allein war, die im Jahr 1241 den Tataren wirksamen Widerstand leistete, nachdem die Polen sich überall von denselben hatten schlagen lassen. Die Schlacht an der Wahlstatt erwarb den Deutschen unsterblichen Ruhm, nicht blos

deshalb, weil sie den ganzen großen Tatarnstoß aufhielt, sondern auch, weil sie der Germanisirung Schlesiens das Siegel aufdrückte. Unter den auf der Wahlstatt mit ihrem Herzog Gefallenen befand sich auch Konrad von Zedlitz, damals bischöflicher Burggraf des Lähnhauses.

Der fromme Verfasser verfehlt nicht, das Andenken der h. Hedwig zu feiern. Noch besteht der Weg, auf dem sie von der Burg zur Kirche und zurück ging. „Auf St. Hedwigs Ruhestein inmitten des Hedwigssteiges pflegen daher auch noch heut die Umwohner gern Athem zu sammeln und erinnern sich dabei auf jener Basaltbank unter dem Schatten üppigen Laubholzes der Fürstin, die hier, vom Frühlichte beglänzt, auf ihrem gewohnten Kirchwege innehielt und, von den Naturwundern göttlicher Schöpferhand bewegt, die Rechte zum Segen über die junge Stadt im blühenden Thale erhob, oder auf der Heimkehr durch Gestein und Gebüsch anfklimmend, in Begleitung ihres gezähmten Rehes, von der Wegesmühe auszuruhen pflegte, wobei sie auf dem harten Felsblocke den Eindruck ihrer mildreichen Hand hinterließ. Freilich gilt dieser in den Augen der Zweifler nur als zufälliges Naturspiel oder als Ueberrest altheidnischen Götterkultus, aber der Eindruck im Herzen der Nachkömmlinge verblieb dennoch unzweifelhaft frisch."

In der Folgezeit ist das wichtigste Ereigniß, in welches Lähn verwickelt wurde, der greuliche Hussitenkrieg. Die Ankunft der hussitischen Räuberhorden wurde damals von Berg zu Berg durch Feuerzeichen verkündet, damit die Einwohner noch rechtzeitig ihre beste Habe und ihr Vieh in die Wälder retten konnten. Dennoch wurde das Land gräßlich verheert, Städte und Dörfer verbrannt, an den Einwohnern die ungeheuersten Greuel verübt. Auch Lähn wurde damals verbrannt. Man weiß nicht, war es politische Klugheit, die dem niederschlesischen Adel rieth, es mit Böhmen nicht zu verderben, oder religiöser Fanatismus, genug eine Anzahl von Herren, darunter insbesondere die Zedlitze, hielten zum Böhmenkönige Georg Podiebrad, waren eifrige Hussiten, kämpften beständig gegen die Sachsen und brachten großen Raub zusammen. Lähnhaus war damals ein förmliches Räubernest. Der Schrecken des Landes war der Pfaffenfeind Sigesmund von Zedlitz, der 110 Jahr alt wurde, und sein nicht minder furchtbarer Sohn Georg, der 108 Jahr alt wurde. Es ist auffallend, daß diese Zedlitze, welche dereinst als Deutsche die altslavische Partei im Lande zu besiegen gekommen waren, sich jetzt auf die böhmische, also slavische Seite stellten und gegen das deutsche Sachsen reagirten.

Als die Reformation unter Doctor Luther begann und zunächst in Sachsen sich ausbreitete, drang sie auch bald in Niederschlesien ein und wurde namentlich Goldberg eine durch Trotzendorf berühmte Schule des Humanismus und des Lutherthums. Das letztere behauptete sich bis zur ferdinandischen Reaction und den Dragonaden im dreißigjährigen Kriege. Diejenigen Landestheile, denen die Religionsfreiheit nicht früher verbürgt worden war, mußten wieder katholisch werden. In Lähn litten die katholischen und protestantischen Einwohner während des langen Krieges gleich sehr durch Brand und Plünderungen. Die Stadt ging gänzlich in Flammen auf und die Burg wurde auf Befehl des kaiserlichen General Montecuculi, nachdem die schwedische Besatzung kapitulirt hatte, zerstört.

Nachdem man sich vom Jammer des Krieges erholt hatte, blieb Lähn paritätisch und die katholische und lutherische Gemeinde lebten in ungestörter Eintracht. Im siebenjährigen Kriege litt die Stadt nur große Brandschatzungen, in der langen Friedenszeit aber mehrmals durch Brand und durch große Ueberschwemmungen des Bober.

Größere Leiden erwarteten das Städtchen zur Zeit der napoleonischen Kriege. Als nach der Schlacht von Jena Schlesien vom Feind überzogen wurde, plünderte derselbe, vor allen das württembergische Contingent, wie überall so auch in Lähn. Dann folgten die sieben Jahre der systematischen Ausplünderung, indem das Land auf die unerhörteste Weise besteuert und gänzlich ausgesogen wurde, um die von Napoleon geforderten Summen herbeizuschaffen. Im Jahr 1813 kam der Feind zum zweitenmal ins Land. Während des Waffenstillstandes lagen Franzosen in Lähn, und wie gut es diese verstanden, einem kleinen Städtchen und armen Dörfern noch den letzten Heller abzupressen, mag folgende detaillirte Schilderung darthun. „Am 12. Juni hatte der General Meunier sich das Schloß Lähnhaus zum Standquartiere gewählt. Sobald er dort angelangt, mußte ihm die Stadt eine geraubte Kuh sehr theuer abkaufen, um, wie der Herr Kammerdiener des Mächtigen zu bemerken die Güte hatte, ‚bei dem Herrn General keine üble Meinung von unserem guten Willen aufkommen zu lassen, indem er der Stadt ‚sehr nützlich' werden könne!' — Die städtische Chronik des Bürgermeisters Neubarth erzählt ferner: ‚Einige Tage darauf erschien sein Adjutant mit einer schriftlichen Requisition, wonach die Commune binnen 24 Stunden 30 Schock Bretter, 500 Schock Brettnägel und 100 Stämme schwaches Bauholz zum Lagerbau bei Liebenthal an den hiesigen Stadtkommandanten abliefern, oder die strengste Exekution erfahren

sollte, weil der General unterrichtet wäre, daß die Stadt sehr viele Bautenbretter besitze. Da der Magistrat einer solchen Forderung, die lebhaft an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnerte, ausweichen wollte, der zornige Adjutant sich aber nicht beschwichtigen ließ, kam des andern Tages jener schlaue Kammerdiener und gab unter der Hand zu verstehen, daß, wenn die Stadt gutwillig eine Abfindungssumme von etlichen hundert Thalern erlegte, der General gern von der Forderung abstehen und die nöthigen Baumaterialien im Gebirge beschaffen würde. Wir sollten ihn aber ja nicht verrathen, noch dem Adjutanten gestehen, daß er da gewesen. Dieser erschien gegen Abend wieder und tobte wie ein Unmensch, als er die geforderten Materialien zur Uebernahme nicht vorfand. Während seiner Zornausbrüche erschien der gedachte Kammerdiener Meuniers abermals und mischte sich in die Sache mit gütlichen Vorstellungen, wodurch der heftige Adjutant zum Nachgeben gebracht wurde. Die Stadt mußte aber den unverschämten richtig noch an demselben Abende mit 70 Thalern Courant abfinden, um die angedrohte Exekution abzuwenden.' Nicht weniger litt das Dominium Lähnhaus unter diesem Aussaugesystem der fremden Bedrücker. So lange General Meunier auf dem Schlosse hauste, erhob dieser allein schon Ansprüche, die an's Unmögliche grenzten; dessen unerachtet schrieb der unersättliche Severoli von Löwenberg fortwährende Lieferungen aus und ließ sogar den hochbetagten Amtmann Anders so lange gefangen nehmen, bis er die übertriebenen Forderungen erfüllt haben würde. Dazu verlangte noch ein anderer Kriegscommissär Fondel von derselben Division Charpentier gleiche Lieferungen für die Truppen bei Liebenthal, so daß zu Anfang August alle Mundvorräthe und alles Futter für das wenige übrig gebliebene Vieh völlig aufgezehrt waren. Es würde dies unglaublich klingen, wenn wir nicht anderseits wüßten, wohin die ungeheure Menge Proviant von den französischen Blutegeln gethan wurde. Es war empörend, wie sie den Soldaten nicht einmal das nöthige Brod zukommen ließen, während sie unter der Hand die Magazinvorräthe zum eigenen Vortheile verkauften. In Folge dieses allgemeinen Unterschleifes schlichen die armen Krieger aus den Lagern von Liebenthal und Moys mit abgezehrten Gesichtern, hohlen Augen, muthlos und gierig umher, ihren Hunger mit unreifem Obste und Gartenfrüchten zu stillen. Um aber noch außerdem die Unterhaltungskosten für die Truppen in die eigene Tasche stecken zu können, erfanden die Commissare das bekannte Mittel, die hungerigen Soldaten in jene Dörfer einzulagern, welche die Lieferungen nicht aufbrachten und nun den schärfsten Erpressungen preisgegeben waren. Als General Meunier von Lähnhaus wieder ins Hauptquartier bei Liebenthal zurückgekehrt war, mußte ihm die Stadt nicht nur die täglichen Lieferungen fortleisten, sondern noch 110 Thaler Tafelgelder entrichten, bei deren Ueberreichung dieser Biedermann den Bürgern versicherte: Es sey dies eine unbedeutende Abfindung für die geringen Ansprüche an Lebensmittel, die ihm bisher ja nur ungenügend zugeflossen. Dieser schmachvolle Hohn des Franzosen trieb den geplagten Bürgern freilich das Blut ins Gesicht, aber sie mußten schweigen. Derselbe General brandschatzte ebenso die Gemeinden Hußdorf und Wünschendorf, jede um 120 Thaler Tafelgelder, welche er sich durch das Versprechen erschlich, er wolle sie dagegen mit Einquartierung verschonen. Allein schon acht Tage darauf mußten sie die verhungerten Soldaten aufnehmen, welche sich nun für die im Lager erlittenen Entbehrungen mit derselben Frechheit entschädigten, in welcher Meunier Allen vorangegangen."

Nach Kündigung des Waffenstillstands wurde Lähn von der italienischen Brigade Zucchi gegen die Russen unter Kaisarow vertheidigt und von den letzteren in Brand geschossen, wobei 200 verwundete Italiener in einem großen Gebäude mit verbrannten. Dem Brande folgte die schreckliche Ueberschwemmung des Bober am 27. August, welche die Aschenhaufen der Stadt in Wasser begrub zu derselben Zeit, in welcher die Armee Macdonalds von der Katzbach und andern wilden Berggewässern verschlungen wurde.

Das Städtchen erstand wieder verjüngt aus seinen Ruinen und ist heute noch ein kleiner, blühender und friedlicher Ort, dessen Wohlstand sich besonders durch Uhrenfabrikation gehoben hat.

Altpersische Literatur.

Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Aus dem Grundterte übersetzt, mit steter Rücksicht auf die Tradition, von Dr. Friedrich Spiegel. Drei Bände. Leipzig, W. Engelmann, 1852, 1859, 1863. 8. Preis fl. 11. 58 kr.

(Schluß.)

Im zweiten Band der vorliegenden drei Bände werden die folgenden Theile des Avesta übersetzt, Vispered und Jaçna. Sie enthalten sehr umständliche Gebete.

Der Parse hatte weit mehr Ceremonien zu verrichten, als der gläubige Jude oder als der Muhamedaner. „Thätigkeit ist das Wesen der ahurischen Schöpfung. Der Schlaf ist vom Anfange an keine Schöpfung Ahuras, darum befällt er auch die Menschen zumeist in der Finsterniß, in der Zeit, wo Agra-mainyus am mächtigsten ist. Darum ist es denn auch schon im Vendidad als ein verdienstliches Werk angepriesen, die Nacht wachend, besonders betend zuzubringen, oder wenigstens doch früh aufzustehen. Darum erhebt sich der Priester auch schon um Mitternacht, der Laie aber bei dem Krähen des Hahnes. Nach dem Aufstehen macht es der Vendidad dem Laien zur Pflicht, Holz zum Feuer zu bringen, und verspricht ihm dafür den Segen dieses wichtigen Elementes. Diese Vorschrift ist von den neueren Parsen zwar nicht abgeschafft, wohl aber durch Hinzufügung anderer Pflichten sehr zurückgestellt worden. Nach dem Aufstehen muß jetzt der Parse zuerst Ashem-vohu sprechen und ein eigenes Morgengebet. Hierauf hat er seine Kleider zu untersuchen, ob er sie nicht verunreinigt hat, und muß, nachdem er sie rein befunden, den Kosti umhängen, wobei er wieder ein eigenes für diese Handlung bestimmtes Gebet hersagt, und zwar mit dem Gesichte nach der Sonne gekehrt. Dann folgt ein neues Gebet: die Verfluchung Ahrimans und wieder Ashem-vohu. Der Mazdayacna wäscht sich nun und spricht ein Gebet an Crosh. Er reibt sich dann mit Erde und wäscht sich nochmals mit Wasser, indem er das vorhergehende Gebet wiederholt. Mit dem nämlichen Gebete beginnt er die Ceremonie des Nereng-Kosti und spricht endlich das Gebet Hoshbanm, das eigentliche Morgengebet. Erst nach allen diesen Vorgebeten erfüllt der heutige Parse die Pflicht, dem Feuer Nahrung zu bringen.“ Dies ist nur eine kleine Probe. Wie das Feuer, so galten auch die andern drei Elemente für heilig und es brauchte die äußerste Vorsicht, sie nicht zu verunreinigen, worauf sich eine Menge religiöse Vorschriften beziehen.

Der dritte Band des vorliegenden Werkes umfaßt die zahlreichen Gebete des s. g. kleinen Avesta (Khorda-Avesta). Sie sind deshalb sehr merkwürdig, weil sie die genaueste Auskunft über die ganze Dämonenlehre der Parsen, über die ganze Hierarchie der guten und bösen Geisterwelt geben. Wir dürfen dieselben im Allgemeinen bei unsern Lesern schon als bekannt voraussetzen, heben aber doch Einiges hervor, was Namen und Begriffe schärfer bestimmt, als es aus der Kleukerschen Uebersetzung erhellt. Unter Ahura-Mazdas stehen als die vollkommensten Wesen die Ameshacpentas, die Urbegriffe des Guten, des Reinen, der Allmacht, des Allhervorbringenden, des Allumfassenden im Raum und des Ewigen in der Zeit. Unter denselben stehen dann wieder die Jazatas als Genien der einzelnen Naturkräfte, Zeiten ꝛc. Darunter nehmen denn auch die Sterne ihre Stelle ein, ohne daß ihnen ursprünglich die höchste Macht und Bedeutung zugeschrieben wäre, wie bei den Babyloniern. Mithras hat seine ausgedehnte Verehrung erst bei den spätern Persern gefunden und wir werden nicht weit von der Wahrheit abirren, wenn wir die Vermuthung aussprechen, dieser Genius habe seine überwiegende Bedeutung erst in dem Maaße erlangt, in welchem persische Tugend babylonischer Verführung erlag, und in ihm personificire sich nichts anderes, als die mächtige Rückwirkung des babylonischen Sonnencultus auf die persischen Beherrscher des vormals babylonisch-assyrisch-medischen Reiches. Mit andern Worten, wir glauben, der Mithracultus nehme gegenüber den Parsen dieselbe Stelle ein, wie der Dyonisoscultus gegenüber den Griechen. Beide vertreten den uralten Sonnendienst Vorderasiens gegenüber den ritterlichern Völkern jenseits des Tigris und des Hellespontes. Mithras war nichts anderes als die Identificirung des h. Feuers der alten Parsen mit der Sonne, d. h. dem Sonnengott der Babylonier, dem großen Baal, so daß in der Anbetung des Mithras sich der Perser wie der Babylonier und Syrer gleich befriedigt finden konnte.

Eine dritte Reihe von Genien der alten Parsen bildeten die Fravashis, welche hauptsächlich als Schutzgeister angerufen und als tapfere Kämpfer gegen die bösen Dämonen betrachtet werden. Diese letztern stehen unter Agro-mainyus (Ahriman) und bilden ebenfalls verschiedene Reihen, als die bösen Genien oder Beschädiger aller Dinge.

Bei den einzelnen Erklärungen beruft sich der Herausgeber vorzugsweise gern auf die ausgezeichneten Forschungen Windischmanns.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 81. 10. Oktober 1863.

Neueste Schrift über Nordamerika.

Diesseits und Jenseits des Oceans. Von Gustav Struve. Coburg, Streit, 1863.

Herr Struve ist in Baden, wo er zum Tode verurtheilt worden war, amnestirt worden und aus Amerika zurückgekehrt, um für seinen Wahlspruch „Freiheit, Wohlstand und Bildung für Alle" aufs neue Propaganda zu machen. Die kleine Schrift, die uns vorliegt, bespricht theils die Zustände der Vereinigten Staaten von Nordamerika, theils die Zukunft, die Herr Struve unserm deutschen Vaterlande zugedacht hat.

Wir berühren die persönlichen Erlebnisse des Verfassers nur kurz. Seine schöne Frau starb ihm, ein Journal mißglückte ihm, eben so ein Arbeiterbund und Industrieverein, womit er die ganze Union umspinnen wollte. Für die Bühne schrieb er gelegentlich ein Trauerspiel, was aber Fiasko machte. Da er sich zu den Republikanern und Gegnern der Sklaverei hielt, konnte er nicht aufkommen, so lange die demokratische Mehrheit regierte, und als Deutscher litt er unter dem Druck seiner Landsleute. Kurz nach seiner Ankunft in Amerika hielt er in der Nähe von Newyork in einer großen Gesellschaft von Deutschen eine Volksrede. Man war lustig und trank. „Dessen ungeachtet blieb unter den Deutschen Alles in den Schranken des Anstands, bis eine Anzahl amerikanischer Raufbolde sich in unsere Mitte drängte, und nicht nachließ mit ihren Rohheiten, bis eine ziemlich allgemeine Prügelei entstand. Die Ruhestörer wurden zwar mit blutenden Köpfen aus dem Felde geschlagen, beruhigten sich aber nicht bei ihrer Niederlage. Im Gegentheile beschwerten sie sich bei dem Richter des Ortes über erlittene Mißhandlungen und bestimmten diesen, sie zu Special-Constablern zum Zwecke der Verhaftung der Ruhestörer einzuschwören. Da Hoboken auf dem östlichen Ufer des Hudson liegt, mußten alle Newyorker, welche nach Hause zurückkehren wollten, zur Fähre gehen. Dort hatten sich die amerikanischen Raufbolde aufgestellt und fielen über die unbewaffneten und friedlichen Deutschen her, welche den Rückweg nach Hause antraten. Es entstand eine zweite Prügelei, bei welcher am Ende die Deutschen zwar wieder den Sieg errangen, allein nicht bevor viele derselben arge Mißhandlungen erlitten hatten und eine bedeutende Anzahl derselben verhaftet worden war. Diese letzteren wurden in das Gefängniß nach Bergen, einige Meilen entfernt, verbracht. Mehrere Tage vergingen unter schweren Kosten, Sorgen und Entbehrungen, bevor sie wieder ihre Freiheit erhielten."

Als der Bürgerkrieg ausbrach, trat der Verfasser als Gemeiner in Blenkers Brigade ein und stieg bis zum Hauptmann, nahm aber nach der Niederlage von Bull-Run seine Entlassung.

Wir finden es sehr lobenswerth, daß Herr Struve, wie vieles er auch in Amerika schlecht findet, doch seinen deutschen Landsleuten die Wahrheit sagt in Bezug auf das, was sie selbst verschulden, wenn sie in Amerika nicht in genügendem Ansehen stehen, und auch in Bezug auf das, was sie in der deutschen Heimath selbst versäumen.

In Amerika zählen die Deutschen 7 Millionen kräftige Arbeiter, rührige Leute, die sich vorwärts bringen und zum Theil schon ansehnliche Vermögen erworben haben. Und doch gelten sie dort nicht, was sie gelten sollten. An kriegerischer Tüchtigkeit sind sie den Angloamerikanern entschieden überlegen. Ins dritte Jahr ist jetzt der Krieg entbrannt, deutsches Blut ist auf amerikanischem Boden in Strömen geflossen und doch haben die Deutschen die Stellung nicht eingenommen, welche sie durch ihre Leistungen und Opfer verdient hätten. „In den kleinen Heeren der Republik, welche seit der

Annahme der Verfassung des Jahres 1789 bestanden, unterschieden sich immer drei Elemente sehr merklich von einander: das aristokratisch-amerikanische, das irländische und das deutsche. Das erstere hatte mit sehr wenigen Ausnahmen alle Offiziersstellen inne. Das zweite und dritte mußte sich mit den untergeordneten Bedienstungen begnügen. Das irländische verstand es aber besser, als das deutsche, die einträglicheren Posten von Sergeant-Majoren, Feldwebeln und Sergeanten zu erreichen.“ Der Süden riß sich vom Norden los. „Ein großer Theil der aristokratisch-amerikanisch-nativistischen Offiziere ging im Augenblicke der Entscheidung zum Feinde über. Die irländischen und deutschen Massen blieben dem Sternenbanner treu. Allein ohne Offiziere vermochten sie wenig zu leisten. Sie wurden, wie z. B. in Texas, entweder gefangen genommen oder fortgeschafft. Hätten sie treue Offiziere gehabt, würden sie die ihnen anvertrauten Posten behauptet haben, wenigstens bis zum Eintreffen von Verstärkungen.“ Als der Krieg immer großartigere Dimensionen annahm, schien es den Nordstaaten dringend gerathen zu seyn, eine deutsche Heeresmacht zu organisiren, welche durch ihre Disciplin und Taktik viel schneller den Sieg würde herbeigeführt haben. „Doch mitten im Sturme der Begeisterung, welche die Massen ergriffen hatte, fühlte man die Angst der Behörden durch, das deutsche Element könne durch den Krieg eine Bedeutung erlangen, die man ihm nicht einräumen wollte. Dem Aufruf, welchen Louis Blenker zur Bildung eines deutschen Jägerregiments erließ, entsprachen Tausende. Doch nur 750 Mann durften angenommen werden! Mit Mühe wurde später durchgesetzt, daß das Regiment auf 1045 gebracht werden dürfe. Bevor noch diese Begünstigung erlangt war, erfuhren wir eines Tages durch die Zeitungen, daß der Unterlieutenant nicht über 21, der Oberlieutenant nicht über 25 und der Hauptmann nicht über 30 Jahre alt seyn dürfe; kurz darauf, daß jeder Soldat der englischen Sprache mächtig seyn müsse.“ Das wurde zwar nicht befolgt, allein Blenkers Brigade wurde hintenan geschoben und als sie, nachdem die Nativen und Irländer davon gelaufen waren, bei Bull-Run allein noch das Feld hielt, nahm ihr das die Regierung sogar übel, denn die Deutschen sollten nicht aufkommen. Man erlaubte zwar, noch ein paar deutsche Brigaden zu errichten, stellte sie aber unter natives Commando und gebrauchte sie blos als schätzbares Material und Futter für Pulver, während die Führer der Deutschen sich unter einander selbst und zur Schmach des deutschen Namens herumzankten. Herr Struve beschuldigt den Herrn Schurz, der nativen Regierung als Werkzeug gedient zu haben, um die Deutschen unter sich zu entzweien und Blenker so lange zu chikaniren, bis er die Armee verließ. Wir wissen nun freilich nicht, was wir von diesen Beschuldigungen halten sollen, und möchten wenigstens nicht unbedingt Blenker vertheidigen, der sich durch seine Plünderungen in Neu-Eberstein und Donaueschingen wenigstens in Deutschland nicht sehr rühmlich bekannt gemacht hat. Gewiß aber bleibt die Thatsache, daß die Deutschen durch ihre eigene Uneinigkeit an der Zurücksetzung Schuld waren, welche sie im amerikanischen Kriege getroffen hat.

Die Mißstimmung darüber verhindert Herrn Struve jedoch nicht, viele Vorzüge der Nordamerikaner anzuerkennen. „Das Familienleben der Amerikaner besitzt vielleicht nicht die Innigkeit des deutschen. Allein durchschnittlich nimmt die Frau eine würdigere Stellung in demselben ein, als in Deutschland. In Amerika wird man nicht sehen, daß die Frau des Arbeiters mit schwerer Last auf dem Kopfe oder Rücken einherkeucht, während der Mann nur Stock oder höchstens einen Ranzen trägt. In Amerika ist die Frau des Arbeiters auch fleißig. Allein sie thut keine Arbeit, die über ihre Kräfte geht. Sie trägt keine schweren Lasten, sie mäht nicht und spaltet nicht Holz. Sie bestellt den Garten, doch nicht den Acker. Sie besorgt die Kühe, das Federvieh, die Wäsche und den Haushalt, allein sie gräbt nicht, sie schleppt nicht und krümmt sich nicht. Der Mann hält es nicht für Schande, der Gattin das Kind abzunehmen, das ihr zu schwer wird, und überhaupt Alles zu thun, was größere Körperkraft voraussetzt.“ Außerdem preist Herr Struve in seiner Manier die Freiheit der Amerikaner und vergißt zu sehr, was er kurz vorher von der Rechtslosigkeit, in der die Deutschen dort leben, selber erzählt hat. Er sieht übrigens voraus, daß sich vieles in den öffentlichen Zuständen verändern wird. „Eine Schuldenlast von 2000 Millionen Dollars ist in der Zeit von zwei Jahren erwachsen, welche durchschnittlich mit sechs Procent verzinst wird und welche voraussichtlich mit jedem Tage um mehr als zwei Millionen Dollar zunimmt. Voraussichtlich wird sich in Folge des Krieges die ganze Einrichtung des Staats wesentlich verändern. Ein ansehnliches Heer und eine bedeutende Seemacht werden gehalten werden müssen, um auf alle Fälle gefaßt zu seyn. Der große Vorzug, den die Vereinigten Staaten bisher hatten, wohlfeil regiert zu werden, hat jetzt schon aufgehört und kann nicht wiederkehren. Vor dem Ende des Kriegs wird die Staatsschuld der Vereinigten Staaten die Höhe derjenigen Englands nahezu erreicht haben, und die Kosten ihrer Land- und Seemacht werden hinter denjenigen der Heere

und Flotten keines europäischen Staates zurückstehen. Während der schönsten Zeiten des Friedens habe ich jeden Europäer beklagt, den der Drang der Verhältnisse über den Ocean trieb. Allein jetzt findet er daselbst lange nicht mehr, was er früher mit Sicherheit erwarten konnte: Frieden, Ruhe und Freiheit von der Conscription." Herr Struve ist überzeugt, daß die Union um keinen Preis das Aufkommen einer Monarchie in Mexiko dulden, daß daher dem Bürgerkriege, dessen Ende nicht mehr fern sey, eine Kriegserklärung gegen Frankreich folgen werde.

Indem sich Herr Struve Deutschland zuwendet, bedauert er zunächst, daß so viele Millionen Deutsche in alle Welt hinaus wandern und dem Vaterlande entfremdet werden, ohne ihm ferner zu nützen, ja sogar um demselben zu schaden, wenn es den Regierungen der Staaten, in die sie auswandern, einfällt, deutsches Interesse zu bekämpfen. So sind es die Deutschen in Rußland, welche die russische Politik schon länger als ein Jahrhundert zum Verderben Deutschlands handhaben. So besteht ein ganzes Drittel der Matrosen auf englischen Schiffen aus Deutschen, die von den weit erstreckten Küsten der Nord- und Ostsee kommen und den Engländern um Sold dienen, während alle jene deutschen Küsten unbeschützt daliegen und Deutschland keine Flotte besitzt. Wenn Engländer und Franzosen auswandern, so gründen sie, wie vormals Spanier, Portugiesen und Holländer, große Colonien, die dem Mutterlande unterthan bleiben, dessen Macht und Reichthum vermehren. In den Colonien wurzelt der Nationalreichthum, dort wird der Privatreichthum erworben, dort versorgt man die Kinder. Was hätten die vielen Millionen Deutsche, die nach Amerika und Rußland ausgewandert sind und sich unablässig auch in allen Theilen des südlichen und westlichen Europa zerstreut haben, für große Colonien gründen können, wenn sie zusammengehalten hätten und von einer mächtigen Nationalregierung im Mutterlande unterstützt worden wären! Wir sind nicht der Meinung des Herrn Struve, daß alle jene Millionen hätten in Deutschland bleiben sollen und bei gehöriger Bodenkultur und Industrie auch würden Platz gefunden haben. Wir sind vielmehr der Ansicht, das deutsche Volk habe niemals Platz in seinen Grenzen gehabt und werde ihn nie haben, weil es eine unerschöpfliche Uebervölkerung hat, es sey also von der Natur selbst auf das Erobern und Colonisiren angewiesen. Hoffentlich wird man den deutschen Herkules nicht ausschließlich an den Spinnrocken einheimischer Industrie setzen.

Im Uebrigen ist Herr Struve nicht gesonnen, die deutsche Nation in ihren gegenwärtigen Geburtswehen im Stich zu lassen. Wenn er auch dem Kaiserschnitt abgeneigt ist, so hofft er als ein schon 1848 und 1849 bewährter und unvermeidlicher Accoucheur den deutschen Freistaat mit der Devise: „Freiheit, Wohlstand, Bildung für Alle" glücklich zur Welt zu befördern. Sein Programm ist folgendes: „Wiederherstellung des gesetzlichen Bodens von 1848 und 1849 und dem entsprechend ein deutsches Parlament und eine einheitliche Centralgewalt." Um diese letztere zu ermöglichen, verlangt er eine allgemeine Volksbewaffnung, wie er das seiner Zeit auch schon zu Constanz und Lörrach, jedoch nicht zu seinem Ruhme, versucht hat. Sein Feldgeschrei ist Seite 129: Courage, nur Courage!! — Herr Struve besitzt persönlichen Muth, das hat er in Seckingen *) bewiesen, aber „Armeen aus der Erde stampfen" kann er nicht und seine allgemeine Volksbewaffnung, in der alle dermalen noch bestehenden deutschen Armeen wie im Tiegel zusammenschmelzen oder von der sie aus dem Felde geschlagen werden sollen, ist eine Chimäre heute noch wie 1848. Dennoch hat er Recht, wenn er sagt, es sey des Geschwätzes jetzt genug, Deutschland bedürfe der Thaten. Aber wo sind die Männer der That? Er selbst stellt ja nur ein papierenes Programm auf.

Als ob es nicht schon ein österreichisches Programm gäbe, welches der Fürstentag amendirt hat, und ein preußisches, womit jenes beantwortet wurde, und ein drittes des Nationalvereins, stellt Herr Struve *sein* Programm als das alleinseligmachende hin. Man glaubt den General Bonaparte zu hören, wie er, aus Aegypten heimkommend, allen Parteien zudonnert: „Was habt ihr aus Frankreich gemacht, das ich euch hinterließ, aus *meinem* Frankreich?" Herr Struve hätte seine Wichtigkeit bescheidener auffassen dürfen.

Indessen stehen wir im Zeitalter der Programme, wie vor einigen Jahrzehnten Spanien in dem der Pronunciamentos stand. Ueberall schießen die Vereine und ihre einstweilen nur moralischen, noch nicht bewaffneten Kundgebungen wie Pilze auf. Aber alle in einem widersprechenden Sinn, wenn auch alle die Einheit Deutschlands auf ihre Fahne schreiben. Ja gerade wegen dieser Einheitsfrage sind sie so uneinig.

Da ist vor einigen Tagen auch ein Protestantentag in Frankfurt am Main abgehalten worden und ein

*) Wo er, schon gefangen, sich durch seltene Kühnheit und Geistesgegenwart wieder befreite, während von Hecker keine tapfere That bekannt ist und der dritte der damaligen Heerführer der deutschen Republikaner, Herwegh, sich gar unter das berühmte Spritzleder verkroch.

Blatt hat sich geistreich darüber geäußert, es sey damit wieder ein bedeutender Schritt zur deutschen Einheit gethan. Wir glauben im Gegentheil, es wird nur Oel ins Feuer der Uneinigkeit gegossen, wenn man jetzt auch noch die confessionelle Frage auf die Tagesordnung setzen will. Wenn es möglich wäre, Deutschland auf dem confessionellen Wege zu einigen, so würde uns das unendlich glücklich machen. Aber es ist nicht möglich. Jener extremen Partei des radikalsten Rationalismus, die in Frankfurt tagte, steht die protestantische Glaubenspartei und die ganze große und einige katholische Kirche gegenüber. Wer diese Kräfte durch Entfesselung der religiösen oder irreligiösen Leidenschaften wieder in den Kampf ruft, zerstört die letzte Möglichkeit einer deutschen Einheit. Je mehr jetzt die Parteien schwärmen, um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, an die nüchterne Wahrheit zu erinnern. Erhebt sich die radikale Partei des Rationalismus zunächst gegen die Glaubenspartei unter den Protestanten selbst, wobei die Katholiken einstweilen ruhig zusehen, so heißt das so viel, als Norddeutschland und namentlich Preußen noch mehr unterwühlen und zerrütten und zu jener Selbstauflösung des Protestantismus hindrängen, welche uns von katholischer Seite schon lange prophezeiht ist. Aber gerade jenes Süddeutschland, von wo aus man in den Fußtapfen des Fürstentages die rationalistische Demonstration begonnen hat, welche gegen den confessionellen Frieden in Preußen gerichtet ist, es selbst erscheint in seinen protestantischen Bestandtheilen am meisten gefährdet, sobald wieder einmal confessionelle Interessen und Leidenschaften in den politischen Kampf hineingezogen werden. Das protestantische Süddeutschland und die reformirte Schweiz bilden nur eine schmale Halbinsel mitten in einem katholischen Meer. Sie sind der äußerste südliche Vorposten des protestantischen Nordens. Sie wurden in den früheren Glaubenskriegen regelmäßig von katholischen Heeren überfluthet und unter katholische Herren gebracht. Sowohl im Schmalkaldischen, als im dreißigjährigen Kriege predigten Jesuiten in Stuttgart. Auch noch nach den Glaubenskriegen wurden diese südlichen Ausläufer des protestantischen Nordens nur durch die Macht und das Ansehen der norddeutschen Fürsten, vor allen des Kurfürsten von Brandenburg und des Königs von Preußen geschützt, der damaligen Vorstände des corpus Evangelicorum. Bis in die Schweiz erstreckte sich dieser Schutz. Neufchatel wäre niemals preußisch geworden, wenn es nicht das dringende Interesse der reformirten Schweiz gewesen wäre, den mächtigen Beschirmer des Protestantismus in Berlin zum Mitstand der Eidgenossenschaft zu gewinnen. Der Stand Bern war es, der das durchsetzte. Das Erbrecht war Nebensache, denn es gab noch andere Erbberechtigte; die Politik entschied. In Württemberg wurde die Reformation erst durchgeführt, als Herzog Ulrich norddeutsche Hülfe aus Hessen erhielt, wodurch die Oesterreicher, die das Land damals regierten, vertrieben wurden. Die letztern kamen nach hundert Jahren im dreißigjährigen Kriege wieder und regierten das Württembergerland wieder, und es wurde bei seinem Protestantismus nur erhalten durch die Siege der protestantischen Partei in Norddeutschland. Wieder hundert Jahre später machte der katholische Herzog von Württemberg, Karl Alexander, vor seinem Regierungsantritt österreichischer General, einen Versuch, der den nun schon alten Bestand des protestantischen Kirchenwesens im Lande zu gefährden schien, und Oesterreich würde davon neuen Vortheil gezogen haben, wenn nicht Friedrich der Große sich ins Mittel gelegt und die Protection des jungen Herzog Karl, den er unter seinen Augen in Berlin erziehen ließ, und die Garantie der ständischen und protestantischen Kirchenrechte übernommen hätte.

Das sind geschichtliche Anhaltspunkte, welche beweisen und nahe legen, daß wenigstens eine extrem protestantische Partei, welche principiell Todfeindin der katholischen Kirche ist, keine Versuche machen sollte, erstens überhaupt die religiösen Leidenschaften zu entflammen, weil sie dadurch die südlichen Ausläufer des nordischen Protestantismus nur in Gefahr bringen, d. h. eine katholische Uebermacht gegen dieselben in die Waffen rufen würde, und zweitens insbesondere keinen Versuch, Preußen zu unterwühlen und zu schwächen, weil sie damit den eigentlichen Schild des deutschen Protestantismus zerbrechen würde. Von katholischer Seite sieht sich die Sache freilich ganz anders an. Von dieser Seite kann man nur lachen und sich freuen, wie die Protestanten so unbesonnen drein fahren.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{1}{2}$ Thaler.

Mittwoch, № 82. 14. Oktober 1863.

Reise.

Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861, geschildert von Dr. Heinrich Brugsch. Zwei Bände mit Holzschnitten, Lithochromien und einer Karte. Leipzig, Hinrichs, 1863.

Eine nicht minder interessante Reise wie die der k. preußischen Gesandtschaft nach Japan. Herr Brugsch, dessen schönes und lehrreiches Werk über Aegypten wir früher schon in diesen Blättern angezeigt haben, begleitete den Herrn Baron von Minutoli, welcher im Jahr 1860 an der Spitze einer preußischen Gesandtschaft nach Persien ging.

Die Gesandtschaft schiffte sich in Triest ein und fuhr den griechischen Küsten vorüber zunächst nach Constantinopel. Was uns Herr Brugsch von dieser unendlich oft beschriebenen Hauptstadt erzählt, beweist, wie sehr die europäische Civilisation daselbst vorgeschritten ist. Dasselbe gilt von allen mohamedanischen Ländern am Mittelmeer. Europäische Trachten, europäisches Hotelwesen, europäische Sitten greifen überall dort Platz. Der Aufenthalt des Herrn von Minutoli in Constantinopel war nur kurz. Er wurde dem Sultan vorgestellt. „Wir standen am Fuße der Marmortreppe, welche zu der Vorhalle des Palastes hinaufführt. Auf jeder Stufe derselben nach rechts und nach links hin waren türkische Hatschiere aufgepflanzt. Ihr Kostüm sah seltsam genug aus. Sie waren in rothe, mit Goldschnüren und Tressen besetzte Röcke gesteckt, hatten hohe rothe Mützen auf dem Kopf, mit einem Federschmuck daran, der wie ein ausgespreizter Pfauenschwanz aussah, und lange silberne Hellebarden in den Händen. Unter der Vorhalle wurden wir genöthigt, die Ueberschuhe abzulegen. Wir traten in das Innere des Palastes und befanden uns in einem prachtvollen Marmortreppenhause, das in ein rosiges Licht gehüllt war, dessen blendender Schimmer von den rothgefärbten Scheiben des Glasdaches herrührte. Das Ganze machte einen magischen Eindruck; mitten in so viel orientalischer Pracht war es wohl nicht möglich zu zergliedern, wo die Gesammtheit so zauberisch wirkt. Nachdem die Treppe erstiegen war, begaben wir uns durch eine kleine Säulenhalle nach einem großen Saale, in dessen Mitte, in der Nähe eines helllodernden Kaminfeuers, S. M. der Sultan allein, ohne Diener noch Kammerherrn stand. Die ziemlich kleine Gestalt bedeckte ein kurzer Mantel. Sein Gesicht, von einem mäßig dichten Bart beschattet, hatte einen krankhaften, leidenden Ausdruck; die Farbe war gelblich, der Glanz der Augen matt, erloschen. Selbst seinen Füßen schien die feste Haltung zu fehlen. Der einfache dunkelrothe Feß bedeckte das Haupt, das Band und der Brillantstern des Schwarzen Adler-Ordens glänzten auf dem schwarzen Rocke. Unter der an Edelsteinen und Perlen überreichen Agraffe, welche den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, drängte sich ein Diamant-Nischan in Form eines Sternes hervor. Als die vorgeschriebenen Ceremonien erfüllt waren, d. h. beim Anblick des Sultans nach jedem dritten Schritte eine Verbeugung gemacht war, befanden wir uns nur in geringer Entfernung vom Padischah. Seine Figur blieb unbeweglich, doch entwickelte sich im Laufe der freilich sehr ceremoniellen Unterhaltung ein freundlicher Zug auf dem Gesichte des Sultans, der in so steifen Formen, als die vorgeschriebene Hofetiquette am türkischen Hofe erheischt, wohlthuend wirkte. S. M. sprach so leise, daß auch nicht ein Wort von dem zu verstehen war, was er zu Fuad-Pascha sagte. Der letztere, sich stets verbeugend, übertrug die Worte des Sultans in die französische Sprache. Bereits hatte die Unterhaltung eine Viertelstunde gedauert, da entfernten wir uns rück-

wärts schreitend, unter tiefen Verneigungen, bis wir durch den herabfallenden Vorhang der Thür vom Sultan getrennt waren. So lange wir ihn sehen konnten, stand der Beherrscher der Gläubigen immer noch steif und unbeweglich da. Abd-ul-Medschid ist, seitdem dies geschrieben, in das Grab gestiegen."

Von Constantinopel fuhr die preußische Gesandtschaft durch den Bosphorus und das schwarze Meer über Trapezunt, wo sie hauptsächlich die alte Komnenen-Burg interessirte, und über Batum nach dem Hafen von Poti. Merkwürdig erscheinen die Versicherungen des Pascha von Batum, er wünsche die eingebornen Bergvölker zu civilisiren, wolle hauptsächlich Schulen gründen und habe sich auch schon Schulmeister von Constantinopel verschrieben. Er wird damit wohl zunächst nicht viel ausrichten. Die Barbarei in jenen Gegenden ist noch zu zähe. „Poti," sagt Herr Brugsch, „kann, wie überhaupt der ganze Kaukasus, das Paradies der Schweine genannt werden. Auf dem Wege nach Tiflis berührt sich die türkische Barbarei mit der russischen. Die Wagen unsrer Reisenden wurden von Russen umringt, die einer ganz besondern Secte angehören. Eine Schaar blasser, schwammiger, aufgedunsener Gesellen, mit jenem Gesichtsausdruck, der in Constantinopel oder in Kairo so unzweifelhaft den farbigen Eunuchen stempelt, lehrte uns augenscheinlich Anhänger der in Rußland verbreiteten Skopsis kennen. Weiße Eunuchen, die sich aus religiösem Wahnsinn secteuartig zu einer großen Masse constituirt haben! Kaum kann man glauben, daß sie, wie ein russischer General Schreiber dieses gelegentlich einer Unterhaltung über die sonderbaren Sectirer mittheilte, zu dem Acte der Selbstentwerthung durch den biblischen Satz: Aergert dich ein Glied deines Leibes, so reiß es aus! getrieben werden. So viel steht fest, daß die Skopsis ein äußerst nüchternes, sparsames Volk sind, welches mit allem Eifer nach Geldbesitz strebt und deshalb vor allen gern in Geldgeschäften spekulirt. Hat ein verheiratheter Skopsis einen Leibeserben erhalten, so beraubt er sich selber seines männlichen Werthes bis zur Wurzel hin. Sein Sohn wird dann in denselben eigenthümlichen Lehren auferzogen, und so lebt die Secte in steter Unität der Familienmitglieder weiter."

Dagegen erstaunte der Reisende über die Schönheit der kaukasischen Bergvölker, deren angeborner Adel so sehr mit der Gemeinheit ihrer russischen Gebieter contrastirt. Herr Brugsch fand unterwegs einen jungen georgischen Fürsten von bezaubernder Schönheit, der eine theure Leiche begleitete und aus Liebesschmerz der Welt entsagend Mönch wurde.

In Tiflis, der Hauptstadt Transkaukasiens, fanden die Reisenden alles russisch und lernten den Fürsten Bariatinsky, den Ueberwältiger Schamyls, kennen.

Auf der weitern Reise nach Armenien fielen den Reisenden unter andern die großen fettschwänzigen Schafe auf, deren Widder man wettkämpfen läßt und die so wild werden, daß man sie wie bissige Hunde an die Kette legen muß. Die Reisenden gelangten zum Ararat und zum berühmten Kloster Etschmiadzin, wo der ehrwürdige Patriarch der Armenier (Mathäos) sie empfing. Rußland hat sich jenes Klosters am Ararat bemächtigt, um sich dadurch wo möglich die ganze armenische Kirche zu unterwerfen. Eben so schlau weiß es die Häuptlinge der verschiedenen Gebirgsstämme zu gewinnen, indem es sie nach St. Petersburg lockt und hier mit Ehren und Orden überhäuft.

Die Reise ging über Dschulfa nach Täbriz (Tauris). Die letztere Stadt ist durch Erdbeben größtentheils in Trümmer gelegt, der noch bewahrte Rest erstickt in orientalischem Schmutze. Hier fand die Gesandtschaft den ersten persischen Prinzen Statthalter. „Er ist ein Enkel Feth-Ali-Schahs und der Onkel des Schahs Nassr-ed-in. Er gehört somit zu der Zahl jener unglaublich reichen Familie, die Feth-Ali-Schah seiner Dynastie hinterlassen hat. Derselbe hatte als Gemahl von etwa hundert Frauen 57 männliche und 203 weibliche Kinder erzeugt. Als er starb, im Jahre 1834, hatte er das Glück, von 784 Söhnen, Enkeln u. s. w. betrauert und beweint zu werden. Es versteht sich von selber, daß eine so große Familie eine ganz besondere Stütze der einheimischen Dynastie seyn muß. Die einflußreichsten und wichtigsten Stellen und Aemter, vorzüglich die Plätze als Gouverneure der hauptsächlichsten Städte und Provinzen Persiens sind ihnen übergeben, so daß das ganze Land mit einem Netz kadscharischer Beamten überzogen ist, welche alle durch gemeinsame Sympathien miteinander verbunden sind und als die wesentlichste Stütze der gegenwärtigen Dynastie dastehen. Andererseits muß aber auch nicht verschwiegen werden, daß bei einer so zahlreichen Familie königlichen Ursprungs das Land immer mehr und mehr verarmen muß, da jedes Mitglied derselben Anspruch auf standesmäßigen Unterhalt und Lebensweise macht."

Auf dem weitern Wege fanden unsre Reisenden in der Stadt Mianeh „die Residenz der Wanzen." Diese großen kreisrunden Thiere werden als höchst widrig geschildert. Endlich gelangte die Gesandtschaft im Beginn des Mai nach der persischen Hauptstadt Teheran und wurde gut einquartirt. „Unser Aufenthalt in dem großen Talâr, der eigentlichen Wohnung des Schah, die viel größer und schöner als das Schloß im Obst-

garten zu Täbriz war, hat nur angenehme Erinnerungen zurückgelassen. Der mächtige Saal, unser weites Quartier für den heutigen Tag, war in echt persischem Geschmacke angelegt, d. h. mit Spiegelwerk und Blumenmalerei überladen, mit großen Wandbildern historischer Natur geschmückt, die Familie der Kadscharen von ihrem Stifter, dem bartlosen Eunuchen Muhamed, an bis zum langbärtigen Feth-ali-Schah hin darstellend. Die hohen Fenster flimmerten in den reichen Figuren, in welchen die kleinen bunten Glasscheiben sehr künstlich zusammengesetzt waren. Ein angenehmer Blumenduft erfüllte unsern Aufenthalt; er rührte theils von den zahlreichen Sträußen her, die nach persischer Sitte in Glasflaschen in den Nischen und auf den Teppichen des Saales aufgestellt waren, theils drang er durch das offene Fenster vom Garten her zu uns herein." Die Stadt Teheran lag, umgeben von Thürmen und Mauern, mit vielen goldenen und silbernen Kuppeln und vielen Bäumen langgedehnt an einer niedrigen Bergkette.

Herr von Minutoli war kaum angelangt, als er auch schon von dem regierenden Schah Nasr-ed-in zur Audienz beschieden wurde. „Wir befanden uns vor dem Schah. Ein schöner Mann, anfangender Dreißiger, mit klugen durchdringenden Zügen und großem schwarzem Schnurrbart. Er trug einen hellleuchtenden goldbrokatenen Kaftan, den auf der Brust eine Agraffe von ächten Perlen und blauen Edelsteinen zusammenhielt. Sein Haupt bedeckte die persische hohe schwarze Pelzmütze, welche ein Büschel von Glasfedern und eine kostbare Diamantagraffe zierte. Im Uebrigen war der Schah europäisch gekleidet, in weißen Strümpfen vor seinem von Diamanten und Steinen blitzenden Thron stehend." Er empfing das Bild Sr. Majestät des Königs von Preußen, die Insignien des schwarzen Adler-Ordens und andere Geschenke, und äußerte seine Freude über die Ankunft einer preußischen Gesandtschaft in Persien, wohin noch nie eine gekommen war.

Um die Wohnung der Gesandtschaft her entfaltete die schöne Welt von Teheran ihre ganze Eleganz und Koketterie. Denn die Wohnung lag in dem s. g. Rosengarten (Gulistan). „Mit den buntfarbigsten Gewändern bekleidet, meist in hellgrünen Röcken und purpurrothen Beinkleidern, die schwarze Pelzmütze nach hinten über gesetzt, nachlässig mit einem Spazierstöckchen spielend, wie es die Stutzer bei uns zu thun pflegen, Rosensträuße in den Händen tragend, den Blick alle Augenblicke nach der silbernen oder goldenen Uhr gerichtet, lustwandelten die schwatzenden und lachenden Söhne Teherans in den Gängen des Gulistan einher, — gewöhnlich paarweise sich an der Hand haltend, — rissen die vollblättrigen Rosen an den Sträuchen herunter oder schlugen sie mit ihren Stöckchen ab, daß die Blätter der persischen Lieblingsblume nach allen Seiten hin zerstreut auf den Wegen umherlagen. Andere hatten unter den schattigen Gebüschen einen angenehmen Ruheplatz gefunden, oder saßen an dem großen Bassin mit ihrem Kalium beschäftigt und mit stierem Auge in das ruhige Wasser starrend. Theeverkäufer hatten auf kleinen, sauber gedeckten und mit Blumen geschmückten Tischen den dampfenden Samowar neben einer Reihe zierlicher Theetassen aufgestellt und versorgten die lebenslustige Perserwelt im Garten mit Thee und der unvermeidlichen Wasserpfeife. Man raucht, trinkt, musicirt, singt und scheint entzückt von dem täglichen Leben in Gulistan. Die Poesie hatte aber auch ihre recht prosaische Seite; denn laut schreiende Esel und Rinder mischten sich in die Gesellschaft der Perser, rissen gemeinschaftlich mit ihnen Blumen, Blätter und unreife Früchte von den Bäumen und wälzten sich behaglich auf dem Boden der mütterlichen Erde umher. Von dem Talâr, der weiten Halle, unserer großfenstrigen Wohnung aus sahen wir diesem bunten Treiben mit Befriedigung zu, höchstens einmal erschrocken durch den Anblick des rothjackigen Wachpostens, der, steckten wir den Kopf zum Hause hinaus, respectvoll das Gewehr präsentirte, sonst aber keine Veranlassung fand, die respectlosen Teheraner zu bedeuten, welche sich drei Schritte von unserer Wohnung entfernt entkleideten und, wie sie Gott geschaffen hatte, in das Wasser des Bassins hineinsprangen. Die glattrasirten Köpfe mit der koketten Seitenlocke hinter den Ohren überragten wie schwimmende Lotosblumen den Spiegel des Wassers und gewährten einen höchst unschönen Anblick."

Herr Brugsch bemerkt übrigens, der eigentliche Kern der Bevölkerung von Teheran verrathe noch eine große Uebereinstimmung mit den ältesten Parsen, wie man sie auf den Skulpturen von Persepolis abgebildet sieht, während die Einwohner der frühern Hauptstadt Ispahan eine andere und gröbere Physiognomie zeigten.

Im heißen Sommer verließ ein großer Theil der Bewohner von Teheran diese Hauptstadt, um im nahen Gebirge Elburs die Sommerfrische zu suchen. So auch der Schah und sämmtliche Gesandtschaften. Die preußische wurde noch vermehrt, indem Herr von Grolmann seinem Oheim, dem Herrn von Minutoli, jetzt erst nachkam. Der englische Gesandte, Sir Henri Rawlinson, der berühmte Entzifferer der Keilinschriften, reiste damals ab und wurde durch Allison ersetzt. In der Sommerfrische wurde Herr von Minutoli durch unverschämte Bettler belästigt, benutzte aber die Nähe des

Gebirges, um den höchsten Gipfel desselben, den sagenberühmten Demawend, zu besteigen. Derselbe ist ein hoher ausgebrannter Vulkan, dessen Krater mit Schnee ausgefüllt ist. Aus Mangel an Raum können wir aus der schönen Schilderung dieser Gebirgspartie das Nähere nicht mittheilen.

Eine Menge Betrachtungen des Werks gelten den politischen und sittlichen Zuständen Persiens. Was zuerst den Schah betrifft, so hat der jetzt regierende sich in eine ungünstige Stellung gebracht. „Wie Graf Gobineau es so richtig bemerkt hat, steht der Schah, freilich ein illegitimer Fürst von außen her, über dem Staate in der Eigenschaft eines Beschützers. Er verwaltet denselben nicht, sondern es ist das die Sorge des ersten iranischen Vezirs, des Sadr-azam. Seitdem Nasr-ed-din denselben beseitigt hat, vor wenigen Jahren, und die Regierung selber in die Hände genommen, hat die Mißstimmung der Mollah gegen ihn einen hohen Grad erreicht. Nicht der Minister, sondern er, der Schah, ist nunmehr für alles Unglück, das über Iran hereinbricht, persönlich verantwortlich; er ist der Gegenstand des Hasses und der Unzufriedenheit, nicht, wie früher, sein Vezir. Man hätte im vergangenen Winter 1860—61, während der Hungersnoth, die offen und frei geführten Reden des erbitterten Volkes in den Bazaren über den Schah hören müssen, um zu verstehen, in welcher Weise seine Stellung, und zwar durch leere, rein äußerliche Nachahmungen europäischer Institutionen in seiner Umgebung, zu seinem Nachtheile verloren und an Ansehen und Heiligkeit eingebüßt hat.“ Die Hungersnoth wird von Herrn Brugsch als ganz entsetzlich geschildert, ebenso die Armuth in vielen Theilen Persiens, der Verfall der Städte, das Oedeliegen weiter Strecken, das Räuberwesen ꝛc. Die persische Armee erlitt damals eine schwere Niederlage durch die Turkomannen, von denen sie sich überfallen ließ. Die Schuld lag an den Generalen und Offizieren, die nur nach Gunst ernannt und ganz unfähig seyen, nicht an den gemeinen Soldaten, welche hart gedrückt werden und Mangel leiden, und denen der Verfasser doch ein großes Lob spendet. Außer den räuberischen Turkomannen muß Persien auch die Afghanen fürchten und am meisten die Russen und Engländer, deren eifersüchtige Gesandtschaften um den überwiegenden Einfluß am Hofe zu Teheran buhlen und jede Art von moralischem Druck auf den armen Schah üben. Der letztere sieht sich daher instinktartig nach Hülfe um bei den europäischen Großmächten, die von Rußland und England unabhängig sind, und nahm hauptsächlich aus diesem Grunde auch die preußische Gesandtschaft freundlich auf. — Die Regierungsweise ist noch immer barbarisch. Herr Brugsch sah grausamen Hinrichtungen zu. Unter andern verurtheilte der Schah seinen eigenen Schwager zum Tode, einen verdienstvollen Mann, den er aus niederem Stande zu den höchsten Ehren erhoben hatte. Er hieß Mirza-Taghi.

Der Charakter der Perser wird nicht sonderlich gerühmt. Mit dem barbarischen Elemente roher Grausamkeit verbindet sich bei ihnen eine erstaunliche Verschmitztheit, wovon uns eine Menge Beispiele erzählt werden. Damit verbinden sie eine ganz außerordentliche Höflichkeit mit devoten und blumenreichen Redensarten. Von den persischen Frauen, obgleich sie ihm nicht zugänglich waren, hat doch der Verfasser erkundet, daß man unter ihnen weit mehr edle und feingebildete, mit Literatur und Poesie sich beschäftigende Damen findet, als unter den Türkinnen. Gleichwohl ist das Familienleben in Persien häufig gar sehr zerrüttet und wird namentlich geklagt, daß die Kinder schon von früher Jugend an verdorben werden.

Es geschieht etwas für Kunst in Persien. Der gegenwärtige Schah ist ein großer Freund der Malerei und insbesondere der Photographie, die er viel benutzt. Auch hat der Schah einen persischen Künstler nach Rom geschickt, um sich in der Malerei auszubilden. Gleichwohl sind die Perser noch sehr zurück in der Kunst. „Wenn die künstlerische Ausführung erfreut, so überrascht doch der Phantasiereichthum in ihren mythischen und historischen Bildern. Aber die Malereien haben trotz aller Mannigfaltigkeit der gewählten Vorstellungen etwas Eintöniges, an die Schablone Erinnerndes, besonders in den Blumenstücken, die nur wenig variirende Kopien stereotyp gewordener Originale darbieten. Rose, Tulpe, Lilie erscheinen als die Hauptvertreter der bunten Blumenwelt, ein Schmetterling oder noch häufiger ein Vöglein fehlt selten im grünen Blattwerk, und wenn der Maler ein wenig poetischen Sinn hatte, so ist das Blumenstück von einem Rande schöner Verse irgend eines bekannten persischen Dichters umgeben.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 83. 17. Oktober 1863.

Reise.

Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861, geschildert von Dr. Heinrich Brugsch. Zwei Bände mit Holzschnitten, Lithochromien und einer Karte. Leipzig, Hinrichs, 1863.

(Schluß.)

„Minder glücklich sind die Maler in der Behandlung historischer Stoffe oder solcher Scenen, bei denen die Anwesenheit des Menschen bedingt ist. Trotz aller Sauberkeit in der Ausführung von Details sind die Figuren steif, ohne Perspective, das Gesicht ausdruckslos. Das persische Leben, verschönt durch Wein, Weiber, Spiel und Tanz, das Märchenreich und die Sage — vor allen erinnern wir uns der Scenen aus den Liebesromanen von Jussuf und Suleikha und von Leile und Ma'-edschnun, die Kriege des großen Abbas und anderer Könige der persischen Geschichte werden vielfach von den Malern ausgebeutet und immer wieder und wieder kopirt. Zu den stereotypen Arbeiten in Papiermaché- und Lackmalerei gehören auch die persischen Kartenspiele, Asnas genannt, aus fünf verschiedenen Bildern in viermaliger Wiederholung, also im Ganzen aus zwanzig Kartentäfelchen bestehend. Die Bilder der einzelnen Karten heißen der Reihe nach: As, unserem Aß entsprechend, durch das Bild der Sonne mit dem Löwen, um den sich eine Schlange windet, dargestellt. Ferner Schah, bei uns der König; Bibi „die Dame“; das betreffende Bild stellt eine Mutter mit ihrem Kinde vor und ist den christlichen Bildern der Jungfrau mit dem Kinde, einem sehr beliebten Motive bei den Persern, entlehnt. Serbaz oder „der Soldat“ ist die Karte, welche unserm Buben zur Seite steht, wohingegen die als Leqqat d. h. die Tänzerin bezeichnete Karte ihr Gegenbild in dem Kendscheseh oder europäischen Kartenspiel nicht hat. Die Perser bedienen sich beim Spiel dieser Kartentäfelchen, die gewöhnlich in einem Etui aufbewahrt werden, wie unsere europäischen Spieler, und es bildet das Asnas neben dem Schah (schatrendsch) und dem Triktrakspiel (takhtanerd-bazi-kerden) das beliebteste Unterhaltungsmittel in den Gesellschaften vornehmer und armer Personen.“

Herr von Minutoli machte von Teheran aus einen Ausflug über die alten Hauptstädte Persiens Ispahan und Schiraz und die Ruinen der noch älteren Hauptstädte Pasargadä und Persepolis bis tief in den Süden zum persischen Golf. Ispahan fanden unsre Reisenden in kläglichem Verfalle. „Der Anblick war über die Maßen traurig. Statt der erwarteten Größe und Herrlichkeit trat uns eine schauerliche, menschenleere Einöde entgegen, auf welcher zerfallene und versunkene Häuser, Paläste und Moscheen nur noch durch ihre Trümmerhaufen die ehemalige Abgrenzung der Straßen und Plätze der alten Königsstadt angaben. Freilich schimmerte hier und da selbst noch auf den Ruinen die vergangene Pracht durch, allein der Anblick dieser Spuren vermehrte nur das Melancholischwehmüthige des ersten Eindrucks von Ispahan. Die lange Zeile der eingefallenen Häuserreihen wurde bisweilen durch ein von Menschen bewohntes Haus unterbrochen, doch war deren Zahl nur gering, um ein belebtes und belebendes Bild hervorzurufen. Die alten Stadtthore und Pforten hingen mit ihren spitzgewölbten Bögen an den zerfressenen Pfosten, und die glasirten Ziegel der ehemaligen Ornamente sahen wie Hohn und Spott, wie ein Memento mori, wie ein Dräuen gegen alles Menschenwerk und gegen die Geschichte der Menschheit aus.“

Auf der Reise bot sich manches Eigenthümliche dar, z. B. die Taubenthürme, Karawanenhunde, die nur von einer Station zur andern die Reisenden begleiten

und dann mit einem andern Karawanenzuge wieder umkehren u. s. w.

Da die Ruinen von Persepolis schon so oft beschrieben worden sind, fügt Herr Brugsch nur einige neue Bemerkungen hinzu. „Ich sah in Persepolis nicht zum erstenmale eine zusammenhängende Ruine des Alterthums. Aegypten und ein längerer Aufenthalt in diesem Lande der Vorzeit hatten mich an den erhebenden Anblick gewöhnt. Und dennoch muß ich gestehen, daß Persepolis und seine Reste einen tiefen Eindruck in mir hervorriefen, ganz verschieden von dem, welchen ich beim Anblick altägyptischer Denkmäler zu empfinden pflegte. Während es hier die körperliche Masse ist, welche den Eindruck des Grandiosen hervorruft, wirkt die persepolitanische Ruine gerade in entgegengesetzter Richtung durch das schlanke, luftige, fast möchte man sagen zierliche Element ihrer Formen und Umrisse. Sie gemahnt in mancher Beziehung an eine griechische Verwandtschaft, die vielleicht thatsächlich begründeter ist, als sie auf den ersten Augenblick erscheinen möchte.“ Interessant ist, was der Verfasser von gewissen leeren Stellen sagt, die sich auf den Bildwerken von Persepolis neben den Figuren finden. Sie waren für Keilinschriften bestimmt und sind nur nicht bei allen Figuren ausgefüllt, wodurch bewiesen wird, daß die großen Bauten zu Persepolis nicht vollendet worden sind, weil die Achomäniden-Dynastie vor ihrer Vollendung zu Grunde ging.

Schiraz fanden unsre Reisenden sehr reizend liegen, auch das Volk war hier auffallend schön. Doch fehlt es auch hier nicht an schlimmen Seiten. Der berühmte Wein ist für eine europäische Zunge viel zu feurig und scharf, als ob er gepfeffert wäre. Die berühmten Rosen von Schiraz existiren gar nicht, das hier beliebte Rosenöl kommt aus Indien. Den Charakter der Einwohner bezeichnet Herr Brugsch als Treulosigkeit, Doppelzüngigkeit und Unverschämtheit. Schiraz war die Heimath des berühmten Dichters Hafiz, welchen Hammer übersetzt, Göthe und Bodenstedt nachgeahmt haben und dessen Ruhm daher auch bei uns sehr verbreitet ist. Auch Herr Brugsch preist ihn und hat sein Bildniß in Holzschnitt beidrucken lassen. Er sagt von ihm Theil II. Seite 174: „Hafiz war ein fröhlicher Derwisch, der in seine Welt mit lauter Stimme hineinsang, was das glühende Herz empfand, und der bei der aufrichtigsten Verehrung des Göttlichen dem rein Menschlichen seine Huldigung nicht versagt.“ Das ist unwahr, obgleich beinahe alle Literargeschichten dem persischen Dichter ein ähnliches Lob spenden. Hafiz war der frechste Religionsspötter, in dem nicht ein Funken von Gottesfurcht wiederzuerkennen ist. Wissentlich und mit äußerster Keckheit trat er den Geboten Allahs und seines Propheten entgegen und rühmte sich mitten unter Mohamedanern, denen der Wein verboten ist, einer ewigen Trunkenheit. Im christlichen Europa wird freilich niemand etwas gegen seine Weinlieder einwenden und man am Ende auch seine üppigsten Liebeslieder passiren lassen. Das aber ist nicht wohl zu verantworten, daß deutsche Literarhistoriker die Hauptsache verschweigen, nämlich die tiefe Versunkenheit des Hafiz in das griechische Laster. Bei weitem die meisten seiner Liebeslieder sind an Knaben und nicht an Mädchen gerichtet. Er fordert in seinen unverschämten Liedern jedermann zur Knabenschänderei auf. Das sey das höchste Gut auf Erden. Man lebe nur einmal und sey ein Thor, wenn man nicht genieße. Was man von Gott, von der Vergeltung, überhaupt von der andern Welt nach dem Tode sage, sey alles Lüge. Frech sagt er, er bedürfe des Paradieses nicht, denn erstens gebe es keines und zweitens sey ihm die Schenke schon Paradies genug. Einmal sagt er, die Mitte des Leibes sey das Centrum der Welt. Zur kolossalsten Frechheit aber steigert er sich, indem er einmal den Frommen zuruft, wenn es wirklich einen Himmel gebe, so wolle er, Hafiz, machen, daß in demselben Anachid (Anaitis), die alte heidnische Liebesgöttin, die Zither zu seinem Liede spiele und Hasredbi Issia (Jesus) dazu tanzen solle. Jedoch hat man, um die in den Liedern des Hafiz liegende Lehre des Lasters zu maskiren, schon zu seiner Zeit eine Fiction angenommen und verbreitet, wonach in seinen gemeinsten Schelmenliedern ein tiefer mystischer Sinn verborgen liegen soll. Sogar Männer des Gesetzes haben diese Voraussetzung gutgeheißen, um den Mächtigen zu schmeicheln, welche sich an den Frechheiten des Dichters labten, und um den Widerspruch der Strenggläubigen zu beschwichtigen. Es ist nun der Wahrheitsliebe, der wissenschaftlichen Treue und des sittlichen Gefühls unsres erleuchteten Jahrhunderts in keiner Weise würdig, auch jetzt noch immer einen so lasterhaften Dichter zu entschuldigen und dem deutschen Publikum anzupreisen.

In Schiraz fanden unsre Reisenden einen Dr. Fagergrin aus Schweden, der schon längere Zeit hier lebte und interessante Tagebücher niedergeschrieben hat. Herr Brugsch kehrte von hier aus über Ispahan nach Teheran zurück, indeß der Chef der Gesandtschaft, Herr v. Minutoli, mit seinem Neffen v. Grolmann den oben bezeichneten Weg nach dem Süden einschlug, von wo er nicht mehr zurückkehren sollte, denn er erlag den unerhörten Strapazen, welche von einer Reise durch die persischen Wüsten unzertrennlich sind, und starb auf

dem Rückwege, bevor er noch Schiraz wieder erreicht hatte. Nur Herr v. Grolmann traf mit Herrn Brugsch wieder zusammen. Der Letztere besuchte noch die Ruinen von Parsagadä und gelangte über Ispahan und Kuhrud wieder nach Teheran, wo der Schah ihn nochmals in feierlicher Audienz empfing und ihm viel Freundliches sagte. Unterdeß war auch eine große Sendung preußischer Uniformen angekommen, nebst Zündnadelgewehren, welche Herr v. Grolmann dem Schah zu erklären die Ehre hatte.

Aus Schiraz werden uns noch verschiedene Charakterzüge mitgetheilt. Ein Dellal oder Mäkler, der das Gesandtschaftspersonal mit allem Möglichen bediente, bekam einen jüngern Concurrenten und jeder suchte den andern auszustechen, nannte ihn einen Betrüger und Lügner und überhäufte ihn mit Infamien, bis es herauskam, es seyen Vater und Sohn. — Einem Europäer begegnete Folgendes: Er hatte sich Tänzerinnen bestellt und diese waren eben im Tanze begriffen, als eine lärmende Menge das Haus umlagerte und ein Perser wüthend eindrang, mit der Beschuldigung, eine der Tänzerinnen sey sein Weib. Der Europäer sah sich unter diesen Umständen in der äußersten Gefahr und beschwichtigte den zürnenden Ehemann mit zweihundert Dukaten. Als aber die Menge sich verlaufen hatte, erfuhr der geängstige Europäer, er sey betrogen worden, die Tänzerin sey gar nicht verheirathet und jener Perser nicht ihr Mann gewesen; man habe nur eine Komödie gespielt, um dem einfältigen Europäer Geld abzulocken. — Wie fein die Perser zu schmeicheln wissen, beweist folgende Anekdote: Herr von Minutoli hatte in einem Dorfe zum großen Trauerfest der Perser beigesteuert, und als man nun das Trauerspiel von Husseins Tod vor ihm aufführte und Hussein auf der Bühne schon von Pfeilen durchbohrt dalag, erschien ein fränkischer Abgesandter, ihm noch die Hülfe seines Königs anzubieten. Hussein aber dankte, ergab sich in den Willen Gottes und starb. Bei dieser Scene waren die Blicke aller Zuschauer auf die preußische Gesandtschaft gerichtet, für die allein jene Scene improvisirt wurde.

Auf dem Rückwege von Teheran stand Herr Brugsch in schlechter Jahreszeit und auf den kothigsten und beschwerlichsten Wegen noch viele Leiden aus, passirte jedoch muthig das große Gebirge Kaukasus und gelangte glücklich über Moskau und St. Petersburg in die preußische Heimath zurück.

In den Anhängen findet man noch viel Interessantes über Meteorologisches, Medicinisches, Commerzielles, Sprachliches, Literarisches und über den Kalender der Perser. Unserem Handel mit Persien erweckt Herr Brugsch keine großen Hoffnungen. Regierung und Volk dort sind zu indolent, die Straßen schlecht und durch Räuber gefährdet. Nur Rußland und England haben wegen der Nähe Transkaukasiens und Indiens einen einigermaßen ausgiebigen Handelsverkehr mit Persien. Frankreich und Belgien stehen mit ihren Versuchen hinter denselben zurück. Das Schweizer Haus Diener, Hanhart und Comp. in Tebriz hat sich viele Mühe gegeben, um Produkte der schweizerischen Industrie in Persien zu verbreiten, aber die Schwierigkeiten, sagt Herr Brugsch, seyen zu groß und jenes Haus habe den Augenblick herbeigewünscht, in dem es die commerzielle Verbindung mit Iran wieder würde abbrechen können.

Biographie.

Aonio Paleario. Eine Studie über die Reformation in Italien von Jules Bonnet. Deutsch von Marschmann. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1863.

Die Lebensgeschichte eines unglücklichen Priesters, der in Italien die Kirche reformiren wollte und wie sein Vorgänger Savonarola unterging. In Italien konnte die Reformation so wenig wie in Spanien und Frankreich Wurzel fassen. Die romanischen Nationen eigneten sich nicht dafür, sie mußte sich auf die germanischen beschränken. Die verschiedenen Formen des englischen, holländischen, skandinavischen und norddeutschen Protestantismus eignen sich allesammt nicht, um den phantasiereichen Romanen zu gefallen oder zu imponiren. Die theologische Gelehrsamkeit des Nordens hat etwas Abstoßendes für den Südländer, so daß sogar ein großer Theil des germanischen Stammes selbst sie perhorrescirt hat. Auch das Mißlingen aller neueren Versuche der Engländer, in Italien für den Protestantismus Propaganda zu machen, beweist die hier vorwaltende Regel der Natur. Der arme Paleario hat sich darüber getäuscht und wurde das Opfer seines Irrthums. Indem er das Papstthum da angriff, wo es noch Macht genug besaß, endete er am Galgen und sein Leichnam wurde verbrannt.

Sein französischer Biograph hat die Täuschung, die hier vorwaltete, nicht erkannt, sondern theilt sie. Sein erbauliches Werk ist darauf berechnet, in Italien Pro-

selyten zu machen, und schließt mit einem Jubelruf, daß der Protestantismus jetzt endlich in Italien „das Bürgerrecht“ erlangt habe und daß die Italiener dem schönen Ziel „einer freien Kirche in einem freien Staate“ entgegengehen. Das ist aber nicht wahr, sie gehen diesem Ziel nicht entgegen. Die ungeheure Mehrheit des Volks sträubt sich gegen die ihr aufgedrungene sardinische Tyrannei. Die Italiener werden immer Katholiken bleiben.

Paleario meinte es redlich, wie viele seiner Zeitgenossen. Die augenfälligen Mißbräuche in der Kirche erschütterten sein Herz tief und er erhob (jedoch erst nach Luther) seine Stimme, um das Reformationswerk auch in Italien durchzuführen. Aber er mißkannte des Uebels wahren Grund und schon deshalb konnte er mit seinen Lehren nicht durchdringen. Herr Bonnet fällt ganz in den nämlichen Irrthum, indem er das Leben des verunglückten Propheten schildert.

Paleario kämpfte gegen den Papst und schrieb dem Oberhirten der Kirche die Hauptschuld an allem Uebel zu. Das that auch Luther, das thaten alle Reformatoren, aber sie gaben sich dabei einer Täuschung hin. Denn nicht der Papst als solcher, nicht die Kirche war Schuld, sondern nur die weltliche Fürstenpolitik, welche den heiligen Stuhl mißbrauchte, ihre Kreaturen auf den h. Stuhl setzte und weltliches Interesse, weltliches Laster mit dem Heiligenschein umkleidete. Die Kirche war nicht die Sünderin, sondern die Mißhandelte, an der gesündigt wurde. Unter Mithülfe namentlich der Könige von Frankreich, zuweilen auch des deutschen Kaisers und der italienischen Dynastien gelangten die Familien Borgia, Medici, Farnese, später Barberini ꝛc. zur Tiara, nicht um die Kirche zu regieren, sondern um die Kirche zu plündern und zum Werkzeug dynastischer Politik zu machen, theils im Dienst der weltlichen Großmächte, theils zum eigenen Vortheil, um den Nepoten erbliche Fürstenthümer zu erwerben. Wenn man diese greulichen Mißstände ändern wollte, durfte man nicht vollends die ohnehin so schwer mißhandelte Kirche stürzen und den Glaubensgrund erschüttern, sondern man mußte die weltlichen Dynastien beschuldigen und ihre Arglist, Tyrannei und Bestechlichkeit strafen.

So lange die Kirche mächtig und reich war, setzten sich die Fürsten in sie hinein, wirthschafteten schändlich in ihr und beuteten sie aus. Sobald aber die Reformation siegreich vorschritt, stellten sie sich, als sey ihnen die Kirche fremd und hetzten selber gegen sie auf, um die Reformation selbst wieder nur in ihren dynastischen Interessen auszunutzen. Auch die neue reformirte Kirche blieb also weit entfernt, einer wahren ernsten Reform zu entsprechen, sie wurde Staatskirche, d. h. nur in anderer Form aufs neue das Spielzeug der Fürstenwillkür und Magd des weltlichen Staates.

Herr Bonnet sagt: „Paleario sollte heutzutage den Hauch des neuen Geistes, der in der Verjüngung der Wissenschaften den Vorboten der Verjüngung der Religion bildete, empfinden.“ Darin liegt der zweite Irrthum, dem Paleario, wie auch Herr Bonnet, verfallen ist. Die Verjüngung der Wissenschaften, d. h. die Renaissance, die Wiedererweckung und Nachahmung des heidnischen Classicismus war keineswegs eine Verjüngung der Religion, sondern griff die einzige Religion, von der hier die Rede seyn kann, nämlich die christliche, an der Wurzel und systematisch an, um sie aus allen Herzen und aus dem Bewußtseyn der Neuzeit ganz auszurotten. Die Renaissance, die man thörichterweise insgemein für die Bundesgenossin der Reformation hält, war deren gefährlichste Feindin und Verführerin und machte aus der Reformation, die ursprünglich und von Rechtswegen eine Befreiung der Kirche von der Verunreinigung, welche die Fürsten in sie hineingeworfen hatten, seyn sollte, einen Abfall von der Kirche, eine Entfremdung der Schule vom Christenthum überhaupt, und zwar wieder nur im Dienst und zum Vortheil der Fürsten, denn Gymnasien und Universitäten hatten nur noch den Zweck, den Fürsten geschmeidige Werkzeuge der Tyrannei zu erziehen. Die Fürsten begünstigten die classischen Studien und den Geschmack der Renaissance, weil die heidnische Vergötterung der Kaiser nun auch ihren Personen zu Theil wurde und der künftige Staatsdiener oder auch nur Unterthan der irdischen Majestät mehr Ehrfurcht zollen sollte, als der himmlischen. Das ganze Schul- und Universitätsleben in dem modernen Fürstenstaate war für die Zwecke der weltlichen Autokratie berechnet. Man maskirte das aber und log den Völkern vor, die modernen Zustände seyen eine Erlösung von der Tyrannei der Kirche und eine Wiedergeburt der Menschheit zu classischer Vortrefflichkeit. Und heute noch immer läßt man sich das vorlügen und die arme Kirche muß heute noch die Schuld tragen, wo nur die Fürsten und ihre Werkzeuge gesündigt haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 84.** 21. Oktober 1863.

Zeitgeschichte.

Die Krisis in Nord-Amerika. Ein Vortrag von Bogdan Graf Reichenbach. Berlin, Eduard Beck, 1863.

Dieser interessante Vortrag läßt uns in die tiefsten Schäden der nordamerikanischen Union hineinsehen. Dieselbe hat sich in wenigen Jahren mit einer ungeheuern Staatsschuld überbürdet, ohne noch zum Zwecke gekommen zu seyn, für den sie diesen unermeßlichen Aufwand machte. Man kann unvernünftige Verschwendung nicht weiter treiben. „Vor etwa 10 Jahren waren die Unionspolitiker ernstlich besorgt, was mit einem Einnahme-Ueberschuß von etwa 30 Millionen Thalern anzufangen sey. Gegenwärtig betragen, in Folge des Krieges, die Schulden der Nordstaaten bereits über 1000 Millionen. Nach einem New-Yorker Blatt kostet der Krieg den Nordstaaten täglich 4 Millionen Thaler; nach der Berechnung der Londoner Times müssen jene Staaten täglich borgen etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen, und ihre Schulden würden auf die Art Juli 1864 etwa 2500 Millionen betragen.“ Der frühere Ueberschuß der Einnahmen kam von den Zöllen her und diese gereichten nur den Nordstaaten zum Vortheil, die eine Industrie haben, nicht den Ackerbaustaaten im Süden. „Die Zölle sind in Nordamerika sehr hoch; vor dem Austritte der Südstaaten betrugen sie, obwohl seit 1846 beträchtlich vermindert, immer noch durchschnittlich 20 bis 30 Procent des Werths der Waare. Nach der Secession des Südens sind sie von den Nordstaaten noch beträchtlich erhöht worden. In ihnen bestand fast die einzige Revenüe der Union; direkte Steuern von Bundeswegen gab es nicht. Die Kosten der Bundesregierung wurden somit vorwiegend von den Agriculturstaaten getragen zu Gunsten der Fabrikanten Neu-Englands.“

Die Südstaaten haben demnach das Meiste zum Wohlstand der Union beigetragen und niemand kann läugnen, daß sie sich in ihrem Rechte befinden, wenn sie behaupten, sie seyen als freie Staaten in die Union eingetreten, die Union bilde nur einen Föderativ-, keinen Einheitsstaat; man könne ihnen also auch rechtlich nichts aufnöthigen wollen, was ihre Existenz gefährde. Während man sie Rebellen nennt, sind sie die eigentlich Conservativen, ganz so wie es im Jahr 1847 die sieben Schweizer Cantone waren, welche durch die bundeswidrige Tyrannei der Radikalen gezwungen waren, einen Sonderbund zur Vertheidigung ihrer uralten verbrieften Rechte und überhaupt des eidgenössischen Rechts zu bilden. Der Verfasser hebt hervor, wie sehr der Radikalismus (ganz so wie früher in der Schweiz) auch in Nordamerika als Schwindel des s. g. Zeitbewußtseyns, als liberale Doktrin und Mode zur Herrschaft gelangt sey. Der Radikalismus scheute sich in Amerika nicht, sogar eine christliche Maske vorzunehmen, indem er die Sklavenemancipation wollte. Ohne Sklaven kann nicht nur der Süden nicht bestehen, sondern muß auch Europa die Produkte der Südstaaten, vor allem die Baumwolle entbehren, weil jene Produktion nur von der Arbeit der Neger abhängt, die Neger aber nicht mehr arbeiten, wenn sie nicht mehr Sklaven sind. Die Südstaaten kämpfen für die Beibehaltung der Sklaverei, weil ihre Existenz davon abhängt und weil der Besitz von Sklaven ihr altes verfassungsmäßiges Recht ist. Sie glauben aber auch, sich dieses Rechtes ohne moralischen Scrupel bedienen zu dürfen, weil sie überzeugt sind, die inferiore Race der Neger sey der Freiheit gar nicht fähig, weder diesseits noch jenseits des Oceans, und verwildere nur und versinke in Elend, wenn man ihr unter dem Namen der Freiheit die Fürsorge entzöge, die sie im Sklavenstaat genösse. Es sey das eigene Interesse der Sklavenbesitzer, die Neger gut zu nähren

und gut zu behandeln, weil jeder fleißige Neger einen Werth von 1000—1500 Dollars habe, also ein Kapital sey, welches man gern schone, um es zu erhalten. Die tägliche Erfahrung beweist, daß die schwarzen Sklaven in den Südstaaten ein heiteres und zufriedenes Volk sind, weshalb sie auch auf die Freiheitspredigten des Nordens gar nicht achten und gar nicht frei werden wollen. „Die intellectuelle Seite des Lebens ist dem schwarzen Manne im Allgemeinen stets fremd geblieben, sowohl in seiner afrikanischen Heimath als in Amerika. Er ist übrigens seinem ganzen Naturell zufolge ein kindlicher Mensch, lustig, sorglos, und schon zufrieden, wenn er sich putzen, gut satt essen und nicht allzu angestrengt arbeiten darf. Er singt, tanzt und spielt seine Zither, und stampft mit dem Absatze, daß der Boden dröhnt. Er ist vorzugsweise eitel und selbstgefällig; er versteht kein Maaß zu halten, überhaupt in keiner Weise sich selbst zu beherrschen; sein Haß ist tief und ingrimmig, bei milder Behandlung dagegen, die jedoch nicht vertraulich seyn darf, ist er äußerst anhänglich und gutmüthig. Bei solcher geistiger Anlage fällt dem Neger im Verhältniß zu Menschen anderen Stammes jederzeit die natürliche Rolle des Untergebenen zu. So hat er nach einander dem alten Egypter, dem Araber, dem Mauren, dem Europäer, endlich selbst dem Indianer Nordamerikas als Sklave gedient. Bereits bei den ältesten Völkern war, wie dies selbst von abolitionistischer Seite zugegeben wird, die Ansicht von einer eingeborenen organischen Inferiorität des Negers in Geltung. In seiner afrikanischen Heimath dürfte die heidnische Tyrannei seiner eigenen Stammesfürsten, z. B. des bekannten Königs von Dahomey, ungleich despotischer seyn, als die christliche Herrschaft der Weißen Nordamerikas. Aber während unter Menschen desselben Stammes das Unterthanenverhältniß mehr auf positiver Rechtsbestimmung beruht, hat unter Menschen verschiedener Racen die Natur selbst dem Herrn wie dem Knechte ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Sociale Gleichstellung, wohl gar Familienverbindung mit dem Schwarzen will daher auch der Abolitionist so wenig wie der Mann des Südens. Hiergegen empfinden vielmehr beide die tiefste Antipathie, wie denn schon die eigenthümliche Ausdünstung, welche den Vollblutneger verräth, abstoßend wirkt. Gerade je weniger daher die Gesetze Schranken ziehen, desto mehr thut dies die Sitte. De Toqueville und Julius bemerken aus eigener Anschauung, daß der Instinkt gegen den Neger in den sklavenlosen Staaten noch größer ist, als in den sklavenhaltenden. In Kirchen, Schulen, Taubstummen-Anstalten, ja sogar in Rettungshäusern für jugendliche Verbrecher wird der Schwarze im freien Norden vom Weißen getrennt gehalten. In Philadelphia, im freien Staate Pennsylvanien und Boston, im freien Staate Massachusetts stehen die Namen der Farbigen im Wohnungs-Anzeiger abgesondert hinter denen der Weißen, oder sind durch einen Stern bezeichnet. In New-York — im freien Staate gleiches Namens — wird keinem Farbigen gestattet, einen Erlaubnißschein zur Haltung eines von einem Pferde gezogenen Karrens zu lösen; er muß selbst die Rolle des Pferdes übernehmen. Noch im gegenwärtigen für Befreiung des Negers geführten Kriege, und zwar ganz vor Kurzem, ward ein Neger-Offizier, weil er ausnahmsweise einmal ein weißes Regiment aus dem freien Staate Maine zu befehligen bestimmt wurde, sofort von diesen weißen Freiheitsschwärmern mit dem Tode bedroht, wenn er sich ein Kommandowort erlauben würde. Auf dem Kirchhofe zu Cincinnati endlich — im freien Staate Ohio — liegen die weißen Leichen von Norden nach Süden, die schwarzen von Osten nach Westen; also Ungleichheit und Absonderung bis auf den Gottesacker! So macht die Natur der Dinge sich geltend da, wo das Gesetz sie ignorirt. Und daß sie sich dessenungeachtet geltend macht, ist nicht Fluch, sondern Segen. Auf der Antipathie des Weißen Nordamerikas gegen Familienverbindung und sociale Gleichstellung mit Menschen anderen Stammes überhaupt, vor Allem aber mit dem Neger, beruht die Reinheit der Race; gerade diese aber ist, bei aller Demokratie der Staatseinrichtungen, das germanisch-aristokratische Moment, welches die Bevölkerung der früher vereinigten Staaten noch heute so hoch über die romanischen Mischlings-Generationen Mexicos und Südamerikas stellt."

Es liegt in der That ein ungeheurer Widerspruch in dem Drängen nach Abschaffung der Sklaverei und in dem gleichzeitigen und von den Abolitionisten selbst am unbarmherzigsten kundgegebenen Hasse gegen die schwarze Race. Man will die Schwarzen befreien und doch nicht unter sich dulden. Mit Recht bemerkt der Verfasser, die Behandlung der Schwarzen im Süden sey nur hie und da in neuerer Zeit härter geworden, weil die Abolitionisten die Sklaven systematisch zu verführen und zur Flucht oder Rebellion aufzureizen trachteten. Onkel Toms Hütte sey ein Parteiroman voll Uebertreibung und Unwahrheit, wie sich jeder überzeugen könne, der die Neger in den Südstaaten selbst in ihrer harmlosen Fröhlichkeit beobachte.

Weiter erörtert der Verfasser, daß die h. Schrift keineswegs, wie die Abolitionisten sagen, die Sklaverei schlechthin verwerse, und beweist es durch Bibelstellen.

Auch die Geschichte des Christenthums bestätigt, daß die christliche Tugend niemals vom freien Staate abhänge. Im Gegentheil gebietet die christliche Liebe, daß sich der weiße Christ seines schwarzen, ewig unmündigen Bruders annehme durch vormundschaftliche Pflege und Sorge, und nicht ihn für mündig erkläre, sich damit aller Sorge für ihn entschlage und ihn im Elend verkommen lasse.

Nebenbei weist der Verfasser auf die heutige Korruption in der Verwaltung der Union hin. Die Milliarde, die ein zweijähriger Krieg verschlang, kam nicht der Armee zu gute, sondern verlief sich größtentheils in die Taschen betrügerischer Beamten. „Die Art, wie die Regierung zu Washington mit dem Gelde und Blute ihrer Untergebenen wirthschaftet, wird neuerdings von dem Newyorker Correspondenten der Köln. Zeitung — einem nordstaatlich gesinnten Blatte — recht hübsch illustrirt wie folgt: ‚Die Stadt (Washington) ist in Folge des Krieges und der durch ihn herangezogenen Lieferanten, Spekulanten, Abenteurer und sonstigem „confluxus canaillorum" von 70,000 auf 100,000 Bewohner herangewachsen, hat aber immer noch jenen Charakter des Unfertigen und jenes Gemisch von Dorf und Residenz, welche ihm schon von früher her eigen waren. Washington ist wie Petersburg die Stadt der glänzenden Façaden. Was dahinter steckt, ist hohl und leicht wie der Sand, auf dem es gebaut ist; es hat alle Nachtheile einer kleinen Residenz, aber keinen einzigen ihrer Vortheile. Der Krieg ist für Washington ein einträgliches Geschäft, das Tausende bereichert. Man freut sich über den Stillstand der Potomac-Armee, denn in Folge dessen fließt das Geld millionenweise nach Washington zurück. Dieser leichte und schnelle Gewinn zerrinnt eben so schnell wieder und gibt der Stadt ganz das Ansehen eines europäischen Spiel- und Bade-Platzes.'"

Das Schlimmste ist, daß, wenn auch zuletzt der jedenfalls mächtigere Norden über den Süden den Sieg davonträgt, doch eine Verbesserung des Systems nicht zu erwarten ist. Denn wer sollte die Anarchie in der verfassungsmäßig ewig wechselnden Verwaltung meistern, wer der entfesselten Habgier einen Zügel anlegen?

Geschichte.

Geschichte der Franken unter den Merowingern. Von Dr. Gustav Bornhak. I. Theil. Greifswald, Kochs Verlagshandlung, 1863.

In der sehr ausführlichen literarischen Einleitung tritt der Verfasser jenem wunderlichen System von Lüge und Anmaßung entgegen, welchem der größte Theil der französischen Geschichtsschreiber seit Ludwig XIV. gehuldigt hat. Sie stellen sich nämlich auf den Standpunkt der alten Gallier und Romanen, aus denen angeblich noch jetzt das französische Volk bestehe, und betrachten die Franken nur als eine Minderzahl barbarischer Eindringlinge. Schon Leibnitz hat diese Art von Geschichtsanschauung für das erklärt, was sie in der That ist, nämlich eine Lüge im Dienste der französischen Politik, einzig ersonnen, um den Ruhm der deutschen Nation herabzudrücken. Nur Montesquieu war so ehrlich, den Franzosen zu sagen, alles was sie noch besäßen von Heldenmuth, Freiheitssinn, Großherzigkeit und männlichen Tugenden, das hätten sie einzig von ihren fränkischen, burgundischen und gothischen Vorfahren geerbt, alle diese edlen Güter hätten sie aus den deutschen Wäldern erhalten, während alles Schlechte in Frankreich von den Galloromanen herkomme, die unter dem langen römischen Kaiserdespotismus in die tiefste Corruption versunken entweder hätten untergehen oder Knechte der Deutschen werden müssen, denen aber nach Maßgabe ihres getreuen Verhaltens vergönnt gewesen sey, fränkisches Recht anzunehmen. Ohne allen Zweifel ist die französische Ritterlichkeit, das unantastbare französische Ehrgefühl, der französische Parlamentarismus und Freiheitsdrang fränkisches Erbe, denn die Franken brachten ihre Volksvertretung und ihre alten Freiheiten mit nach Gallien, wo bisher nur römische Despoten über feige und gänzlich entsittlichte Sklaven regiert hatten. Man lese nur die Einleitungen zum salischen und burgundischen Gesetze und die Aufzeichnungen des Bischof Salvianus.

Der Verfasser macht die französische Politik und die französische Eitelkeit zum Motiv der Lüge, er hätte sie aber noch weiter zurückführen dürfen. Sie ging nämlich überhaupt aus der großen Lüge der Renaissance hervor, die zuerst in Italien ausgeheckt worden war. Die höchsten Gewalten im Mittelalter waren der Papst und der deutsche Kaiser gewesen. Um sich von beiden möglichst unabhängig zu machen, um das Ansehen beider zuerst in Italien zu untergraben, ersannen die kleinen italienischen Fürsten, vor allem die Mediceer in Florenz, die Lüge, sie und das ganze italienische Volk seyen die echten Enkel der alten Römer und daher berechtigt, nicht nur die deutschen Barbaren über die Alpen zurückzujagen, sondern auch das christliche Joch, welches man ihnen aufgebürdet habe, wieder abzuschütteln und mit dem alten classischen Römerthum auch das schöne Heidenthum zu erneuern. Sie vergaßen, daß die altrömische Bevölkerung längst untergegangen und schon

zur römischen Kaiserzeit durch Eingewanderte aus allen Theilen des römischen Reichs, namentlich durch Millionen von fremden Sklaven, später in der Völkerwanderung durch Rugier, Gothen und Longobarden, sowie durch Griechen und im Süden durch Sarazenen ersetzt worden war, und daß es in Italien keine alten Römer mehr gab, sondern nur Barbaren der verschiedensten Abstammung, welche die lateinische Kirchensprache redeten. Der gesammte italienische Adel aber stammt von den Longobarden ab, die das Land beherrschten und die ganze frühere Bevölkerung zu unfreien Knechten gemacht hatten. Dieser Adel führte durchaus deutsche Namen und ergänzte sich in der Zeit der deutschen Kaiser noch mit deutschen und im Süden mit normännischen, also gleichfalls germanischen Adelsgeschlechtern. Wenn dieser Adel nun zur Zeit der Renaissance mit altrömischer Abkunft prahlte, so war das eine ungeheure und grobe Lüge. Aber die Lüge hatte einen politischen Zweck und ging von Italien nach Frankreich über, um dort demselben politischen Zwecke zu dienen. Die französischen Könige konnten das Uebergewicht der deutschen Kaiser nicht ertragen und benutzten alles, was Deutschland und die Deutschen herabzuwürdigen geeignet war. In diesem Sinne verbanden sich die Franzosen schnell mit den Italienern, das Haus der Valois mit dem Hause der Medicäer. Schon König Franz I. holte die Renaissance aus Italien und noch mehr davon brachte Katharina von Medicis nach Frankreich mit. Von nun an wurde alles Gothische oder Altfränkische in Frankreich wie in Italien zum Spotte, der s. g. classische oder altrömische Geschmack kam zur Herrschaft. Die französischen Könige machten die altfränkischen Reichsstände und Freiheiten vergessen und ahmten den Despotismus der römischen Kaiser nach. Natürlicherweise trat auch an die Stelle der christlichen Gesinnung wieder die heidnische, ließen sich die Könige bei lebendigem Leibe vergöttern und mußten Künstler und Dichter wetteifern, den heidnischen Olymp um sie zu versammeln.

Je mehr die Deutschen sich von den Franzosen übertölpeln ließen und anstatt sich in voller Nationalkraft der Renaissance zu widersetzen, sich selbst in sie hineinlogen und die französisch-italienische Mode lächerlicherweise mitmachten, um so mehr ging ihnen auch mit dem deutschen Selbstbewußtseyn das christliche verloren und sie ahmten auch den modernen Unglauben und die heidnische Unzucht der Franzosen nach. Wie alle altdeutschen Nationaltugenden, so wurde auch die christliche Frömmigkeit als altmodisch oder altfränkisch in Deutschland wie in Frankreich verlacht. Und so kam es endlich so weit, daß es den Deutschen in allen Schulen gelehrt wurde, die Zeit ihrer Größe und ihres Ruhms sey eine Zeit der Barbarei und Finsterniß gewesen, erst von Italien und Frankreich her sey mit der Renaissance oder Wiedererweckung der classisch-heidnischen Bildung Licht zu uns gedrungen. Ja es konnten französische Herrscher dreist behaupten, ihnen und der französischen Nation sey die welthistorische Bestimmung geworden, die Civilisation auszubreiten, alle andern Nationen aufzuklären und somit geistig zu beherrschen.

Wir Deutsche haben eigentlich kein Recht, die Franzosen wegen ihrer unerhörten Anmaßung anzuklagen, denn wir haben ihnen dieselbe auf alle Weise erleichtert und sie durch unsere Selbstvergessenheit herausgefordert. Seit drei Jahrhunderten und heute noch herrscht die classische Bildung in Deutschland so übermächtig, daß sowohl die nationale als die christliche Opposition dagegen eigentlich noch nie haben recht durchdringen können. Von der Herrschaft der Classicität aber ist das Uebergewicht französischer Mode in der innern wie äußern Bekleidung des Menschen unzertrennlich, und so lange es nicht gelingt, dem christlich-deutschen Princip das Uebergewicht über das heidnisch-romanische zu verschaffen, werden uns auch die Franzosen überlegen bleiben und wir werden uns in Vertheidigungskriegen gegen sie von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr erschöpfen.

Mit den historischen Einzelheiten des vorliegenden Bandes, welcher die Geschichte der Merowinger bis auf Chlotars I. Tod mit großer Sorgfalt quellenmäßig schildert, wollen wir uns hier nicht befassen. Am Schluß wird der Culturzustand Galliens zur Zeit der fränkischen Eroberung geschildert und wird namentlich hervorgehoben, wie die fränkische oder niederdeutsche Sprache mächtig auf die römische eingewirkt und hauptsächlich deren ganze Syntax umgeworfen habe. Wir hätten gewünscht, der Verfasser würde auch auf die zahlreichen Spuren fränkischen, burgundischen und normännischen Heidenthums aufmerksam gemacht haben, die sich in der altfranzösischen Poesie und heute noch im Volksglauben vorfinden und sich von römischen wie auch altgallischen Erinnerungen unterscheiden lassen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 85. 24. Oktober 1863.

Erziehungswesen.

Die Ursachen der so vielfach erfolglosen Bemühungen in der heutigen Kindererziehung. Ein Vortrag, gehalten von Dr. Wichern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1863.

In diesem geistvollen, aus der Tiefe der Erfahrung geschöpften und die reichste Menschenkenntniß beurkundenden Votrage weist der Verfasser auf ein Uebel der Zeit hin, welches sich immer schmerzlicher fühlbar macht. Erziehung und Unterricht reichen nicht mehr aus, um der wachsenden Corruption zu steuern.

Die Normalität eines einfachen und gesunden Familienlebens hat in Folge der modernen Bildung außerordentlich abgenommen. Noch aus der heidnischen Zeit hatten sich gute alte Volkssitten erhalten, welche vom Jüngling und Manne Rechtssinn und Ehrenhaftigkeit, vom Weibe Keuschheit und Häuslichkeit forderten. Durch die christliche Bekehrung wurde dieses gesunde Familienleben noch veredelt. Zum Nationalstolze trat die christliche Gottesfurcht, die Achtung vor dem Heiligen, das Bewußtseyn aller der Segnungen, welche das Christenthum gewährt und wodurch die Versuchungen, welche die edle deutsche Volksnatur ins Gemeine und in die schmutzige Corruption hineinziehen möchten, ferne gehalten werden. Erst seit der gute alte Glaube durch die classische, wieder heidnisch gewordene Bildung, und die gute alte strenge Volkssitte, sammt dem alten Volksrecht durch den modernen Polizeistaat und durch die abstracte Juristerei systematisch ausgerottet werden, ist wie das Volksleben, so auch das Familienleben in Deutschland im innersten Wesen zerrüttet und erkrankt. In unzähligen Familien ist der ursprünglich gesunde Kern angefault, bald physisch, bald sittlich, und troz alles Studirens und vielen Wissens auch intellectuell. Die körperliche Abschwächung, die Disposition zu Krankheiten, die Verschlechterung des Charakters, der Zug zum Gemeinen, in Folge der Entsittlichung die Verzweiflung und der Selbstmord, wie auch der Blödsinn und Wahnsinn nehmen in immer erschreckenderem Grade zu. Wo sah man jemals so volle Gefängnisse? Wo wäre jemals die Gründung so vieler Irrenhäuser nöthig gewesen?

Deshalb hat der Redner ganz Recht, wenn er die erfolglosen Bemühungen in der Kindererziehung häufig schon aus der schlechten Constitution und Disposition der Familie selbst erklären zu müssen glaubt. Schütte den besten Wein in ein unreines oder zerbrechliches Faß, und er wird verderben. Die Ursachen dieses Elends „liegen, ebenso wie die Gründe lebensgefährlicher Krankheiten, zum Theil so sehr versteckt, daß selbst die Eltern sie nicht kennen; oder sie erscheinen manchen Eltern so unwahrscheinlich und verletzend, daß sie dieselben nicht glauben, selbst wenn sie ihnen später aufgezeigt werden; nicht selten aber werden sie auch von den Eltern für immer absichtlich verborgen gehalten, so daß alsdann ein solches mißrathenes Kind vollends für den Fernerstehenden, der zwar das Uebel sieht, für den man aber den Schleier über den Ausgangspunkt desselben nicht hebt, mit einem eigenthümlichen Räthsel behaftet bleibt.“

Wo aber auch der Grund des Verderbens nicht schon in der Familie selbst gelegt ist, tritt es an das gesunde Kind erst heran in Folge der Erziehung. „Wie manches Kind ist, um mit dem Frühesten zu beginnen, schon das Opfer der Ammen geworden, die durch ihre Behandlung oder vielmehr stille Mißhandlung den Grund zu späterer, sittlicher Entartung gelegt! Daran reihen sich die so tief verderblichen Einwirkungen eines leichtfertigen, männlichen und weiblichen Gesindes. Nicht selten geht von diesem, namentlich in vornehmen Häusern,

der erste Antrieb zu jenem einfältigen Dünkel der sich vornehm dünkenden Jugend aus, aber entsteht auch von dieser Stelle aus jene Richtung auf das Niedrige und Gemeine, die sich dem späteren Leben wie ein Bleigewicht anhängt und bekanntlich für manche derartige Naturen ein lebenslängliches Charakteristikum bleibt. Oft schon hat ein einziges loses Wort aus diesen Kreisen her genügt, einen ganzen Wald des fortwuchernden Verderbens in einer Kinderseele zu entzünden. Daran reihen sich die Gefahren, die zu Zeiten gegen eines der Kinder aus dem Cliquenwesen der übrigen Geschwister entstehen, woraus sich nicht selten jene stille Verbitterung erzeugt, in welcher sich das hinausgedrängte Kind von der Familie abwendet und außerhalb derselben einen Ersatz sucht und findet, der z. B. jenen auf Wege führte, auf denen er für die Familie und das bürgerliche Leben für immer verloren zu gehen schien. Die bei weitem verbreitetste Gefahr liegt aber für die dem Hause nach und nach entwachsenden Kinder in dem so schwer zu überwachenden Umgange mit gleichalterigen Schul- und Spielgenossen. — Leicht bildet sich in jeder Schule oder selbst Schulklasse eine solche Sippe von Buben, die ihrer eigentlichen Tendenz nach auch den übrigen Mitschülern, den Lehrern aber meist ganz unbekannt bleibt, denn wer würde da die Rolle des „Verräthers" übernehmen! Gleich einer Zaubermacht wirken diese heillosen Kameradschaften, welche nicht selten auch die Unschuldigsten an sich heranziehen. In ihnen lebt etwas von der Schlangenart, die unter dem Grase züngelt. An diesem Orte ist es nicht möglich, das in dieser Art Kreisen im Finstern schleichende Gift, das die Keuschheit vernichtet, auf seinen dunkeln Wegen weiter zu beschreiben. Die wenigsten Eltern ahnen oder kennen diese Gefahr ihrer Kinder. Es könnten einzelne einst berühmte Schulen und Erziehungsanstalten genannt werden, in denen durch dies Wesen die ganze dort aufgenommene Jugend zuletzt innerlich ruinirt worden, so daß darüber zuletzt Schulen und Anstalten auch äußerlich zu Grunde gegangen sind. Ehe es aber zu diesem Aeußersten kommt, schließt sich an dieses Ehre und Gewissen verletzende Treiben das Ausweichen auf heimliche und verbotene Wege außerhalb der Schule und außerhalb des Hauses, auf denen diese Jugend sich unedle Genüsse aller Art für alle Sinne, für Auge, Ohr und Gaumen, und die Befriedigung ihrer Unfugsgelüste, sehr gewöhnlich in Verbindung mit Eigenthumsverletzung, zu verschaffen weiß. Hiermit vereinigt sich dann die Einwirkung einer schlechten Lectüre. Nur angedeutet kann werden, daß eine sehr große Kundschaft für gewisse lascive Bücher, die meist nur versiegelt verkauft werden, sich bekanntlich unter der männlichen Schuljugend findet. Unendlich viel ausgebreiteter ist aber der Leserkreis für jene phantastisch ungesunden, romanhaften Jugendschriften, mit ihren abgeschmackten, unwahren, verlockenden, abenteuerlichen Schilderungen 2c." Ueber die große Versündigung der Büchermacher und Buchhändler, welche die deutsche Jugend mit dieser Lectüre überschwemmen, haben wir uns unlängst in diesen Blättern ausführlicher ausgesprochen. Diese Lectüre ist doppelt verderblich, weil die Jugend ohnehin für die Schule genug lesen muß, bei dem vielen Lesen verhockt, die Organe schwächt und die Phantasie verdirbt. Nirgends wird die Jugend so zum Lesen theils gezwungen, theils verführt, wie in Deutschland. Aus dem ersten Heldenvolke der Welt sind wir ein schreibendes und lesendes Volk geworden, dessen Charakter eben deshalb immer mehr abgeschwächt wird.

Herr Wichern beklagt ferner die Gefahren für die Jugend, die aus dem öffentlichen Geiste, aus der Mode der Zeit hervorgehen. „Es sind nicht blos jene aus dem Umgang mit gleichalterigen Genossen, Gespielen und Schulkameraden sich erzeugenden Versuchungen, von welchen die Erziehungsarbeit so Vieler bedroht wird, sondern im Bunde mit diesen treten die allgemein verbreiteten Ideen, die sich im Zeitgeist sammeln und die auf allen Lebensgebieten, in der politischen, kirchlichen, literarischen und gesellschaftlichen Welt sich Geltung zu verschaffen gewußt, mit gefahrdrohenden Eingriffen und Uebergriffen der Erziehung entgegen. Es ist ein schwerer bewegter Kampf böser und guter Geister, die in unsern Tagen um Verderben und Wohl, ja um den Besitz der Völker ringen. In diesem keck und übermüthig geführten Streite tritt die Rücksichtslosigkeit und Kritik gegen alles, was bis dahin heilig gewesen und bleiben wird, mit einer Frivolität hervor, die erst mit jener Verwerfung und Verhöhnung aller Pietät, die diese brüsken Widersacher aller christlichen Cultur charakterisirt, denkbar und möglich ist. Dieser Impietät gegenüber muß alle innerlich berechtigte Autorität weichen. Ihr wird das einzelne, selbstselige, gespreizte Ich oder ein urtheilsunfähiger Ich-Haufen mit seinem Interesse als gleich berechtigt entgegen gestellt. Was bis vor Kurzem noch als ein Geheimniß galt, weiß jetzt alle Welt, daß für Unzählige die Offenbarung Gottes ein Mährchen, die heilige Schrift eine Fabel, das Gesetz Gottes eine Menschen-Erfindung ist. Jene Berufung auf die Freiheit, um allem Gehorsam Trotz zu bieten, jene rücksichtslose Verurtheilung alles dessen, was Menschen bis dahin in Liebe heilig gehalten, um sich der Liebespflicht, der Dankbarkeit und der Treue entschlagen zu können, jene

Erledigung alles sittlichen Urtheiles durch die bequeme Berufung auf das, durch das individuelle Gelüsten bestochene Gewissen, um dem Gerichte des unbestechlichen göttlichen Richters zu entgehen, — dies leichtfertige Spiel mit Stich-, Schlag- und Witzworten, um die eigene sittliche Leere mit einer Todtenlarve des Geistes zu verhüllen, — alle derartige Haltung gilt als Zeichen moderner Bildung. Es ist unstreitig, daß in steigenden Progressionen die Herrschaft des mit Bildung sich brüstenden Pöbelthums, das sich eben in jener Pietätlosigkeit kennzeichnet, in das sittliche Urtheil eines großen Theils der Jugend übergeht. Die Lockerung des Gehorsams, die Mißachtung der elterlichen Autorität, die Macht der Hab- und Genußsucht, die Verachtung der göttlichen Offenbarung, die Frevelei gegen das eigene und fremde Eigenthum paart sich auch in der Jugend hundertfach mit jenem blasirt phrasenhaften Wesen, das aus der Einwirkung jener öffentlichen Kundgebungen resultirt."

Dem Redner ist nicht entgangen, daß in unsern Tagen auch sehr häufig die Kinder frommer Eltern aus der Art schlagen und trotz aller Sorgfalt mißrathen. Er bemerkt dazu sehr wahr: „Der eine Fehler besteht darin, daß Eltern so vielfach in Verkehrung ihrer Liebe das Evangelium und das aus ihm kommende Leben in der Weise des Gesetzes und eines gesetzlichen Wesens geltend machen und dadurch aus einer Freudengabe in eine Last verwandeln. Der so dargestellte Christus zieht nicht an, ladet nicht ein, sondern stößt ab. Gewiß gibt es auch in der christlichen Erziehung einen Zwang und eine Strafe, aber nur zur Bändigung des Fleisches, nicht aber um dem Evangelium einen Eingang in die Herzen zu verschaffen. Man versuche nur erst einen Menschen und vollends ein Kind z. B. mit Zürnen und Schelten zum Gebet oder zum Gottesdienst zu nöthigen, oder schelte es, weil es nicht Glauben habe, und man wird nur zu bald die Erfahrung machen, wie beim nächsten Anlaß die Fessel gesprengt wird und an die Stelle der Aneignung des Heils die Zurückweisung desselben zur Entfaltung der Zweifel und gar der Fleischesgelüste tritt." Indessen bleibt die Hauptursache etwas Unberechenbares, nämlich die ursprüngliche Disposition des Kindes, die ihm angeborne Tendenz zum Guten oder Bösen, die nicht selten bösen Eltern die besten Kinder, den besten Eltern böse Kinder gibt.

Ohne Zweifel liegt in dieser Prädestination etwas Geheimnißvolles. Indessen bietet sich doch für das Vorkommen der Entartung wohlerzogener Kinder in unserer Zeit eine Erklärung dar. Die Guten können seltener mehr aufkommen vor der Uebermacht der Bösen, die alles anstecken und überwuchern, wie Unkraut ein Ackerfeld. Die Weltgeschichte lehrt uns, daß zu allen Zeiten, wenn irgend ein bevorzugtes Volk von der einmal erreichten sittlichen Höhe und Achtung des Heiligen zurücksank, die dämonische Gewalt der Tiefe unerwartet und überraschend schnell der Menschen Geist umstrickte. Die Bücher der Propheten reden davon fast auf jeder Seite. Als der ritterliche Sinn der alten Perser, die es sich zum Lebensberufe machten, für das Sittlichgute zu kämpfen, in den Wollüsten erschlaffte, die das tapfere und siegreiche Volk verführten, kam über dasselbe in kaum glaublicher Schnelligkeit die tiefste Corruption des Despotismus und der Serailwirthschaft. Das griechische Volk erhob sich ebenfalls zu einem ritterlichen und zugleich ästhetischen Ideal, sank aber in der Verführung des aphroditischen und dionysischen Cultus noch tiefer herab, als selbst jene Perser. Die ritterlichen Makedonier erlitten ganz das nämliche Schicksal. Endlich auch die Römer, das mannhafteste aller Völker und das am meisten seiner Tugend sich bewußt war. Vergebens mahnte Tacitus an diese Tugend, als ihre Zeit einmal vorüber war. Alle diese stolzen römischen Bürger wurden feige Sklaven der Wollust, und alle hohe Bildung und Civilisation schützte die alte Welt nicht vor dem schmählichsten Untergange. Denn die Corruption war ansteckend. Einmal in der höheren Gesellschaft Roms und in den gebildeten Geistern, in Poesie und Kunst eingenistet, glich sie einem fressenden Krebse, der bald den ganzen Körper des Reichs überdeckte und kein Organ unzerstört ließ.

Jetzt ist an uns Deutsche die Reihe gekommen. Das große, fromme und ritterliche Volk, dem tausend Jahre lang die Herrschaft über Europa gegeben war, ist jetzt im Begriff, in dieselbe völkerfressende Jauche, in dasselbe höllische Gemisch von geistiger Bildung, sinnlicher Genußsucht und schaler Charakterlosigkeit zu versinken, in welchem die edleren Völker der Weltgeschichte vor uns untergingen. Und vergebens sucht man es zu hintertreiben. Alle Mahnungen helfen nichts. In ungeheurer Verblendung wetteifert der Staat, die Schule und die Presse, vollends alles, was noch von gesundem Wachsthum in der Nation übrig ist, wie schädliches Unkraut auszujäten. Was noch von der alten ursprünglichen Nationalkraft übrig ist, der Bauernstand, wird systematisch theils durch Prozesse und Güterschacher, Juristerei und Judenthum, theils durch Verführung zu städtischem Luxus entkräftet, sich selbst entfremdet und in die allgemeine Corruption mit hinein gerissen. Das äußere Zeichen davon ist das allgemeine Verschwinden der Volkstrachten, das zunehmende brutale Junkerthum der

Wohlhabenden und das abschreckende Proletariat der übrigen. Was noch mit jedem Kinde in Deutschland neu geboren wird, die Unschuld und die alte nationale Anlage zum Bessern, wird von früh an eben so künstlich verdorben durch das Beispiel und durch die Schule. Denn in der Pädagogik ist ein Delirium dem andern gefolgt und ist die classisch-heidnische Schule, die unsere Jugend zugleich entdeutschte und entchristlichte, nur durch eine noch viel schlimmere ersetzt worden, die den krassesten Materialismus oder die Selbstbestimmung des Menschen in ihrer frechsten Form der unschuldigen Jugend als Lockspeise vorhält. Was endlich noch übrig ist von christlicher Begeisterung, von treuem Glauben, von alter Gewohnheit der Gottesfurcht und des Gebetes, das wird von allen Mächten des Zeitgeistes angefochten und von der fast allmächtig gewordenen Presse als eine Hemmung des menschlichen Fortschritts, als Geisteskneehtschaft und als ein heilloses Uebel bezeichnet, welches auszurotten alle wahren Freunde der Menschheit unablässig bemüht seyn sollten.

Nun hat zwar der Verfasser sehr Recht, wenn er zweifelnd an der ausreichenden Kraft der Menschen, auf Christum verweist; allein, was er wünscht, daß nämlich die christliche Erziehung wirksamer eintrete, ist ohne ein Wunder von oben schwer zu erreichen. „Wer diese Nöthe menschlichen Lebens und Christum als den alleinigen Retter aus aller Noth erkannt hat, der weiß, daß alle jene besorglichen Erscheinungen im Leben der Jugend nichts anderes seyn können und seyn dürfen, als ebenso viele Aufforderungen an die christliche Erziehung, den Kampf mit jenen Naturmächten ernstlich und vertrauensvoll in Christi Namen aufzunehmen." Aber alles Predigen und Lehren wird gegen die Macht des Bösen in unserer Zeit nichts helfen, wenn nicht durch Gottes unmittelbare Fügung die Menschen wieder einmal tief erschreckt werden, daß die Taubheit wieder von ihren Ohren fällt und daß sie das Wort Gottes wieder zitternd vernehmen.

Der Dämon, der die gegenwärtige Zeit und namentlich unser deutsches Volk beherrscht, hat eine vorzugsweise frivole, brutale und spöttische Physiognomie, in welcher Junkerthum und jüdische Arroganz sich vermischen, die Physiognomie der Renommage, die sich über alles hinwegsetzt und immer des Beifalls eines gemein denkenden Publikums gewiß ist. Dieser Dämon hat besonders für die Jugend etwas außerordentlich Verführerisches. Er wohnt in allen Hauptstädten, in allen Theatern, Kasernen, Hotels, Kaffeehäusern, Universitäten und Schulen, fährt auf allen Eisenbahnen und zeigt sich selbst in den entlegensten Thälern, um das Heilige hinweg zu spotten, wo es noch beim Landvolk eine Zuflucht hatte. Er wohnt in jedem Geldstück, welches die betrügerische Industrie und die Börsenlist des Juden dem armen arbeitenden Volke behaglich und lachend auf dem gesetzlichen Wege abstiehlt. Er wohnt auch wieder in jedem Geldstück, womit die Unschuld verführt wird. Er wohnt in jedem Modeartikel, welchen die geschmacklose deutsche Welt immer noch für ungeheure Summen von den frivolen Parisern kauft. Er dampft aus jeder Cigarre, mit der im Munde der vornehm thuende Stutzer, das Glas im Auge zwickend, die Rosse lenkt, oder die der deutsche Lehrjunge und Schüler triumphirend und im vollen Bewußtseyn der Freiheit und Gleichheit auf der Straße raucht. Er blitzt aus allen Augen, die sich in die Lectüre der gemeinen Unterhaltungspresse vertiefen oder die Beine der Tänzerinnen auf dem Theater verfolgen, und wiederholt mit Millionen deutschen Zungen die schlechten Witze, vor denen jedes höhere Gefühl, jede letzte Spur eines religiösen, sittlichen oder vaterländischen Sinnes weichen muß. Man glaube nicht, diesen Dämon mit menschlichen Mitteln, mit Warnungen und mit frommen Predigten bannen zu können. Dazu gehört eine stärkere Macht. Die vom Dämon der Gemeinheit besessene Menschheit kann nur durch die Zornruthe Gottes, durch großes und langes Unglück geheilt werden.

Biographie.

Karl Theodor Köner. Sein Leben 2c. Nebst zwei Kartenskizzen und einer Ansicht des Grabes bei Wöbbelin. Schwerin, Oertzen u. Comp., 1863.

Zur dießjährigen Körnerfeier geschrieben, kurz und einfach und insofern löblicher, als die vielen andern hochgeschraubten und salbadernden Biographien, mit denen man die moderne Denkmalswuth füttert.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{1}{2}$ Thaler.

Mittwoch, N° 86. 28. Oktober 1863.

Theologie.

Das nichtige und vernichtende Wesen des Bösen, eine Theodicee durch Widerlegung der Julius Müller'schen Schrift vom Wesen und Grunde der Sünde dargestellt von J. G. Huch, Pastor emer. Zeitz, Huch, 1863.

Der Titel ist nicht logisch. Was nichtig ist, kann nicht vernichten.

Herr Huch bemüht sich, indem er das Müller'sche Buch Seite für Seite bestreitet, die Realität des Bösen zu leugnen und behauptet, „daß das Böse negativ abzuleiten ist aus der Freiheit, d. h. aus dem Nichtgebrauch derselben, und positiv aus der Sinnlichkeit, welche aber auf dem sittlichen Gebiete nichts ist, nichts vermag und nichts bewirkt, so daß auf beiden Seiten nichts übrig bleibt, und das ist die höchste Bedeutung des Bösen.“ (S. 104). „Mit Kant übereinstimmend ist die Ableitung des Bösen als solchen aus der Sinnlichkeit zu verwerfen, weil diese an sich unschuldig, ihr Wirken jedoch dem Subjekte zuzurechnen ist, in so fern ihm Freiheit von sinnlichem Zwange möglich war und nicht wirklich geworden ist, woraus hervorgeht, daß der Ursprung des Bösen ‚in dem intelligibeln Seyn' des Menschen als Negation zu suchen ist, oder in der Freiheit, als einem Vermögen, welches dem Gegensatze unterworfen ist. Also seinem Wesen und Grunde nach ist das Böse nichtig. — Wenn der Mensch ‚nicht immer thut, was er soll', so hat das offenbar seinen Grund in Schwäche und Unvermögen, in einem Nichtwollen, das ist eben die Schwäche oder das Unvermögen des Willens.“ (S. 105). „Uebrigens gibt es nur Schwachheitssünden. Auch da, wo ein böser Wille zur Sünde führt, ist es nichts als Schwachheit.“ (S. 70). Auch die ruchloseste Teufelei z. B. eines Tiberius und Nero erklärt der Verfasser nur als Schwachheiten, die man höchstens bemitleiden könne. Das läuft nun auf die früher schon oft aufgestellte Theorie hinaus, welche alle Verbrechen als Geistesverwirrung, Geistesschwäche erklärt und entschuldigt.

Nach diesen Voraussetzungen versteht es sich von selbst, daß die christliche Religion überflüssig ist, denn ihre Grundlehre von der Erlösung erscheint als Wahn, sobald es gar keine Sünde gibt, von der erlöst werden könnte. „Der Ausdruck Erlösung läßt seinem Begriff nach im Denken eine Leerheit zurück, man mag sich nun darunter ein Losmachen denken von dem, was real ist oder nicht.“ (S. 2). Real aber ist das Böse nach des Verfassers Behauptung nicht. „Die größte Verkehrtheit wäre die, wenn ein Mensch bei voller Sündenliebe und also bei voller Sündenmacht wähnen wollte, der Glaube an das Verdienst und gut machende Leiden Christi habe, was böse an ihm ist und bleibt in der That und Wahrheit, um dem Bedürfnisse des beunruhigten Gewissens zu genügen, gut gemacht. Es soll Menschen geben, welche sich solchem Wahne zu überlassen im Stande sind. Soll es glaublich seyn, daß es wirklich solche Menschen gibt, so ist anzunehmen, sie wären entweder ganz eigen, solchem Wahne günstig, organisirt, oder mit der Zeit und durch allerlei Künste so verbildet oder verblendet, in solche Thorheit zu verfallen. Auch der Verf. kann solchem Wahne das Wort nicht reden. Vielmehr wird die Veränderung, welche durch Sühnung der Sünde vorgegangen ist, nicht in einem Wahne zu suchen seyn, sondern in der That und Wahrheit im Wesen des Sünders, in seiner Gesinnung, in seinem Glauben, der alles umgestaltet, woraus die Sünde fließt, so daß alles an ihm neu geworden ist, daß er nicht blos für gerecht genommen, für gerecht angenommen werde von Gott oder von sich selbst, denn das ist endlich einerlei, sondern daß er gerecht sey, ge-

worden sey, was auch dann der Fall ist, wenn der Sünder, es sey auf welche Weise es wolle — denn es gibt der Wege dahin viele — sich selbst verleugnet, mit seinem Sinne und Wandel leugnet, daß er noch von der Sündenliebe und Sündenmacht, d. h. vom Fleische beherrscht werde, und dagegen auf dieselbe Weise, d. h. mit seinem geistigen, himmlischen Sinne und Wandel es bezeuget, welche wünschenswerthe, gewissenstreue, gottgefällige Veränderung mit ihm und in ihm vorgegangen sey. Eine solche Sühnung der Sünde in dem Sinne, wie er angedeutet ist, ist allerdings am sichersten und am kräftigsten von dem lebendigen Glauben an Christum zu erwarten, welcher Glaube aber immer noch als ein mangelhafter und kein lebendiger erscheinen würde, wenn er nicht eine durch Liebe und Dankbarkeit, oder durch die bloße Vergegenwärtigung Christi, als des Ideals der Menschheit, welches dem Menschen kein fremdes, sondern ursprünglich eigenthümliches ist, Joh. 1, 11., Christo gleiche Gesinnung in dem Gläubigen hervorriefe." (S. 64).

Seiner eigenen Vollkommenheit inne werden, ist Heiligung, Erfüllung. Das Menschheitsideal in uns zu realisiren, ist unsere Bestimmung, aber nicht uns durch Christi Blut rein waschen zu lassen von etwas, das gar nicht ist (S. 2). Wie sollte denn auch das Böse etwas Wirkliches seyn können? „Wenn das Böse wirklich seyn soll, so muß auch Gott dasselbe wirken, weil alles Wirkliche von Gott gewirkt wird. Zuverlässig ist es aber, daß Gott das Böse nicht wirkt, aus dem Grunde, weil es nicht wirklich ist, sondern der Realität ermangelt. So wenig nun Gott das Böse wirkt, so wenig läßt sich sagen, daß er das Böse vorher wisse, weil wissen und wirken bei Gott dasselbe ist. Auch was der Mensch Böses wirkt, ist nichts, was Gott voraus wissen könnte (S. 127). — Wären die Sünden eine Realität, oder gar eine Macht, so würden sie mit Gott verbinden, weil Gott jeder Realität imanent ist. Die Ehre und der Ruhm, eine Realität oder Macht zu seyn, kommt der Sünde nicht zu." (S. 137). Gott weiß gar nichts vom Bösen. „Wo die Erfahrung fehlt, welche nur als eine Möglichkeit des Bösen gedacht zu werden braucht, da fehlt auch das Bewußtseyn, und wo dieses fehlt, fehlt auch das Wissen um das Böse. Aus diesem Grunde hält es Ref. für Gottes unwürdig, anzunehmen, daß er um das Böse wisse, von welchem sich ohnehin weiter nichts wissen läßt, als daß es Nichts ist. So wenig Gott das Böse will, so wenig weiß er darum." (S. 220). Aber auch der Mensch will das Böse nicht. „Der Böses Wollende hat keinen Willen. Will er etwas, so ist es das Böse nicht." (S. 173).

Wie die Erlösung, so fällt auch das Weltgericht nach dieser Theorie weg.

Mit solchem oberflächlichen Raisonnement wagt man, sich über die abgründliche Tiefe des Bösen hinwegzuschwindeln. Der Versuch ist nicht neu. Erst ließ man die Personification des Bösen, dann das Böse selbst verschwinden, indem man nicht mehr daran zu glauben für das einfachste Mittel hielt, sich davon zu erlösen. Aber das Böse ist geblieben und das Leugnen des Bösen selbst hat die Macht des Bösen nur vermehrt.

Das vorliegende Buch ist leider nicht das einzige in seiner Art. Die gebildete Menschheit befindet sich in einem fast allgemeinen Kriegszustande gegen Gott, ohne es recht zu merken und zu begreifen, denn die ungeheure Menge der mittelmäßigen Köpfe folgt im Grunde nur blind und dumm den wenigen, die sie führen. Die eigentlichen Vordenker dieser gebildeten Menschheit, die vom Staate besoldeten und hochgefeierten Lehrer der Philosophie, sind von Anfang an Gegner der Kirche gewesen und haben im Dienste des weltlichen Staates am meisten dazu beigetragen, den Glauben und dadurch die Autorität der Kirche aus den Angeln zu heben, damit der Staat die Kirche unterjochen und plündern könne und damit die weltlichen Fürsten durch die von der Kirche verkündeten Gebote Gottes nicht mehr genirt würden. Die einfältige studirende Jugend und die ganze gebildete Welt ließ sich dagegen einreden, die alte Gottesfurcht, die ganze alte Religion der Väter sey Finsterniß und Geistesknechtschaft gewesen und durch die Philosophie sey erst Licht in die Welt gekommen. Man hat das ganze vorige Jahrhundert das philosophische genannt. Wer es je noch wagte, sich damals noch als Christen zu bekennen, wurde verhöhnt. Die Philosophen hatten daher nichts zu fürchten, sondern wurden im Gegentheil als Modehelden gefeiert, je unverschämter sie den Gott der Christen anfeindeten oder gänzlich leugneten. Die christliche Religion wurde durch materialistische und pantheistische Systeme ersetzt, die entweder den Geist überhaupt leugneten und nur die Materie als ewig anerkannten, oder Gott in seine Schöpfung verschlungen dachten und das All und alles, was darin ist, also auch den Menschen, in der Gottheit inbegriffen.

An diese Gottesleugner und Gaukler, die es frevelnd wagten, vor dem gebildeten Publikum den schrecklichen und allmächtigen Gott zu escamotiren, als ob es sich von Taschenspielerkünsten handelte, schlossen sich als Helfershelfer jene Exegeten und Lebenjesuschreiber an, welche vorzugsweise, wie jene den Vater, so den Sohn anfeindeten, und vor dem gebildeten Publikum eben-

falls taschenspielerisch escamotirten, als sey das Evangelium nur ein Mythus.

Indem man in solcher Weise die höchsten Autoritäten der christlichen Religion zu nichte zu machen beflissen war, brauchte man noch andre Hülfsmittel, um in der gebildeten Welt die alte Scheu vor den Geboten Gottes, die alte christliche Scham auszurotten und die Stimme des Gewissens zu übertäuben. Dazu diente vor allen der sog. classische Geschmack, die Sinnenverführung durch Kunst und Poesie nach den classischen, altheidnischen Vorbildern und der ästhetische Epicuräismus, der die Kunst zu genießen in geistreicher Weise zu empfehlen versteht und die dawider streitende religiöse und sittliche Pflichtenlehre bespöttelt. Das ist der wesentliche Charakter des modernen Geschmacks seit der Renaissance. Das gebildete Europa ist in dieser Beziehung wieder ganz heidnisch geworden und auf die Stufe der Bildung zur perikleischen, alexandrinischen und augusteischen Zeit zurückgekehrt, wobei das Christenthum mit allen seinen sittlichen Anforderungen direct oder indirect angefeindet oder wenigstens als nicht vorhanden ignorirt wird.

Da der germanische Theil der gebildeten Menschheit doch von Hause aus nicht geartet ist, in die grobe Sinnlichkeit zu verfallen, wie die classischen Völker des Südens, hat der böse Feind sie bei ihrem berühmten Gemüthe oder guten Herzen zu fassen gewußt. Der Mensch ist ja so gut, hieß es. Dichter vergötterten den Menschen. Dieser Cultus culminirte in Göthe, daher dessen Faust bei einem großen Theil der Gebildeten als eine Art von neuer Bibel galt. Einem so überaus vortrefflichen Wesen gegenüber, wie es der Mensch geworden war, konnte es selbstverständlich keine strafende Gerechtigkeit Gottes mehr geben. Wenn die gebildete Welt je noch an Gott dachte, so stellte sie sich ihn doch nur wie einen schwachen kotzebueschen Komödienvater vor, der in seine Kinder und Enkel verliebt, alles Schlechte, was sie treiben, übersieht und verzeiht. Die lächerliche Andacht des Menschen vor sich selbst bildete ihr kirchenartiges Ceremoniell hauptsächlich im Freimaurerorden aus. Doch war sie so weit verbreitet, daß selbst Schiller ihr in schwachen Augenblicken huldigte und, indem er wollte, es sollte keine Hölle mehr seyn, alle sterbliche Millionen umarmte und der ganzen sündigen Welt seinen Kuß gab.

In diese Rubrik gehört nun auch das vorliegende Buch, welches das Böse aus der Welt zu escamotiren vermeint, indem es sagt: Das Böse ist nichts. Der Verfasser theilt den Glauben an die unbedingte Vortrefflichkeit des Menschen, an welcher Gott, wenn es einen solchen gibt und er nicht blos der an die Wand geworfene Reflex der menschlichen Vortrefflichkeit ist, nur seine Freude haben kann. Da nach seiner Ansicht der Mensch vermöge seiner vortrefflichen Anlagen zuletzt sein eigenes Ideal erreichen muß und jede von ihm begangene Schandthat nur so angesehen werden darf, als ob er nur noch nicht im vollen Besitz seiner künftigen Vortrefflichkeit betroffen worden wäre. Da für den Menschen nach des Verfassers Dafürhalten eine Strafe im Jenseits unmöglich und die Erlösung völlig überflüssig ist, so hat für ihn auch Gott selbst alle Bedeutung verloren.

Das ganze große und kunstreich gestrickte Netz der Lüge, womit die gebildete Welt sich über ihre eigene Vortrefflichkeit täuscht, ist ausgespannt von wem anders, als von dem großen Lügner von Anbeginn, der schon zu unsern ersten Eltern sagte: eritis sicut Deus. In dem Maße, in welchem das christliche Bewußtseyn der europäischen Menschheit entweicht, sinkt sie unvermeidlich in die sittliche Verderbniß und in alle Täuschungen des vorchristlichen Heidenthums zurück und gewinnt jener uralte Dämonismus, von dem die Heiden besessen waren, neue Gewalt und rüstet und waffnet die bethörte Menschheit gegen Gott.

Geschichte.

Beiträge zur Chronologie und Geschichte im Alterthum, namentlich der Israelitisch-Aegyptischen Beziehungen. Die Umschiffung Libyens durch die Phöniker. Von Professor Junker. Leipzig, Dyk, 1863.

Der Gegenstand dieser Abhandlung ist sehr interessant. Der alte Herodot erzählt: „Als König Neko von Aegypten aufgehört hatte an dem Graben zu arbeiten, der da führen sollte aus dem Neilos in den Arabischen Busen, so schickte er Phönikische Männer auf Schiffen ab, und befahl ihnen, sie sollten zurück durch die Säulen des Herakles bis in das nördliche Meer schiffen und so nach Aegypten kommen. Die Phöniker fuhren also ab aus dem Erythräischen Meere und befuhren das südliche Meer. So oft es nun Herbst wurde, hielten sie an und besäeten das Land, wo sie jedesmal auf ihrer Fahrt in Libyen waren, und warteten die Erndte ab; wenn sie das Korn eingeerndtet hatten, fuhren sie weiter; so daß sie, nachdem zwei Jahre vergangen waren, im dritten Jahre herumbogen durch

die Säulen des Herakles und nach Aegypten kamen. Und sie erzählten, was mir zwar nicht glaublich ist, vielleicht aber einem Andern, — daß, wie sie um Libyen herumfuhren, sie die Sonne zur Rechten gehabt hätten! Und so wurde dieses Libyen zuerst bekannt." Die Wahrheit dieser Aussage ist schon im Alterthum selbst angezweifelt worden, hauptsächlich weil den spätern Griechen und Römern die früheren Seefahrten der Phöniker unbekannt geblieben waren und sie selbst im Seewesen weit hinter denselben zurückblieben. Aber auch in neuerer Zeit haben mehrere französische Gelehrte den Bericht des Herodot unglaubwürdig gefunden, englische Gelehrte ihn dagegen vertheidigt. Die deutschen Gelehrten, wie immer, haben sich zwischen beiden Meinungen getheilt. Herr Junker vergleicht und kritisirt sie alle mit großem Scharfsinn und weist mit guten Gründen nach, daß Herodot die volle Wahrheit gesagt habe. Ja er zeigt, daß jene Umfahrt um Afrika herum schon lange vorbereitet war. Die Phöniker kannten das rothe Meer und den persischen Golf schon lange, wie sie auch schon lange aus dem Mittelmeer hinaus ins atlantische Meer gefahren waren und die Westküste Afrikas untersucht hatten. Sie kannten die Meerströmungen und Winde an beiden Küsten Afrikas schon so gut, daß sie, um unter Neko den ganzen Welttheil zu umschiffen, den Ostweg als den günstigeren wählten. Auch die Neigung des Ostufers nach Westen und des Westufers nach Osten war ihnen nicht mehr unbekannt und sie konnten daraus schließen, daß Afrika im Süden sich zuspitze und demnach umschiffbar sey. Unter Neko machten sie die Probe der ersten glücklichen Umschiffung von Osten her. Als nun Phönikien sammt Aegypten unter die Herrschaft der Perser gekommen war, befahl der mächtige König Xerxes, nun auch einen Versuch von der Westseite her zu machen, und dieser Versuch mißlang, weil er wirklich der gefährlichere war. Wir können uns nicht enthalten, die scharfsinnige Erklärung, welche der Verfasser von diesem Unterschiede hier S. 51 gibt, mitzutheilen. „Nicht unbekannt waren den Phönikern die periodischen Winde; ebensowenig das Vorherrschen des Ostwindes in der heißen Zone, welcher nach dem jedesmaligen Standpunkte der Sonne entweder aus Nordost, Ost oder Südost kommt. Beides war ihrer Fahrt nicht nur nicht gefährlich, sondern vielmehr förderlich. Eben so günstig waren ihnen die Strömungen von Osten her, welche neben der Ostküste von Libyen eine südwestliche Richtung erhalten, und für bloße Küstenfahrten, wie auch diese der Phöniker eine solche war, von ganz besonderer Wichtigkeit seyn mußte. Auch auf der Westküste waren ihnen die Strömungen bis gegen den Aequator hin günstig; wiewohl sie nicht ebenso weiter und ringsum läuft, sie vielmehr von dort bis zu den Säulen den Schiffenden entgegen kam, daher hier die Fahrt allerdings schwieriger wurde, doch aber hier in wahrscheinlich schon wieder bekannten Gegenden stattfand. — Jedenfalls hatte hiernach die Umschiffung Afrikas von dieser östlichen Seite her lange nicht mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, als mit den Fahrten von der westlichen Seite her — wie also mit der von Xerxes dem Sataspes gestellten Aufgabe, und wie mit den späteren Fahrten der Portugiesen — verbunden seyn mußten. — Nicht ganz außer allem Zusammenhange mag die schon von Homer gegebene Ansicht stehen, daß der Okeanos die Erdscheibe von Osten nach Westen umfließe (vgl. Herodot IV, 8). — Schwerlich wird es ein blos durch die örtlichen Verhältnisse zufällig begünstigtes Ungefähr gewesen seyn, vielmehr wird ein wesentliches Moment für die phönikische Kenntniß der Verhältnisse in dem Umstande zu finden seyn, daß die Expedition zur Umschiffung gerade in dieser südlichen Richtung von Osten nach Westen abgeschickt wurde, und nicht umgekehrt ungünstiger von der ägyptischen Nordküste aus durchs Mittelmeer. Dem Könige Neko, welchem es nur auf das Resultat einer wirklichen Umschiffung Afrikas ankam, wird die Richtung, in der dieses zu bewerkstelligen, für seinen Zweck nicht wesentlich gewesen seyn und er die Wahl der bequemsten Richtung den kundigen Phönikern überlassen haben; bei der Aufgabe des Xerxes für Sataspes scheint ausdrücklich die entgegengesetzte Richtung ein wesentliches, und nicht unwahrscheinlich sogar ein zur Neko'schen Umschiffung gegensätzliches Moment gewesen zu seyn."

Der Verfasser zieht auch den Umschiffungsversuch Hanno's und alle Nachrichten der Alten, welche diesen Gegenstand berühren, in den Kreis seiner lichtvollen Betrachtung.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 87. 31. Oktober 1863.

Reisen.

Unter Lebendigen und Todten. Spaziergänge in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz. Von Sebastian Brunner. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Braumüller, 1863.

Skizzen, gesammelt auf verschiedenen Reisen und zu verschiedenen Zeiten, wie auch von sehr mannigfaltigem Inhalt. Indessen geht eine kirchliche, specifisch katholische Auffassungsweise und Hauptendenz hindurch. Gleich im Eingang führt uns der Verfasser in das Haus des verewigten Görres in München und bezeichnet dessen feurige Bücher mit Recht als prophetische. Dann widmet er ein volles Drittel des Bandes einer sehr einläßlichen Beschreibung des berühmten Passionspiels in Oberammergau, welches früher schon von Guido Görres, Sepp, Devrient, Clarus und andern kaum besser geschildert und bewundert worden ist. Hierauf folgen wir dem Verfasser nach Paris und London.

In Paris besuchte derselbe die Kirchen und Kirchhöfe, faßt daher von der so oft beschriebenen Stadt diejenige Seite auf, die von den lebenslustigen Touristen am seltensten in Acht genommen wird; „in der Anzahl gothischer Kirchen, die noch im Gebrauch sind, wird keine Stadt der Welt mit Paris wetteifern.“ Er beschreibt sie alle, den Dom Notre Dame, die Kirchen St. Germains l'Auxerrois, St. Severin, St. Merry, St. Nikolas des Champs, St. Clotilde, St. Germains des Pres, St. Etienne du Mont ꝛc. Die anderen Pariser Kirchen im Renaissance- und modernen Styl sind weit weniger schön und führen aus der Andacht vor Gott zur menschlichen Eitelkeit und Selbstvergötterung. So heißt es hier z. B. vom Dome der Invaliden: „Der irdische Ruhm wird hier keck an die Stelle gesetzt, welche den Ueberresten von Menschen gebührt, deren Geister nach menschlicher Voraussetzung die Herrlichkeit Gottes zu schauen und zu genießen auserwählt worden sind. Auf diesen Sarg aber läßt sich doch nicht Sancte Napoleone ora pro nobis — und oben in den unteren Kuppelring läßt sich auch nicht schreiben wie zu Rom: ‚Tu es Napoleone, et supra hunc Napoleonem aedificabo ecclesiam meam etc.‘; denn die Napoleone bewähren sich ja gerade als die ‚Pforten der Hölle‘, die Alles aufbieten, um den Fels zu zerstören. Die eigentliche Kirche für die Invaliden hinter dem bekuppelten Dom und mit diesem in Verbindung, ist mit einer Masse eroberter Fahnen, die oben ausgesteckt worden, geschmückt — mehr Zeughaus als Kirche, mehr Nationalinstitut als Gotteshaus, mehr Gloire als Gebet, mehr Prahlerei als Demuth, mehr französisch als katholisch. Vom Pantheon — jetzt Genovefenkirche — wo schon öfter der Cultus des Genius mit dem Gottesdienst gewechselt, gilt fast dasselbe — das Innere läßt ebenfalls kalt. Die außen von einem Säulenkranz umgebene Kuppel — eine Nachahmung der Certosa bei Pavia, wie der Kuppel der Paulskirche in London — hat schöne Verhältnisse und befriedigt das Auge. Im großen Fronton stellt ein Basrelief die unentbehrliche Gloire dar, welche ihre Kränze an die ruhmsüchtigen und an das hochmüthig dastehende Weibsbild sich herandrängenden Franzosen austheilt. Nie ohne dieses! Gloire muß seyn. Auf dem Fries unter dem Fronton und Basrelief stehen die Worte: ‚Aux grands hommes la Patrie reconnaissante‘; freilich muß man sagen: es hat am Ende Alles zwei Seiten. Hier ist die Apotheose der großen Männer etwas überschwänglich; anderswo thut man — um ja in diesen Fehler nicht zu fallen — gar nichts für dieselben, weder vor noch nach ihrem Tode. — Bei der Kirche la Madeleine lassen sich ähnliche Bemerkungen anstellen. Ein reiner Heldentempel, ein Modell für das Pantheon in Athen.“

In den untern Gewölben des als Genovefa-Kirche wiederhergestellten Pantheon des Convents und Ludwig Philipps fand der Reisende noch die Särge der großen Männer, die man im Pantheon angebetet hatte. „Zuerst wird eine Thüre aufgemacht und mit der Fackel in eine Halle geleuchtet, darin sieht man einen großen Sarkophag, man steht zu Füßen des Todten und liest dort in goldenen Buchstaben: ‚Den Manen Voltaire's (Aux Manes de Voltaire) die Nationalversammlung' — links eine kolossale Statue Voltaire's, der mit einem satanischen und arroganten Faunengesicht auf seinen eigenen Sarg herunterlächelt. Gegenüber dieser Halle wird eine andere geöffnet. Hier zeigt sich der Sarg Jean Jaques Rousseau's mit Staub bedeckt. Der Sarg Rousseau's macht einen Entsetzen erregenden Eindruck. Am Fuße des Sarges ist ein Doppelthürlein aus Holz angebracht, davon der eine Flügel halb geöffnet, aus diesem langt eine abgezehrte Hand heraus, die krampfhaft eine brennende Fackel umschließt, — das Feuer der Fackel wird durch Vergoldung angedeutet, die Vergoldung der Flamme ist durch eine Staubschichte gedämpft. Man wollte offenbar das große Licht andeuten, welches Rousseau noch aus seinem Sarge heraus der Welt aufsteckt, — der eigentliche Eindruck aber ist der: als ob Jemand noch aus seinem Sarge heraus eine Brandfackel in die Welt schleuderte."

Der Verfasser besuchte auch den großen Kirchhof Père Lachaise bei Paris und musterte dort die vielen Gräber und Denkmäler berühmter Männer. „Bei dieser Gelegenheit dürfte die Art und Weise des Ankaufs und der Benützung eigener Gräber im Père Lachaise erwähnt werden. Ein Raum von 2 Mètre Länge und 1 Mètre Breite (etwas über 6 Schuh Länge und 3 Schuh Breite) kostet 225 Franken. Dafür erlangt man das Recht, auf diesem Platz ein Monument zu setzen, und denselben senkrecht in die Tiefe so weit auszubeuten als es geht, wie dies beim Bergbau der Fall ist. Beim Bergbau nennt man das Anrecht, nach Belieben und Möglichkeit auf dem angekauften Erdstrich senkrecht hinunter zu graben, ‚die ewige Teufe'. Da sieht man Familiengräber, in welche eben Todte beigesetzt werden, so tief wie Brunnen, zehn und mehrere Särge liegen aufeinander; an der Seite ist ein Raum, um eine lange Leiter hinabzulassen. In diesem Raum erblickt man die Seitenwände der über einander wie in einem Waarenlager aufgestapelten Todtentruhen. Ein eigenthümlicher Anblick; man pflegt einen solchen Raum Cave oder Caveau (Keller, kleiner Keller oder Todtengruft) zu nennen." Es versteht sich von selbst, daß hier der Cultus des Genius vorherrscht und auf diesem ernsten Todtenfelde die französische Eitelkeit ihre Triumphe feiert.

Wie sinnig der Reisende kleine Erlebnisse und Stimmungen des Augenblicks mit geschichtlichen Erinnerungen zu verbinden weiß, mag folgendes Bild vom Bodensee darthun. „Es war gegen Abend zu — das Schiff fuhr an dem überaus romantisch gelegenen Dorf Steckborn am Bodensee nicht weit von Arenenberg rheinabwärts auf der linken Seite vorüber. Aus dem hölzernen Schulhaus, welches auf der Anhöhe liegt, tönte der Gesang der Schulknaben wehmüthig über die Wasser hin. Die ganze Musik der großen Oper in Paris kommt einem im Vergleich mit diesen lauteren Knabenstimmen — wie eitel Spiegelfechterei vor. Hier ist alles Natur und Anmuth — Berg, Haus, Wald, Wasser und Gesang, Gemüthsstimmen und Gemüthsstimmung, der blaue Himmel und die lachende Sonne — und in der großen Oper ist alles gemalt, die Bäume und die Felsen, die Luft und das Wasser, — die Wangen und auch sogar die Stimmen, heißt ja doch auch der verzierte Gesang: Coloratur — wörtlich: Färbung. — Der tugendhafte Wandel, den Louis Bonaparte (gegenwärtiger Franzosenkaiser) als Jüngling im nahen Arenenberg geführt — lebt noch in der ganzen Umgegend im schönsten Angedenken fort. Dieser besagte Wandel wurde eben auf dem Verdeck von einigen Herren besprochen, als der magische und ergreifende Gesang aus dem hölzernen Schulhaus in den Wellenringen der Luft über die Wasserfläche hinschwebte. Als ich einige Wochen später im Garten der Tuilerien auf die Fenster der kaiserlichen Gemächer hinsah, fiel mir der Schulmeister von Steckborn ein, vor dessen armer Behausung Louis in seiner Jugend oft vorüber geschifft seyn mag. Noch existirt der lateinische Text und die Musik des herrlichen Liedes, mit dem Carl der Große vom ganzen Chor der Klosterschule in Reichenau (auf einer Insel des Bodensees) empfangen wurde. Der Benediktiner und Professor Brandes in Einsiedel hat dieses Lied vorzüglich übersetzt. Die Schlußstrophe lautet:

Würd'gen Lobpreis laßt uns spenden
Des Dreieinen Gottes Macht,
Der Dich durch der Franken Reiche
Unversehrt zu uns gebracht.
Sey willkommen, Königssprosse,
Karl als Christi Reichsgenosse.

In England besuchte der Verfasser ebenfalls die Kirchen. Die berühmte Paulskirche gefiel ihm nicht. Indessen ist die von ihm so viel gerühmte Peterskirche in Rom, wenn auch großartiger, doch in keinem bessern

Style gebaut. Dagegen rühmt der Verfasser vieles am anglikanischen Cultus, was er an dem der deutschen Protestanten nicht zu rühmen findet und selbst am katholischen in Oesterreich tadelt. „Jedenfalls existirt unter den Leuten positives Christenthum und religiöser Ernst. Die anglikanischen Kirchen sind sehr voll, das Benehmen der Anwesenden ist so devot, daß man im katholischen Wien sich die strenge Zucht während des Gottesdienstes zum Muster nehmen könnte. Ein Benehmen, wie es sich in Wien während des Hochamtes in verschiedenen Kirchen unchristliche Musikfreunde erlauben, würde hier augenblickliche gewaltsame Hinausgeleitung zum Tempel zur Folge haben. In Westminster wird es nicht einmal geduldet, wenn Jemand auch nur in aller Ruhe sich zu einem Grabmal hinstellen und dasselbe beobachten wollte. Es soll hier eine kleine Betrachtung über die Hochkirche folgen. Woher der für das materialistische London immer noch auffallend starke Kirchenbesuch, woher das anständige Benehmen in der Kirche, woher das aufmerksame Zuhören bei der Predigt oder der Auslegung der heiligen Schrift, und woher das andächtige Nachbeten der Kirchengebete? Man mag alle protestantischen Städte in ganz Deutschland besuchen — nirgends wird man die angedeuteten Zustände so entschieden ausgeprägt finden, wie bei den Gliedern der anglikanischen Kirche in London. Selbst bei Abendgottesdiensten sind die Kirchen voll von anständig gekleideten Leuten. Das muß doch eine Ursache haben, die außer dem Wesen des allenthalben auf der Bahn des Unglaubens fortgeschrittenen, dem positiven Christenthum mehr und mehr entfremdeten Protestantismus liegt. Es mögen hierüber einige Bemerkungen am Platze seyn. Es strömt auch durch die Ruinen der Lehre, welche vom Lehrbegriffe der wahren katholischen Kirche sich in der anglikanischen erhalten hat, ein eigenthümlicher belebender Gnadenquell, und dieser Quell strömt fort in den wundervollen, vom echten kirchlichen Geiste getragenen Gebeten des Prayerbook, welche ihrem wesentlichen, ja zumeist ihrem wörtlichen Inhalte nach aus der Liturgie der katholischen Kirche in der Sekte des Anglikanismus sich erhalten haben. Die Meisten wissen ja nicht einmal, daß sie von der katholischen Kirche faktisch getrennt sind, ja sie halten die anglikanische Kirche für die wahre katholische. In der Westminsterkirche ist jeden Vormittag ein Gottesdienst, welcher als ein Ueberbleibsel der Horen in der katholischen betrachtet werden kann. Die Canonici und Präbendare mit einigen Sängern, die Dignitäre in Rocheten befinden sich auf den erhöhten Chorstühlen. Unten im Mittelschiffe das Volk. An Wochentagen wird nun dieser Gottesdienst sehr dünn besucht, kaum von 30 Personen. Es werden Psalmen gebetet; dann der letzte Theil der Allerheiligen-Litanei mit den Responsorien: ‚Wir bitten dich, erhöre uns, o Herr!' und: ‚Verschone uns, o Herr!' dann folgen die Gebete für die Königin und die königliche Famlie, und zum Schluß betet der Dean (Dechant) das apostolische Glaubensbekenntniß vor und das Volk betet nach. Es macht auf jeden Katholiken gewiß einen eigenthümlichen erschütternden Eindruck, wenn er hier vorbeten und nachbeten hört: And J believe one Catholick and Apostolick Church (Und ich glaube an eine katholische und apostolische Kirche). An gewissen Festtagen wird vom Geistlichen und Volk stehend das Athanasianische Glaubensbekenntniß gebetet, und dieß beginnt: Whosoever will be saved: before all things it is necessary that he hold the Catholick Faith (Jeder, der selig werden will, muß vor allen Dingen nothwendig den katholischen Glauben halten)."

Herr Brunner besah alle Merkwürdigkeiten Londons, das britische Museum, den Kristallpalast, den Thiergarten, den Tower ꝛc. In der Bevölkerung fiel ihm am meisten der furchtbare Contrast von Armuth und Reichthum auf. „Wie lange mögen diese unversöhnlichen Gegensätze noch zusammenhalten, diese glänzenden Equipagen, diese stolzen Reiter, diese Damen auf ihren weißen Zeltern mit huldigendem Gefolge, so zwar, daß selbst die Frauenrosse die Köpfe höher heben — als müßten ihnen die andern Rosse Achtung und Dienstbarkeit bezeugen; diese noblen Besucher des Hyde Park und die mit Lumpen behangenen bleichen, abgezehrten Gespenster, diese ausgeprägte, verzweifelte Armuth, die es heute oder morgen zu gewärtigen hat, daß sie im buchstäblichen Sinne des Wortes an Hunger zu Grunde geht!"

Zum Schlusse noch einige Skizzen aus Lyon, vom Jubiläum im Kloster Einsiedeln ꝛc.

Erbauungsschriften.

Das Wiedererkennen im Himmel. Trostbriefe, geschrieben von dem hochw. P. Blot, Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim, 1863.

Briefe an eine vornehme Dame, um ihre betrübte Seele zu trösten und zu erheben. Obgleich der Verfasser fast auf jeder Seite Stellen aus Kirchenvätern und berühmten Heiligen citirt, so daß seine Briefe einer bunten Mosaik gleichen, so ist das Ganze doch aus einem Geiste in schöner Harmonie vollendet.

Vor Allem beruhigt der Verfasser die Dame über

die Möglichkeit des Wiedersehens nach dem Tode. „Im Himmel ist alles Licht, ist alles Liebe," also ist dem Liebenden auch das Geliebte nicht verborgen. Auch erlischt die wahre Liebe nicht, sondern lebt fort jenseits des Grabes. „Die Liebe erlischt nie, sagt der Apostel (1 Cor. 13, 8.), und diese Liebe, die nie stirbt, umfaßt in harmonischer Einheit Gott, uns selbst und den Nächsten. Gibt es doch nicht drei Tugenden der Liebe, sondern nur eine einzige. Wenn also die Liebe des sterbenden Gerechten mit ihm aufsteigt in den Himmel; wenn sie in strahlenderem Glanze an dem wolkenlosen Horizont der seligen Ewigkeit leuchtet, einem Gestirne gleich, das um so heller glänzt, je höher es hinaufsteigt in die lichten Höhen des Himmels: warum sollte dieses Gerechten Herz aufhören, für die zu glühen, die er auf Erden mit heiliger Liebe geliebt? Wenn er seinen Gott, wenn er sich selbst in höherer Weise liebt: warum sollte es anders seyn hinsichtlich seines Nächsten?" Auch sagt die h. Schrift, Matth. 19, 6., was Gott geeint hat, soll der Mensch nicht trennen. Darin liegt die Verheißung der Untrennbarkeit auch nach dem Tode und mithin des Wiedersehens.

Aber der Verfasser verlangt von der gläubigen Seele mehr, als ein nur liebendes Andenken und Hoffnung des Wiedersehens. „Der beredteste unter den Erzbischöfen von Constantinopel nimmt, indem er darlegt, daß man die Todten nicht allzusehr beweinen, sondern ihnen vielmehr durch Gebete und Werke zu Hülfe kommen solle, an, es unterbreche ihn einer seiner Zuhörer mit den Worten: ‚Aber ich beweine diesen theuren Todten, weil er als Sünder dahingeschieden: Propter hoc ipsum, inquies, plango, quod peccator excessit. Was antwortet der heil. Chrysostomus? ‚Ist das nicht ein eitler Vorwand? Denn wenn dies der Grund deiner Thränen ist, warum hast du dich nicht mehr bemüht, ihn während seines Lebens zu bekehren? Und wenn er wirklich als Sünder gestorben ist, mußt du dich nicht freuen, daß er fortan die Zahl seiner Sünden nicht mehr vergrößern kann? Zu Hülfe kommen mußt du ihm vor Allem, so viel du es vermagst, nicht durch Thränen, sondern durch Gebete, Flehen, Almosen und Opfer. Alle diese Dinge, in der That, sind keine thörichten Erfindungen. Nicht umsonst erwähnen wir der Todten in den göttlichen Geheimnissen; nicht fruchtlos nahen wir dem Altare und beten für sie zu dem Lamme, das hinwegnimmt die Sünden der Welt: es erwächst ihnen daraus irgend ein Trost. Wenn Job seine Kinder reinigte, indem er für sie ein Opfer darbot, um wie viel mehr muß das Opfer, das wir darbringen für die Todten, ihren Zustand erleichtern? Pflegt nicht Gott den Einen Gutes zu thun in Anbetracht der Anderen?'"

Nicht minder verlangt der Verfasser, man soll nicht mit zu engherziger Liebe die Verwandten allein umfassen. „Es war der heiligen Gertrudis, die so eifrig für ihre Befreiung betete, oft vergönnt, während ihres Lebens die zu sehen, die sie befreit hatte, und sich mit ihnen zu unterhalten. Eines Tages bot Gertrudis, nach der heiligen Communion, die anbetungswürdige Hostie für die Ruhe der Seelen aller Angehörigen der Mitglieder ihrer Gemeinde dar. Sogleich sah sie eine große Zahl von Seelen, gleich Funken oder Sternen, aus der Finsterniß hervortreten. ‚Herr!' rief sie aus, ‚sind in dieser Menge nur Seelen unserer Angehörigen?' — ‚Ich selbst,' erwiederte der Herr, ‚bin der nächste deiner Angehörigen: ich bin dein Vater und dein Bruder und dein Bräutigam. Alle, die mir besonders angehören, werden so deine Angehörigen und deine Anverwandten, und ich will, daß sie Theil haben an den Früchten deiner Gebete für die Deinen'."

In dieser Weise nun tröstet der geistliche Vater die betrübte Dame mit einem heiligen Ernst und einem Herzen voll überfließender Liebe.

Unter allen seinen Betrachtungen hat uns besonders diejenige zugesagt, in welcher er zur **thätigen Liebe** mahnt im Gegensatz gegen das bloße doch eigentlich genießliche Versinken in die Wonne der Liebe. Es will uns nicht recht einleuchten, uns die Seligkeit überhaupt nur als selige Ruhe zu denken. Allerdings bedarf Gott unserer schwachen Kräfte und Hülfe nicht; allein er hat doch viele Seelen so geartet, daß sie gleich ewig aufsteigenden Quellen durch ihre lebendige Thätigkeit alles, was ihnen begegnet, reinigen und alles erfrischen und befruchten, wohin sie immer fließen, und die eigentliche selige Ruhe nicht kennen, noch auch zu bedürfen scheinen. Jenes Kraftgefühl und jener Thätigkeitstrieb, der oft so übel angewendet wird, kommt doch von Gott und wirkt für sein Reich auf Erden und ist nicht verwerflich. Sollte es denn nicht möglich seyn, daß Gott solche Seelen noch ferner in seinem Dienste brauchen könnte auch nach dem irdischen Tode? Uns will die lediglich Sehnsucht nach Ruhe, stillem Wonnegenuß, bloßer anbetender Betrachtung Gottes und Wiedersehen der auf Erden Geliebten doch nicht der Art bedünken, daß damit die volle Seligkeit gemeint, noch die Bestimmung unsterblicher Seelen erfüllt seyn könnte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 88. 4. November 1863.

Biographie.

Ernst Moritz Arndt's Leben, Thaten und Meinungen. Ein Buch für das deutsche Volk von Wilhelm Baur. Zweite Auflage. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1863.

In Arndt lebte ein außerordentlich kräftiges Nationalgefühl, welches er am meisten in der Zeit bewährte, in welcher es dem ganzen gebildeten Deutschland abhanden gekommen war. Unsere Fürsten und unser Adel schämten sich sogar der deutschen Sprache. Darum rief Arndt dem deutschen Volke zu: „Verfluche und verbanne aus dir die französischen Sitten und Moden, und die lüsterne und leichtfertige Sprache, welche alle edelsten Keime deiner Tugenden seit Jahrhunderten verwüstet hat. Dieses Geschnatter müsse verstummen in den Sälen deiner Fürsten und in den Kammern deiner Frauen!“ Beiläufig müssen wir bemerken, daß, obgleich man dem guten Arndt jetzt Denkmäler setzt, das Geschnatter doch noch nicht aufgehört hat und daß der Gebrauch der französischen Sprache heute noch das Vorrecht, die Ehre und die Gewohnheit aller vornehmen Kreise oder der ausschließlich s. g. „Gesellschaft“ in Deutschland ist.

Außer diesen von Geburt Vornehmen, tadelte Arndt auch die geistig Vornehmen, die Gelehrten und Dichter, die hochverehrten Lehrer der Nation, die aber an alles eher dachten, als an die Nation. „Scharfe Pfeile schleudert er gegen die geistigen Führer des Volks, die Gelehrten, die Denker, die Schriftsteller, die durch ihre Bücher seit lange die deutsche Nation eingeschläfert haben, daß sie berauscht von einem Gedanken an eine Allerweltsbildung, eine Allerweltsfreiheit, ein Allerweltsbürgerthum den nächsten von Gott angewiesenen Beruf vergessen, das Deutsche zu pflegen, deutsch zu seyn in Sinn, Wort, Sitte, Gesetz und Freiheit. Am schärfsten dringt er an die Elenden heran, die, wenn ein Furchtbares, und wäre es auch ein Teuflisches, geschehen ist, schnell hinterher sind und mit lauter Lügen und Klügeleien es darstellen als etwas Gutes, Heilsames, Göttliches, an die Knechtesseelen, die ihre Rede und Schrift an Napoleon verkaufen und ihn als den politischen Messias der Welt, sein Reich als das große Weltreich des allgemeinen Friedens und Glückes preisen,“ wie Johannes Müller, Zschokke, Posselt, Aretin, Crome u. s. w. Arndt hätte hier auch den großen Göthe nicht vergessen sollen, dessen Preislied auf Napoleon denselben gleichfalls als Welterlöser begrüßt hat. Doch war diese feige Lohndienerei einzelner deutscher Männer nicht die Hauptsache. Das größte und allgemeinste Uebel war die Entnationalisirung durch die classische Schule und Bildung. Schule und Universität wurzelten nicht mehr im nationalen Boden, sondern dienten einem fremden Geiste. Das fühlten die wenigsten. Die schlechte Gewöhnung war den meisten schon zur andern Natur geworden. Es macht Arndt große Ehre, daß er sich weder durch den Glanz der Throne und der aristokratischen Gesellschaft, noch durch den Ruhm der literarischen Größen verblenden ließ, sondern seinem natürlichen Gefühl und Urtheil folgte.

Er stammte von Bauern ab, sein Großvater war noch ein Leibeigener gewesen. In der tieferen Schichte des Volkes war man natürlicher geblieben, als auf den Höhen der Bildung. Das haben damals auch die treuen Tiroler bewährt, die tapfer gegen Napoleons Heere fochten, während unser großer Göthe die Leier stimmte, um Hymnen zu singen vor dem Altar, an dem Napoleon das deutsche Volk sich zum Opfer schlachten wollte.

Arndt bewahrte auch die alte Frömmigkeit und es entging ihm nicht, wie sehr auch der Glaube der

Deutschen durch die undeutsche Bildung zerstört oder verfälscht war. Er schrieb: „So leben die Besten der Zeit in einer Welt voll Gedanken, nicht in der wirklichen Welt. Alles haben sie so vergeistigt, daß keine Kraft mehr da ist zum Handeln, zur That. Sogar die Gottesgelehrten — wie haben sie die großen Thaten und Wunder Gottes hinwegvernünstelt und ist in der Religion, die sie predigen, weder Kraft noch Saft."

Arndt hat also nicht blos, wie das wohl jeder weiß, während unserer großen Freiheitskriege Volk und Heer durch seine Lieder begeistert und die Kampflust gegen den Feind entflammt, sondern er hat auch, was nicht jeder weiß, die feindseligen und dämonischen Gewalten bekämpft, die mitten im langen Frieden unser Volk tyrannisirt haben und noch tyrannisiren, nämlich die sowohl undeutschen als unchristlichen Principe, die noch immer unsere ganze Bildung beherrschen.

Arndt trug schlechten Lohn davon. Seine Ehrlichkeit mißfiel, als man sie nicht mehr brauchte. Das ganze christlich deutsche Wesen, für welches sich in und nach den Kriegen der edlere Theil der Jugend begeistert hatte, mißfiel den damaligen Lenkern der Dinge, die um jeden Preis den Aufschwung des nationalen Geistes unterdrücken wollten. In Wien ließ man die Judenpresse und in Berlin das Hegelthum aufkommen. Mit solchen Bundesgenossen hoffte man sich der christlich deutschen Idee zu erwehren. Wie die Burschenschaft, das Turnwesen, Jahn und Görres, so wurde nun auch Arndt verfolgt und peinlich gemaßregelt. „Als in Folge der Ermordung Kotzebue's der Sturm gegen die deutschen Professoren und Studenten begann, ward auch Arndt im Sommer 1819 einen halben Tag lang verhaftet, seine Papiere und Briefe aber wurden weggenommen und ihm erst nach zwanzig Jahren unter König Friedrich Wilhelm IV. wieder gegeben. Darauf 1820 am Geburtstag Martin Luthers, des Helden des freien Wortes, am 10. November, ward er in seinem Amte still gestellt und der Mund geschlossen, der von Gott die Gabe hatte, auf die deutsche Jugend aufs Beste einzuwirken. Und im Februar des folgenden Jahres 1821 begann die Kriminaluntersuchung gegen ihn, nicht vor seinen ordentlichen, sondern vor außerordentlichen Richtern. Das war eine Qual! Von alle dem, weß man ihn beschuldigte, war nichts zu finden, da mußte denn, damit doch etwas herausgebracht würde, der redliche Mann von Leuten beschränkten Verstandes sich Fragen gefallen lassen, die noch heute zum Lachen reizten, wenn sie nicht einem der besten Deutschen so viel traurige Tage bereitet hätten. Ueber Aeußerungen aus seinen frühsten Schriften, die er noch als schwedischer Unterthan, unter gänzlich verschiedener Lage der Welt und Deutschlands gethan, sollte er sich rechtfertigen. Ueber die größten Kleinigkeiten, wie sie in vertraulichen Briefen zur Sprache kamen, mußte er Erklärungen geben. Die Sprache der Freundschaft, der Geschwisterliebe ward verdächtigt, als ob sie die Geheimsprache gefährlicher Bündelei sey. Ja sogar die Sprache des Glaubens, der freien Gotteskinder ward mit bedenklichen Ohren vernommen. Haben doch die Untersuchungsrichter in dem berühmten Lied Gottfried Arnolds, in welchem er um Erlösung von Sünde, Tod und Teufel betet, ‚O Durchbrecher aller Bande', weil ein frommer Jüngling Arndt dies Lied gesendet hatte, diese folgenden Zeilen als des Verdachts sehr verdächtig sorgsam unterstrichen:

Herrscher, herrsche, Sieger, siege,
König brauch dein Regiment,
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Sklaverei ein End!

Laß doch aus der Grub die Seelen
Durch des neuen Bundes Blut;
Laß uns länger nicht so quälen,
Denn du meinst's mit uns ja gut!

Ueber ein Jahr dauerte die Untersuchung, weder ein Schuldig noch ein Unschuldig ward ausgesprochen; sein Gehalt ward Arndt fortbezahlt." Man muß diese zwanziger Jahre mit erlebt haben, um genau zu wissen, wie es damals herging. Keine Beschreibung vermag auszudrücken, was patriotische Herzen damals empfanden. Aber die Missethat und tiefinnerste Gemeinheit, die damals herrschendes System waren, sind nicht unbestraft geblieben. Die Saaten, die unter dem allein privilegirten Wiener Judenthum und Berliner Hegelthum gesäet wurden, sind schon allmälig aufgegangen und der Fluch, der in diesen Saaten liegt, ist den Regierungen über den Kopf gewachsen. Die der so natürlichen, so berechtigten christlich deutschen Mahnung nicht haben folgen wollen, über die ist der Fieberschauer von Revolution gekommen, gegen die sie kein Heil mehr wissen.

In seinem höhern Alter erlebte Arndt noch manche Glorification, konnte jedoch nicht mehr viel nützen. Seine Wirksamkeit in der Paulskirche z. B. beschränkte sich eigentlich nur auf eine bittere Klage über die Ermordung Lichnowskis und Auerswalds,

Mein Deutschland, Land der Treue!
Mein Deutschland, Land des Muths
Wann löschet lange Reue
Die Flecken solches Bluts?

Den Mord, womit der Feige
Den Unbewehrten trifft?
O deutschen Ruhmes Neige!
O deutscher Ehre Gift!

und auf eine täuschende Hoffnung, sofern er sich bei der mißlungenen, von Frankfurt nach Berlin abgehenden Kaiserdeputation betheiligte.

Ach, wie sollten Dorn und Stein
An der Wandrer Sohlen reißen!
Zu den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unsern Kaiserschein.

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn in Staub begraben?
Schrei'n umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossenstein?

Kirchenwesen.

Die Reaction des sogenannten Fortschritts gegen die Freiheit der Kirche und des religiösen Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände Mitteldeutschlands und die neuesten Vorgänge im Großherzogthum Hessen. Von Domcapitular Professor Dr. J. B. Heinrich. Mainz, Kirchheim, 1863.

Ein bescheidenes Votum gegen das neue hessendarmstädtische Religionsgesetz, woran sich allgemeine Bemerkungen über die Behandlung der katholischen Kirche in einigen Theilen unseres geliebten Vaterlandes überhaupt anknüpfen.

Er klagt vor allem, daß das Recht der Kirche nicht geachtet werde. Hier kommt es auf die Fragestellung an: was ist Recht der Kirche? Das eigentliche alte Recht der Kirche ist längst umgestoßen und mit dem ehemaligen Kirchengute in die Willkür der Staatsgewalt gegeben worden. In katholischen Landen selbst hat der Gallicanismus, Pombalismus, Josephinismus und Napoleonismus das Recht der Kirche längst in eine Pflicht gegen den Staat umgetauft, und es ist wohl ziemlich einerlei, ob Minister und Präfecten despotischer Staaten, oder ob Protestanten und Juden in unsern modernen Kammern der alten Kirche Gesetze vorschreiben. Die bittere Klage hebt das Unrecht hier wie dort nicht auf. Die Kirche ist rechtlich nur noch das, was der Staat ihr zu seyn erlaubt. Durch Verträge wird nur die Kirche gebunden, nicht der Staat, der sie wieder auflöst, wenn es ihm convenirt. Parität und Gleichheit vor dem Gesetz sind schöne Worte, aber auf die Katholiken nicht anwendbar. Das Vereinsrecht ist unbeschränkt für die Stifter aller möglichen ungläubigen und abergläubigen Secten, wenn sich aber Katholiken in klösterlichen Gemeinschaften zusammen thun wollen, wird es ihnen durch das Gesetz verboten. Lehrfreiheit ist unbeschränkt, wenn Juden und Heiden Schulen und Pensionate gründen wollen; aber sie existirt nicht für Katholiken, wenn dieselben etwa ihre Kinder dem Unterricht von Schulschwestern anvertrauen wollen, oder wenn der Bischof das natürliche Recht anspricht, die künftigen Priester seiner Kirche in Priesterseminarien und nicht in Staatsanstalten erziehen zu lassen.

Der Verfasser klagt ferner, daß, so wenig wie das Recht, eben so wenig auch der Werth und die Heiligkeit der Kirche anerkannt werden. Es ist bekannt, daß bei unsern Halbgebildeten, beim liberalen Zeitungsphilister und beim Literaturjuden, der diesem die tägliche Lectüre besorgt, jeder gläubige Katholik, wenn nicht für einen Heuchler, um so gewisser für einen Dummkopf gilt, und daß man über alles Große und Heilige der Kirche, über alles, was sie in der edelsten Humanität geleistet hat, hinwegsehend, verleumderisch ihren Geist nur als Ultramontanismus, Inquisitionsfanatismus und verschmitzten Jesuitismus kennzeichnet. Daß in der katholischen Kirche von jeher in der werkthätigen Liebe die Nachfolge Christi mehr eingehalten wurde, als in der spröden Orthodoxie anderer Kirchen, will man nicht sehen. Novalis schrieb: „Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum ist der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Liebe zur Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar und enthalten die Grundsätze seiner Verfassung." Das ist die richtige Ansicht von der Kirche. Sie hat die Mission der Liebe.

Dafür könnte möglicherweise die gegenwärtige Zeit noch einigen Sinn haben, wenigstens gewannen unserm protestantischen und liberalen Juristen Mittermaier die kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten in Italien hohe Bewunderung ab. Aber es gehört auch noch etwas anderes zum Wesen der alten Kirche, was die Neuzeit schlechterdings nicht mehr begreifen will. Das ist die Jungfräulichkeit. Schon die Reformation stellte sich das klägliche Armuthszeugniß aus, daß sie jene Jungfräulichkeit, ja ihre bloße Möglichkeit nicht mehr begriff, eine Erhabenheit des Geistes über das Fleisch für etwas, das gar nicht existiren könne, erklärte und sogar die natürliche Freiheit des Menschen aufhob und das Priesteramt vom Vorhandenseyn und der Befriedigung der Fleischlichkeit abhängig

machte und den Cölibat geradezu als Unnatur verbot. Welche ungeheure Gemeinheit der Gesinnung gehörte und gehört heute noch dazu, einer Menschenseele nicht mehr zuzutrauen, daß sie sich über die Forderungen der niedrigsten Sinnlichkeit, daß sie sich über das Thier erheben könne!

Wie nun aber auch in unsrer Zeit alles zusammen wirkt, um die Kirche nicht nur beständig in ihrem Recht zu kränken, sondern auch ihr das öffentliche Vertrauen zu entziehen und sie unerhört zu verleumden, nicht nur ihren gegenwärtigen Bestand grundlos anzuklagen, sondern auch durch Geschichtsverfälschungen ihr früheres Verdienst zu verkleinern und ihre größten Männer und Thaten zu lästern, wie fast die ganze moderne Bildung und Presse wetteifert, diese arme Kirche zu beschimpfen und zu verachten, so übt sie dennoch immer noch eine wunderbare Macht aus und erweckt allen denen, von welchen sie übermüthig mißhandelt wird, dennoch eine geheime Furcht. Warum wollen so viele Millionen Herzen nicht von ihr lassen? Das sollte der hochmüthige Bureaukrat, das sollte der dumme Philister sich fragen. Aber er fragt nicht, er schimpft nur und läßt die Sache gehen, wenn er sie nicht ändern kann.

Die geschichtliche Exposition im vorliegenden Buch S. 9 erscheint uns nicht genügend. Der Kampf gegen die Kirche ist von älterem Datum und hat einen viel allgemeinern welthistorischen Charakter. Es ist der uralte Kampf der Sünde und des Dämonismus gegen Gott. Der undankbare Mensch, von der Lust und vom Hochmuthsteufel verführt, empört sich gegen Gott und mißhandelt die, welche demselben in besserer Treue dienen. Wollust und Hochmuth, personificirt in den weltlichen Herrschern der Erde, empörten sich zuerst gegen das heilige Reich des Mittelalters, wurden dem Kaiser untreu, der das weltliche Schwert von Gott zu Lehen empfangen, zerrissen die schöne Organisation des Reichs und entweihten im gleichen Maaße die Kirche, indem sie ganz unwürdige Glieder vornehmer Familien in die höchsten geistlichen Aemter brachten und weltlichen Familien die Macht und den Reichthum der Kirche zu den unkirchlichsten Zwecken auslieferten. Diese Fürstenfamilien griffen sodann, um das, was noch heilig in der Kirche blieb, vollends herabzuwürdigen und den Völkern vergessen zu machen, ins alte Heidenthum und Judenthum zurück, riefen die ältesten Feinde Christi in die Waffen, um dessen Reich auf Erden vollends zu zertrümmern. Daher der innige Bund der weltlichen Mächte einerseits mit der heidnisch classischen Bildung der Schulen und Akademien, mit dem Vernunftcultus und Epicuräismus, und andrerseits mit dem Judenwucher und Börsenschwindel. Die Völker, die im eigenen dringendsten Interesse für die Kirche gegen jene egoistische und dämonisirte Staatsgewalt eintreten sollten, haben sich im Gegentheil von den geschickten Handlangern jener Staatsgewalt schon seit Jahrhunderten gegen die Kirche hetzen lassen und der Kirche aufgebürdet, was nur Schuld der vornehmen Herren war, die in der Kirche und an der Kirche sündigten. Daraus erklärt sich der ganze traurige Verlauf unserer Reformation, welche nichts gebessert, sondern nur die Willkür der weltlichen Macht gesteigert hat. Der moderne Liberalismus endlich gibt sich eben so einfältig zum Werkzeuge der Staatsomnipotenz her, indem er die Kirche anfeindet.

Unter diesen Umständen ist in unserer Zeit und nachdem das Uebel schon so lange dauert, wenig Hoffnung vorhanden, daß die Kirche sobald aus ihrer Niedrigkeit und Schmach sich erheben werde. Allein sie wird nicht untergehen. Sie braucht nicht nach äußerer Macht zu trachten, wenn sie nur ihre innere Heiligkeit bewahrt. Sie hat immer Gelegenheit, dies zu zeigen und ihre Feinde zu beschämen. Warum ist am Mittelrhein trotz Febronius, trotz Joseph II., trotz der Kirchenverfolgung während der französischen Revolution und noch unter Napoleon und trotz des Frankfurter Compromisses und der modernen Bureaukratie der katholische Geist und Eifer im Volke nicht ausgestorben? Wir lesen hier: „Ein mit allen menschlichen, christlichen und priesterlichen Tugenden geschmückter Geistlicher aus Straßburg, Joseph Ludwig Colmar, der mitten unter den Schrecken der Revolution, unter täglichen Todesgefahren den verfolgten Katholiken mit der Hingebung eines Heiligen gedient hatte, wurde Bischof von Mainz. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Selbstaufopferung im Dienste der Religion, der Armen und der Kranken. Deßhalb lebt er auch heute noch fort in dem Herzen des Volkes. Trotz aller Verwüstungen der Revolutions- und Kriegsjahre hatte sich in den Familien noch ein großer Fonds von Religion erhalten. Colmar war es auch, der mit den dürftigsten Mitteln das jetzt noch bestehende Seminar errichtete.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, | N° 89. | 7. November 1863.

Volksliteratur.

Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur. Von Schaubach. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1863.

Schon lange wurde in der katholischen Welt über schlechte Volksliteratur geklagt und der Borromäusverein ausschließlich zu dem Zweck gestiftet, der Lectüre schlechter Schriften entgegenzuwirken durch die Verbreitung guter Schriften. Ein Beispiel, das von mehreren protestantischen Vereinen nachgeahmt worden ist.

Das vorliegende kleine Buch, veranlaßt durch einen Vortrag auf dem Kirchentage von 1860, entwirft eine Charakteristik der schlechten Literatur, mit der unser Volk gegenwärtig überschwemmt wird. Mit Recht stellt sie voran, daß die jüngsten Leipziger Meßkataloge 2570 buchhändlerische Firmen nachweisen, deren Interesse es ist, Bücher als Waare auf den Markt und an den Mann zu bringen, die also in ihrer sehr überflüssigen Mehrzahl ohne Rücksicht und Gewissenhaftigkeit alles drucken lassen und dem Publikum anpreisen, von dem sich irgend hoffen läßt, daß es Käufer anlocken werde. Ein sehr großer, gewiß der größte Theil dieser literarischen Fabrikate sind lediglich Spekulationen auf die Unwissenheit, auf die Schwäche, auf die Eitelkeit, auf die verborgenen Gelüste und werden auf Bestellung der Buchhändler fabricirt von untergeordneten Handlangern oder Hungerleidern, die gar keinen inneren Beruf dazu haben und auch nur Geld verdienen wollen. Das ist das Hauptübel. Ohne dieses buchhändlerische Interesse würde das Publikum nicht mit so viel nichtswürdigen Büchern überschwemmt werden. Deutschland aber ist stolz auf seine literarische Industrie, die einzelnen Städte sind stolz auf ihre reichen und zahlreichen Buchhandlungen. Da ist überall nur Ehre und Freude und wer sich über die Buchmacherei beklagt, erscheint als ein Reactionär oder Frömmler, der hinter der Zeit zurückgeblieben ist.

Von einer Controle kann nicht die Rede seyn, denn das Gewerbe darf nicht beeinträchtigt werden, und Staatsgewalt und Gerichte beschränken sich darauf, nur in den extremsten Fällen gegen staatsgefährliche und unsittliche Schriften einzuschreiten. Jede Censur ist im Zeitalter der Preßfreiheit verworfen und wer da weiß, wie sie in der Restaurationsperiode geübt worden ist, kann sich auch nur mit Eckel von ihr abwenden. Die Censur, die vom Despotismus ausgeht, unterdrückt hauptsächlich gute Schriften und fördert dadurch die schlechten. Wer die Zeiten des Carlsbader Congresses nicht erlebt hat und einer jüngern Generation angehört, blicke nur hinüber nach Frankreich, wo gegenwärtig die Presse gefesselt und eben deßhalb Paris mit Werken der schlechtesten Art, namentlich schamloser Prostitution überschwemmt ist. Die Censur, welche die Kirche eigentlich üben sollte, kann in unserer Zeit nicht mehr aufkommen. Nur aus freiwilliger Vereinigung frommer Katholiken hier, frommer Protestanten dort gehen für gewisse Kreise vertrauliche Warnungen vor der schlechten Literatur hervor und werden andrerseits bessere Bücher empfohlen und verbreitet. Doch wird damit im Ganzen der literarischen Sündfluth nur schwach entgegen gewirkt.

Die Kritik ist fast durchaus in den Händen der Buchhändler, welche durch bezahlte literarische Handlanger ihre eigenen Verlagsartikel schamlos anpreisen, die ihrer Concurrenten boshaft herabwürdigen lassen. Daneben spielt nur noch die eben so einseitige Kritik politischer und confessioneller Parteien eine Rolle. Wo sich irgend noch eine unabhängige und einsichtsvolle Kritik blicken läßt, wird sie gewiß bitter angefeindet oder todt geschwiegen, denn niemand will die Wahrheit hören, die

den zufälligen Interessen des Tages und der Personen widerspricht. Die Akademien, denen einige Autorität innewohnen sollte, stecken den Kopf in die Fachgelehrsamkeit, als ob sie die übrige Welt nichts anginge, oder spekuliren selbst mit der Buchmacherei und kokettiren mit dem Publikum. So ist am Ende die Gemeinheit Trumpf geworden diesseits wie jenseits des atlantischen Meeres.

Herr Schaubach classificirt die schlechte Volksliteratur und beginnt mit den Ritter- und Räuberromanen, die schon mehr und mehr aus der Mode kommen. Dann geht er zu den französischen Romanen über, von denen er mehr hätte sagen sollen, weil sie jetzt vorzugsweise den Markt überschwemmen. Es wird dem deutschen Buchhandel ewig zur Schande gereichen, daß von Eugen Sues sittenverderblichen Romanen in einem einzigen Jahr von concurrirenden deutschen Verlegern mehr als zwölferlei Uebersetzungen erschienen sind. In welcher deutschen Lesebibliothek fehlen die Uebersetzungen von George Sand, Paul de Kock, Balzac ꝛc.? Wie tief ist die deutsche Nation herabgekommen, daß sie nicht mehr edle Gesinnung und Geschmack genug besitzt, um sich von so gemeiner und niederträchtiger Besleckung frei zu halten, welche die verderbtesten Seelen in Frankreich ausspeien! Indem Herr Schaubach diese Schriftengattung nur oberflächlich berührt, übergeht er die französischen Bühnenstücke, die uns in reicher Anzahl nicht nur auf Hoftheatern, sondern auch auf Volkstheatern zur Anschauung gebracht werden, und worin unserem guten Volk eine Moral eingeschmeichelt wird, die ihm nur Eckel erregen sollte.

Der Verfasser geht zur Kalenderliteratur über und beklagt sich, daß gerade diese für das Volk bestimmten Kalender von ungläubigen Schulmeistern, jüdischen Spekulanten, wie auch von malcontenten Wühlern benutzt werden, um sich Geld zu machen und das einfältige Volk irre zu führen. Da muß man freilich immer wieder fragen: Was ist das für ein Volk, das so dumm ist, dergleichen zu kaufen und zu lesen? Hier fällt der Vorwurf vornehmlich auf die Schulmeister, die in ihrer aufgeblasenen Halbwisserei und Aufklärerei das Volk empfänglich machen für schlechte Lectüre, an die es sonst nicht gedacht haben würde. Die verfluchte Halbwisserei hat mehr geschadet, als man denkt. Sie hat das Erbe der Väter, die ehrenhafte Gesinnung des Landvolks, seine alte gute Sitte und Gewohnheit mit Spott bekämpft und an der Wurzel angegriffen.

Sodann werden die vielen Jugendschriften getadelt. Wir übergehen hier dieses Kapitel, da wir es erst vor Kurzem in unsern Blättern ausführlicher behandelt haben.

Der Verfasser geht zur Volkspoesie über, in die sich leider viel Unreines eingemischt hat. Doch muß man unterscheiden. Wir sind in Bezug auf gewisse Liebes- und Schelmenlieder, wie sie uralt im Volke leben und dessen natürlichen Humor ausdrücken, nicht so ängstlich wie Herr Schaubach. Auch hier ist die eigentliche Gemeinheit gewöhnlich erst modernen Ursprungs.

Sehr gut und beherzigenswerth ist, was der Verfasser über die populär-wissenschaftlichen Schriften sagt. In diesem Fach ist gegenwärtig die Fabrikation am stärksten und wirkt die materialistische Richtung am verderblichsten. Der Verfasser hebt besonders hervor, welcher fanatische Haß gegen das Christenthum sich fast durchgängig in den Lehrbüchern populärer Naturkunde mehr oder weniger deutlich zu erkennen gibt. Die buchhändlerische Spekulation verschmäht es aber auch nicht, in gerade entgegen gesetztem Sinne Bücher schreiben zu lassen, nämlich Lehrbücher des dicksten Aberglaubens, die der Dummheit und Neugier immer noch willkommen sind.

Schließlich handelt der Verfasser von den Zeitungen und der großen Macht, die sie üben. Die periodische Presse zieht immer mehr in ihren Bereich. Die ganze Literatur zerblättert sich je mehr und mehr. Viele Leser, die sonst Bücher kauften, begnügen sich jetzt, Journale zu lesen. Wir sind nahe daran, deßfalls in amerikanische Zustände zu gerathen. Auch wird die periodische Presse immer abhängiger von den Abonnenten. Es ist nicht mehr ein Geist, der den Leib durchdringt, oder ein Lehrer, der Schüler belehrt, sondern es ist ein von den Abonnenten bezahlter Söldling, der ihnen nach dem Maule reden muß, ein Lakai, der seinem Herrn dienen und schmeicheln muß. Darin liegt auch der Grund, warum die periodische Presse immer mehr in Judenhände fällt. Die Juden geben sich eben zu allem her, wobei etwas zu gewinnen ist. Die ungeheuere Menge periodischer Blätter bringt es überdies mit sich, daß nicht lauter Talente ersten Ranges sie redigiren können und daraus erklärt sich ihre zunehmende Gemeinheit. Die Presse ist demokratisirt. Daher das Auftreten ganzer Literatenvereine. Napoleon sagte einmal: „Wenn es ein Regiment Napoleons geben könnte, würde jeder nur ein Gemeiner seyn.“ Daher auch die Entstehung unzählbarer Lokalblätter, nicht nur der s. g. Intelligenz- und Anzeigeblätter, sondern auch politischer, kirchlicher, literarischer mit eigenen Feuilletons, sogar illustrirter Blätter mit Holzschnitten. Man sieht den Wald vor den Bäumen nicht mehr. Die Autoritäten, die in dieser Blättermenge noch irgend respectirt werden, sind erbe-

merer Art, die Parole des Tages, wechselnd mit dem Tage.

Eine Rubrik hat der Verfasser vergessen, nämlich die Erbauungsliteratur. Wenn er die frommen Volksschriften bevorwortet, die er den gottlosen entgegen setzen will, so hätte er doch einen umfassenden Blick auf die ungeheuer zahlreiche Literatur werfen sollen, die dem Volke von angeblich frommer Seite zur Andacht dargeboten wird. Da finden wir auf katholischer wie auf protestantischer Seite die unheiligste Spekulation auf Geldgewinn aus angeblich heiligen Schriften im vollsten Maße thätig. Es gibt protestantische Buchhändler, die in katholischer Erbauung, und frivole Weltmenschen, die in Pietismus machen. Reiche Verleger besolden arme Hungerleider auch zu diesem Zweck. Wir kennen einen Literaten, welcher zwei- oder dreimal convertirt hat, je nachdem er für seine frömmelnden Expectorationen von Protestanten oder Katholiken bezahlt wurde. Die Gemeinheit ist in diesen heiligen Gebieten ebenso zu Hause wie in jedem anderen und verräth sich auch im schlechten Style. Mit unerlaubter Anmaßung werden mittelmäßige, aus andern zusammengestoppelte, geistlos, breit und ordinär geschriebene Bücher den Gläubigen dieser oder jener Confession angepriesen und das fromme Publikum muß zahlen und bekommt schlechte Lectüre für bessere. Innerhalb der protestantischen Kirche ist da nicht zu helfen, denn in ihr ist die Anarchie längst jeder Autorität über den Kopf gewachsen. Eher könnte noch in der katholischen Welt die Autorität des Bischofs etwas ausrichten und einmal nach der Geißel greifen, mit welcher Christus die Wucherer und Krämer aus dem Tempel jagte.

Herr Schaubach gibt einige Rathschläge, wie das Volk, wenigstens auf dem Lande, von schlechter Lectüre zurückgehalten werden könne. Er nimmt aber nur die Thätigkeit der Communalbehörden, den Rath des Pfarrers und Lehrers in Anspruch. Wenn nun aber der Pfarrer, wie das so häufig in Norddeutschland der Fall ist, ein seichter Rationalist und der Schulmeister ein Schwärmer für Diesterweg ist, dürfte nur der Bock zum Gärtner werden.

Bis das Volk sich seiner selbst, seines wahren Interesses und seiner Ehre bewußt wird, um selber zu wissen, was ihm frommt; bis es die Kinderschuhe auszieht und den Brei der Literatur, den ihm das 19te Jahrhundert einpappelt, verächtlich von sich stößt, wird des Wassers noch gar viel den Rhein hinunterfließen.

Alterthümer.

Nachgrabungen in Karthago von M. Beulé, Mitglied des Instituts. Aus dem Französischen. Mit Plänen und Abbildungen. Leipzig, Dyk, 1863.

Das alte Karthago ist der Erde gleich gemacht worden. Später bauten es zwar die Römer wieder auf und residirten hier byzantinische Statthalter, als aber die Araber kamen, wurde die Stadt aufs neue verwüstet und der Erde gleich gemacht, worauf in der Nähe die neue Stadt Tunis entstand, ungefähr wie Kairo in der Nähe des verschwundenen Memphis. Da die Gegend um Karthago eben ist, konnte man nur hoffen, unter dem Boden noch die Grundzüge alter Gemäuer, etwa im Schutte noch Inschriften und Fragmente von Bildwerk und endlich Gräber zu finden. Das alles hat man nun gefunden. Als das werthvollste erscheinen die architektonischen Pläne, die man aus der Beschaffenheit und Richtung der unterirdischen Grundmauern konstruiren konnte. Inschriften und Bildwerke gehören fast nur der römischen und byzantinischen Zeit an. Einige Ornamente lassen es zweifelhaft, ob sie neuarabisch oder altpunisch sind. Der Verfasser glaubt, wenn auch mit aller Bescheidenheit, vermuthen zu dürfen, daß der Gebrauch der für die Araber so charakteristischen und nach ihnen benannten Arabesken vielleicht einen ältern Ursprung haben.

Von besonderem Interesse ist, was Herr Beulé über die Gräber der alten Karthager berichtet, die sich noch in großer Zahl vorfinden. Wir theilen folgende interessante Darstellungen aus seiner Feder mit. „Die Halbinsel Karthago ist eben und glatt wie der Spiegel eines Sees, ausgenommen an ihrem äußersten Ende. Hier bieten sich zwei getrennte Bodenerhebungen dar: eine, welche den Berg Sidi-Bou-Said, die an ihn sich anschließenden Höhen und das Plateau von St. Louis umfaßt; eine zweite, die den Dschebel-Khawi bildet. Auf der einen Seite lag die Stadt der Lebenden, auf der andern die Stadt der Todten. So viel ist gewiß, daß, als eine phönizische Kolonie hierher kam und Karthago gründete, der Dschebel-Khawi mit der übrigen Stadt vereinigt ward, und bald ward er durch die nämliche Befestigungslinie geschützt. Da der Isthmus in seiner ganzen Breite, welche über 4 Kilometer beträgt, von einer gewaltigen Mauer durchschnitten war, so war die Gräberstätte vor den Angriffen des Feindes gesichert. Bei uns liegt die Mehrzahl der Friedhöfe außerhalb der Stadt; im Alterthume waren sie bei Belagerungen weit mehr als in den neueren Zeiten preis-

gegeben, weil die heidnischen Völker die Gewohnheit hatten, den Todten kostbare Gegenstände ins Grab mitzugeben. Karthago dagegen hatte für die Sicherheit seiner Todtenstätte gesorgt. Als der Consul Censorinus den flehenden Karthagern kundthat, daß sie ihre Stadt zu zerstören und zehn Meilen weiter im Innern des Landes wieder aufzubauen hätten, antwortet Bannon, Tigillas zubenannt, im Namen der Abgeordneten, daß es weniger grausam sey, ein Volk ganz auszurotten, als es seine Tempel und seine Gräber verlassen zu heißen. Die Bibel bietet uns übrigens beständige Beispiele von der Anhänglichkeit der Semiten an die Gräber ihrer Väter und von ihrem Wunsche, zu ihrer Seite zu ruhen. Indeß war es den Hebräern (mit Ausnahme der Könige und Propheten) verboten, sich innerhalb der Ringmauer der Städte beerdigen zu lassen. Moses hatte sogar erklärt, daß derjenige, der ein Grab anrühre, auf sieben Tage unrein sey. So vereinigten sich die öffentlichen Gesundheitsgesetze mit den Pflichten der frommen Liebe. Auf dieselbe Weise bemerke ich, daß in Karthago die Nekropolis nicht blos auf der entferntesten Spitze der Halbinsel sich befindet, sondern auch so angelegt ist, daß sie von der Stadt aus nicht gesehen werden konnte. Die Grabkammern sind nämlich nicht an dem nach Karthago gekehrten Abhange des Dschebel-Khawi ausgehauen, sondern auf dem Plateau, das gen Utika geneigt ist, und an den Abhängen, die nach dem Sukara-See oder nach dem hohen Meere abfallen. Selbst die Bewohner des Stadtviertels Megara, das sehr in der Nähe lag, konnten von den Gräbern nichts wahrnehmen. Man mußte erst die Höhe des Berges erstiegen haben, um die Stadt der Todten zu entdecken. Dieser Zug, der durch die Sitten der Hebräer erläutert wird, erscheint mir als charakteristisch. Mit dem religiösen Eindrucke, den die Einsamkeit und das Schweigen der Gräber erzeugten, verband sich eine Poesie, für welche die Orientalen allezeit offnen Sinn gehabt haben — die Poesie der Natur. Die Lage der Todtenstadt ist großartig und die Aussicht schön. Links schläft Tunis am Rande seines Sees, in welchem sich die weißgetünchten Häuser wiederspiegeln. Vor uns glitzert der See Sukara, bedeckt mit silbergrauem Salze, dann der Golf von Utaka, in den wir den Fluß Bagrada seine schlammgeschwängerten Wässer ergießen sehen. Rechts dehnt sich die hohe See aus, auf welcher die Insel Zimbra gleich einer durchsichtigen Wolke sich erhebt. Am Fuße der Nekropolis selbst ruht das Dorf Damart im Grünen verborgen; seine Palmen, deren Kronen sich auf den vom Winde zusammengewehten Sanddünen reizend herausheben, erinnern an eine Oase inmitten der Sahara. Der Boden ist dürr und selbst die Gerste, die zwischen den Steinen zu wachsen liebt, geht nur selten auf. Gleichwohl gedeihen die Oliven- und Johannisbrodbäume. Vielleicht haben einstmals größere Bäume die Gräber beschattet. Dieser Ort ist der Schauplatz häufiger Kämpfe zwischen dem Schakal, dem diese Kammern als Baue dienen, und dem Stachelschweine, das seine Pfeile unter den immerblühenden Rosmarin und duftenden Thimian ausstreut."

Die Gräber haben eine Backofenform und die Leichen wurden in sie, wie in Schubladen, hineingeschoben. Sie bestehen aus einem Kalkstein, welcher die Feuchtigkeit anzieht und das Fleisch schnell zerstört. Daher auch der griechische Name dieses Gräberkalks Sarkophag ist, d. h. Fleischfresser. Unsere sentimentalen Dichter bedienen sich gerne dieses wohlklingenden Fremdworts und scheinen nicht zu wissen, welche gemeine Bedeutung es hat. Uebrigens ist auch unser deutsches Wort Sarg nur die Abkürzung des griechischen Wortes und kein echtes deutsches Wort.

Märchen.

Die Hochzeit des Marienkäfers. Insektenmärchen von Friedrich von Iserlohn (Friedrich Bücker). Berlin, J. Springer, 1863.

Der Hirschkäfer tritt hier als Graf Schröter von Eichwald auf; eine Cicade sucht ihn als Sängerin aus Griechenland zu verführen, aber Siebenpünktchen, das einheimische Marienkäferchen, erlangt durch seine simple Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit den Vorzug und wird die glückliche Braut des Grafen.

Das wird nun hier in einem Romanzencyclus ganz artig versificirt und das mannigfaltige Leben der Insekten in Wiese und Wald anmuthig ausgemalt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 90.** 11. November 1863.

Literaturgeschichte.

1) Schiller als Historiker von Prof. Dr. J. Janssen. Freiburg im Breisgau, Herder, 1863.

Der durch seine gründlichen und scharfsinnigen historischen Forschungen bereits rühmlichst bekannte Verfasser nennt Schiller einen Mann, „der in seinen dichterischen Meisterwerken mehr wie irgend ein Anderer die tiefsten Charakterzüge des deutschen Volkes ausgeprägt und ausgebildet hat, und deshalb unserm Volke für alle Zeiten theuer seyn wird." Aber er vermag den historischen Werken Schillers nicht das gleiche Lob zu spenden. Man würde über die Mängel dieser Werke leichter hinwegsehen können, wenn dieselben nicht immer und immer wieder der deutschen Lesewelt und insbesondere der Jugend empfohlen würden. Die berechtigte Schillerverehrung ist zu einer unberechtigten Schillervergötterung ausgeartet, welche blind und dumm auch das an ihm heilig spricht, was ihm höchstens um seiner andern großen Verdienste willen verziehen und mit dem jämmerlichen Geiste seines Zeitalters entschuldigt werden kann.

Schiller verlegte sich auf die Abfassung von Geschichtswerken gegen seine eigentliche Neigung, lediglich weil er in einer bedrängten Lage durch Büchermachen Geld und seinem neuen Titel Professor doch einigermaßen entsprechen wollte. Er selbst spottet in vertraulichen Briefen über diese seine Thätigkeit und erzählt ganz unbefangen, wie leicht er sich die Arbeit gemacht habe. Eine genaue Kritik findet aus, daß er zuweilen Dinge citirt, die nirgends geschrieben stehen, und andere ohne Citat rein erdichtet. Die Hauptsache ist die durchaus falsche Auffassung der Ereignisse, die er schildert. In der Geschichte des niederländischen Krieges macht er aus Philipp II. und Alba einfach bigotte Scheusale, ohne das geringste Verständniß der systematischen, rein weltlichen Politik, welche jener übel berüchtigte spanische König gegenüber von Rom und der katholischen Kirche zu leid, eben so wie gegenüber den niederländischen Rebellen und den Ketzern zu leide einhielt. Aus dem Cardinal Granvella macht Schiller eine lächerliche Karrikatur. „Wie ganz anders spricht sich die neuere, unbefangene und auf Quellen gegründete Geschichtschreibung aus! Groen van Prinsterer, obgleich eifriger Protestant, nimmt den Cardinal gegen alle Anschuldigungen in Schutz und spendet ihm reiches Lob; Weiß, Duvernoy und Belamy, die sich mit der Ordnung und Herausgabe der Staatspapiere Granvells befaßt, äußern die wärmsten Sympathien; und selbst Borgnet, obgleich entschiedener Gegner König Philipps, macht sich zum Vertheidiger des Cardinals. Am gewichtigsten aber erscheint uns das Urtheil Gachards, der durch die gründlichsten und detaillirtesten Studien unter allen Geschichtsforschern der Gegenwart wohl die größte Vertrautheit mit der Geschichte der niederländischen Revolution erlangt hat, und der sich in der Vorrede zum ersten Band seiner ‚Correspondenz Philipps II.' dahin ausspricht: ‚Granvell war einer der hervorragendsten Staatsmänner seines Jahrhunderts; er wollte das Wohl, die Ruhe und den Glanz der Niederlande; seine Abreise von Brüssel hatte verderbliche Folgen, und es ist wahrscheinlich, daß unsere Provinzen, wenn er an der Spitze der Geschäfte geblieben wäre, nicht jene lange Reihe von Unglücksfällen zu erdulden gehabt hätten, die ein Land, welches bis dahin das glücklichste und blühendste Europas gewesen war, mit Verwüstung und Elend erfüllten'." Dagegen macht Schiller aus Wilhelm von Oranien seinen Lieblingshelden, obgleich aus den eigenen Briefen dieses kahlen Sünders hervorgeht, daß er in hohem Grade lüderlich, daß ihm jede Religion gleichgültig war, und daß ihn nur seine ungeheuern Schulden bewogen, eine Rolle als Revolutionär zu spielen.

Was den dreißigjährigen Krieg von Schiller betrifft, so schrieb er denselben zunächst für einen Damenkalender, was freilich die Ungründlichkeit einigermaßen entschuldigt. Göschen in Leipzig kündigte den Kalender mit folgenden Worten an: „Der Beifall, mit dem der historische Kalender für Damen von Herrn von Archenholz und Hofrath Wieland aufgenommen worden, hat mich ermuntert, keine Kosten und keine Mühe zu sparen, denselben auch für das Jahr 1791 so anziehend als möglich zu machen. Ich bleibe meiner Idee getreu, einen Kalender zu liefern, welcher durch Geschichte unterrichten und vergnügen, und etwas mehr als eine bloße Tändelei seyn soll. Dem zufolge habe ich ein Sujet gewählt, welches das merkwürdigste in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes ist, welches jede Provinz, jede Stadt interessirt, wovon man beinahe in jedem Dorfe spricht oder sprechen hört: die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, dem Deutschland seine Ruhe, sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat (!). Da wir noch keine gutgeschriebene Geschichte dieses so merkwürdigen als reichhaltigen Gegenstandes haben, und da Herr Hofrath Schiller die Bearbeitung desselben übernommen hat, so hoffe ich mir einen allgemeinen Beifall schon im Voraus versprechen zu können.“ Gegen diese unvernünftige Behauptung des Buchhändlers, dem dreißigjährigen Kriege habe Deutschland sein Glück zu verdanken, hat Schiller nicht protestirt. Er schrieb das Buch wirklich in Göschens Sinne. Ganz so wie in der Geschichte des niederländischen Krieges Philipp und Alba, so werden hier der Kaiser und Tilly zu verabscheuungswürdigen Karrikaturen, als Schillers Lieblingsheld aber tritt Gustav Adolf auf und neben ihm wird auch Mansfeld gepriesen. In der Wirklichkeit war aber Gustav Adolf ein fremder Eroberer, welcher das Evangelium nur zum Aushängeschild brauchte, um das arme deutsche Reich zu zerrütten und Stücke davon wegzureißen, zu welchem schändlichen Zwecke er sich mit dem katholischen Frankreich verband. Mansfeld aber, an Leib und Seele gleich häßlich, diente dem Meistbietenden und war mehr noch Räuberhauptmann als Söldnerführer. Das alles sah Schiller nicht und wollte es nicht sehen. Es genügte ihm zu wissen, daß in Folge des dreißigjährigen Krieges die Macht des Kaisers und der katholischen Kirche gelähmt war und daß an ihre Stelle die weltliche Fürstengewalt nach französischem Muster mit classischer, d. h. heidnischer Bildung und glaubensfeindlicher Philosophie trat. Das waren in Schillers Augen Errungenschaften.

Er theilte aber insofern nur den fast allgemeinen Wahn seiner gebildeten Zeitgenossen. Indem man für allgemeine Bildung der Menschheit schwärmte, hatte man den Sinn für das specielle Vaterland verloren und sah in der Auflösung des deutschen Reichs nur den Untergang des mittelalterlichen Aberglaubens, also einen Fortschritt. Was Deutschland dabei auch Unglück und Schande erlebte, wie viele schöne Provinzen ihm weggerissen wurden, darum bekümmerten sich unsere Gebildeten nicht. „Wie die ganze Bildung in grellem Widerspruch mit dem ursprünglichen Nationalcharakter stand, so wandten sich auch die Großgeister des Volkes von allen nationalen und politischen Interessen ab, verfolgten vermeintlich ideale, kosmopolitische Tendenzen, und betrachteten die Mahnung zu einer lebendigen Parteinahme für die Sache des Vaterlandes als eine Entweihung ihrer behaglichen weltbürgerlichen Ruhe. Er habe, erklärte selbst ein Lessing, ‚von der Liebe zum Vaterland keinen Begriff, und sie scheine ihm aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre‘. Lessings Ausspruch, der Nationalcharakter der Deutschen sey, keinen haben zu wollen, fand Beifall in Deutschland, und Göthe tadelte in einer Recension von Sonnenfels: ‚Ueber die Liebe des Vaterlandes‘ die ewigen Klagen über den Mangel eines deutschen Patriotismus. ‚Wozu das vergebene Aufstreben, sagt er, nach einer Empfindung, die wir weder haben können, noch mögen‘. Wieland konnte sich nicht besinnen, das Wort ‚deutsch‘ irgendwo ehrenhalber vernommen zu haben, und sträubte sich dagegen, daß es einmal zur Ehre komme; er nannte die Vaterlandsliebe eine Tugend, die sich mit den Pflichten gegen andere Völker nicht vereinigen lasse, und behielt es den Musen vor, das große Werk der Verbrüderung aller Völker des Erdbodens zu Stande zu bringen, die durch keine Namen, keine Wortstreite und Hirngespinnste wider einander empört, sondern im seligen Gefühl der Menschlichkeit schwelgen würden.“

Auch Schiller litt an diesem Wahn der Zeit. „Vaterländische Gesichtspunkte waren in den Anschauungen Schillers so wenig maßgebend, daß er in einem Briefe an Caroline v. Beulwitz vom 26. März 1789 ‚dem Himmel dankte‘, unter Menschen zu leben, die einer Aufopferung fürs Vaterland, durch die ein Winkelried für alle Zeiten glänzt, ‚nicht fähig seyen‘. ‚Ohne das, schreibt er über Winkelried, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustande ohne Begeisterung (!) fähig ist, kann man der Gattung blos als Kraft, aber dem Individuum nicht recht als Größe anrechnen. Wenn ich Ihnen Beispiele ähnlicher Stärke des Muthes aus Religionskriegen anführen

wollte, so würden Sie diese und ähnliche Thaten nur noch anstaunen, aber nicht bewundern'. ‚Das vaterländische Interesse', sagt er am 13. Oct. 1789 in einem Briefe an Körner, ‚ist nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen'. Darum interessirten ihn, wie seine Briefwechsel mit Körner und Göthe zeigen, die durch die französische Revolution in Deutschland hervorgerufenen Veränderungen nicht für das Reich, sondern nur für seine persönlichen Verhältnisse, und weder er, noch Göthe, noch Körner lassen in ihren Briefen eine Spur von Theilnahme oder des Mitgefühls für die unsäglichen Drangsale und Gefahren der Nation erblicken, selbst nicht in jener Zeit, wo nicht blos die politische Existenz unseres Volkes, sondern auch die Sprache bedroht war, in der die Geistesfürsten dachten und dichteten, und die das Material für all' ihre Werke hergab. Wo Schiller in seinen Schriften von einer ‚Liebe zum Vaterland' spricht, meint er nur die Liebe zu seiner Heimath Schwaben, im Gegensatz zu Thüringen, und bezeichnet in einem Briefe an Henriette v. Wolzogen die Franken und Hannoveraner als ‚Ausländer'."

Herr Janssen citirt, was Leibnitz seiner Zeit über die gänzliche Selbstvergessenheit der Deutschen und über die lügenhafte Geschichtschreibung, die sie sich von Fremden aufdringen ließen, gesagt hat. „Leibnitz war nur ein ‚Rufer in der Wüste', gleichwohl aber dringen seine Worte uns wie frische, belebende Morgenluft entgegen in der dumpfen, ungesunden Atmosphäre damaliger Geschichtschreibung. Denn diese Geschichtschreibung war aller deutschen Gesinnung baar. Mit der Achtung vor der Größe des Reiches war auch der Sinn für die Geschichte desselben, der Sinn für die großartigen politischen und kirchlichen Leistungen der früheren Jahrhunderte verloren gegangen; man schrieb gelehrte, aber gestalt- und farblose Sammelwerke, baute die Provinzialgeschichte aus, beschäftigte sich mit Vorliebe mit der Geschichte anderer Völker, und fand (wir erinnern nur an Meiners), daß die Franzosen das erste Volk des Universums seyen. Wie man die französischen Moden nachahmte, so nahm man auch die französischen Ansichten über und gegen Deutschland und sein Kaiserhaus bereitwillig auf, und die Meinungen der Fremden über unsere Geschichte gewannen allmählig bei uns die Oberhand." Dabei ist nicht zu vergessen, daß gerade die angesehensten Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges im Solde Gustav Adolfs und des Cardinals Richelieu standen und daß Schiller diese unlautern Quellen arglos und mit Vorliebe benutzt hat.

Wir können bei dieser Gelegenheit nur wiederholen, was wir schon oft in diesen Blättern geltend gemacht haben, daß die deutsche Nation keinen gefährlichern Feind hat, als den in ihrem eigenen Busen sitzenden Hochmuth der Bildung und die gänzlich kritiklose Vergötterung literarischer Berühmtheiten, die einer Zeit angehören und im Geist dieser Zeit dachten, in welcher die deutsche Nation ihrer selbst am wenigsten bewußt war, daher auch in die tiefste Schande der Fremdherrschaft fiel.

2) Lessings Nathan der Weise und das positive Christenthum. Ein Vortrag von Prof. Dr. W. Beyschlag. Berlin, Rauh, 1863.

Man streitet in neuerer Zeit ziemlich viel über Lessing, an dessen Nathan sich die rationalistische Partei wie an ihre Bibel anklammert, in verzweifelter Angst, als könne die wahre Bibel wieder zur Geltung gelangen. Lessing ließ unentschieden, ob Christus, Moses oder Muhamed Recht habe, protegirte jedoch den Moses, sofern der Idealmensch, den er dem deutschen Philisterium zur Bewunderung hinstellte, Nathan der Jude war. Da nun unsere Rationalisten immer noch so einfältig sind, den Nathan sogar in den Schulen lesen zu lassen, und das Literaturjudenthum sich so gar viel auf den Nathan zu gute thut, haben sich bereits mehrere christliche Stimmen gegen diesen Nathancultus erhoben. Auch Herr Beyschlag spricht dagegen und bemerkt mit Recht, Nathans Milde, Großmuth und Feindesliebe sey specifisch christlich und nicht jüdisch, Lessing hätte sie also auch einem Juden gar nicht andichten sollen. Herr Beyschlag traut einem Juden nicht zu, „was Lessing seinem Nathan zudichtet, dem die Christen ein geliebtes Weib und sieben traute Kinder morden und dessen Antwort und Vergeltung auf diese Greuelthat nach dreien Tagen ein väterliches Erbarmen ist, das er an einem hülflosen Christenkind ausübt. Mit vollem Rechte ruft der Klosterbruder, als er diese That der Feindesliebe vernimmt, bewundernd aus: ‚Nathan, Nathan, ihr seyd ein Christ; bei Gott, ihr seyd ein Christ'; aber sehr mit Unrecht antwortet Nathan darauf: ‚Was mich euch zum Christen macht, das macht euch mir zum Juden'. Ich sage: sehr mit Unrecht, denn im Christen liegt die Möglichkeit einer solchen Feindesliebe, im Juden liegt sie nicht. Ist

das zu viel behauptet? Nun, ich berufe mich auf ein Zeugniß, dessen Gültigkeit in dieser Frage nicht zu bestreiten seyn wird, auf die geheiligte Urkunde der jüdischen Religion, aufs Alte Testament. Wenn ein solcher Klang und Ton überhaupt im Herzen dieser Religion schlummerte, — hier mußte er doch einmal, irgend einmal wenigstens laut werden, als Exempel, als Gebot, als ideale Zeichnung; aber das Alte Testament weiß von einer solchen Feindesliebe nichts." Im Psalm 137 wird Babylon eine echt jüdische Rache geschworen: „Wohl dem, der dir vergelten wird, wie du uns gethan hast; wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an dem Felsen! Könnte ein solches Wort im Psalter stehen, wenn die Religion des Alten Testaments ein Menschenherz zu jener Feindesliebe, wie Lessing sie seinem Nathan zuschreibt, zu erziehen vermöchte? Nein, solchen Triumph der Humanität, der Gottes- und Menschenliebe hat erst Der in die Welt gebracht, der am Kreuze sterbend für seine Mörder beten konnte, und der da sagte: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen."

Der Verfasser glaubt, zu Lessings Zeit habe die Theologie im Argen gelegen, und wenn er erst Schleiermacher erlebt hätte, würde er sich bekehrt haben. Wir glauben das nicht. Lessing hatte das Evangelium und das ist mehr als Schleiermacher.

Geographie.

1) Allgemeine Geographie. Von Dr. V. F. Klun, Professor an der Wiener Handelsakademie. Zweite verbesserte Auflage. Wien, Gerold's Sohn, 1860.
2) Leitfaden für den geographischen Unterricht in Mittelschulen. Von demselben. Dritte Auflage. Daselbst, 1863.

Beides brauchbare Handbücher, aus denen sich der Lernende gut orientiren kann, weil er in Klarheit und Kürze das wichtigste aus der Geographie, besonders in Bezug auf Gewerbe und Handel, mitgetheilt erhält. Indem der Verfasser zuerst die physische Geographie und die Geschichte jedes einzelnen Landes in kurzen, aber scharfen Umrissen voranstellt, läßt er die Topographie oder Beschreibung der wichtigsten Oertlichkeiten und sodann Culturbilder nachfolgen, die von Clima, vom Stande des Ackerbaues, der Gewerbe rc. und vom Charakter der einzelnen Völker handeln.

Um zu zeigen, in welcher Klarheit der Verfasser in wenig Worten den landschaftlichen Charakter eines ganzen Landes zu skizziren versteht, heben wir aus dem Leitfaden Seite 421 den Grundriß des Königreichs Griechenland hervor. „Das Königreich Griechenland besteht aus zwei Halbinseln: Livadien (Hellas), Morea (Peloponnes). Beide Halbinseln, durch den schmalen Isthmus von Korinth miteinander verbunden, sind vorwiegend gebirgig; doch steht das Bergland dieß- und jenseits des Isthmus nicht in Verbindung. Die Tieflandschaften sind an Zahl und Größe untergeordnet. Die Centralmasse im nördlichen Theile bilden der Schar Dagh (Shardus) und die wildeste Masse des Orbelus (Skonius). Vom ersteren läuft gegen Nordwesten das Argentaro- (ceraunische) Gebirge aus, welches mit den dalmatinischen Karsthöhen in Verbindung steht; gegen Osten bis zum schwarzen Meere (pontus lusinus) der Balkan (Hämus); gegen Süden der Pindus. Dieser sendet gegen das Aegeische Meer mehrere Querketten, als: das Volluza-Gebirge (das cambunische Gebirge mit dem Olymp), eine zweite südlichere den Othryszug (mit dem Pelion und dem kuppelförmigen Ossa). Zwischen diesen liegt die Landschaft Thessalien. In Mittelgriechenland ist zwischen einem Ausläufer des Pindus (dem Oeta) und dem Meere der Paß der Thermopylen. Im Süden erheben sich die isolirten Gruppen des Parnaß, Helikon, Hymettus u. a. — Das südliche Bergland ist ein abgesondertes, von Sandgebirgen eingefaßtes Hochland, aus welchem sich isolirte Bergmassen (bis 6000') erheben. Es läuft in vier Halbinseln aus; unter den drei südlichen durchzieht das Malevosgebirge die östliche, der Taygetus die mittlere. — Griechenland, bespült vom Jonischen und Aegeischen Meere, hat eine ungemein reich gegliederte Küste, und die vorgelagerte Inselwelt bildet gleichsam eine Brücke zwischen Europa und Asien. Die wichtigsten Meerbusen sind rc."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 91. 14. November 1863.

Rechtskunde.

Entwurf nebst Gründen zu dem allgemeinen Theile eines für ganz Deutschland geltenden Strafgesetzbuchs von R. v. Kräwel, Appellationsgerichtsrath. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1862.

Der Verfasser will das Seinige beitragen, damit einmal ein allgemeines deutsches Strafgesetzbuch zu Stande komme. Da wir uns in Bezug auf den Erfolg der jüngsten deutschen Einheitsbestrebungen keinen Täuschungen hingeben mögen, glauben wir auch nicht, daß es sobald möglich seyn wird, ein allgemeines deutsches Strafgesetzbuch zu erhalten. Die Interessen und Meinungen sind zu verschieden und werden auch im Frohsinn der Juristentage nicht ausgeglichen, denn die Juristen haben hier überhaupt nicht allein zu entscheiden, weil es sich nicht allein um die Wissenschaft des Rechts, sondern um allgemeine Staats- und Volksinteressen handelt.

Sodann hegen wir die ketzerische Ansicht, daß unsere gegenwärtige Zeit grade um so weniger Gesetze zu machen geeignet ist, je mehr sie derselben macht. Der Verfasser selbst muß dies indirect eingestehen, indem er über die vielerlei ungenügenden und einander widersprechenden Gesetze klagt, die durch immerwährendes neues Ausflicken doch nicht besser oder auch nur miteinander vereinbarer werden. Grade die Superfötation der Gesetzgebung in unsern vielen Staaten und Städtchen und das ewige Abändern und Verbessernwollen überall stellt der Nation ihr Armuthszeugniß aus, die etwas Einiges, Ganzes und Großes schaffen sollte und nicht kann. Und der Rechtssinn selbst scheint grade denen, die sich am minutiösesten mit dem Recht befassen, abhanden zu kommen. Denn wenn man gar zu viel über eine Sache nachdenkt und daran klügelt, kann man sich zuletzt dumm daran denken. Sehr naiv wenigstens finden wir den Beschluß des letzten Juristentages, welcher darauf hinaus lief, in aller Geschwindigkeit die Todesstrafe aus der Welt zu schaffen. Dieser empfindsame Beschluß würde mehr für eine Mädchenerziehungsanstalt, als für eine Versammlung ernster Männer taugen.

Die moderne Sentimentalität ist ein eben solches Extrem, als es die Grausamkeit der Carolina war, und in ihrer Art eben so unnatürlich. Außer ihr aber haben sich in neuerer Zeit in alle Gesetzesentwürfe und deren parlamentarische Berathung politische Parteiinteressen, zum Theil sehr momentane eingemischt und damit die eigentliche Rechtsfrage verfälscht. Gleichviel, ob dabei der Kammerliberalismus mehr Terrain gewann oder die Regierungen ihre Gewalt noch wahrten, viele Rechtsfragen wurden zu politischen und zu Polizeifragen.

Herr von Kräwel macht seine Vorschläge zu einem allgemeinen deutschen Strafgesetzbuch an der Hand einer strengen Kritik der bestehenden Strafgesetzbücher. Was 1. Oesterreich betrifft, so bemerkt er, daß dort auch die neue verbesserte Gesetzgebung erst noch provisorisch sey, und daß, „während früher die Uniformität Oesterreichs angestrebt und das provisorische Strafgesetzbuch vom Jahre 1853 aus kaiserlicher Machtvollkommenheit ohne Zuziehung von Landständen für ganz Oesterreich erlassen wurde, jetzt die verschiedenen Nationalitäten in den Vordergrund und in verfassungsmäßige Rechte getreten seyen.

„2. Die Mängel des Preußischen Strafgesetzbuchs sind bereits wiederholt hervorgehoben. Es hat zu viel französische Elemente in sich aufgenommen, welche auch das Oldenburgische Strafgesetzbuch nur zum Theil beseitigt. Es enthält trotz seiner mildernden Novellen zu hohe Strafsätze, und beruht auf einem Systeme der Dreitheilung, welches die richtige Abmessung der Strafe zum

Nachtheil der Angeklagten zu oft hindert. Es überträgt sachwidrig die Abmessung der Strafe den Geschworenen durch den Nothbehelf der von ihnen festzustellenden mildernden Umstände.

„3. Daß das Bayrische Strafgesetzbuch von 1813 den Anforderungen nicht entspricht, beweisen die dortigen zahlreichen Vorarbeiten zu einem neuen Strafgesetzbuch.

„Sollte aber in Bayern der Entwurf von 1860 im Wesentlichen zum Gesetz werden, so würde auch dieses Strafgesetzbuch an den Mängeln der französischen Dreitheilung und unnützer Casuistik leiden, welche das freie Ermessen des Richters zu sehr fesselt; wird der Entwurf ohne das System der mildernden Umstände eingeführt, so wird dies große Härten erzeugen. Läßt man dieselben aber zu, so greift man, wie die Motive zu dem Entwurf von 1860 richtig ausführen, zu einem Nothbehelf, der sich theoretisch nicht rechtfertigen läßt, weil er dem Richter einen wesentlichen Theil des Strafzumessungsrechtes entzieht und ihn Männern überträgt, welche das Strafgesetz, das schließlich zur Anwendung kommt, nicht kennen. Sehr viel des Guten und Beachtenswerthen enthält, unter Fernhaltung fremdartiger französischer Elemente,

„4. das Sächsische Strafgesetzbuch. Es ist aber schwer verständlich, und nur auf rechtsgelehrte Leser berechnet. Es stellt nicht selten Regeln auf, welche zu Rechtsvermuthungen werden, die mit der wahren Sachlage in Widerspruch stehen. Man findet in demselben aber auch mancherlei Begriffsbestimmungen, welche nicht in ein Strafgesetzbuch gehören und zu Fehlgriffen führen. Es gilt hier der Tadel, welchen die Motive zum Oldenburgischen Strafgesetzbuch darüber aussprechen, daß durch die deutschen Strafgesetzbücher die theoretischen Definitionen und Distinktionen durchgeschleppt werden.

„Das Sächsische Strafgesetzbuch entbehrt der Einfachheit, Klarheit und Durchsichtigkeit, welche wesentliche Theile eines guten Gesetzbuchs, besonders aber eines Strafgesetzbuchs sind, mag dieses durch Richter oder durch Geschworene zur Anwendung kommen.

„5. Dasselbe läßt sich von dem Thüringischen Strafgesetzbuch sagen, bei welchem aber diese Mängel ganz besonders ins Gewicht fallen, weil dieses Gesetzbuch auch für Schwurgerichte maßgebend ist.

„6. Zu ähnlichen Ausstellungen geben die in der Zeit von 1840 bis 1845 erschienenen Strafgesetzbücher für Hannover, Braunschweig, Hessen-Darmstadt und Baden Veranlassung.

„Seit dieser Zeit hat die deutsche Strafrechtswissenschaft und Gesetzgebungskunst erhebliche Fortschritte gemacht. Der Standpunkt, auf dem diese Strafgesetzbücher stehen, entspricht nicht mehr den jetzt berechtigten Anforderungen. Dazu kommt, daß diese Gesetzbücher ausschließlich auf Anwendung durch rechtsgelehrte Richter berechnet waren, jetzt aber auch für Schwurgerichte gelten.

„Von diesen Strafgesetzbüchern gelten ganz besonders Zachariä's Worte, daß sie sich in einer für eine criminalrechtliche Vorlesung oder ein Lehrbuch des peinlichen Rechtes passenden, für einen Gesetzgeber aber höchst unpassenden Weise ausdrücken, und mehr dociren als sanctioniren. Daß sie nicht Begriffsbestimmungen vermeiden, bei denen man so leicht in Gefahr kommt, entweder zu viel, oder zu wenig, oder etwas nicht auf alle Fälle Passendes zu sagen, oder durch einen nicht nach allen Seiten erwogenen Ausdruck der Definition eine nicht beabsichtigte Richtung zu geben, während es zum Theil nur Begriffe des gemeinen Lebens sind, und man sicher darauf rechnen kann, daß alle Menschen, die überhaupt verständig urtheilen können, im einzelnen Falle richtig bestimmen werden, ob sie der Sache nach vorhanden sind oder nicht. In einem Lehrbuch seyen solche Definitionen nothwendig, aber ungefährlich, weil jeder davon abgehen kann, wenn er den Fehler entdeckt, wogegen bei einer gesetzlich fixirten Definition der Richter gezwungen ist, auch die seiner Ueberzeugung nach irrige zur Anwendung zu bringen, oder, wie Hommel zu sagen pflegte, das Gesetz so gut es gehen will zu ‚umschiffen'.

„7. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, hat man in Württemberg das Gesetz vom 13. August 1849 erlassen. Indeß ist das doch immer nur Stückwerk."

Wir erkennen die Löblichkeit des Bestrebens, zu einem allgemeinen deutschen Strafgesetzbuch zu gelangen, vollkommen an, wiederholen aber den Zweifel, ob ein solches in unsern Tagen so bald wird zu Stande kommen können. Damit verbinden wir noch einen andern Zweifel, nämlich den, ob, wenn wir auch ein allgemeines Strafgesetzbuch hätten, etwas damit gebessert seyn würde. Denn weder das alte Regime, noch der moderne Liberalismus und die moderne Demokratie, von deren Compromiß doch das allgemeine Gesetzbuch ausgehen würde, haben das im Auge und im Herzen, was eigentlich deutsches Recht ist.

Sowohl das römische Recht als die Tendenz des Despotismus und der Bureaukratie, so lange dieselben allein herrschten, ignorirte das specifisch deutsche Recht und Bedürfniß und behandelte das Volk als eine indifferente Menge von Individuen, Menschen schlechthin, rekrutirungs- und steuerpflichtige Unterthanen, lediglich nach Rücksichten und Interessen der Regierung, gänzlich unbekümmert um das Nationale. Im Gegentheil, die

Regierungen zerstörten, um ihre Alleingewalt zu fördern, alles positiv Nationale und Altherkömmliche in Sitten, Gewohnheiten und Rechten. Dann folgte die Periode der Aufklärung, der Humanität und des Liberalismus und schränkte die bisher allmächtig und einseitig gebietende Regierungsgewalt ein. Aber wieder nicht im nationalen Sinn und nach dem eigentlichen Bedürfniß des Volks, sondern wieder nach willkürlichen Voraussetzungen und Theorien, im Interesse einer s. g. allgemeinen Freiheit und Gleichheit der Individuen, der Menschen schlechthin. Auf das Nationale wurde wieder nicht Rücksicht genommen, sondern im Gegentheil wetteiferte man, auch Nichtdeutschen, namentlich den Juden, gleiche Rechte mit den Deutschen zu gewähren und die Vermischung der Racen, wie der Confessionen möglichst zu fördern.

Das ist nun aber wie gegen die deutsche Natur, wie gegen das allen Deutschen in tiefster Seele liegende Gemeingefühl, so auch gegen das deutsche Nationalinteresse. In der ältesten Heldenzeit, aus der noch die germanischen Gesetze stammen, und im ganzen christlichen Mittelalter war die Gesetzgebung weise, wurde das Recht, die Ehre, der Vorrang und somit auch die Reinheit der deutschen Race besser bewahrt. Damit wurde aber dem nationalen Interesse wesentlich gedient.

Die deutsche Race hat mit bewundenswürdiger Zähigkeit uralte Tugenden viele Jahrhunderte hindurch bewahrt. Sie stammen noch aus der ältesten heidnischen Zeit, schon Tacitus hat sie bewundert; aber sie wurden noch veredelt durch die christliche Bekehrung. Das war des Mannes Ehrenhaftigkeit, Tapferkeit, Treue und Ehrlichkeit, des Weibes Keuschheit und Fleiß. Uraltes Herkommen, die gute alte Sitte wachte über der Erhaltung dieser Tugenden, aber auch das Gesetz war auf ihre Erhaltung basirt und duldete keine Abweichung von langgewöhnter guter Sitte, welche das eigentliche summum bonum des deutschen Volkes war. Erst die neuere Zeit, erst die moderne Juristerei hat von jenen alten herrlichen Sittengesetzen Umgang genommen. Man nennt unsere Vorzeit barbarisch und doch war darin weit mehr Seelenadel, weit mehr Verstand, weit mehr richtiges Erwägen des Nationalinteresses, als wir es jetzt trotz unserer gepriesenen Bildung finden. Eine Gesetzgebung, welche den Dieb wegen seiner Ehrlosigkeit strafte, ihn tödtete oder verbannte, weil er die ehrenhafte Gemeinde nicht durch seine Gegenwart schänden sollte, stand viel höher als die, welche ihn nur noch als Beschädiger des Eigenthums straft und sich um den sittlichen und socialen Charakter der Sache gar nicht bekümmert. Die alte Gesetzgebung, welche die Keuschheit des jungfräulichen Lebens und die Reinheit der Ehe beschützte, stand um vieles höher, als die moderne Gesetzgebung, welche aus Rücksicht auf die liebe Natürlichkeit und auf die s. g. Menschenrechte, wonach jeder mit seinem Leibe machen kann, was er will, alle Vergehen und Verbrechen dieser Art, sogar den Incest unverantwortlich gelinde bestraft, ohne im mindesten dabei zu berücksichtigen, welcher Schaden daraus für die öffentliche Sittlichkeit erwächst. Eine nationale Tugend kann dabei nicht mehr bestehen. Die moderne Juristerei ist mit dem gesunden Volksgefühl und Volksinstinkt so sehr in Widerspruch gerathen, daß sie auch alle die schönen und unschätzbaren Volkssitten und Volksgebräuche, durch welche das Volk selbst viele Jahrhunderte hindurch in den Gemeinden die gute Zucht und Sitte zu wahren wußte, abgeschafft und bei schweren Strafen verpönt hat.

Im alten deutschen Recht hatten die Haus- und Familienväter und die Meister ein Vorrecht, welches nur natürlich war. Sie allein bildeten rechtliche Körper und vereidete Genossenschaften. Sie allein verwalteten das Gemeindevermögen und übten die Polizei, weil sie am meisten interessirt waren, das Gemeindewesen und die Familie in gutem Stande zu halten. Dabei haben sich die Gemeinden viele Jahrhunderte hindurch wohl befunden und diese bürgerlichen Einrichtungen haben der ganzen deutschen Nation Ehre gemacht, dem Auslande Achtung eingeflößt. Die moderne Gesetzgebung hat aber auch davon Umgang genommen, alles gleich gemacht, den Sohn dem Vater, den Gesellen dem Meister, den Dienstboten dem Brodherrn, das Proletariat, fremde Glücksritter und Vagabunden und endlich die Juden dem deutschen Bürger und Hausvater gleichgestellt und in einer Weise, die an die verkehrte Welt auf dem Nürnberger Bilderbogen erinnert, den Mündigen entmundet, den Weisen und Erfahrenen unter die Controle der Unmündigen gestellt, die Träger des erhaltenden Princips durch die des zerstörenden majorisirt.

Unsere ganze moderne Gesetzgebung ist demnach unnatürlich, dem wahren Volksbedürfniß widersprechend, durch und durch undeutsch. Woher das kommt, ist leicht zu beantworten. Es ist nicht der Fehler von heute. Das Uebel ist schon alt. Es schreibt sich von der Reformation und von dem Aufkommen der classischen Bildung her. Indem der große Riß durch die alte Kirche und durch die deutsche Nation ging, das deutsche Reich zertrümmerte und sein Kaiser systematisch von den Fürsten mit Hülfe des Auslands bekämpft wurde, konnten unsere Fürsten so wenig wie die alte Kirche, eben so wenig auch die alte nationale Sitte und Ehre brauchen, sondern mußten darnach trachten,

dem deutschen Volke, wenigstens seinen gebildeten Classen, eine undeutsche Gesinnung beizubringen, sie classisch und welsch zuzustutzen, um sie als gehorsame Werkzeuge gegen den deutschen Kaiser brauchen zu können. Das war namentlich die Aufgabe der fürstlichen Juristen. Für diesen Zweck wurden die Universitäten gebraucht und das römische Recht an die Stelle des deutschen gesetzt und in diesem Sinne wurden auch alle modernen Gesetze gegeben. Der Liberalismus, welcher der Fürstenwillkür sich entgegen dämmte, blieb doch noch ganz im Vorurtheil der classischen und welschen Bildung befangen, hatte die verlorene Spur des Nationalen noch nicht wieder gefunden und wetteiferte mit der fürstlichen Juristerei und Bureaukratie in der leidenschaftlichen Bekämpfung alles dessen, was auf jene Spur führen konnte, wo irgend das uralte Recht der Nation zurückgefordert, die wahre Wiedergeburt der Nation vorbereitet wurde.

So ist das Unrecht entstanden und so hat es fortgedauert.

Biographie.

Balthasar Schuppe. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Von Ernst Oelze. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses.

Erst vor sechs Jahren erschien eine interessante Biographie desselben Schuppius, von Vial verfaßt, und wir haben sie in unsern Blättern Jahrgang 1857 Nr. 45 empfohlen. Es ist uns daher aufgefallen, daß in dem vorliegenden Werke jenes früheren gar nicht gedacht ist. Inzwischen ist die neue Biographie keineswegs überflüssig, denn Schuppius verdient es, daß man seiner gedenke.

Er war 1610 in Gießen geboren, wurde Professor in Marburg, dann Superintendent in Braubach und Liebling des hessischen Landgrafen Georg, der sich seiner auch beim westphälischen Friedensschluß bediente, um den schwedischen Gesandten Salvius für sich zu gewinnen. Zuletzt und am längsten verweilte Schuppius als hochgeachteter Prediger in Hamburg, wo er 1661 gestorben ist. Er hatte hier aber trotz seiner Beliebtheit oder eigentlich wegen derselben schwere Kämpfe mit neidischen Collegen zu bestehen, die ihn verketzerten und mit den schmählichsten Pasquillen verfolgten. Er gab ihnen dazu Anlaß, indem er mit einem edlen Freimuth die tiefen Schäden der orthodoxen lutherischen Kirche aufdeckte. Die Hauptschäden waren Scholastik und Servilismus. Auf den Universitäten wetteiferten die orthodoxen Theologen in der Disputirkunst, in einem advokatenmäßigen Verfechten des todten Buchstabenglaubens mit höhnischer Verachtung der lebendigen Liebe, welche Schuppius in Hamburg, wie Valentin Andreä in Württemberg und bald darauf Spener in Straßburg predigten. Indem nun Schuppius jene scholastischen Zänker und Zeloten verspottete und nicht blos in Worten, sondern in Leben und Wandel das wahre Christenthum suchte, zog er sich den bittersten Haß der herrschenden Partei zu. Noch mehr aber, indem er auch das zweite Hauptübel der damaligen lutherischen Kirche rügte und bitter beklagte, nämlich den Nepotismus und die Simonie, welche der Knechtsdienst der Geistlichen mit sich brachte. Die Kirche war die Magd des Staates geworden. Die Consistorien waren die servilen Werkzeuge der Fürsten, ihrer Kanzler und Juristen, oder der gnädigen und ungnädigen Kirchenpatrone, oder der in den Reichsstädten gebietenden Rathsherren und ihrer Frauen. Schuppius klagt mit edler Entrüstung über das Betteln der jungen Kandidaten um *einen* Pfarrdienst, über das Verkaufen von Pfarrstellen an den Meistbietenden oder Mindestfordernden, über die Vergebung von Pfarreien ausschließlich unter der Bedingung, daß der neue Pfarrer die Wittwe oder Tochter des alten, oder die abgedankte Maitresse des Patronatsherrn heirathete ꝛc. Trotz allen Anfechtungen starb indeß Schuppius in Ehren.

Herr Oelze hätte etwas mehr über die noch vorhandenen gedruckten Werke des Schuppius sagen sollen. Auch Vial, der frühere Biograph, hat nicht genug aus diesen oft sehr geistreichen Schriften mitgetheilt. Wir verweisen deßfalls auf unsere obengenannte Recension und auf W. Menzel, Deutsche Dichtung II. 368 f.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 92. 18. November 1863.

Indische Philosophie.

Ueber das Gesetzbuch des Manu. Eine philosophisch-literaturhistorische Studie von Dr. Fr. Johaentgen. Berlin, Dümmler, 1863.

Hier wird nachzuweisen versucht, daß in dem berühmten Gesetzbuch des Manu (Menu) der Keim zur Sankhya-Philosophie liege, die durch Kapila ausgebildet wurde und die hinwiederum den Buddhismus vorbereitete, also daß der Buddhismus nicht als eine ganz neue Reaction gegen den Brahmaismus, sondern nur als das Zurückgreifen in eine ältere berechtigte Volksanschauung anzusehen sey, von welcher die brahmanische Hierarchie ihrerseits sich einseitig entfernt habe, indem sie die Vedanta-Philosophie ausbildete.

Der Verfasser geht davon aus, daß die Inder in verschiedene Volksstämme getheilt gewesen seyen, die Stämme ihren Gegensatz aber allmälig ausgeglichen hätten, worauf der neue Gegensatz der Kasten hervorgetreten sey. „Die vollständige Absonderung der Priesterkaste von dem Volke wurde erst nach und nach durchgeführt; sie bildete den Schlußstein des indischen Staates, wie das Gesetzbuch denselben darstellt. Sobald das indische Volk in dem ruhigen Besitze des Gangesthales war, nahm die Bedeutung der Kriegerkaste ab, und von da an begann der Kampf zwischen der Krieger- und der Priesterkaste, welcher leider mit dem Siege der letzteren endete. Unduldsam, wie überall und zu allen Zeiten die Hierarchie, wandte das Brahmanenthum alle geistige Kraft auf, entgegenstehende Auctoritäten und Ansichten zu unterdrücken. Der Sieg des Brahmanenthums war der Sieg des idealistischen Princips, dessen letzte Consequenzen in der Philosophie der Vedanta vorliegen. Es war natürlich, daß die Brahmanen ihre Ansichten als eine Consequenz der vedischen Wissenschaft, in deren vorzüglichen Besitz sie waren, darzustellen suchten. In dieser Zeit wurde Einheit in die Hymnensammlungen gebracht und die Literaturwerke der älteren Periode überarbeitet. Die unbedingte Anerkennung der Auctorität der Offenbarung in dem Gesetzbuche ist nicht ein Zeichen des Alters, sondern der Jugend. Der häufige und energische Tadel der dem Veda widersprechenden Ansichten beweist gerade, wie heftig der Kampf der Ideen war.“ In diesem Kampfe nun erhielten Kapila und Buddha ihre Bedeutung. „Buddha sowohl wie Kapila gehörten der Kriegerkaste an, welche sich durch das Streben der Brahmanen nach Oberherrschaft in ihrer staatlichen Stellung bedroht sahen. (Cf. Müll. Hist. p. 79 f. Web. Vorl. 248 f.) Die Brahmanen stützten ihre Prätensionen vornehmlich auf die Offenbarung d. h. die vedischen Hymnen und bemühten sich, die übrigen Kasten von der heiligen Wissenschaft auszuschließen; die Kriegerkaste aber nahm den Kampf nicht nur auf dem Gebiete des Staates, sondern auch auf dem geistigen Gebiete auf. Sie bestritten also die unbedingte Autorität der Offenbarung und zogen sich deshalb den Namen der Veda-Spötter und ähnliche zu. Sie ließen den Satz, daß nur ein Mitglied der Priesterkaste der höchsten Erkenntniß fähig sey, nicht gelten und legten ihren Ansichten die Verstandeserkenntniß zu Grunde. Kapila nahm allerdings die Unterschiede der verschiedenen Volksklassen als etwas historisch Gegebenes an, bestritt aber die Behauptung der Priester, welche diese Unterschiede auf ein göttliches Gesetz zurückführen wollten. Ganz von denselben Voraussetzungen wie Kapila ging auch Buddha aus; der einzige Unterschied mochte der seyn, daß Buddha sich mit den Ergebnissen seiner Forschung direkt an das Volk wandte. Je drohender die Macht der Priester wurde, um so volksthümlicher entwickelten sich die Ansichten des Buddhismus. Im vierten Jahrhundert v. Chr. war also das

geistige Leben in Indien in großer Blüthe und Bewegung. Auf der einen Seite die heilige Wissenschaft der Priester, die sich praktisch in der orthodoxen Religion, theoretisch in den idealistischen Philosophemen offenbarte: auf der anderen Seite die Weltwissenschaft der Kriegerkaste, auf dem theoretischen Gebiete durch die Philosophen der Sankhya und die Atomisten, auf dem praktischen durch die buddhistische Bewegung vertreten."

Somit erkennt der Verfasser im Buddhismus, wie in der Sankhya-Philosophie, die ihm schon vorherging, eine Opposition des gesunden Kernes gegen die drohende Uebermacht der Brahmanen. Wir pflichten dieser Auffassung bei *). Es ist durchaus nothwendig, die Lehrsysteme aus den Bedürfnissen, Interessen und Charakteren der Völker und aus dem Gange der Geschichte zu erklären. Nur in der Anwendung dieses Grundsatzes findet man den leitenden Faden durch das Labyrinth der indischen Dogmen und Mythen. Noch aber ist auf diesem Terrain lange nicht alles aufgeklärt. Neben dem Gegensatze zwischen Brahmanen und Buddhisten treten noch andere vor, die im natürlichen Entwicklungsgange der indischen Geschichte ihre Erklärung finden. Der Wishnuismus erklärt sich als eine Corruption des Brahmaismus lediglich aus der Verweichlichung und Ueppigkeit, in welche die Inder versanken, sobald sie an die fruchtbaren Niederungen des Ganges und an die Ufer des südlichen Meeres gelangten. Wir haben schon früher die Vermuthung ausgesprochen, daß an diesen Küsten Indisches und Semitisches (Phönikisch-Aegyptisches) sich berührte und daß die für Indien neue und auffallende Wollüstigkeit im Cultus und Mythus des Wishnu-Krischna eine Ansteckung von der semitischen Seite her war. Als natürliche Reaction dagegen von Seite der kräftiger und der ursprünglichen Heimath näher gebliebenen indischen Völkerschaften in den nordischen Gebirgen, erscheint der Shivaismus. Aber auch dieser kann nur als eine Corruption des ältern und reinern Brahmaismus aufgefaßt werden. Aus diesen sämmtlichen, wenn auch unter sich contrastirenden Corruptionen erklärt sich nun der Buddhismus um so natürlicher. Derselbe ist aber nicht nur als sittliche Reformation, sondern auch als politische Revolution zu denken und er entwickelte seine Macht von unten her aus der Volksbegeisterung für die Wiederherstellung nicht nur einer reinern Lehre, sondern auch eines freiern Lebens. Die buddhistische Revolution appellirte von der blutigen Härte und Grausamkeit des Shivaismus an die mildeste Humanität, von der Unzucht des Wishnuismus an keusche Seelenreinheit und von der Aristokratie und Hierarchie der Brahmanenkaste an die Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft aller Menschen.

*) Vgl. W. Menzel, Weltgeschichte II. 332. 354.

Der Verfasser verbreitet sich noch über die Seelenwanderungslehre, die als ein Fortschritt des indischen Denkens einzig aus der Sankhya-Philosophie hervorgegangen sey. „Von einer Seelenwanderung im engern Sinne kann nur im Gebiete der Sankhya-Philosophie die Rede seyn. Mochten nach frühern Anschauungen die Guten den Weg nach Oben beschreiten, um in dieser oder jener Götterwelt den Lohn ihres irdischen Thuns zu empfangen, die Bösen aber in den zahlreichen Höllen der Qual verfallen; mochte später die Idee der Einheit alles Seienden sich in jener höchsten und feinsten Brahma-Substanz verkörpern, diese Idee des Brahma wie einen Zauber über die Gedankenwelt des Volkes ausübend, die Höllen zu Orten der Prüfung, die Himmel zu Stationen auf dem Wege nach der Vereinigung mit Brahma umgestalten: die unbewußte Annahme der Identität von Kraft und Stoff hielt das indische Denken in dem Kreise der sinnlichen Anschauung gefangen. Die Sankhya löste die Brahma-Substanz in Kraft und Stoff, das Individuum in Seele und Leib auf. Die Idee der individuellen Seelen ist früher erörtert worden. Ohne diese ist die Seelenwanderung ein leeres Wort. Wenn nach vedantistischen Anschauungen die Seele gleichsam nur ein Funke ist, der aus dem absoluten Geiste ausströmt und wieder in denselben zurückkehrt, wenn der Leib nur wesenloser Schein, welchen Anhalt soll da die Idee der Continuität der Einzelseele in verschiedenen Körpern finden?"

Endlich macht der Verfasser auch noch darauf aufmerksam, daß die Thierfabel zunächst aus der Seelenwanderungslehre hervorgegangen ist.

Alpenreisen.

1) Berg- und Gletscherfahrten in den Hochalpen der Schweiz. Von G. Studer, M. Ulrich, J. J. Weilenmann, H. Zeller. Zweite Sammlung. Mit 8 Abbildungen. Zürich, Fr. Schultheß, 1863.

Eine Gesellschaft von Alpenfreunden, zunächst hauptsächlich von Zürichern, hat sich in den letzten Jahrzehnten zur näheren Erforschung der unbekannteren Alpenwelt und zur Ersteigung ihrer noch nicht oder nur

selten erreichten Gipfel vereinigt und ihre Erfahrungen in dem vorliegenden Sammelwerke niedergelegt, von dessen erstem Bande wir früher schon Anzeige gemacht haben. Auch in England hat sich ein Alpenclub gebildet und 1859 einen Band seiner Reiseberichte herausgegeben. Das sind sehr löbliche Unternehmungen, denen wir Glück wünschen.

Im Vorwort heißt es: „Wir bezwecken bei unsern Mittheilungen weniger Unterhaltung als vielmehr Belehrung, und geben daher nicht darauf aus, pikante Abenteuer darzustellen, sondern erzählen einfach der Wahrheit gemäß, was wir bei unsern Wanderungen alles durchgemacht. Durch unsere Schilderungen soll dem Leser die Gegend, die wir durchziehen, in ihren Einzelnheiten klar gemacht werden, so daß, wenn er unsern Fußstapfen nachfolgen will, er einen willkommenen Führer findet, und die Bilder sollen zur Ergänzung den Gesammtcharakter der Gegend darstellen.“ Dem entspricht auch der Inhalt der Sammlung, die ein mehr geographisches als romantisches Interesse darbietet. Die Geographie der uns so nahen Schweizeralpen liegt merkwürdigerweise noch sehr im Argen. In den Karten schleppen sich alte Irrthümer fort. Bedeutende Strecken des Gebirges sind noch keineswegs genau bekannt, daher den kühnen Bergsteigern der Neuzeit noch vieles aufzuklären übrig geblieben ist.

Gleich im ersten Aufsatz des vorliegenden Bandes weist Herr Gottlieb Studer ausführlich nach, daß der noch in fast allen neueren Karten verzeichnete Gletscherpaß, welcher aus dem Berner Oberlande angeblich über den Geltengrad ins untere Wallis hinüberführen soll, gar nicht existirt. Herr Studer suchte diesen Paß auf. Niemand an Ort und Stelle kannte ihn. Es gelang ihm zwar, den Paß zu erreichen, aber nur durch unwegsame und gefährliche Stein- und Eiswüsten, wo an eine regelmäßige Passage gar nicht zu denken ist. Auf der Höhe des Passes genoß der Wanderer einen prachtvollen Blick in das Wallis und die gegenüber liegenden Gebirge. Wir finden den angeblichen Paß auch noch in dem Atlas der Schweiz von Wörl, ja sogar noch in dem von J. G. Mayr angezeigt und in beiden Karten ist ein gangbarer Weg ausdrücklich, in dem ersteren mit rother, in dem andern mit schwarzer Farbe über das Schneegebirge geführt. Woher nun auch der Irrthum stammen mag, Herr Studer hält sich durch seine Erfahrungen und durch den Augenschein für berechtigt, anzunehmen, daß jener Weg auch früher niemals existirt hat.

Der zweite Aufsatz desselben Herrn Studer beschreibt dessen Ersteigung des berühmten Dent du Midi, der sich hoch über St. Moritz in Wallis erhebt und von wo aus der Wanderer den Anblick eines wundervollen Gebirgspanorama genoß. Der dritte Aufsatz desselben Herrn beschreibt seine Wanderung über das Lauteraarjoch, den hohen Schneepaß, der aus dem Berner Oberlande zwischen dem Wetterhorn und Schreckhorn hindurch nach dem obern Wallis führt, aber eben so unwegsam, wie der Geltenpaß ist. Das Schreckhorn bildet hier immer den Mittelpunkt der Aussicht und in der That gibt es kaum einen Berg in der Welt, in dem die Begriffe des Schönen und des Schrecklichen so innig verbunden sind.

Hierauf folgen eine Reihe Berichterstattungen des ausgezeichneten Malers Melchior Ulrich in Zürich, welche zunächst seine verschiedenartigen Ueberschreitungen des Saasgrats schildern. Dieser Grat ist sechs Stunden lang und besteht aus vier durch Gletscher von einander getrennte Gruppen. Er erstreckt sich von Wisp in Wallis gegen den Monte Rosa hin und stößt an die italienische Grenze. Zwischen diesen Gruppen ist Herr Ulrich eingedrungen durch den Allalinpaß, durch den Gassenriedpaß, den Adlerpaß und den Weißthorpaß. Alle diese Gegenden sind wenig bekannt und die Pässe so wenig begangen, daß die Bewohner jenseits des Allalinpasses gar nicht glauben wollten, ein Mensch könne da herüberkommen. An diese Schilderungen schließen sich zwei kurze Berichte über Ersteigung des Allalinhornes und des s. g. Domes durch Engländer an. Weiter schildert Herr Ulrich seine Ersteigung der Diablerets, die in einiger Entfernung westlich vom Geltenpaß liegen und nach Sitten und dem Genfersee hinab sehen. Dann folgt die Ersteigung des Glärnisch durch denselben unermüdlichen Herrn Ulrich, dieses gewaltigen vierschrötigen Berges, dessen Gipfel einander gegenseitig verdecken, und der Klariden. Den Tödi hat derselbe Bergsteiger nicht weniger als dreimal erklimmt und gibt hier Zusätze zu seiner Beschreibung der Tödiwanderungen im ersten Bande.

Herr Weilenmann erzählt sodann von seinen Streifereien in den Berner und Walliser Alpen, von seinen Wanderungen nach der Steinbergalp, über den Tschingeltritt und Lötschenthalgrat. Im Lötschenthal, über den Lange- und Aletschgletscher nach Blesch, nach dem Simplon-Hospiz, hinab nach Alpien und über den Simplon nach Turtman. Endlich beschreibt Herr Heinrich Zeller seine Ersteigung des Piz Tschierva im Oberengadin. „Wer vermöchte das Heer von Bergen zu mustern, welche uns nah und fern umgaben? Wenn man vom Piz Languard schon gegen 1000 benannte Gipfel im Rang von 8000′ bis 14000′ gezählt hat, so darf ich

mit Recht sagen, daß von dem tausend Fuß höhern Tschierva eine noch viel größere Zahl sichtbar ist. Von den Grajischen Alpen im fernen Savoyen bis tief ins Tyrol und Veltlin entfaltete sich das ungeheure Relief der Alpen vor uns in einer Ausdehnung von mehr als 80 Stunden. Man befindet sich hier im Mittelpunkt gleichsam eines Waldes, dessen Bäume aus lauter mehr oder weniger dicht gedrängten hohen Berggipfeln bestehen."

Die dem Werke beigegebenen Abbildungen sind nur einfache Skizzirungen, in denen mehr auf deutliche Kennzeichnung des Terrains, als auf malerischen Effect gesehen ist.

2) Doldenhorn und weiße Frau. Zum erstenmal erstiegen und geschildert von Abraham Roth und Edmund v. Fellenberg. Mit 11 Farbendruckbildern. Coblenz, Baedecker, 1863.

Mehrere junge Herren unternahmen die im vorliegenden Buch beschriebene Alpenreise mit großer Lust und Kühnheit und überstanden sie glücklich, obgleich sie gefährlich genug war. Es galt nämlich, die beiden höchsten, noch nie erstiegenen Spitzen der berühmten Blümelisalp im Berner Oberlande zu ersteigen, das Doldenhorn und die weiße Frau. Die Reisenden stiegen zuerst zu dem 11,227 Fuß hohen großen Doldenhorn hinauf, verirrten aber, geriethen auf das kleine Doldenhorn und mußten den Weg noch einmal machen. Endlich erreichten sie den Gipfel des großen Hornes und pflanzten auf demselben die eidgenössische Fahne auf. Hier ein Bild der Aussicht: „Nach Norden ein ungeheures Nebelmeer, ein Sinnbild der endlosen Ewigkeit, und aus dem Meere tauchte nur da und dort auf kurze Zeit ein Berggipfel als kleine Scheereninsel auf, um sogleich wieder in die Tiefe der Nebel zu versinken. Denn die Wolken wogten ruhelos hin und her. So vielleicht sah die chaotische Erde aus, ehe der Schöpfer der Welten sein mächtiges ‚Werde!' rief, dann flohen die Wasser und die Nebel von dannen, und auf stiegen aus dem Schlamme Thäler und Berge, Felsen und Firn, auf sproßte aus Wiese und Feld die grüne Saat, die höchsten der Berge aber hingen ihre blitzenden Gletschermäntel um, und eine warme Sonne durchglühte ihre Kulme mit unvergänglichem Glanz. So glänzen uns heut im Mittagsstrahl die gewaltigsten der Alpen entgegen, vom Finsteraarhorn bis zum Montblanc, hoch, hoch wie wir selbst, über den Nebeln der Niederung."

Die Fahrt zur weißen Frau hinauf war nicht minder mühsam und gefährlich. Schon waren die Reisenden hoch emporgeklommen, als sie durch ein abscheuliches Unwetter zurückgeschreckt wurden. Sie hatten sich mit Aexten Stufen in das steile Gletschereis hauen müssen. „Fünfzehnhundert Tritte waren gehauen, als das Wetter immer ärger tobte, der Wind mit grimmer Kälte über den Grat strich, die Finger der Mannen erstarren machte und zu allem Unheil noch ein Schneegestöber sich über das ganze Revier ergoß. Nun war ohne sträfliche Tollkühnheit nicht mehr weiter zu kommen. Schon im Beginn der dritten Stunde hatte Lauener zur Umkehr geblasen, aber keinen Gehorsam gefunden; jetzt legte er entschiedenen Protest gegen das weitere Steigen ein. Er war in der Dunkelheit des Nebels noch etwa achtzig Schritte weiter geklommen, als die übrige Mannschaft, und verkündete, daß dort die Spitze des Dreiecks sey, aber sogleich ein noch häßlicherer Eisgrat von eigentlich infamer Steilheit in unabsehbares Nebeldunkel hinaufführe. Drei Stunden gehauen, fünfzehnhundert Tritte gehackt, so nahe dem Ziele, und so wieder umkehren müssen — das sind die Launen des Berggeistes! Was aber ein echter Bergmann ist, der flennt auch in solchen Momenten nicht und jodelt selbst das Unglück zu Schanden."

Die muthigen Reisenden machten den beschwerlichen Weg zum zweitenmale und pflanzten ihre Fahne nun auch auf dem Gipfel der weißen Frau auf, welche ihren Namen von der glänzenden Silberweiße des Eises erhalten hat, womit sie ganz bedeckt ist.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, wie viele bisher für unersteiglich gehaltene Alpenhöhen dennoch in neuerer Zeit erstiegen worden sind und wie diese Art von Eroberung des Gebirges bald noch weiter vorschreiten dürfte. Aber er ist so vernünftig, die große Natur desfalls nicht als etwas vom Menschen Ueberwundenes und Besiegtes anzusehen, sondern er zeigt sich überall tief ergriffen von der schrecklichen Schönheit der Alpenwelt, welcher kein wissenschaftliches Ergründen jemals den Zauber des Wunderbaren entreißen wird.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{1}/_{2}$ Thaler.

Sonnabend, № 93. 21. November 1863.

Zur Arbeiterfrage.

Geschichte der französischen Arbeiter-Associationen von Sigmund Engländer. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1864.

Das Buch ist gut geschrieben, wenn gleich das Material in etwas klarere Gruppen hätte zerlegt werden können.

Der Verfasser geht von dem richtigen Gedanken aus, daß die Arbeit im Mittelalter besser organisirt war, als sie es gegenwärtig ist. Er rühmt jene alten Associationen, die man Zünfte nannte und in denen das Bürgerthum seine ganze Macht entfaltete. „Diese erste Organisation der Arbeit hatte das Gute, daß dadurch das Princip der Theilung der Arbeit aufgestellt, die Gewissenhaftigkeit der Ausführung der Arbeiten zur Regel und Pflicht gemacht, und der Handel mehr begünstigt wurde, als je zuvor. Zahlreiche Betrügereien, durch welche bis dahin aller Handelsverkehr beinahe unmöglich geworden, war verschwunden. Der ‚Esprit de Corps', der durch die Reglements entstand, verschaffte den Handwerkerverbindungen eine feste Basis und dieselben ließen sich die Privilegien, welche sie so theuer erkauft hatten, nicht leicht rauben. Sie stellten sich unter den Schutz der Heiligen und rächten jede Unbilde, die einem der Ihrigen widerfuhr. Ihre ganze Organisation und namentlich ihre Syndics, ihre Disciplinarkammern, ihre Rathssitzungen und Advokaten machten es den Corporationen bald möglich, eine neue gesellschaftliche Macht zu bilden, ganz wie der Adel und die Geistlichkeit. Uebrigens lasteten auf den Corporationen im Mittelalter nicht die Mißbräuche, welche später eintraten und die sich bis zur Revolution erhielten. So wurde im Mittelalter das Meisterrecht nicht erkauft, sondern blos durch das Meisterstück erlangt, und selbst in jenen Gewerben, in welchen eine Bezahlung für das Meisterwerden stattfand, war sie so gering, daß der ärmste Arbeiter sie leisten konnte, indem blos 4—5 Sous ein für allemal dafür zu entrichten war, und das auf diese Weise zusammengebrachte Geld zum gemeinschaftlichen Besten verwandt wurde. Der Name ‚Compagnon', der dem Gesellen gegeben wurde, bedeutete ursprünglich Kamerade, weil der Arbeiter als der Freund des Meisters betrachtet und behandelt wurde und ein patriarchalisches Verhältniß entstand, sehr verschieden von dem jetzigen Zustande, in dem die Arbeiter in den Augen des Arbeitgebers blos eine höhere Art von Maschinen sind, jeder freundschaftliche Verkehr zwischen Beiden aufgehört hat und sich beide Klassen sogar feindselig gegenüber stehen." Der Verfasser hätte noch mehr über den Werth der alten Innungen und Zünfte sagen können, denn in ihnen war das beste von dem, was man jetzt wieder nur ersehnt, schon verwirklicht.

Warum wurden denn die Zünfte aufgelöst? Wenn Mißbräuche darin aufkamen, so geschah dies nur in ihren letzten hinfälligen Zeiten, nachdem sie schon gleichsam von ihrer Wurzel abgerissen und wenigstens aus dem organischen Zusammenhange, in welchem sie einst mit dem Reich und der Kirche gestanden hatten, herausgerissen waren. Der wahre Grund, warum die Zünfte aufhören mußten, war der nämliche, aus welchem auch die Kirche zerrissen und die gesammte ständische Gliederung und Vertretung aufgelöst wurde. Das neue Fürstenthum nach dem antiken Muster, namentlich nach dem Muster des römischen Despotismus, die neue Juristerei mit ihrem römischen Rechte, die neue Bureaukratie fraßen alles auf, was von Rechten und Freiheiten im deutschen Reich und in der deutschen Kirche übrig war. Die Fürsten hätten aber nicht aufkommen können, wenn die Kirche noch ihr altes Ansehen bewahrt hätte. Deswegen wurden Schulen und Universitäten errichtet, um

dieses Ansehen der Kirche zu untergraben und Jugend und Volk vom christlichen Glauben hinweg zum classischen Heidenthum zu locken, und deswegen betrieben die Fürsten auch eifrig die Kirchentrennung. Die Fürsten hätten nicht aufkommen können, wenn dem Kaiser noch die natürlichen Stände des Reichs in fester Gliederung und in stolzem Nationalbewußtseyn zur Seite gestanden wären. Deshalb ruinirten die Fürsten den deutschen Adel, indem sie ihn entwaffneten und ihn zugleich durch die welschen Moden entdeutschten. Deshalb ruinirten sie auch den stolzen und starken Bürgerstand, indem sie die blutigen Religionskriege veranlaßten, in denen die deutschen Bürger einander zerfleischten, und nahmen dann die verarmten Bürgerschaften in die Zucht ihrer Polizei. Somit verloren die Zünfte ihre ehemalige Bedeutung. Ihre Corporationen wurden wie die ritterlichen entwaffnet und wenn nicht so sehr verwelscht, wie jene, desto mehr eingeschüchtert, eingekrähwinkelt, einphilistert. Ihr Zusammenhang mit der Kirche hörte auf, ihre alten Fahnen und Schutzpatrone wurden vom Zeitgeist weggespottet. Ihr sittlicher Stolz, ihre Ehrenhaftigkeit erlagen, wie alle nationale Tugend, der modernen Corruption, die in der französischen Mode, in dem bösen Beispiel der Höfe und in der classischen Schulbildung wurzelte und wozu noch die moderne Poesie ihren Segen gab.

Mit einem Wort, die Zünfte gingen in demselben Abgrund unter, in welchem alles andere Großartige und Heilbringende des Germanismus und des Christenthums unterging, seitdem die Renaissance allem Deutschen und Christlichen den Krieg erklärt hatte. Die Zünfte waren ein deutsches und christliches Institut, deshalb und nur deshalb gingen sie unter.

Der Verfasser beklagt ihren Untergang. „Die Arbeiter waren aus ihren früheren innigen Beziehungen mit den Meistern herausgerissen worden, indem die Aufhebung der Innungen sie auf ihre eigenen Füße stellte, das familiäre Verhältniß, in dem sie bis dahin mit ihren Meistern gelebt hatten, auflöste, den Geist der Brüderlichkeit, welcher die Gewerbe beherrscht hatte, verscheuchte, und die Arbeitgeber in einen tiefbegründeten Gegensatz zu den Arbeitern brachte. Dies erklärt es hinlänglich, wie mit einem Schlage ein veränderter Geist in den Arbeiterstand drang, wie derselbe, von einer gewaltigen, unerhörten Umwälzung aufgerüttelt und aller bisherigen Grundlagen seiner Existenz beraubt, darauf ausgehen mußte, sich ein neues Leben zu erobern, und wie derselbe, nachdem er sich in die politischen Strudel gestürzt und in denselben keinen festen Boden gefunden hatte, endlich zu socialistischen Ideen und Organisationsversuchen aller Art gelangen mußte."

Die französische Revolution schaffte bereits die Zünfte und Innungen ab. „Nachdem im Jahre 1789 die erste Begeisterung über Aufhebung der Innungen und Zünfte verraucht war, begannen die Arbeiter sich ihrer Isolirung bewußt zu werden. Obschon damals nur von Brüderlichkeit die Rede war, so war ihnen dennoch durch das Gesetz jede Association verboten. Die Revolution hatte die absolute Individualisirung des Eigenthums und das Princip der unbeschränkten Concurrenz aufgestellt, und dadurch Verwirrung und Zaghaftigkeit unter die an eine große Bevormundung und an das Corporationssystem gewöhnten Arbeiter gebracht." Mit Recht erkennt der Verfasser, daß die Männer der Revolution den Zweck, das Volk zu beglücken, nicht erreichten. Weit entfernt, daß die fleißigen Arbeiter von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die so laut verkündigt wurde, irgend einen Gewinn hatten, wurden sie abhängig von reichen und spekulativen Arbeitgebern, von denen sie nicht mehr als Zunftgenossen ehren- und liebevoll behandelt wurden, wie ehemals von den Meistern, und gegen deren Geiz und Willkür sie nicht mehr durch die Zunftverfassung und durch den brüderlichen Geist der Corporation geschützt waren. Der Arbeitgeber lud ihnen so viel Arbeit als möglich auf und sparte so viel möglich am Lohn. Welcher Arbeiter es besser haben wollte oder wegen Krankheit und Alter nicht alles Geforderte leisten konnte, wurde herzlos fortgejagt und ins Elend gestoßen. Arbeiter, die mit kleinem Kapital ein eigenes Geschäft anfingen, unterstützten einander nicht mehr, wie ehemals in der Zunft, sondern trachteten einander die Kunden abzujagen und sich gegenseitig zu schaden, während sie allesammt vom großen Kapital erdrückt und nach und nach ruinirt wurden.

Die vorliegende Schrift legt den Accent darauf, daß der Staat mit allen seinen Mitteln dem Elend der Arbeiter nicht abhelfen, das sociale Problem nicht durch öffentliche Wohlthätigkeit gelöst werden könne. Indem seine Betrachtung von Frankreich ausgeht, bemerkt er, daß die Hülflosigkeit der gewerblichen Arbeiter nach Aufhebung der Zünfte sehr fühlbar geworden sey. „Die Zahl der Bettler hatte sich während der Herrschaft Napoleons bedeutend vermehrt, und die Arbeiterzustände waren schon in den ersten Jahren derselben kläglicher, als je. Aus einer officiellen Untersuchung, welche während des Consulats angeordnet worden war, ging hervor, daß das Elend unter den Arbeitern einen schrecklichen Höhepunkt erreicht hatte. Napoleon fühlte instinktmäßig die mysteriöse Macht der socialen Frage,

glaubte jedoch, diesen gordischen Knoten gleichfalls mit dem Schwerte lösen zu können, und an die Allmacht seines Willens gewohnt, wollte er auch die Kluft zwischen Reichthum und Armuth — deren Gefahren ihm klar seyn mochten — durch ein Commandowort ausfüllen. Man wird sich der Grenzen dieses Genies bewußt, wenn man wahrnimmt, wie er seinen Ministern befiehlt, einen Plan auszuarbeiten, dessen Ausführung das Elend und die Bettelei in ganz Frankreich auf einmal verschwinden machen sollte." Natürlicherweise ging das nicht. „Napoleon, der die politische Welt Europas knutete, dessen Dekreten kein Thron widerstand, dem seine Armeen das Gefühl der Allmacht gaben, stand plötzlich überrascht vor dem Problem des Elends — dem Gespenst des 19. Jahrhunderts. — Er hieb mit seinem Degen nach diesem Gespenst, aber er fühlte, daß er blos Luft durchschnitt."

Malthus dachte eigentlich noch napoleonischer, indem er, das Ungenügende der öffentlichen Wohlthätigkeit erkennend, unbarmherzig aussprach, es könnte eben nicht lauter reiche oder wohlhabende Leute geben und die Armen müßten ihr Schicksal tragen, ausfallen und zu Grunde gehen, wie die unheilbar Kranken sich von den Gesunden absondern. Er schrieb: „Ein Mensch, der in einer schon besetzten Welt geboren wird, wenn seine Familie nicht die Mittel besitzt, ihn zu ernähren, oder die Gesellschaft seiner Arbeit nicht bedarf, ein solcher Mensch, sage ich, hat nicht das mindeste Recht, den kleinsten Theil von Nahrung zu begehren und er ist wirklich zu viel auf dieser Erde. Auf dem großen Bankett der Natur wurde kein Teller für ihn gelegt. Die Natur befiehlt ihm davon zu gehen, und sie wird auch nicht säumen, diesen Befehl selbst zu vollziehen."

Der erste, der sich eifrig um die Arbeiter bemühte, war Baboeuf, schon am Ende der französischen Revolution. Von ihm ging der erste communistische Gedanke aus. Er verlangte wie der Dichter eine Theilung der Erde, aber eine gleichförmige; jeder sollte von ihren Gütern so viel genießen als der andere. „Malthus und Baboeuf stehen am Beginne der Geschichte der modernen Arbeiterbewegungen wie die beiden Sphynxe in der Wüste, in die wir nun treten: Beide schreckliche geheimnißvolle Figuren, ewige Räthsel des Lebens, tiefe Symbole der socialen Conflicte, zu deren Lösung die Menschheit noch immer nicht gelangt ist. Die eine Sphynx vertheidigt ebenso grausam und unerbittlich das egoistische Monopol bis zum Kindesmorde und selbst der Auferlegung physischer Hindernisse der Ehe (die Infibulation), als die andere die Protestation gegen das Bestehende und den Drang nach socialer Gleichheit bis zur brutalsten Form des Communismus treibt. Beide Figuren stehen in der Mitte der feindlichen Systeme, ja der Bürgerkriege, zu denen uns unsere Geschichte nun führen wird; beide Extreme hat die Menschheit selbst noch jetzt zu überwinden." Seitdem hat man auf wissenschaftlichem Wege vielfach versucht, die Frage zu lösen. Aber die Studirstube ist nicht gemacht, die Dinge zu ändern. Auch die Phantasten, die mit ihren communistischen Paradiesen die Arbeiter verlocken, können im praktischen Leben wenig ausrichten. Die einen verlangen, jeder Arbeiter soll nach seinen Leistungen belohnt werden. Die andern gehen noch weiter und verlangen, es soll jedem sein Bedürfniß befriedigt werden. Dies sind aber Chimären, da niemals eine allein gebietende Macht geschaffen werden kann, welche die Vertheilung übernähme und in alle Ewigkeit gleichförmig fortsetzte. Mit Recht erklärt sich der Verfasser gegen diesen communistischen Despotismus, der die angeborene Freiheit des Menschen auf das entsetzlichste beschränken würde, aber überhaupt zu unnatürlich ist, um je ins Leben treten zu können. „Der Fourierismus ist die burleske Schnörkelei, welche das schöne Bild der Association umgibt, — die Fratze, welche vor ihr hertanzt, — der Dämon, welcher vor dem Genius einher schreitet, — der dunkle, nebelhafte Schatten, den eine große nationalökonomische Idee vor sich hinwirft, — das Laster, aus dem die Tugend entspringt, — das tolle Chaos, aus dem eine neue Welt, wenn sie auch nicht die vollkommene Welt ist, hervorgehen soll."

Um zu verstehen, was unter dem „schönen Bilde der Association" gemeint ist, müssen wir das Erscheinen des zweiten Bandes abwarten.

Landeskunde.

Altes und Neues aus dem Münsterland und seinen Grenzbezirken. Ein Beitrag zur Kunde Westfalens von D. H. Brückmann. Paderborn, Schöningh, 1863.

Eine Schilderung der Stadt Münster in ihren gegenwärtigen Zuständen mit einem Rückblick auf ihre frühere Geschichte.

Der Verfasser vergleicht Münster mit andern deutschen Städten. „Der Eindruck, den eine Stadt bei einem erstmaligen Betreten auf den Fremden macht, ist in den meisten Fällen ein maßgebender und nachhaltiger.

So erscheint uns Mainz als die Heimathstätte sorgloser Jovialität, Frankfurt als die Repräsentantin geschäftiger, gutmüthiger Behäbigkeit, Mannheim als der Sitz der privilegirten Langweile und Freiburg im Breisgau als schmuckes Landmädchen im heitern Sonntagesgewand. Münster hingegen imponirt dem Besucher durch den vornehmen, sinnigen Ernst, mit dem die Stadt ihm entgegentritt, es erscheint ihm als eine würdige Matrone aus dem Mittelalter, auf deren Antlitz bittere Erfahrungen und schwere Sorgen tiefe Furchen zurückgelassen haben. Ueberall umfängt den Fremdling echtes altkatholisches Wesen, und seitdem Köln mit seinen die Kirchthürme beschämenden Fabrikschornsteinen Verzicht darauf geleistet hat, noch fernerhin das heilige genannt zu werden, möchten wir diese Heiligkeit für Münster in Anspruch nehmen. Die Stadt trägt so ganz den Stempel westfälischer Eigenart und an diesem alten Bischofsitze kann der Culturhistoriker die gründlichsten Studien über westfälisches Leben, Dichten und Treiben in allen seinen Licht- und Schattenseiten an der Quelle machen."

Der allgemeine Charakter des westfälischen Volks wird hier folgendermaßen aufgefaßt. „Eine gewisse Derbheit und Schroffheit in Benehmen und Sprache des Westfalen soll nicht geleugnet werden, allein sie ist doch mehr Schein als Wirklichkeit und verliert sich, sobald der Westfale den Mann, der ihm bis dahin Fremdling war, nur erst einmal näher hat kennen lernen. Es entspricht dieses anfänglich nicht sehr gewinnende Benehmen seiner an ihm nicht hoch genug zu schätzenden Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Charakters, die ihn nie anders sprechen und handeln läßt, als er denkt und meint. An dem Westfalen ist keine falsche Ader, Verstellung und Heuchelei sind ihm unbekannt. Weiter will man dem Westfalen den Vorwurf machen, er sey gegen den Fremden kalt, zurückhaltend und verschlossen. Selbst zugegeben, daß dieser Vorwurf einer theilweisen Begründung nicht ermangelt, so möchten wir uns doch die Frage erlauben, ob diese Kälte und Zurückhaltung ihm nicht vielleicht von einer wenn auch zu weit gehenden Vorsicht geboten wird, die ihm sein nüchterner, praktischer Sinn im Verkehr mit Fremden auferlegt? Er sey wortkarg und einsylbig, klagt man ferner. Bekannt ist nun aber, daß diese Wortkargheit und Einsylbigkeit eine allgemeine Eigenschaft der Bewohner der großen norddeutschen Tiefebene ist, die sie von den Mittel- und Süddeutschland bewohnenden Volksstämmen wesentlich unterscheidet."

Süddeutsche Leser, welche gewohnt sind, sich über Berliner und Leipziger Zungenfertigkeit zu mokiren, werden sich über obige Aeußerung wundern. In der That kommt weder der Schwabe noch der Bayer dem Preußen und Obersachsen, wie auch nicht dem Oesterreicher und Rheinländer in der Geschwätzigkeit gleich, und hat etwas verhältnißmäßig Zurückhaltendes und Grobes, besonders gegen Unbekannte, so gut wie der Niedersachse, und es fällt ihm nicht ein, den Leuten so höflich entgegen zu kommen und so viel an sie hin zu schwätzen, wie man das an den östlichen und westlichen Enden Deutschlands so oft findet.

Der Unterschied läßt sich nicht durch Süd und Nord bezeichnen, sondern einzig durch den germanischen Racencharakter gegenüber dem romanischen und slavischen. Der schwäbische, bayrische und niedersächsische Volksstamm haben, wie der scandinavische und englische, den Racenzug am treuesten bewahrt. Von den Stämmen, welche nicht oder doch nicht ganz mit den romanischen Bevölkerungen im Westen und Süden Europas zusammenschmolzen, haben doch die Franken im jahrhundertelangen Verkehr mit den Romanen mehr von deren Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit angenommen, als die Alemanen, Bayern und Niedersachsen. Das spürt man heute noch am Rhein. Andrerseits haben die Deutschen, welche Slavenländer eroberten, dort auch viel lebhafter schwatzen gelernt, weil die slavische Race fast sogar noch zungenfertiger ist, wie die romanische. Der Unterschied ist hier so groß, daß die echten Deutschen heute noch von den Slaven nur „die Stummen" genannt werden.

Um nun wieder auf Münster zurückzukommen, so ist diese Stadt, als die erste Stadt Westphalens, sehr gebildet, hat eine Akademie mit 500 Studenten, ist der Sitz eines Bisthums und die Lieblingsresidenz des reichen westfälischen Adels. Der Verfasser lobt auch diese vornehmere Gesellschaft und das schöne Geschlecht, tadelt aber die allzustrenge Scheidung der Stände.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 94. 25. November 1863.

Kirchensache.

1) Rechtfertigung des Anspruchs Tirols auf seine Glaubenseinheit. Von Hofrath Prof. Dr. Buß. Innsbruck, herausg. vom Comité des katholischen Vereins. Druck von F. Rauch.

Wir haben schon in Nr. 56 unserer Blätter vom Jahr 1861 die Tiroler, welche sich für ihre Glaubenseinheit wehren, in Schutz genommen. Da wir in Deutschland nun einmal leider mit der confessionellen Zwietracht behaftet sind, ist es wenigstens praktisch, wenn jeder Einzelstaat für sich nur ein Bekenntniß hat, weil sonst der confessionelle Streit beständig in seinem Innern wühlt. Aus diesem praktischen Grunde wurde in den frühern Religionsfriedensschlüssen festgestellt, daß in jedem deutschen Reichslande eins der drei Bekenntnisse allein gelten dürfe, Andersgläubige aber auszuwandern hätten. Das war für die Einzelnen keine so harte Maßregel, als man glauben sollte, denn niemand befand sich damals wohl unter feindlichen Glaubensgenossen und nahm gern zu den Gleichgesinnten seine Zuflucht. Die Parität wurde erst in einer Zeit eingeführt, in welcher der religiöse Sinn überhaupt erstorben war, und offenbarte bald ihre Gefährlichkeit, als dieser Sinn wieder erwachte. Die schlauen Diplomaten, welche 1815 am Wiener Congreß Preußen dupiren und schwächen wollten, konnten für ihren Zweck in der That nichts Klügeres thun, als ihm seine frühern protestantischen Besitzungen Friesland, Anspach und Baireuth absprechen und es mit katholischen Provinzen am Rhein entschädigen. Sie verhinderten dadurch jede Homogeneität der Bevölkerung. Sie drückten Preußen einen Pfahl ins Fleisch. Sie legten der protestantischen Regierung Fesseln an, indem sie dieselbe nöthigten, auf katholische Unterthanen Rücksicht zu nehmen.

Das streng lutherische Schweden duldet keine Katholiken, eben so wenig Meklenburg. Warum soll denn das streng katholische Tirol nicht dasselbe Recht ansprechen, keine Protestanten zu dulden?

Der Verfasser erörtert zuerst die Rechtsfrage und weist nach, erstens daß Kaiser Franz Joseph in den Worten des Concordats und in ausdrücklichen Erklärungen gegen die Bischöfe der katholischen Kirche Bürgschaften gewährt habe, die auch das Recht der Tiroler auf Glaubenseinheit in sich begreifen, und zweitens, daß die Regierung in Wien nach Verkündigung der Verfassung die Protestantenfrage auch nur auf dem verfassungsmäßigen Wege mit dem Tiroler Landtage habe erledigen können, was nicht geschehen sey.

Sodann faßt er die Frage aus dem politischen Gesichtspunkt auf und das ist für uns Deutsche alle von großem Interesse. Das streng katholische Deutschtirol hat mit seinem Katholicismus den deutschen Protestanten niemals wehe gethan. Es hat sie sogar als Gäste immer freundlich bei sich aufgenommen. Es hat seine Art und Weise niemand aufgedrungen und nur verlangt, daß man auch ihm nichts Fremdes aufdringe. Es war immer gut deutsch, trotz irgend einem andern deutschen Volksstamme. Als Norddeutschland seinen Schill und Braunschweiger Herzog hatte, gesellte ihnen Tirol seinen herrlichen Sandwirth zu, den Stolz nicht blos der Tiroler, sondern aller Deutschen. Das deutsche Tirol war seit vielen Jahrhunderten das unerschütterliche Bollwerk der deutschen Nationalität gegen Süden. Wie oft brachen sich die Wellen mailändischer und französischer Heere an den unnahbaren Tiroler Bergen. Lange vor dem unvergeßlichen Jahr 1809 übte schon das Tiroler Volk die gleiche Treue an Deutschland und schlug, obgleich nur ein kleines armes Bergvolk, die stolzesten Heere Welschlands und Frankreichs zurück. Diesen Muth und diese Kraft aber schöpfte das Tiroler Volk aus

seiner uralten Einigkeit im Glauben, in der Sitte und Tracht. Ein Edelstein unter den deutschen Völkerstämmen, den man nicht sollte zerschlagen oder verfälschen wollen.

Das Tirol steht immer auf der Wacht, denn es hat den Feind immer dicht vor der Thüre. In dem italienisch redenden Südtirol sind die gebildeten Classen durch lange und systematische Aufreizung wie gegen die Deutschen, so auch zugleich gegen die katholische Kirche fanatisirt. Ueberredet oder bestochen folgen sie dem Panier Cavours im wüthenden Hasse gegen die Tedeschi und gegen den Papst, dessen weltliche Herrschaft in Rom ein Hinderniß für die italienische Einheit und die Ausführung der sardinischen Pläne ist. Es versteht sich mithin von selbst, daß, sowie sich erst Protestanten in Tirol angesiedelt haben würden, auch ein Strom von Agenten theils der italienischen und französischen, theils der englischen Propaganda hereinbrechen würde, um die Tiroler an ihrem guten alten Glauben irre zu machen und dadurch auch ihre innere Kraft zu brechen. Man würde, wie in Italien, englische Traktätlein voranschicken, aber nur im Dienst der italienischen Revolution wirken lassen, und wenn die Verführung gelänge, würde Deutschland sein bisher festestes und treuestes Bollwerk gegen Süden durch innern Verrath verloren haben und der deutsche Liberalismus würde, indem er den protestantischen Sieg in Tirol feierte, nur aufs neue beweisen, daß er das deutsche Nationalinteresse gar nicht versteht.

Der Verfasser hat das alles sehr klar erwogen. Wir theilen einige seiner Sätze mit. „Welche nächste Zukunft bereitet sich eine Regierung durch Einlassung fremdartiger Elemente in einem so sonderthümlich verwalteten Land? Nichts als Fehde und Streit. Das Alte reagirt, das Neue will sich die Aufnahme erzwingen. Daher stetiger Kampf, aber nicht der der Entwicklung, sondern der der Zersetzung." Der Verfasser macht darauf aufmerksam, wie das neue und fremde Element, von außen und von der Presse unterstützt, wühlen und alles dransetzen würde, durchzudringen, wie man den Streit in den Landtagwerken, wie man nach dem Beispiel anderer katholischer Universitäten in Oesterreich, auch wie die in Innsbruck Protestanten einschieben würde. „Die Hauptgefahr für Tirol bleibt die schlechte Presse. Ueberall zerstörend, wird sie es bei dem weichen, gutmüthigen Sinn der Bevölkerung vorzugsweise in dem viel lesenden Oesterreich. Der Auflösung aller positiven Ordnungen für die Revolution dienend, benützt sie die Religionsfreiheit als Brecheisen, zumal in den mit der Kirche den Staat hütenden Völkern. Sie predigt ohne Kirche überall und ohne Unterlaß als besoldete Sklavin. Jene Geldmittel, welche die kirchenfeindliche Presse in Wien besolden, werden als Judassold auch in Tirol fließen. Auch dort wird das Gewerb, den moralischen Schmutz Europas einzuführen, ständig seyn." Der Verfasser weist dann auf die englische Propaganda in Italien hin, die alles thun würde, um, mit den Italienissimi vereinigt, zunächst Südtirol zu unterwühlen, wo bisher doch nur die gebildeten Classen und noch nicht das gemeine Volk von der Verführung ergriffen waren. „So tief auch die Nationalschwärmerei ins welsche Tirol hinein zündet, so hängt doch in seiner religiösen Gewohnheit die Masse auch der welschen Bevölkerung an dem katholischen Kaiserhaus, weil dieses die Kirche schützt, während der Sarde sie verwüstet. Erfähe diese katholische Bevölkerung die kaiserliche Regierung kirchenfeindlich und verlöre ihren kirchlichen Stützpunkt an dem confessionell getheilten Deutschtirol, so würde sie sich des Andrangs und der Verführung der nationalen Partei nicht mehr erwehren. Wenn Garibaldi und Mazzini die Giebel abdecken und man in Tirol die Grundvesten ausgraben ließe, dann sänke unvermeidlich der südliche Festungswall Tirols und begrübe selbst das gefürchtete Festungsviereck unter seinem Schutt."

Schließlich fragt der Verfasser, was denn die österreichische Regierung mit ihrem Protestantenpatent Großes gewonnen habe, ob sie sich dadurch das protestantische Preußen befreundet habe, ob sie unter allen Umständen auf die Dauerhaftigkeit auch der süddeutschen Sympathien zählen könne? Ob das Vortheile seyen, um derentwillen man sein eigenstes Princip aufgebe. „Darum hat es uns tief geschmerzt, in den ‚Wiener Briefen' als Motive für den Verfassungsumbau Oesterreichs, für die Protestantenpatente und für deren Erstreckung auf Tirol Dinge hören zu müssen, welche wir zur Ehre Aller nicht glauben wollen: ‚Der Sachverhalt ist, schreibt der Wiener Briefsteller, einfach folgender: Als Se. Majestät der Kaiser den Präsidenten v. Schmerling in das Ministerium berief, that Er es, um auf unblutigem Wege die Gährung zu beschwichtigen, in welcher damals das ultraliberale, d. h. politischen Trugbildern nachjagende Bevölkerungselement (das sich, wie es später heißt, bereits für die Revolution entschieden hatte) begriffen war. Schmerling übernahm es, die entfesselte Bewegung aus dem absolutistischen Zwinger (sic!) in die Bahn freier Entwicklung gefahrlos hinüber zu leiten und so dem Staate eine Erschütterung zu ersparen, die Angesichts der ganzen Weltlage seinen Zerfall herbeizuführen nur zu geeignet war. Es galt zugleich in

Ungarn und Siebenbürgen, namentlich unter den Protestanten beider Länder, Anhänger für die Gesammtstaatsidee zu werben, die Wiener Regierung dort beliebt zu machen, Vertrauen zu ihr zu erwecken. Außerdem sollte das protestantische Deutschland, das sich bisher dem österreichischen Staatswesen ferne gehalten und wenig oder gar keinen Antheil an dessen Schicksalen genommen hatte, hiefür günstig gestimmt und bewogen werden, im Nothfalle für die Integrität Oesterreichs in die Schranken zu treten. Um nun die Lösung dieser dreifachen Aufgabe zu ermöglichen und zu beschleunigen, durfte Schmerling keinen Augenblick zögern, die Ausdehnung des Protestantengesetzes in Antrag zu bringen'. Das wäre also die ganze Bescheerung der Motive des großen kaiserlichen Verfassungsbaues! Ein momentaner Machiavellismus. Nie ward Großes kleiner und kleinlichter aufgefaßt."

Auch wir sind dieser Ansicht und haben sie vor Kurzem erst in diesen Blättern geltend gemacht. Oesterreich verleugnet den uralten Charakter seiner Politik, opfert sein altes treues Erbe und borgt seine Existenzmittel bei dem schlimmsten seiner Feinde.

2) L'édit de religion du Reichsrath Autrichien, par F. J. Buss. Strasbourg, Le Roux, 1862.

3) La situation réligieuse actuelle de l'Autriche. Von demselben, daselbst, 1862.

In diesen kleinen Flugschriften belehrt der Verfasser die Katholiken in Frankreich über den Stoß, der das Concordat in Oesterreich umzuwerfen droht.

4) Troisième anniversaire séculaire de Concile de Trient. Von demselben, daselbst, 1863.

Hier erklärt der Verfasser aus Anlaß des dritten Jubiläums des Trienter Concils, welches unter dem Vorsitz des Kardinal Reisach in Trient gefeiert worden ist, die große Bedeutung dieses Concils und seiner Schöpfung für die katholische Welt.

5) Les institutions académiques. Cents rapports avec l'éducation intellectuelle du clergé, vos l'abbé Hautcour. Arras et Paris, 1861.

6) Sur la fondation d'académies Théologiques en France. Lettre à M. l'Abbé Hautcour par le Dr. Buss. Arras, Rousseau-Leroy, 1862.

In diesen interessanten kleinen Brochuren wird sowohl für das katholische Deutschland wie für das katholische Frankreich das Beispiel der alten englischen Universitäten empfohlen, welche, obgleich protestantisch geworden, doch die altkatholischen, echt kirchlichen Institutionen viel reiner bewahrt haben, als es irgendwo in katholischen Ländern der Fall war, seitdem die Staatsgewalt alles Kirchengut geplündert und die Aufsicht über den Klerus an sich gerissen hat. „Was die englischen Universitäten von allen anderen und insbesondere von den französischen unterscheidet, ist ihre Autonomie, ihre vollkommene Unabhängigkeit gegenüber dem Staat."

Die Hoffnung wird ausgesprochen, es ließe sich vielleicht in Douai eine Anstalt errichten, die dem englischen Oxford nahe käme. Bekanntlich ist am Ende vorigen Jahres auch in Deutschland ein Verein gebildet worden, um eine unabhängige katholische Universität zu gründen.

Wenn unsere katholischen Regierungen nicht durch eine halb heidnisch gesinnte Bureaukratie einerseits, durch Angst vor dem kirchenfeindlichen Liberalismus andererseits verblendet wären, wenn sie nur aus Politik, nur in ihrem dynastischen Interesse und im Instinct der Selbsterhaltung die alte Kirche stützen und schirmen und dem in ihr wohnenden Geiste, der den Völkern Achtung vor einer Autorität einflößt, wieder Raum gäben, würden die älteren katholischen Universitäten ausreichen und es brauchte keine neue. Aber sie sind fast alle schon lange und systematisch zum Dienst nicht der Kirche, sondern des Staates eingerichtet worden. Man hat sie zu Bollwerken des Gallicanismus und Josephinismus gemacht. Man hat Protestanten unter das Lehrerpersonal geschoben. Juden und Heiden, Pantheisten, Materialisten, Atheisten genossen Lehrfreiheit und durften sich alles erlauben. Nur wenn ein katholischer Lehrer etwa im Geiste des h. Augustinus, des h. Ambrosius, des h. Athanasius, des h. Bonifacius, des h. Bernhard wirken wollte, schrie alles über hierarchische Anmaßung, mittelalterliche Finsterniß, und die Staatsbehörden wetteiferten mit den Radikalen und Juden, den kirchlichen Geist zu unterdrücken und zu beschimpfen. Manche weltliche Regierung, deren letzte Rettung in der Wiederkehr eines religiösen Ernstes im Volke liegt, zog doch lieber mit dem wildesten Radicalismus Arm in Arm gegen die s. g. Pfaffen zu Felde.

Gegen das Project der Gründung einer vom Staat völlig unabhängigen Universität läßt sich einwenden, daß es keinen Quadratfuß deutscher Erde gibt, der nicht einem Staat angehörte, und daß der Staat sein Recht der Kirche gegenüber nicht aufgeben wird.

Im Uebrigen haben wir längst die Meinung gehegt, daß der Geist auf den Universitäten, wenn er auch noch so frisch und rein hinein kommt, nicht eben so wieder

heraus kommt. Die Universitäten haben der Kirche mehr geschadet als genützt, denn unausrottbar nistet sich in ihnen der Schuldämon ein, der von Anfang an ein Feind Gottes war, nämlich die Scholastik, der geisttödtende Formalismus und die schadenfrohe Sophistik. Christus war auch kein Professor und die Apostel bildeten keinen akademischen Senat.

7) Die Kirche und die Freiheit der Völker. Rede von Dr. J. Janssen. Frankfurt a. M. Druck von Krebs-Schmitt. 1863.

Der Redner sagt goldne Wahrheiten, indem er hervorhebt, was die Kirche für die Menschheit geleistet hat und welches unverjährbare Verdienst außer den Märtyrern und großen Lehrern sich besonders jene Missionäre erworben haben, die Europa nicht blos das Christenthum, sondern auch die Civilisation gebracht haben. „In einer Zeit der tiefsten Barbarei drangen die Mönche als ‚kühne Pioniere der christlichen Bildung' ohne Waffen, ohne Straßen, ohne genügende Werkzeuge und Maschinen in die undurchdringlichen Wälder ein, machten halb Europa urbar und steckten die Marken des deutschen Reiches aus, ehe noch das Schwert unserer Kaiser sie eroberte. Die Kirche war keine Feindin der materiellen Interessen, sie förderte und pflegte vielmehr dieselben, aber sie will deren Pflege nicht auf Kosten der religiösen, und wird sich niemals damit einverstanden erklären, daß z. B. der Arbeiter die Freiheit des Gebets im Gotteshause oder die Freiheit des Gefühls für die Familie verliere, daß er sich zu Gunsten großer Entrepreneurs, zu einem Sklaven der Maschine mache und der Materie unterthänig werde. Die Kirche sagt immer: ‚Bete und arbeite'."

Auch der Freiheit, sagt der Redner, sey die Kirche nicht entgegen getreten. Sie habe vielmehr durch Geltendmachen des Princips christlicher Bruderliebe und der christlichen Ehegesetze das Loos der Sklaven wesentlich erleichtert. Auch habe sie die altrömischen Strafgesetze gemildert. Wenn sich später weltliche Interessen in kirchliche versteckt und damit maskirt hätten, so sey das nicht eine Sünde der Kirche, sondern an der Kirche gewesen. „Wir preisen nicht jene Zeiten des Mittelalters, wo die Fürsten und Regierungen durch das Commendenwesen den Klöstern ein tödtliches Gift einimpften und die Verweltlichung den Ruin und Verfall der Klöster herbeiführten; nicht jene Zeiten, wo nur Adelige in die reichen Domcapitel gewählt werden konnten, was dem Clerus eine Menge von Talenten und Tugenden entzog, was eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die Bürgerlichen war und die Unadeligen aus leicht begreiflichen Gründen zum Feinde des Clerus machte; wir preisen nicht jene Zeiten, wo die Sechszehn-Ahnen-Kinder den deutschen Episcopat ausdörrten." Der Redner hätte nicht blos von den aristokratischen, sondern auch von den monarchischen Gelüsten reden dürfen. Die spanische Inquisition z. B., die man immer der Kirche vorwirft, war lediglich ein monarchisches, kein kirchliches Institut, und der weltliche Tyrann zwang die Kirche, den Namen herzugeben und nur seinen Zwecken zu dienen.

Sehr schön sind die Schlußworte der Rede. „Die Kirche kennt nur einen Adel, den Adel wärmeren Glaubens und stärkerer Liebe, und dieser Adel verlangt für sich nur besondere Pflichten und nimmt keine Vorrechte in Anspruch. Die Kirche erkennt alle Stände an, aber sie lehrt, daß es in den Augen Gottes keine Unterschiede des bürgerlichen Lebens gibt, sie hält Hoch und Niedrig ohne Unterschied zu demselben Glauben an, schreibt dem Reichen wie dem Armen dieselben Pflichten vor und will alle Classen der Gesellschaft am Fuße eines und desselben Altares brüderlich miteinander vereinen: und darin ruht ihre Kraft für alle Zeiten. Die Mittel der Kirche sind ewig und unverjährbar. Die Kirche bedarf nicht des Beileids jener, welche aus Glaubensarmuth Furcht haben vor den Stürmen, die sie bedrohen, sie, die immer noch Jesus und Petrus Hand in Hand wandeln sieht über den stürmenden Wogen, sie, die alle Stürme überdauert hat und in allen Stürmen die einzig rettende Arche gewesen ist. Die Kirche bedarf nicht der zweifelhaften Hülfe jener, die aus Glaubensarmuth Furcht haben vor den Fortschritten des menschlichen Geistes, der noch niemals, was wir gerne bekennen wollen, eine größere Energie und Thätigkeit entfaltet hat, als in unserer Zeit. Der Kirche können keine Fortschritte schaden, ihr, die sich aller Errungenschaften des menschlichen Geistes zum Dienste des Höchsten bemächtigen kann. Der Kirche schadet allein nur die Sünde. Die Kirche will jede Wissenschaft, wenn sie ohne Stolz und Frevel, pflegen, und muß mit den Waffen der Wissenschaft nicht weniger kämpfen, als mit den Waffen des Opfers und des Gebetes, denn die wahre Wissenschaft ist auch Opfer und Gebet. Die Kirche braucht keine Furcht zu haben vor dem Leben und der Thätigkeit unserer Zeit, denn sie kann alles Gute pflegen und was Verkehrtes zu Tage kommt, bessern; sie allein ist im Stande, die verwilderten Verstandeskräfte zu zähmen und die moderne allgemeine Völkerwanderung der Begriffe zu bemeistern."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 95.** 28. November 1863.

Länder- und Völkerkunde.

Lebende Bilder aus dem modernen Paris. Zwei Bände. Köln, Bachem, 1863.

Diese Bilder sind nach und nach im Feuilleton der Kölnischen Blätter erschienen und hier gesammelt. Sie sind sehr gut geschrieben, anziehend und belehrend, wenn auch in etwas bunter Ordnung.

Im Eingang contrastirt der Verfasser das napoleonische Veilchen mit der bourbonischen Lilie in einem sehr hübschen Bilde. Dann wirft er einen Blick auf die Weihnachts- und Neujahrszeit in Paris und contrastirt den Reichthum und die Ueppigkeit vornehmer Kinder, denen ein Hanswurst um 500 Franken gekauft wird, mit dem bittern Elend und Hunger des Proletariats. Dazu eine humoristische Schilderung der Forderungen und Betteleien, die in Paris an jedem Neujahr üblich sind und alles übertreffen, was von dergleichen Plackereien in deutschen Bädern vorkommt, wenn ein Gast einzieht oder Abschied nimmt. Das gefürchtete Pariser Wort, was am Neujahr so viel Geld kostet, ist sehr alterthümlich. Das Wort étrennes kommt aus dem Lateinischen. Strenna oder strenua nannte man die Zweige, die man am Neujahr in dem der Göttin Strenua geheiligten Haine pflückte, um sie in der ersten Zeit der Könige zu Rom in deren Palast zu tragen. — Dann folgen Schilderungen der Fastnachtsbälle in den Tuilerien, im Opernsaal, in den Sälen des Volks. Die Volksbälle sind übel berüchtigt und schon sehr oft deutschen Lesern geschildert worden. Die Tänze daselbst pflegen so wild zu seyn, daß die Polizei überall die Augen haben muß, um wenigstens das Extrem des Unanständigen zu verhüten. Die Erscheinung ist nicht neu. Es war in Paris immer so. In allen großen Städten der Neuzeit wie des Alterthums werden und wurden Orgien gefeiert, denn in den großen Städten sucht man das Vergnügen, das man in der Provinz nicht findet, suchen unzählige aufgeweckte Köpfe ihr Glück zu machen, täuscht man sich mit dem Genuß über die Moral hinweg und pflegen selbst die Regierungen der Corruption zu schmeicheln, sey es, um das Volk durch Genüsse und Zerstreuungen von revolutionären Excessen abzuhalten, sey es auch nur, um das einmal unvermeidlich gewordene Uebel wenigstens in gesetzlichen Schranken zu halten.

Das gegenwärtige Paris unterscheidet sich von dem des vorigen Jahrhunderts nur insofern, als die Corruption der höhern und niedern Classen sich mehr gemischt hat. Der höfische und aristokratische Glanz hat sich in die niedrigsten Regionen ausgedehnt und das Proletariat bewegt sich, wenn es zum Genießen kommt, in prächtigen und großartigen Salons. Aber auch das Laster, was aus dem tiefsten Sumpfe der Gesellschaft geboren wird, weiß sich bis zur Nähe des Thrones emporzuschwingen. „Die sogenannte demi-monde, jene elegante, moderne, aber leichtfertige und sittenlose Welt, die einen wesentlichen Theil der Pariser Bevölkerung bildet, hat nach und nach im öffentlichen gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt einen der ersten Plätze eingenommen und fast überall den Vortritt erlangt. So unglaublich es klingt, so wahr ist es: wir haben mit eigenen Augen in der italienischen Oper dicht neben der Loge der Kaiserin eine der berühmtesten Courtisanen (wir umgehen Anstands halber das eigentliche Wort) gesehen und obenein in einer Toilette, welche diejenige der Monarchin noch um einige tausend Franken übertraf. Hinter ihr saß ein Schwarm sogenannter Verehrer, und die Operngläser des Parterre richteten sich abwechselnd auf beide Frauen. Wer weiß, zu wessen Gunsten der angestellte Vergleich bei Manchem ausgefallen ist? Die Kaiserin verließ allerdings schon nach dem ersten Act die Loge; auch murmelte man allerlei von effronterie, vom

Polizeipräfecten und von einem neuen Reglement für die Opernbesucher rc., aber das war auch Alles und dabei blieb es. Welch eine moralische Riesenaufgabe wäre es, hier eine durchgreifende Aenderung herbeizuführen! Wie man die Pariser Häuser, Straßen und Stadtviertel niederreißt, die schmutzigen, die winkelhaften, die ungesunden, und neue, reine, lustige Wohnungen baut, so müßte man auch in gewissen Klassen der Pariser Bevölkerung aufräumen, niederreißen und die unsaubern Elemente beseitigen, damit Anstand und Sitte wieder eingesetzt würden in ihr altes Recht, aber . . . aber . . ."

Pracht und Geschmack haben überhaupt in der neueren Zeit zugenommen und das Feenhafte der Verführung, der schon längst die Fremden in Paris unterlagen, noch vermehrt. „Die Sommerbälle der elysäischen Felder und des Bois de Boulogne, die unter dem Namen fêtes de nuit weit über Frankreich hinaus berühmt sind und noch in keinem andern Lande ihres Gleichen gefunden haben, verdanken ihren großen Erfolg zumeist den Garten-Illuminationen, in denen einige Etablissements das Unglaubliche leisten. Durch alle Blumenbeete ziehen sich, natürlich verdeckt und ungesehen, die Gasröhren; unscheinbare kleine Spitzen ragen überall zu Hunderten und Tausenden hervor. Alle Pflanzen und Blumen, vorzüglich aber die Einfassungen der Beete und Rasenplätze, sind alsdann an einem solchen Festabend von Lichtern und Flammen durchgaukelt und mit feuerigen Linien eingefaßt und geziert. Auch in die Höhe leitet man das Gas und die fremdländischen Bäume werden durch vielfarbige, blendendhelle Kugeln erleuchtet. Die Springbrunnen und Cascaden sind wahrhaftig prächtig anzusehen. Bald theilt sich der Wasserstrahl in verschiedene gewölbte Formen und ein Kranz von Gasflammen schwebt in der Mitte der Kugel, im Wasser und doch vom Wasser unberührt. Bald fließen terrassenweise die glänzenden Wellen von einem Marmorbecken in das andere, und lange Feuerstreifen schimmern überall hindurch. Kurz, die beiden feindseligsten Elemente, Feuer und Wasser, sind hier zu einem Brüderpaare vereinigt und eines leiht dem andern seine Reize zu doppelter und um so reicherer Pracht. Kommt nun noch eine herrliche Musik hinzu, wie im Garten des Concert-Musard, so ist das Feenbild vollständig und der Eindruck ein unvergeßlicher."

Auch thut der Kaiser alles, um Paris zu vergrößern und zu verschönern, seine schmutzigen Winkel wegzuräumen und alles licht und großartig zu bauen, wie in St. Petersburg. Der Verfasser schildert den neuen Boulevard des Prinzen Eugen. „Der Platz an der Barrière du Trône war von jeher einer der schönsten und größten Plätze von Paris, aber weil ganz am östlichen Ende gelegen, weit weniger bekannt und besucht als z. B. der Place de l'Etoile mit dem gleichnamigen Triumphbogen im Westen. Die Idee des Kaisers, der ja auch das dortige Bois de Vincennes zu einem zweiten Bois de Boulogne gemacht hat, war stets, den Place du Trône zu einem zweiten Place de l'Etoile zu machen. Diese Idee, wie übrigens alle kaiserlichen Ideen, ist nun auf einmal und zwar auf das Wunderbarste verwirklicht; ja, es fragt sich jetzt sehr, ob der Place du Trône nicht weit schöner ist, als der Place de l'Etoile. Deshalb ist auch der neue Boulevard du Prince Eugène angelegt worden, der ebenfalls leicht schöner werden dürfte, als sein stolzer Bruder, der Boulevard de Sebastopol. — Auf dem Boulevard selbst angekommen, erstaunt man erst recht und fragt sich, wie es denn möglich war, diese ungeheure Straße, die sich in unermeßlicher, schwindelnder Perspective vor uns ausdehnt, in sechs Monaten zu schaffen, und zwar nicht aus dem Nichts zu schaffen, das wäre entschieden leichter gewesen. Dreihundert und zweiundvierzig größere und kleinere Häuser in neunundzwanzig Straßen mußten umgerissen werden und vom Erdboden verschwinden, um diesen gewaltigen Boulevard zu gewinnen. — In der Mitte des über dreitausend Meter langen Boulevards, dort wo derselbe den Canal Saint-Martin durchschneidet, steht das Standbild des Prinzen Eugen von Barre. Die Statue gefällt sehr, obwohl sie als Modell nur die Conception des Künstlers im Allgemeinen wiedergibt; aber die Auffassung ist eine sehr glückliche und obenein populäre. Im Gedächtniß des französischen Volkes ist nämlich der Prinz Eugen nach Napoleon die populärste Figur des ersten Kaiserreiches. Der Prinz greift mit der Rechten zu seinem Degen und zerknittert mit der Linken die Depesche, in welcher ihm die Verbündeten nach der Schlacht bei Leipzig unter glänzenden Aussichten den Vorschlag machen, von Napoleon abzufallen und zu ihnen überzugehen. Man begreift leicht den Eindruck eines solchen Bildes auf die Pariser. — Wir nähern uns dem Place du Trône, dem großen Haupt- und Mittelpunkte des Ganzen. Schon aus der Ferne sahen wir ein riesenhaftes Monument, einen wahren Coloß, heranschimmern. Der Triumphbogen liegt noch weiter zurück, und jener Coloß, der genau in der Mitte des Platzes steht, war die große Fontaine, von der im Programm, das wir unterwegs durchblätterten, Wunderdinge zu lesen waren. Der Superlativ war aber hier ganz am Orte; denn eine größere Fontaine (man müßte eigentlich ein Wort zusammensetzen wie etwa

Wasserkunst-Monument) mag es wohl nirgends in Europa geben. Der weite Platz ist in zwei gewaltigen Halbkreisen von einem Porticus eingefaßt, der beide Monumente, die Fontaine wie den Triumphbogen, in sich schließt und das Ganze harmonisch verbindet. Dieser Porticus, eine genaue Copie der Säulengänge des Sanct Petersplatzes in Rom, ist von überaus großartiger Wirkung. Acht neue Boulevards werden strahlenförmig vom Place du Trône nach allen Richtungen hin auslaufen; vorgezeichnet sind sie alle und die meisten schon in Angriff genommen. Man begreift daher leicht, welch eine glänzende Zukunft dieser Gegend von Paris bevorsteht."

Der Verfasser beschreibt auch Fontainebleau und das Fest, welches Rothschild dem Kaiser auf dem Schlosse Ferieres gab. Ferner noch andere öffentliche Feste, eine Audienz in den Tuilerien, das Fest des Mardi gras.

Ein sehr reiches und treues Gemälde entwirft der Verfasser von dem Straßenlärm und von der Concurrenz der Industrie und Kunst, die mit der ungeheuersten Dreistigkeit, dem lautesten Geschrei, den ineropabelsten Annoncen das Publikum und sonderlich die vielen Fremden bestürmt. Eine Straßenindustrie wie hier wird selbst in Nordamerika nicht gefunden, obgleich dort der Humbug zu Hause ist. Leider drängt sich die gemeinste Industrie auch in die höheren Gebiete der Kunst hinauf. Um z. B. eine Oper gelingen zu machen, braucht es keine geniale Composition, keine glänzende und präcise Aufführung, sondern nur, daß die Journale bestochen, daß Freibillets genug ausgetheilt und daß die Claqueurs reichlich bezahlt werden. Weil Richard Wagner das versäumt hatte, fiel sein Tannhäuser durch trotz des Kaisers, der sich lebhaft für ihn interessirt und die Aufführung seiner Oper befohlen hatte. Am schmutzigsten erscheint die Pariser Industrie in der Verführung der Fremden durch Liebenswürdigkeit und Grazie. Die demi-monde vereinigt mit den letztern die gemeinste Habgier, so daß sie es (zufolge einer charakteristischen Karrikatur im Charivari) ernstlich übel nimmt, wenn man ihr nur noch zutraut, sie könne das Edle oder auch nur das Angenehme dem Nützlichen vorziehen. Der häßlichste Baschkir, wenn er nur bezahlt, ist ihr lieber, als der bravste französische Soldat und liebenswürdigste Student, und um ein Soupé mit Champagner wirft sie die Schätze Amors, den Zauber der Romantik über alle Berge. Das Pariser Volk hat sich in dieser Beziehung seit dem vorigen Jahrhundert verändert. Der Geschmack war früher feiner. Zur Roccocozeit begleitete den Satyr noch überall die Grazie und man opferte zwar die Moral dem Genuß, aber man liebte den Genuß noch um seiner selbst willen und die Habgier tödtete noch nicht mit der Moral zugleich die Romantik des Genusses.

Paris war immer der Mode unterworfen und die Mode dem Zufall. Was heute dort alles in Flammen setzt, ist übermorgen schon wieder langweilig. Deswegen greift man zum ersten besten, was die Neugier reizt. Besonders auf den Theatern und in der Presse. Als die „jüngsten Berühmtheiten des Tages" schildert der Verfasser den Kunstreiter Léotard, den Novellisten Ponson du Terrail, den berühmten magischen Schwindler Home oder Squire, die Madame Saqui, die im Anfange des Jahrhunderts als Seiltänzerin Furore machte und als hochbetagte Greisin abermals mit unendlichem Beifall im Hippodrom auf das Seil ging, den geheimnißvollen „schwarzen Doctor" und die arme Anne Delion, die sich durch ihre Schönheit und Leichtfertigkeit, namentlich als Plomplons Maitresse, ein ungeheures Vermögen erwarb und deren Fahrhabe, als sie aus Paris verschwand, um 432,000 Fr. versteigert wurde. Darunter befanden sich über 400 Armbänder und gegen 1200 Ringe.

Der Verfasser ist ein so guter Deutscher, daß er sich über die Ostentation wundert, mit der man in Paris Bastarde legitimirt. Aber das ist eine sehr alte Sitte bei Hof und Adel in Frankreich. „Als die Rachel vor vier Jahren starb, hinterließ sie zwei Kinder. Einer der beiden Knaben wurde von seinem Vater reclamirt und beim Justizministerium durch einen öffentlichen Ministerialerlaß legitimirt. Das Decret ‚au nom de l'Empereur' stand am folgenden Tage im ‚Moniteur' und nachher, schon der pikanten Details wegen, in allen Pariser Blättern. Der Vater war genannt mit allen seinen Titeln und Würden. Es war Se. Excellenz der Graf Walewsky, damals noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sénateur de l'Empire, membre du conseil privé, grand croix de la légion d'honneur und Ritter der höchsten europäischen Orden, die er neben seinen übrigen ‚Verdiensten' vorzüglich dem Präsidium des Pariser Congresses verdankte. Die Rachel war bekanntlich sechs Monate lang die Maitresse des Grafen gewesen. ‚C'est long, six mois,' sagte man allerwärts. Man fand hier in Paris diesen lauten, lärmenden Legitimationsact, der eben so gut in aller Stille hätte vollzogen werden können, ganz in der Ordnung, und scandalisirte sich gewaltig über den guten Louis Veuillot, der in seinem damals noch nicht unterdrückten ‚Univers' sich herausnahm, die Sache, noch dazu in ganz gemäßigtem Tone, zu rügen und auf das Unsittliche einer solchen Handlungsweise aufmerksam zu

machen. Louis Veuillot war eben ein ‚Dunkelmann und bigotter Schwätzer‘, der ‚seine Zeit‘ nicht verstand. Dabei war der Graf Walewsky bereits verheirathet, noch dazu mit einer Colonna, einer Fürstin aus einem der ältesten und stolzesten Geschlechter Italiens.“

Die geistigen Größen Frankreichs sind bekanntlich im „Institut“ versammelt. Indem der Verfasser die vorragenden Mitglieder desselben schildert, rühmt er, daß der atheistische Doctor Littré nicht in dasselbe aufgenommen wurde. Es gab zwar großes Geschrei, „aber es half alles nichts; die ‚Lichtfreunde‘ drangen nicht durch, und der gesunde, verständige Sinn der Akademiker behielt diesmal noch die Oberhand. Wenige Tage vor der Wahl hatte der Bischof von Orleans (Msgr. Dupanloup ist bekanntlich einer der Vierzig) eine scharfe Broschüre veröffentlicht gegen die unchristlichen Gelehrten und Schriftsteller unserer Zeit, in welcher er, stets den Text in der Hand, die unglaublichsten Dinge citirt und die Akademie warnt, sich in ihrer Wahl nicht zu übereilen. Das rief erst recht einen gewaltigen Sturm hervor, den aber der Bischof ruhig über sich ergehen ließ. Das bedeutendste Werk des Dr. Littré, außer seiner Uebersetzung von Strauß' ‚Leben Jesu‘, ist sein ‚dictionnaire médical‘, das als Universitäts-Handbuch jedem Studenten der Medicin unentbehrlich ist. Ein großes Unglück für die studirende Jugend, obwohl die Aerzte, auch in Frankreich, als ‚Empiriker‘ mehr das Privilegium des Wissens als des Glaubens haben; Gott Lob nicht alle.“

Wir schließen mit einer sehr schönen Schilderung des Invalidendomes mit dem Grabe Napoleons. „Bis zum 3. April 1862 lag die Leiche Napoleons in einem bleiernen Sarge, wie sie von St. Helena gekommen; auf dem Sarge lag der Hut von Waterloo, der Degen von Austerlitz und ein Zweig von der Trauerweide seiner ersten Gruft auf Sanct Helena. Früher sah man noch auf einem Sammetkissen den prächtigen, massivgoldenen Lorbeerkranz, mit welchem die Stadt Cherbourg den großen Todten bei seiner Landung und Ausschiffung empfing; derselbe ist später in den Kaisersaal des Louvre gebracht worden, wo er mit andern napoleonischen Reliquien gezeigt wird.“ Folgendes ist die Beschreibung des Kaisergrabes, wie es jetzt beschaffen ist. „Das Grab ist Alles, was die Kirche enthält, nichts als dies Grab, diesen Porphyrsarg (aus Finnland und ein Geschenk des Kaisers Nikolaus an Louis Philippe), blank geschliffen, von einfacher Form, groß und schwer wie jene alten pharaonischen Sarkophage, die man im egyptischen Museum des Louvre sieht. Er steht auf einem Piedestal in der Mitte der weiten Vertiefung, und wenn man sich über die Brüstung biegt und hinunterschaut, so gewahrt man nur noch die schlanken, meisterhaft ausgeführten Karyatiden von Pradier, welche den Unterbau als Säulen tragen. Die wunderschöne Mosaikarbeit des Bodens, mit der stets wiederholten lorbeerbekränzten Chiffre des Kaisers, bemerkt man kaum. Der Sarg steht überdies so zu sagen in einem neuen Grabe von Cypressenzweigen und Immortellenkränzen, von Veilchensträußen und Blumenbouquets, und weiße oder silberne Bänder flattern überall mit der kurzen, kleinen Inschrift, die aber Alles sagt: lui. Von oben fällt ein sanftes, blaues Licht in den Raum, wodurch die ganze Kirche in einem so magischen, übernatürlichen Schimmer erscheint, daß man sofort beim Eintreten wunderbar ergriffen wird. Selbst der prächtige Hochaltar im Hintergrunde verschwindet, trotz seiner glänzenden Säulen von schwarzem Marmor und seiner überreichen Vergoldung; man sieht eben nur den Sarg und nichts als ihn. Nirgends eine Inschrift, oder gar Trophäen, oder kriegerischer Apparat, wie doch sonst überall in Paris bei solcher Gelegenheit. Nur auf einer Marmortafel hinter dem Hochaltar und über der Eingangsthür, die in das eigentliche Souterrain des Grabgewölbes führt, lesen wir in goldnen Buchstaben die Worte: ‚Je désire que mes cendres reposent sur les bords de la Seine, au milieu de ce peuple français que j'ai tant aimé‘.“

Blumistik.

Unser Blumengarten. Anleitung zur Anlage, Ausschmückung und Unterhaltung des Ziergartens, nebst vollständiger Belehrung über die Blumenkultur. Von C. F. Förster. Leipzig, A. Abel.

Ein sehr brauchbares Handbuch, welches nur 22½ Sgr. kostet, auf Erfahrung gegründet das beste und neueste in Bezug auf Blumenzucht mittheilt und eine Menge praktischer Rathschläge für jede Jahres- und Tageszeit, jeden Raum und Boden enthält. Ein Register erleichtert das Nachschlagen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 96. 2. Dezember 1863.

Geschichte.

Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409. Von C. A. C. Höfler. Prag, Tempsky, 1864.

Der Verfasser hat ein schwieriges Werk unternommen, indem er es wagte, den allgefeierten Johannes Hus in einem weniger schmeichelhaften Lichte darzustellen, als man es gewöhnt ist. Allein er bittet die, welche die freie Forschung immer so laut im Munde führen, sie möchten dieselbe doch auch ihm vergönnen. Eine gründliche Forschung in den böhmischen Archiven und allen noch vorhandenen Urkunden und Denkmälern der hussitischen Zeit lasse den berühmten Märtyrer von Constanz in der That in einem andern Lichte erscheinen. Man solle also auch der Wahrheit der Thatsachen die Ehre geben. Sofern der Verfasser namentlich hervorhebt, daß die Tendenz jenes Hus ungleich weniger gegen die Kirche, als gegen die deutsche Nation gerichtet gewesen sey, oder daß die kirchliche Reform ihm nur zum Mittel gedient habe, um seinen eigentlichen Zweck, nämlich die Vertreibung der Deutschen aus Böhmen, zu erreichen, macht er darauf aufmerksam, wie dieselbe Tendenz gegenwärtig wieder in der czechischen Partei in Böhmen auflebt. Und er frägt, ob es denn politisch von uns Deutschen gehandelt sey, wenn wir den Czechen von heute das Vergnügen machen, für ihren Hus zu schwärmen, der Deutschlands und alles Deutschen grimmigster Todfeind war?

Das Ergebniß der Forschung mag seyn, welches es will, die Forschung muß frei seyn, sey es unsern modernen Parteien zu lieb oder zu leide.

Obgleich wir die Forschung des Verfassers wie ihres Muthes wegen gegenüber den gröbsten Vorurtheilen der Menge, so wegen ihrer Gründlichkeit und ihres Scharfsinns und endlich wegen der daraus hervorgehenden Belehrung der Deutschen, nur in aller Weise willkommen heißen und ehren können, scheint es uns doch, der Verfasser habe in seinem edlen Eifer einiges übersehen oder zu einseitig aufgefaßt. Nur an einer Stelle gesteht er den Slaven Sentimentalität zu, behandelt sie aber sonst im Ganzen als ein wildes Barbarenvolk und zweifelt namentlich die Echtheit einer Erzählung des Theophilactus an, an der wir nicht im geringsten zweifeln möchten. Theophilactus erzählt nämlich von slavischen Spielleuten, welche, vor den Avaren fliehend, nach Byzanz gekommen seyen und ausgesagt hätten, sie kämen aus einer ganz friedlichen Gegend und von einem Volke, das keine Waffen kenne. Daß es eine solche Gegend und eine solche slavische Völkerschaft, namentlich in einem abgelegenen Gebirgsthale gegeben haben könne, dafür spricht ein noch heute bemerklicher Zug von Weichlichkeit und Zärtlichkeit im slavischen Nationalcharakter, so wie das bekannte musikalische Talent aller Slaven. Der weiche und zärtliche Charakterzug gibt sich nicht nur in den ältesten wie neuesten Volksliedern aller Slaven und in dem überaus häufigen Gebrauch liebkosender Verkleinerungswörtchen, sondern auch überhaupt in ihrer feinen, weichen und melodischen Sprache zu erkennen. Daß die Slaven daneben eine fast thierische Seite häßlicher Verwilderung und Grausamkeit vom Beginn ihrer Geschichte an gezeigt haben, ist eben so gewiß, und beide, obgleich einander widersprechende Eigenschaften finden sich in ihrem Nationalcharakter beisammen. Deswegen soll man nicht blos die eine hervorheben und die andere verleugnen.

Eine andere Einseitigkeit des vorliegenden Werkes ist, daß es zu wenig Rücksicht nimmt auf die wirklich großen Schäden der Kirche im Beginn des 15. Jahrhunderts, wenigstens die Berechtigung zur Erzürnung

über das kirchliche Unwesen nicht genug gelten läßt. Hus hätte die Rolle, die er gespielt hat, gar nicht spielen können, wenn sein Auftreten gegen die wirklich vorhandenen Uebel in der Kirche nicht die Billigung so vieler einsichtsvollen und besser gesinnten Menschen hätte finden müssen, wie dasselbe auch später bei Luthers Auftreten der Fall war. Daß Hus speciell czechische Zwecke verfolgte, hebt sein Recht, gegen die kirchliche Lüderlichkeit seiner Zeit zu eifern, eben so wenig auf, als das gleiche Recht dem Wittenberger Reformator bestritten werden kann, obgleich sich die unheiligste Fürstenpolitik desselben zum Werkzeug für ihre Zwecke bediente.

Der Verfasser beginnt sein Werk mit einer gründlichen Nachweisung in Bezug auf die Weltstellung der Slaven. Noch niemals haben die zahlreichen slavischen Völker sich weder unter sich vereinigt, noch auch ein selbständiges Reich mit eigenthümlichen, irgend trefflichen und nachahmungswürdigen Institutionen aufgestellt, sondern sind immer nur gegenüber den gebildeteren und charaktervolleren Völkern eine Art von Barbaren, nur ein schätzbares Material ohne eigenen Geist und ein Stoff für ausländische Kraft gewesen. Alle Institutionen, durch die sie über die niedrigste Barbarei erhoben wurden, nahmen sie theils von Byzanz, theils vom deutschen Reiche Karls des Großen, theils von den Normannen an, von denen das russische Czaarenthum ausging. Auch heute noch erscheinen sie blos als Schüler und Nachahmer des gebildeteren Auslands und sind sie Unterthanen auswärtiger Mächte. Selbst die Russen, was sind sie anders? Ohne die Herrschaft der deutschen Kaiserfamilie und des deutschen Adels in St. Petersburg wäre Rußland längst in die alte Barbarei zurückgefallen und wieder in Theilfürstenthümer aufgelöst.

Was Böhmen betrifft, so gab es dort nach der slavischen Einwanderung nur verschiedene von einander unabhängige kleine slavische Volksstämme, welche nur der Franke Samo auf kurze Zeit vereinigte, die abwechselnd von Franken und Avaren überrannt, eine Zeitlang den Maharanen unterworfen, endlich ein deutsches Reichsland wurden und zum erstenmal einen dem deutschen Reich lehenspflichtigen Fürsten erhielten. Die Böhmen hatten ursprünglich von einem Fürsten gar keinen Begriff, daher auch keinen Namen dafür. Sie nannten ihn Kral, d. h. Karl, gleichsam das wiederholte Abbild Karls des Großen. Erst Kaiser Friedrich Barbarossa machte den Herzog Wladislaw von Böhmen seiner treuen Dienste wegen zum König, aber nicht auf lange. „Der Kaiser machte den Herzog zum Könige und ließ das Königthum wieder eingehen; er stürzte den einen und setzte ihn dann wieder ein. Er erhob das Prager Bisthum zum Reichsfürstenthum, Mähren zum deutschen Reichslehen und gab endlich Böhmen dem Fürstbischof von Prag zu Lehen. Es gab kein deutsches Lehen, mit welchem in dieser Art verfahren worden wäre! Und dann will man behaupten, Böhmen sey dem deutschen Reiche nicht unterworfen gewesen!? Während von Slaven Tribut zu erheben die allgemeine Maxime des Reiches war, erhob sich Böhmen aus der Tributpflichtigkeit zu dem Range eines Herzogthums des Reiches, gleich als bestände dasselbe nur aus eingeborenen Deutschen! Es ist lächerlich in Parallele zu setzen, daß auch die Deutschen in gewisser Zeit den Ungarn, die habsburgischen Kaiser den Osmanen Tribut zahlten! Der Organismus Deutschlands ist nicht mit türkischer Barbarei zu vergleichen. Genug, für Böhmen wurde, was für andere slavischen Völker der Anfang der Knechtschaft und der Grund der Entslavisirung gewesen war, der Grund zu einem Ansehen und einem Einflusse im deutschen Reiche, d. h. im ersten Europas, welchen Böhmen ohne seine Verbindung mit dem Reiche nie erlangt hätte und welcher dann eigentlich erst Böhmens Größe schuf." Von einem alten böhmischen Nationalkönigthum war also entfernt nicht die Rede und wurde dasselbe erst von viel spätern Chronisten fingirt.

Merkwürdig erscheint die Treue, mit welcher die Böhmen als Reichsgenossen zu Deutschland hielten, als die Könige von Polen Versuche machten, sie zu unterwerfen.

Weil Böhmen ein deutsches Reichsland war, konnte auch jeder Deutsche sich dort niederlassen und befand sich dann nicht auf einem fremden Boden, sondern innerhalb des deutschen Reichs. Alle Bildung, aller Wohlstand kam von Deutschland her nach Böhmen. Deutsche beuteten die böhmischen Bergwerke aus. Kuttenberg, der wichtigste Bergwerksort, war ganz deutsch. In Prag selbst kam die Altstadt fast ganz in die Hände der Deutschen, die dort gern gesehen wurden, denn Segen kam durch die Deutschen über das ganze Land. Selbst König Ottokar oder Otakar, wie er hier heißt, that außerordentlich viel zur Germanisirung Böhmens und hat insofern nicht den geringsten Anspruch darauf, von den modernen Czechomanen zu ihrem Nationalhelden gestempelt zu werden. Unter Kaiser Karl IV. vollends wurde Böhmen übersäet mit gothischen Kirchen, mit deutschen Künstlern und Handwerkern, mit einer durchaus deutschen Cultur, deren Mittelpunkt die neugegründete Universität Prag wurde, die größte in Europa nächst

Paris. Lehrer und Studenten wuchsen bald in Prag zu fabelhafter Zahl auf, aber kaum der zehnte Theil davon waren Böhmen, die ungeheure Mehrheit waren Deutsche. Die Stadt Prag vergrößerte sich außerordentlich. Niemals, weder vorher noch nachher, stand ganz Böhmen in solcher Blüthe. Würde es die deutsche Bildung fort und fort gepflegt haben, so hätte das herrliche Prag sogar die Hauptstadt des deutschen Reiches werden können. Schon war der König von Böhmen aus dem deutschen Hause Luxemburg zugleich erster weltlicher Kurfürst des deutschen Reichs und erwählter Kaiser dieses Reichs.

Warum verscherzten die slavischen Böhmen das kaum verdiente Glück, welches ihnen durch den ehrenvollen Anschluß an das deutsche Reich und durch ihren Antheil an dessen edelsten Gütern gewährt worden war? Wir glauben, eine geheimnißvolle Macht beschleicht dämonisch die Herzen der Völker, wie der einzelnen Menschen, wenn ihnen zu viel Heil geboten wird. In verstockter Bosheit verschmähen sie das Heilige und Reine, weil sie mit demselben nicht in ursprünglicher Verwandtschaft stehen. Aber diese Bosheit wird erst in ihnen rege, indem ihnen das Höhere nahe tritt. Diese traurige Erscheinung wiederholt sich überall in der Weltgeschichte. Auch in unsern modernen Bildungszuständen spiegelt sie sich wieder. Eine je höhere Stufe die allgemeine Bildung in der Metropole der Intelligenz erreicht zu haben schien, um so gewisser weckte sie den Dämonismus jener destructiven Tendenzen, welche alle Bildung wieder in Frage stellen. Es würde den Böhmen ohne Zweifel niemals eingefallen seyn, die Blüthenpracht des karolingischen Böhmen zu zerstören und im eigenen Weinberg wie wilde Eber zu wüthen, wenn sie nicht durch die Universitätsstudien erst auf den Contrast aufmerksam geworden wären, in welchem ihre angeborne Barbarei zum sittlichen Adel der deutschen Nation stand. Dadurch erst wurde die Eitelkeit gereizt. Der Böhme, der sich auf der Universität von so vielen deutschen Denkern übertroffen sah, wurde neidig. Das war früher dem böhmischen Edelmann, der von den deutschen Rittern waffenbrüderlich aufgenommen war, nicht begegnet, und auch der gemeine Mann in Böhmen hatte keine Ursache, sich über die Deutschen zu beklagen, von denen er nur den Gebrauch und Genuß bürgerlicher Freiheit und bürgerlichen Wohlstands kennen lernte. Der Haß gegen die Deutschen entzündete sich erst in der Studirstube. Dalemil in seiner Chronik war der erste, der den Böhmen eine märchenhafte Urgeschichte vorträumte und nicht ohne Behagen Scenen ausmalte, in denen Deutsche von Böhmen besiegt und grausam mißhandelt werden.

Derjenige böhmische Gelehrte aber, dessen Seele vom giftigsten Hasse gegen alles Deutsche erfüllt war, hieß Johannes Hus, der mit einer den Slaven eigenthümlichen Zweideutigkeit und Arglist die Zeitumstände benutzte, um nach und nach das in Prag seit Karl IV. überwiegende deutsche Element zu schwächen, zu verleumden und endlich zu verdrängen. Dasselbe gelang ihm, indem er die durch Wikliffe in England begonnene kirchliche Bewegung nur sklavisch, ohne eigene Originalität, in Böhmen nachahmte, um sich eine starke Position in der öffentlichen Meinung und in der Gunst eines Fürsten zu verschaffen, der in der Schwächung der kirchlichen Gewalt eine Stärkung der weltlichen erkannte. Wenn es bei Luther außer Zweifel ist, daß er ursprünglich nur in einer frommen Entrüstung, in einem reinen sittlichen Gefühl und sogar nicht ohne einen gewissen mönchischen Mysticismus seine Reinigung der befleckten Kirche begann und daß er erst, nachdem er größeres Aufsehen erregt hatte, zum Werkzeug weltlicher Fürstenpolitik gemacht wurde, so erscheint es dagegen bei Johannes Hus zweifelhaft, ob ihm die kirchliche Reform Zweck oder nur Mittel war, Mittel nämlich für die Befriedigung seines Ehrgeizes und seines Nationalhasses gegen die Deutschen. Gewiß ist, daß er alles gethan hat, um eine vom Papste selbst und vom Kaiser, wie es sich geziemte, ausgehende Reform zu verhindern. Das deutsche Reich hatte damals an Ruprecht von der Pfalz einen der edelsten Kaiser, welcher in Verbindung mit dem von ihm anerkannten Papste, dem in der Kirche eingerissenen Unfug kräftig würde gesteuert haben, wenn ihn nicht die arglistige Politik Frankreichs daran gehindert hätte. Denn Frankreich wollte nicht, daß Deutschland unter einem großen Kaiser wieder erstarken solle. Mit Frankreich verbanden sich jene treulosen Fürsten des deutschen Reiches, welche souverän zu werden trachteten, mochte auch das Reich darüber zu Grunde gehen. Der nämlichen, Deutschland so verderblichen Politik diente nun auch Johannes Hus, indem er die Eifersucht des elenden Böhmenkönigs Wenzel gegen den wackern deutschen Ruprecht schlau benutzte, um ihn auch gegen den von Ruprecht anerkannten Papst in Hitze zu bringen und dadurch das Schisma und im Schisma das Uebergewicht des schlechtesten aller Päpste herbeiführen zu helfen. Denn es ist gewiß, daß König Wenzel, hierin von Hus, dem Liebling seiner Gemahlin, inspirirt, seinen ganzen Einfluß für jenen scheußlichen Cardinal verwendete, der wirklich unter dem Namen Johann XXIII. Papst wurde. Man

kann es nur als eine gerechte Nemesis ansehen, daß derselbe Hus, der sich um diesen Papst so viele Mühe gab, nachher von demselben Papst in Constanz zum Feuertode verurtheilt wurde. Hus mußte die tiefe Immoralität jenes Cardinals kennen. Warum arbeitete er für ihn, wenn es ihm um die sittliche Reform der Kirche wahrer Ernst war?

Der Verfasser des vorliegenden Buchs weist nach, daß Johannes Hus mehrfach seine slavische Verschlagenheit, Zweideutigkeit und Mangel an Ehrlichkeit verrathen habe. Als ihn der Erzbischof von Prag noch wegen Verbreitung der Wikliffeschen Ketzerei zu maßregeln wagen durfte, verleugnete er vor dem Richter, daß er Wikliffe zustimme, und wollte als guter Katholik gelten. Das Nähere darüber siehe Seite 159. Die Verschmitztheit des Böhmen ging so weit, daß er eine falsche Urkunde verbreitete, um dem König Wenzel weiß zu machen, Wikliffes Lehre enthalte gar keine Ketzerei, und sein Gewissen desfalls zu beschwichtigen. Man log, der Erzbischof von Canterbury und die englischen Bischöfe hätten sich für Wikliffe erklärt, und man schickte einen Baccalaureus eigens nach England, um darüber genaue Erkundigungen einzuziehen. Dieser Bote aber war von der böhmischen Partei instruirt. „Der Abgesandte konnte sich in England sehr leicht überzeugen, daß kein Grund obwalte, an der Aechtheit des Londoner Concils zu zweifeln und ebenso an der daselbst erfolgten Verurtheilung der Wikliffeschen Artikel. Anstatt aber der Wahrheit gemäß nach Prag zu berichten, verlegte er sich, man weiß nicht durch welche Einflüsse bewogen, auf absichtliche Täuschung. Er wußte sich eine Ausfertigung der Oxforder Universität zu verschaffen, schabte die Schrift, so weit es ihm dienlich war, künstlich ab, und schrieb nun einen fingirten Beschluß des Oxforder Kanzlers und sämmtlicher Magister zu Gunsten der Sitten und der Rechtgläubigkeit Wikliffes darauf, sowie daß derselbe niemals von dem englischen Parlamente für einen Häretiker gehalten, noch der Häresie überwiesen, noch seine Gebeine ausgegraben worden seyen. Das Aktenstück wurde mit den dazu gehörigen Siegeln versehen und vom 5. Oktober 1406 datirt. Ende 1406 oder Anfang 1407, also gerade in der Zeit der erzbischöflichen Untersuchungen mag das so geschmiedete Aktenstück — ein Beweis der Moralität der wikliffitischen Partei — nach Prag gekommen seyn. Man kann sich den Triumph derselben vorstellen, als die Rechtgläubigkeit Wikliffes durch ein offizielles Aktenstück der mit Prag so eng verbundenen Oxforder Universität erhärtet, über allen Zweifel gesetzt und der Widerstand gegen die kirchliche Behörde, welche Wikliffe als Häretiker behandelt wissen wollte, seine Schriften verboten hatte, dadurch berechtigt schien! Zum Lügendokumente gesellte sich bald eine ganze Lügenatmosphäre. Hus hatte in Erfahrung gebracht, daß Bischöfe und Mönche ein Lager gegen den König von England bezogen, König Heinrich aber einem Bischofe das Haupt abschlagen, Mönche hängen ließ. Hatte diese Geschichte noch eine gewisse Unterlage in den Parteikämpfen wider ‚den falschen Bolingbroke', den Usurpator Heinrich IV., so ward ein Ungewitter, welches angeblich über die in St. Paul in London versammelten Mönche und Magister ausbrach, die sich umsonst bemüht, Wikliffe zu widerlegen und unter zuckendem Blitze und lautschallendem Donner, dem Aufruhr der Elemente, kaum das Leben retten konnten, als wunderbares Zeichen des Himmels angesehen und ausgelegt."

Nachdem Hus auf solche Art eine große Wikliffesche Partei in Böhmen organisirt und zugleich durch seine schlaue Lenkung des Königs Wenzel zur weitern Ausbildung des Schisma das Seinige beigetragen, durch die Dreiköpfigkeit des Papstthums die Autorität jedes einzelnen Papstes untergraben und freieren Spielraum für seine czechischen Pläne gewonnen hatte, begann er, die Deutschen in Prag direkt anzugreifen. In dem Streite nämlich, der sich über die Ketzerei in Wikliffes Schriften entspann, legte er den Accent auf die Deutschheit derer, welche Wikliffes Sätze verdammten, als ob dieselben nicht auch in England, Frankreich und überall verdammt worden wären. So wußte er die deutsche Mehrheit an der Universität Prag der slavischen Mehrheit in den neuen Stadttheilen zu verdächtigen und besonders durch die Predigten, die er dem gemeinen böhmischen Volke zu St. Bethlehem hielt, den Nationalhaß gegen die Deutschen künstlich aufzureizen.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 97. 5. Dezember 1863.

Englische Geschichte.

Die Verfassungs-Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Georgs III., 1760—1860. Von Thomas Erskine May. In zwei Bänden. Zweiter Band. Aus dem Englischen von O. G. Oppenheim. Leipzig, H. Mendelssohn, 1863.

Im ersten Bande dieses umfassenden und sehr interessanten Werkes (vgl. unsere Blätter von 1862 Nr. 21) wurde hauptsächlich die Befreiung der englischen Parlamentsregierung von den königlichen Einflüssen geschildert; im vorliegenden Bande wird uns dargelegt, wie dieselbe Parlamentsregierung sich in den letzten Jahrzehnten der radikalen Einflüsse von unten erwehrt hat. Wir brauchen den Ausdruck Parlamentsregierung, weil der König (jetzt die Königin) zwar immer noch die heilige Majestät bewahrt hat, in allen Regierungshandlungen aber dem Ministerium nachgeben und dessen Entschließungen unterschreiben muß, das Ministerium selbst aber immer nur aus der Mehrheit des Parlamentes hervorgeht. Somit regiert das Parlament durch die Minister. Das Parlament würde diese Gewalt über die Krone nicht erlangt haben, wenn es so zusammengesetzt wäre, wie die Kammern des Festlandes, die wohl auch in revolutionären Zeiten zu großer Macht gelangen, ja sogar Könige entthronen konnten, dann aber immer wieder entweder selbst auseinander gejagt wurden, oder deren Opposition doch sehr abgeschwächt wurde. Die Basis nämlich, auf der ihre Macht beruhte, schwankte beständig und war allen Zufällen preisgegeben. Die thätigsten Kammermitglieder drückten immer nur eine später wieder wechselnde politische Doktrin, oder die Macht einer schnell angewachsenen, später wieder auseinander fallenden Partei aus. Ihre Wähler waren Zufallswähler, Sandkörner, die der Wind des Augenblicks auf einen Haufen warf, um wieder zu zerrinnen. Das englische Parlament hatte dagegen und hat noch eine solide, sich stets gleich bleibende Basis, nämlich die reiche, grundbesitzende Aristokratie, deren ältere Söhne und Majoratsherrn nebst den gleichfalls aristokratischen Bischöfen das Oberhaus, deren jüngere zu diesem Zweck von Jugend auf erzogene Söhne und Clienten die Mehrheit des Unterhauses bildeten und noch bilden. Das bleibende Interesse dieser Aristokratie ist, daß sie sich weder durch Eingriffe der Krone von oben, noch durch Eingriffe revolutionärer Parteien von unten erschüttern und außer Besitz setzen läßt. Ihre bewundernswürdige Praxis aber ist, daß sie nicht gleich den meisten Aristokratien des Festlandes in ihrem Reichthum müßig schwelgt, sich um das Volk nicht bekümmert und bei demselben unpopulär macht, sondern etwas Tüchtiges lernt, die Geschäfte trefflich leitet, die Macht und Ehre der Nation in aller Weise fördert, daher auch immer populär bleibt.

Es ist wahr, daß in Englands alterthümlicher Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung vieles tadelnswerth ist und den Begriffen von Recht und Freiheit widerspricht. Der Verfasser des vorliegenden Werks spricht darüber sehr freimüthig. Man denke nur an das gewaltsame Matrosenpressen, an das Kaufen der Offiziersstellen, an die vielen Sineeuren in der Verwaltung, an die zur andern Natur gewordene Unnatur veratorischer Prozesse, an das Elend der Fabrikarbeiter, die des gesetzlichen Schutzes entbehren &c. Bei alledem aber sind die Engländer doch die freieste, mächtigste, reichste und stolzeste Nation auf dem Erdenrunde und dulden jene Mißbräuche nur, weil sie mit Rechtszuständen und Gewohnheiten zusammenhängen, auf denen die Größe Englands beruht. Auch fehlt es nicht an Reformen und vieles ist gegen früher verbessert worden, aber man ist bei allen Aenderungen vorsichtig und vermeidet jene Ueberstürzungen, die auf dem Festlande so

oft nur von einem Extrem zum andern hinüber geführt, den Staat tief erschüttert und zu Grunde gerichtet haben.

Nachdem die englische Aristokratie und ihre Parlamentsregierung das herrschsüchtige Haus Stuart gestürzt und dem neuen Hause Hannover die Herrschsucht systematisch abgewöhnt hatte, also nach oben hin sicher war, mußte sie sich im laufenden Jahrhundert in ernstlichen Vertheidigungsstand setzen, um auch nach unten hin die Angriffe demokratischer Art zurückzuweisen. Demokratische Ideen waren schon seit der Gründung der nordamerikanischen Union und seit der französischen Revolution in England verbreitet, doch konnten sie nicht durchdringen, weil es der Nationalstolz nicht litt, weil England sowohl mit Nordamerika, als mit Frankreich Krieg führte. Erst im allgemeinen Frieden nach Napoleons Sturz tauchten sie wieder auf und erhielten eine gewisse Stärke durch das Interesse der schnell anwachsenden Industrie, welche mit der Aristokratie des Grundbesitzes zu rivalisiren anfing. Nichts war natürlicher, als daß man frug, warum das Wahlrecht für das Unterhaus an elende Burgflecken, zuweilen sogar nur an die Ruine einer alten Burg im Besitze der Aristokratie gebunden seyn sollte, während Fabrikstädte von mehreren hunderttausend Einwohnern keinen Vertreter ins Unterhaus wählen durften. Allein diese scheinbare Unnatur war unzertrennlich von der Macht und Größe Englands, deren Anwachsen und bisherige Dauer einzig der Aristokratie und ihrer consolidirten Macht im Parlamente verdankt wurde. Wurde die bisherige Mehrheit aristokratischer Mitglieder wie in Frankreich und Deutschland durch eine Mehrheit von Advokaten, Professoren, Fabrikanten rc. verdrängt, so war auch die bisherige Basis des englischen Parlamentes zerstört und durch den Dammbruch brach die wilde Fluth liberaler Doktrinen und demokratischer Leidenschaften und der Ehrgeiz kühner Emporkömmlinge herein, die wohl destruiren, aber nicht mehr conserviren konnten. Die englische Nation hatte davon ein Gemeingefühl und ließ die demokratische Bewegung nicht so weit gedeihen, daß sie die Aristokratie hätte stürzen können.

Innerhalb des Parlamentes stellten die aristokratischen Whigs gegenüber den Tories die Volkspartei dar und trugen die Wünsche und Forderungen des Volks vor, um diese Rolle nicht den eigentlichen Demokraten zu überlassen, und was sie durchsetzten, durften doch nicht sie durchgesetzt zu haben sich schmeicheln, sondern die Ausführung übernahmen regelmäßig die Tories. Eine gewiß sehr kluge Berechnung. Die Aristokratie gab niemals die Initiative aus der Hand. Wenn Reformen bis zu einem gewissen Grade wirklich nöthig waren, kamen sie durch die Aristokratie selbst zu Stande und nur durch sie. Gingen die Forderungen zu weit, so wurden sie zurückgewiesen und das Volk begnügte sich damit und kehrte, wenn es auch aufgeregt worden war, immer wieder zur Ruhe zurück. Wenn das Unterhaus nicht immer eine aristokratische Mehrheit enthalten hätte, wenn statt jener wohlgeschulten und erfahrenen, durchaus praktischen, immer ruhig und besonnen bleibenden Männer der Aristokratie ehrgeizige Demagogen, Fanatiker, Sturmgeister, oder eitle Professoren, hohle Schwätzer, unpraktische Theoretiker wie auf dem Festland die Kammermehrheit in England bildeten, würde dort schon längst alles drüber und drunter gegangen seyn. Obgleich der Verfasser des vorliegenden Werks dem Fortschritt huldigt und die alten Mißbräuche tadelt, kann er doch nicht umhin, die Art der Wahlen in England, welche der Aristokratie ihr großes Uebergewicht erhalten, in Schutz zu nehmen. Indem die Wahlen meist von der Aristokratie abhängen, sind auch die meisten Mitglieder des Unterhauses theils nachgeborene Söhne und Verwandte, theils Clienten der Aristokratie. Die aristokratischen Familien „konnten Sitze im Parlament ohne die Kosten der Wahl vergeben; sie konnten befähigten, aber bedürftigen Clienten Stellen, Sinecuren und Pensionen zukommen lassen, und durften auf ihr Talent und ihren Ehrgeiz in allen schwierigen Lagen des Regierens zählen. Politik wurde ein verlockender Beruf, der direkt zu Ruhm und Reichthum zu führen vermochte. Sie wurde eine Vision für die ausgezeichnetsten Schüler von Oxford, Cambridge, Eton, Harrow und Westminster. Männer von Genie und Beredsamkeit strebten nach den hervorragendsten Stellen der Verwaltung; Männer von administrativen Fähigkeiten und nutzbarem Talent für die Geschäfte empfingen ihren Lohn durch lukrative aber minder hohe Stellungen der verschiedenen Ressorts. Alle hatten von Jugend auf eine parlamentarische und geschäftliche Ausbildung erhalten; sie trugen wesentlich zur Befestigung der Parteibildung bei. Frei von der Einwirkung der Wahlkörper, unbehindert durch die Störungen und Gefahren des Wahlkampfes, widmeten sie all ihr Talent und ihre volle Energie dem Dienste ihres Landes und den Interessen ihrer Partei. Lord Chatham, der brillante ‚Reiterfähndrich‘, verdankte den Anfang seiner Laufbahn dem mythischen Burgflecken Old Sarum. Burke schuldete der Gunst Lord Rockinghams die Eröffnung eines seines Genies würdigen Feldes der Thätigkeit. William Pitt, ein Client von Sir James Lowther, trat als Abgeordneter des unbedeutenden Burgflecken Appleby in das Parlament. Sein Nebenbuhler Fox fand, wenig über

neunzehn Jahre alt, den Eingang in die Bahn seines Ehrgeizes durch die lenkbaren Wahlen von Midhurst. Canning hatte Pitt und dem Wahlkörper von Newport seine Einführung in das öffentliche Leben zu danken."

Es ist eine der wichtigsten Fragen, ob die Aristokratie in England auf die Dauer ihr bisheriges Vorrecht behaupten wird. Fassen wir die Sympathien ins Auge, welche Lord Palmerston, der große Lenker Englands, schon seit Jahrzehnten für alle revolutionären Elemente in Europa gehegt hat, so sollte man glauben, die Revolution werde es sich auch einmal in England selbst gefallen lassen. Elemente dazu sind ohne Zweifel in der ärmeren Bevölkerung Englands vorhanden und Beispiel und Antrieb würden nicht fehlen. Nachdem Palmerston sich mit allen Aufwieglern der Welt gemein gemacht hat, wird es der englischen Aristokratie jedenfalls nicht leicht werden, zu jener würdevollen Haltung zurückzukehren, die ihr gleich dem altrömischen Senate früher innewohnte, welche der öffentlichen Meinung in Europa nicht blos Furcht vor der Stärke und Rücksichtslosigkeit Englands, sondern auch Hochachtung einflößte.

Geschichte.

Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409. Von C. A. C. Höfler. Prag, Tempsky, 1864.

(Schluß.)

Sobald König Wenzel den schnöden Bund mit Frankreich zum Verderben des deutschen Kaiser Ruprecht geschlossen hatte, fühlte sich Hus stark genug, um vollends ganz rücksichtlos gegen die Deutschen in Böhmen vorzuschreiten. Er glaubte ohne Zweifel, es sey seine Pflicht, das ganze Gewicht der slavischen Nationalität in die französische Wagschale zu werfen, um das von seinen Fürsten verrathene Deutschland noch mehr zu schwächen. Sonst ließe sich kaum erklären, wie er plötzlich dem Sohne Kaiser Karls IV., der für die Prager Universität so viel gethan hatte, die freche Zumuthung machen konnte, die weit überwiegende deutsche Mehrheit der Universitätsgenossen, welche bisher bei allen akademischen Beschlüssen drei Stimmen gehabt hatten, sollte fortan nur eine, und die Böhmen, welche bisher nur eine gehabt, fortan deren drei haben. König Wenzel ließ sich wirklich überreden, diese Verfügung zu treffen. Dadurch sahen sich die Deutschen an der Universität plötzlich überstimmt, in allen ihren Rechten gekränkt, verhöhnt und sogar den Mißhandlungen des gegen sie aufgehetzten Pöbels ausgesetzt. Das alles geschah im Vertrauen und Trotz auf Frankreich. Es ist bestimmt anzunehmen, sagt der Verfasser Seite 323, daß Hus mit der französischen Gesandtschaft in Verbindung stand.

Damit kein Zweifel blieb, daß die Schläge nicht etwa von einem Reformator gegen die altgläubige Kirche, sondern nur von einer wüthenden czechischen Partei gegen die Deutschen geführt wurden, setzte Hus die Maßregel durch, daß alle Deutschen in Prag für unfähig erklärt werden sollten, Grund und Boden zu besitzen. Dieser Schlag galt nicht kirchlichen Gegnern, sondern der deutschen Nation als solcher. Von diesem Augenblick an war kein deutscher Universitätsgenosse, weder Schüler noch Lehrer, in Prag mehr sicher und sie waren gezwungen, da ihnen alle Privilegien Karls IV. nichts mehr halfen und Wenzel, mit Hus wetteifernd, sie verhöhnte, das Land zu räumen. Zuerst nur Professoren und Studenten, denen aber einige Jahre später auch Kaufleute, Künstler, Handwerker nachfolgen mußten. Die ganze deutsche Cultur wurde aus dem Lande hinaus gefegt und nur die schönen, von Deutschen erbauten Kirchen blieben zurück, doch nur, um bald nachher durch dieselbe hussitische Wuth, welche die Deutschen vertrieb, in Rauch und Flammen aufzugehen. Begreiflicherweise erregte der böhmische Unfug damals schon einen großen Unwillen in Deutschland, aber getheilt unter ihre Fürsten, welche mehr oder weniger dem Kaiser und der Einheit des Reichs trotzten und Frankreich schmeichelten, kamen die guten Deutschen zu keinem energischen Handeln. Hus verfehlte nicht, sein Auftreten zu beschönigen und für rechtmäßig auszugeben. „Nach der Urkunde K. Karls, fährt die Darstellung des Hus und seiner Genossen fort, wurden die Ausländer nur zur Theilnahme an dem Acte der Dankbarkeit berufen; damit sollten sie sich begnügen und dankbar seyn, daß sie von der böhmischen Nation so gütig behandelt wurden. Die Absicht Kaiser Karls sey gewesen zu verhindern, daß das Brod, welches den Söhnen gehöre, den Hunden*) gegeben werde. Die Söhne des Reiches hätten sich an die Tafel zu setzen, die Fremden aber demüthig die Brosamen zu erwarten."

Hus war nun Herr der Prager Universität und die Zeitumstände boten ihm Gelegenheit dar, zu zeigen, wie

*) Die Argumentation mit Hunden kehrt, wie wir gesehen, öfter wieder. Gehört sie regelmäßig Hus an?

ernst und aufrichtig er es mit der Besserung der Kirche meine. Diese Gelegenheit bot ihm das Concilium zu Pisa dar, allein er benutzte sie nicht, sondern folgte nur seiner bornirten czechischen Politik, die unter allen Umständen in die Schuhe der französischen trat, weil sie sich nicht eigene Stärke genug zutraute. Weit entfernt, als großer Reformator zur rechten Zeit hervorzutreten, half Hus nur der Arglist des französischen Hofes, die Kirche vollends durch die Fortdauer des Schisma zu verderben. Um diese Zeit wurde Hus zum königlichen Hofcaplan ernannt und stand auf der Höhe seiner Macht. Nachdem er sich auch zum Rektor der Universität hatte ernennen lassen, war das erste, was er that, alle Urkunden zerstören zu lassen, welche für das Verdienst der Deutschen in Böhmen zeugten. Dieser Zug ist echt slavisch und nicht blos durch die halb thierische Grimmigkeit des Hasses, sondern auch durch die slavische Gleichgültigkeit für Wahrheit überhaupt und für die historische insbesondere zu erklären.

Auf dem Lande gab es noch Deutsche. Auch sie mußten vertrieben werden. „Im Jahre 1409, schreibt eine historische Aufzeichnung, geschah die Visitation der Pfarrer durch die Hand der Weltlichen auf Befehl des Königs im ganzen Lande Böhmen, und auch an den Klöstern gingen sie nicht vorüber. Damals wurden die Pfarrer geplündert und einige in verschiedener Art in Schmach gebracht, gefangen, auf den Pranger der Stadt gestellt, nackt herumgeführt, mit Koth beschmiert, mit Schmach in das Wasser geworfen, aus der Stadt vertrieben. Die Ehre des Clerus hörte auf. Und wenn von den Weltlichen einer diesem Treiben widersprach, wurde er sogleich von allen geplündert und aus der Stadt vertrieben.“

Der Wikliffesche Fanatismus war hier nur das Mittel, die Vertreibung der Deutschen der Zweck. Da früher schon, am meisten aber in der karolingischen Zeit, viele Deutsche in Böhmen begütert worden waren und viele sich im Besitz geistlicher Aemter und Güter befanden, war ihre Beraubung ein Reizmittel mehr für die Böhmen, gegen die Deutschen loszuschlagen. Dieses Mittels bediente sich Hus hauptsächlich, um auch den böhmischen Adel für seine Sache zu gewinnen. Er bestach denselben durch die Aussicht, das reiche Kirchengut werde überall dem nächst wohnenden Adel zufallen. Als der neue Papst vielfachen Warnungen Gehör gab und endlich in ganz Böhmen Wikliffes Schriften zu verbrennen befahl, war die hussitische Partei schon stark genug, um zu trotzen und die päpstliche Bulle zu verbrennen. Hus wußte wohl, was er that. Der weltliche Arm schützte ihn. Unter drei Päpste vertheilt, wie hätte die verwahrloste Kirche dem Druck widerstehen können, den die weltlichen Herren auf sie übten. „Hus erklärte sich mit einem Male für den Absolutismus des Königs und des Adels: der König wäre nicht mehr der König von ganz Böhmen, wenn er nicht nach seinem und der Barone Ermessen über die Kirchengüter verfügen könnte. Obwohl sicher war, daß durch die Kirche in Böhmen die Freiheit des Bauernstandes erhalten, durch den Adel gefährdet werde, sah Hus nur darin Gefahr, daß sich das Besitzthum des Clerus vermehre; schon habe er den vierten Theil des Königreichs inne, während sich die Barone und Ritter umsomehr verringerten. Es schwebte ihm selbst der Fall vor, daß alles Besitzthum an den böhmischen Clerus komme. Dann werde das Dominium des Königs und der Barone, das Recht der Krone erlöschen, da der Clerus von jeder Jurisdiction des Königs frei seyn wolle. Er behauptet, daß (durch die Bereicherung des Clerus) die weltlichen Patrone verarmten, so daß sie von Mangel gedrückt, zum Stehlen, zur Bedrückung der Untergebenen, zum Ausrauben Anderer gezwungen und öfter zum Lügen genöthigt würden. Kurz, Hus hatte große Lust, die Schuld dessen, was einst Erzbischof Ernest von der thierischen Wildheit des böhmischen Adels gesagt, dem Clerus in die Tasche zu schieben und die Beraubung des letztern als die Panacee aller Uebelstände darzustellen.“

Da es die Absicht des Verfassers war, nur die Vertreibung der Deutschen aus Böhmen zu schildern, hat er die weiteren Schicksale Böhmens nicht verfolgt und bemerkt nur zum Schlusse, erstens, daß die Böhmen lediglich nichts gebaut, sondern nur zerstört haben, und daß „die schauderhafte Wildheit der hussitischen Schaaren“ den böhmischen Namen (und er hätte hinzufügen sollen, die Reformation im böhmischen Styl) in ganz Europa verhaßt machte, also das Reformationswerk nicht förderte, sondern vielmehr aufhielt. Zweitens, daß, obgleich gerade damals auch die Polen glänzende Erfolge über den deutschen Orden erlangten, alle diese Slaven doch nichts Dauerhaftes, nichts Gedeihliches, nichts Achtungerweckendes zu gründen vermochten, und daß Böhmen, nachdem der ganze greuliche Spectakel der Hussitenkriege wie ein wüster Traum vorüber war, eben wieder ein deutsches Reichsland wurde, wie zuvor.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonniert durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, Nº 98. 9. Dezember 1863.

Physik.

Electricität und Magnetismus. Die Gesetze und das Wirken dieser mächtigen Naturkräfte und ihre Bedeutung für das praktische Leben. Von Wilh. Baer. Leipzig, A. Abel.

Ein sehr gutes Lehrbuch, welches die Geschichte der allmälig fortschreitenden Entdeckungen im Gebiete der Electricität und des Magnetismus enthält, die darauf begründeten nützlichen Erfindungen ausführlich beschreibt und dabei die neuesten Fortschritte der Wissenschaft und Technik benutzt. Zugleich ist es sehr lebendig geschrieben und in der Belehrung unterhaltend.

Nachdem der ungenannte Verfasser verzeichnet, was die Alten von jenen auf dem Titel genannten Naturkräften wußten, erzählt er sehr anschaulich, wie Benjamin Franklin die berühmten Versuche anstellte, deren Ergebniß die Erfindung des Blitzableiters war. Eben so lebendig führt er uns Volta mit seinen Entdeckungen vor. Dann gibt er einen umfassenden Ueberblick über das häufigste Vorkommen und die häufigsten Wirkungen der Electricität und des Magnetismus in der Natur und geht endlich zu den wunderbaren Instrumenten über, durch welche sich der Mensch jene Naturkräfte dienstbar zu machen gewußt hat. Hier nimmt den ersten Rang ein die Magnetnadel, welche zwar erst im 14. Jahrhundert von Flavio Giosa erfunden wurde, statt deren aber schon im 11. Jahrh. von den Norwegern der s. g. Leitstein, ein am Faden hängender natürlicher Magnet, gebraucht wurde. Die wichtigste Erfindung der Neuzeit im Gebiet jener Naturkräfte ist bekanntlich der electromagnetische Telegraph, über dessen Entstehung und Verbesserung hier alles Wichtige mitgetheilt ist. Was das große transatlantische Kabel betrifft, so ist der Verfasser überzeugt, daß die Störung seiner Brauchbarkeit einzig vom Zudringen des Wassers zum Drahte herrühre. „Die Isolation und zwar eine sehr sorgfältige, ist darum nothwendig, weil das Wasser ein viel besserer Leiter der Electricität ist als die Luft. Ob hier Gutta Percha oder Kautschuk den Vorzug verdient, darüber ist man noch nicht einig. Die Bekleidung des Drahtes mit dieser Hülle kann nicht sorgfältig genug ausgeführt werden. Jede Oeffnung oder Riß in derselben, selbst wenn solche mit dem bloßen Auge gar nicht wahrgenommen werden können, führen unvermeidlich das Aufhören der Thätigkeit des Kabels herbei. Selbst durch die kleinste Oeffnung findet das Wasser seinen Weg zum Drahte und dann ist es um das Kabel geschehen. Sogar die geringste Luftblase in der isolirenden Hülle reicht aus, um dieses unerfreuliche Resultat unwiderruflich herbeizuführen. Ebenso ist die Dauer des Kabels unbedingt gefährdet, sobald der Draht nicht an allen Punkten genau in der Mitte liegt. Der geringste Stoß reicht dann oft aus, um die so gefürchtete Verbindung des Drahtes mit dem Wasser herzustellen."

Sehr interessant sind die Versuche, die electro-magnetische Kraft statt des Wasserdampfs in Locomotiven zu brauchen, allein sie haben sich bis jetzt nicht als praktisch bewährt. „Der Amerikaner Page baute eine Locomotive von 10 Pferdekräften, mit der auf der Baltimore-Eisenbahn Versuche angestellt wurden. Sie erreichte jedoch nur eine Geschwindigkeit von noch nicht $3\frac{1}{4}$ Meilen in der Stunde. So großes Aufsehen diese Maschine 1851 auch machte, so ist sie doch lange wieder in Vergessenheit gerathen. Unmöglich ist es also nicht, electro-magnetische Maschinen zu bauen, aber eine allgemeine Verwendung haben sie bis heute nicht erhalten, wenn auch hier und da, wie z. B. in dem Atelier von Fromont in Paris, eine solche (von einer Pferdekraft) in Thätigkeit ist. Der Grund liegt darin, daß die Betriebskosten zu hoch sind. Die Circulation

des electrischen Stromes, der die Bewegung hervorruft, kann nicht stattfinden, ohne daß in der galvanischen Kette eine chemische Veränderung vor sich geht. Es wird Zink aufgelöst, welches sich als Oxyd mit der Schwefelsäure verbindet. Die Wirkung der Maschine hängt also nothwendig mit dem Verbrauch einer gewissen Menge Zink und Schwefelsäure zusammen. Eben dieser Verbrauch ist im Vergleich zur erhaltenen Wirkung sehr bedeutend."

Auch das schöne electrische Licht hat noch keine umfassende Anwendung gefunden, welche intensive Lichtkraft es auch besitzt. „Setzen wir das Licht der Sonne gleich 100, so erhalten wir für das Kalklicht nur 0,685, für das electrische Licht aber 13,6 bis 38,5, je nach der Zahl der galvanischen Elemente, durch die es hervorgebracht wird." Den großartigsten Versuch machte man damit in St. Petersburg. „Am Abend des 8. Dezember 1849 wurden die drei größten Hauptstraßen der nordischen Residenz, Newsky Prospect, Erbsenstraße und Wosnesensky Prospect, welche sich strahlenförmig in schnurgerader Richtung von dem Admiralitätsthurme aus verbreiten, von diesem aus 3 Stunden lang durch ein electrisches Licht beleuchtet. Letzteres war auf einer Galerie des Thurmes, ungefähr in der Höhe eines vierstöckigen Hauses angebracht, und war so hell, daß es die Augen kaum einige Sekunden lang ertragen konnten. Bei der reinen und klaren Luft sah man von dem Lichte, das durch einen parabolischen Hohlspiegel reflectirt wurde, Strahlen ausgehen, gerade so, als wenn Sonnenlicht durch ein kleines Loch in eine finstere Kammer fällt. Die Eckhäuser von Newsky Prospect am Isaak-Platze waren, trotzdem sie 3—400 Schritte von dem Thurme entfernt lagen, so hell beleuchtet, daß man eine Fliege hätte darauf sitzen sehen können. Das Licht der Gaslaterne erschien roth und rußig, während das electrische Licht blendend weiß war. Das Licht hatte von der Straße aus gesehen ungefähr 6 Zoll im Durchmesser und das Aussehen wie eine aus einer Bombenröhre geworfene Leuchtkugel. In einer Entfernung von 500 Schritten konnte man trotz des Gaslichtes den Schatten des electrischen Lichtes deutlich unterscheiden." Die Kosten sind ganz unbedeutend. „Professor Grove berechnet die Kosten eines electrischen Lichtes, das auf dem Theater in London dargestellt wurde und 1444 Wachskerzen gleich kam, für die Stunde auf ungefähr 20 Ngr. Für einen Neugroschen die Stunde würde man also das Licht von 72 Wachskerzen haben, während ein Gaslicht, was der Helle eben so vieler Stearinkerzen entspricht, für die gleiche Zeit 3,7 Ngr. kosten würde. — Der Hauptgrund, warum wir auf die electrische Beleuchtung verzichten müssen, ist, ganz abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten bei der Ausführung, der Umstand, daß das Licht für unsere Augen schädlich ist, und dann behalten die von diesem Lichte beleuchteten Gegenstände nicht ihre natürliche Farbe. Die menschlichen Physiognomien z. B. haben alle ein blasses, bleifarbenes Ansehen. Dies waren auch die Gründe, warum man den Gedanken, die Sitzungssäle der belgischen Abgeordneten in Brüssel auf diese Art beleuchten zu wollen, nach dem Versuch wieder aufgab und es bei der Gasbeleuchtung beließ. Bei der Beleuchtung von Städten hat sich herausgestellt, daß nur diejenigen Straßen, welche radial von den Beleuchtungsthürmen auslaufen, der Länge nach beleuchtet werden und auch diese, wie schon angeführt, nur sehr ungleichmäßig, wenn sie sehr lang sind. Alle übrigen Straßen aber bleiben durch die Gebäude beschattet im tiefsten Dunkel."

Zu den wichtigsten Erfindungen, die wir der Entdeckung des Electro-Magnetismus oder Galvanismus verdanken, gehört die Galvanoplastik in ihren Vergoldungen, in ihrer Vervielfältigung der Kupferstiche ꝛc. „In der neuesten Zeit sieht man metallene Gegenstände mancherlei Art, die in den schönsten Farben prangen, ohne daß diese in der gewöhnlichen Weise mit dem Pinsel aufgetragen wären. Dies Farbenspiel wird auf galvanischem Wege hervorgerufen, so daß also die Electricität nicht allein den Meisel, sondern auch den Pinsel führt. Schon 1826 machte der italienische Physiker Nobili die interessante Entdeckung, daß man mit Hilfe des galvanischen Stroms metallene Gegenstände färben könne; doch erst durch Becquerel ist die Metallochromie so vereinfacht und vervollkommnet worden, daß sie Eingang in die Industrie gefunden hat. Bei uns sind Nürnberg und Fürth Hauptsitze derselben. Man hat es jetzt dahin gebracht, einem Gegenstande von großen Dimensionen, welcher Erhöhungen und Vertiefungen darbietet, alle gewünschten Farben zu geben und gewissermaßen jeden seiner Theile in der ihm zukommenden Farbe zu malen. Neuerdings hat die Metallochromie in der Schweiz in der Uhrenindustrie und in der Fabrikation der Bijouteriewaaren vielfach Verwendung gefunden. Man hat es hier dahin gebracht, ein Blumenbouquet in allen seinen natürlichen Farben durch den galvanischen Strom bemalen zu lassen. Zur Herstellung dieser Farben benutzt man Auflösungen von Blei, Kupfer oder Eisen, die durch den galvanischen Strom zersetzt werden. Die niedergeschlagenen Metallschichten dürfen aber nur äußerst dünn seyn und da sie überall nicht eine gleiche Dicke besitzen, so entsteht das reizende Farbenspiel in Folge einer Beugung des Lichtes

durch die nicht gleichmäßige Metallschicht. Hat man eine gewünschte Farbe erzielt und will man noch eine andere hervorrufen, wozu ein dickerer Niederschlag erforderlich ist, so schützt man jene durch einen nicht leitenden Ueberzug von Firniß, der sich leicht wieder entfernen läßt."

Das Merkwürdigste von allen ist endlich die Anwendung der Telegraphie im Pantelegraphen. „Dieser schreibt seine Depeschen nicht in Punkten und Strichen nieder, sondern mit gewöhnlicher Schrift, und zwar gibt er die am Abgangsorte aufgegebene geschriebene Depesche Zug für Zug und Punkt für Punkt wieder. Er macht also den Uebersetzer überflüssig und das ist bei dem heute so gesteigerten Depeschenverkehr von nicht geringer Bedeutung. Außerdem sind hierin Irrungen in dem Wortlaut der Depesche unmöglich. Dieser Apparat schreibt aber nicht allein, sondern er zeichnet auch. Uebergibt man ihm ein Porträt oder irgend eine andere Zeichnung, so wird diese binnen wenigen Augenblicken in jeder beliebigen Entfernung auf das Getreueste wiedergegeben. Man kann also z. B. bei der Verfolgung von Verbrechern, wobei uns der Telegraph heute wesentliche Dienste leistet, mit dem Steckbrief zugleich auch deren Porträt in alle Welt senden. Um uns dieses Wunderwerk der neuesten Zeit erklärlich zu machen, haben wir uns an dem Abgangsorte der Depesche eine bewegliche metallische Spitze und einen Cylinder, die Unterlage für ein metallisirtes Papier, auf welchem die Depesche mit gewöhnlicher Tinte geschrieben steht, zu denken. Nun ist klar, daß diese Spitze über alle Schriftzüge der Depesche geführt werden kann. Auf der Ankunftsstation befindet sich eine ähnliche Vorrichtung und zu derselben Zeit und mit derselben Regelmäßigkeit durchläuft die dortige bewegliche Spitze die Oberfläche eines chemisch zubereiteten Papiers. Nimmt man nun an, daß sie jedesmal, wenn die erste Spitze den Schriftzügen auf der Depesche begegnet, ein electrischer Strom in die zweite Spitze übergeht und hier auf dem Papier eine Färbung hervorbringt, so hat man das ganze Geheimniß der autographischen Telegraphie."

Unsterblichkeitslehre.

1) Das ewige Leben. Sieben Reden von Ernst Naville, Prof. in Genf. Mit Genehmigung des Verfassers übertragen von Friedrike Pressel. Leipzig, Haessel, 1863.

Der Redner erörtert und widerlegt zunächst die Zweifel von der Unsterblichkeit der Seele, wie sie zu den verschiedensten Zeiten und wieder in neuerer Zeit hauptsächlich vom Standpunkt des Materialismus aus erhoben worden sind. Diesen Materialisten gegenüber sagt der Redner unter Anderem: „Die Geister freilich, welche nur den Anstrich der Wissenschaft haben, und welche wissen, daß die Theilchen der Materie von einem Körper in den andern übergehen, mögen lächelnd fragen, was die Seele im Augenblick der Auferstehung zu thun habe, um ihre Hülle wieder zu finden, weil dieselben Theilchen indeß noch einer Menge von Seelen in gleicher Weise gedient haben. Das berühmte Wort Bacons: ‚ein wenig Wissenschaft entfernt von der Religion, reiche Wissenschaft führt zu ihr zurück', findet hier seine volle Anwendung: denn die Wissenschaft sagt euch nicht nur, daß der Körper, welcher sich auflöst, seine Theilchen andern organisirten Wesen abtrete, sie sagt euch auch, daß während des Lebens die materiellen Bestandtheile eures Körpers sich vollständig erneuern. Euer heutiger Körper hat nicht einen der materiellen Theile des Körpers mehr, welchen ihr vor 20 Jahren besaßet. Zögert ihr trotzdem zu sagen, euer Körper sey noch derselbe? Was ist denn dieser immer derselbe Körper in der Erneuerung aller seiner Theile Anderes, als das Princip des organischen Lebens, das Princip, welches die Macht hat, sich der Urstoffe der Materie zu bemächtigen, ihnen Gestalt und Leben zu geben, um sie nach gewisser Zeit wieder auszustoßen, dem allgemeinen Umlauf zurückzugeben, und sie durch neue Elemente zu ersetzen weiß. Dieses Princip ist der Eine, fortdauernde, der Seele durch ein inniges Band verknüpfte Körper."

Wenn wir vom Jenseits und der Fortdauer auch nichts wissen, sagt der Redner, so ist damit das Nichtvorhandenseyn eines Jenseits und einer Fortdauer nicht erwiesen, so wenig als das Nichtvorhandenseyn von Tönen erwiesen ist, wenn der Taube sie nicht hören kann. Die wir nur erst im Diesseits leben, haben kein Recht, die uns zeitweilig gezogenen Schranken für die allgemeinen und ewigen zu halten und die Möglichkeit übernatürlicher Ordnungen zu leugnen. Vielmehr läßt unsere Vernunft uns auch schon aus dem, was wir hienieden in Natur, Leben und Geschichte zu erkennen vermögen, auf die hohe Weisheit schließen, durch die das All auch in seinen uns unbekannten Theilen geschaffen ist und erhalten wird. Weiter glaubt der Verfasser keinen geringen Werth legen zu müssen auf den innern Zug und Drang der Menschenseele, auf die tief in ihr liegende Ahnung, Sehnsucht und Hoffnung, und ebenso auf das sittliche Bedürfniß einer ausgleichenden Gerechtigkeit und Sühne im Jenseits. Der jedem Menschen angeborne Sinn für Recht erträgt es nicht, sich

eine auf Erden verfolgte Tugend zu denken, die nicht im Jenseits getröstet und belohnt würde, oder ein auf Erden siegreich herrschendes Laster, das nicht jenseits seine Strafe fände. Zu alle dem, was uns von Innen heraus zum Glauben an eine Fortdauer der Seele drängt, gesellt sich nun noch, wie der Redner weiter erörtert, die Offenbarung von Oben, die christliche Verheißung, und der Redner verfehlt nicht, darauf hinzuweisen, welche Bedeutung die Lehre des Evangeliums für die Weltgeschichte gehabt hat. „Die königlichen Nationen unsrer Erdkugel sind diejenigen, welche das Evangelium zur Grundlage ihres Bestehens haben, welches sie zu mißkennen, zu entstellen, zu verleugnen vermögen, aus welchen ihnen aber doch ihre Kraft und ihr Leben kommt. Diese Völker werden selbst durch ihre Gewalt, selbst durch ihre Verbrechen die Werkzeuge eines göttlichen Planes und erfüllen dadurch die Weissagung jenes Bewohners der Jordanufer, welcher wußte, daß der Acker, wo sein Wort gesäet wird, die Welt sey, und daß alle Völker der Erde ihm zum Erbe gehören.“

Indeß wird auch der Glaube an Unsterblichkeit nicht selten übel angewendet und darauf hätte der Redner die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer lenken sollen.

Abgesehen von den phantastischen Vorstellungen, welche sich die frommen Heiden von der andern Welt emacht haben, und auch zuweilen noch die frommen Christen machen, indem sie diesseitige Liebhabereien auf das Jenseits übertragen, spielt der Egoismus im Pochen auf das eigene Verdienst oder auf das Gnadenmonopol ine große Rolle und denkt jeder überhaupt zu sehr an sich, anstatt sich um das Heil Anderer zu bekümmern, was doch die eigentliche Aufgabe und der erste und letzte Zweck der Nachfolge Christi ist.

Schließlich drückt der Redner den löblichen Wunsch aus, gegenüber dem jetzt so mächtig sich erhebenden Geiste der Verneinung möchten die gläubigen Mitglieder der getrennten christlichen Kirche sich versöhnen. Am meisten bekümmert und innerlich empört ist der fromme französische Redner über das heillose Treiben in Deutschland, wo so oft Consistorialräthe sich an die Spitze der ungläubigen Partei gestellt und ihr Amt dazu mißbraucht haben, die ihnen anvertrauten Gemeinden und Schüler systematisch zu entsittlichen. „In dem gelehrten Deutschland und unter dessen Einfluß stehen Männer der Kirche gegen andere Männer der Kirche, um — was zu vertheidigen? ein kirchliches Symbol? Das wäre wieder etwas Normales. Was denn? Man sieht Männer der Kirche veranlaßt, gegen andere Männer der Kirche die Realität selbst der Offenbarung Gottes zu vertheidigen, die Realität der Auferstehung Jesu Christi, dieses Ecksteins aller Predigt der Apostel, die Auferstehung Jesu Christi, von der Paulus sagt: ‚Ist Christus nicht auferstanden, so ist ener Glaube eitel, so seyd ihr noch in euren Sünden‘. Muß man noch mehr sagen? Man sieht Männer der Kirche veranlaßt, gegen andere Männer der Kirche zu vertheidigen die Unsterblichkeit unsrer Person, diese hohe Hoffnung der Gläubigen aller Zeiten. Und glauben Sie nicht, ich zöge mit plumper Unvorsichtigkeit Vergessenes aus dem Staub der Schulen. Nein, das sind Dinge, die Jeder selbst sehen kann. So weit sind wir gekommen! In solcher Lage ist es wohl erlaubt zu meinen, daß die christlichen Kirchen Besseres zu thun hätten, als Controversen des sechszehnten Jahrhunderts, und geringere noch, in das unsrige herüber zu ziehen. Sie hätten Besseres zu thun, als, gleichsam zum Vergnügen, die Kluft, die sie trennt, täglich breiter zu graben.“

Geschichte.

1) Der h. Willibrord, Apostel der Niederlande. Von Dr. Thym. Erweiterte deutsche Ausgabe. Münster, Theissing, 1863.

2) Leben des h. Ansgar, Apostel von Dänemark und Schweden. Von Kaplan Roggelan. Daselbst, 1863.

Das erstgenannte Werk dürfte auch für solche Leser, welche heilige Geschichten zu lesen nicht gewöhnt sind, von Interesse seyn, weil es ausführlich nachweist, wie frühe schon die Industrie in Belgien heimisch war.

Das zweite eben so löbliche Werk erscheint gerade in unsern Tagen von Bedeutung, sofern es darlegt, wie der Segen des Christenthums und mit ihm alle höhere Bildung und edlere Gesittung nur durch uns Deutsche den Dänen gebracht worden ist, die uns dafür niemals dankbar gewesen sind, sondern uns immer feindlich behandelt haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{1}{2}$ Thaler.

Sonnabend, № 99. 12. Dezember 1863.

Geschichte.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863.

Dieses in einem guten patriotischen Sinne geschriebene Buch rekapitulirt alle Sünden der Diplomatie, durch welche das Zustandekommen einer den Leistungen der Deutschen im Kampfe gegen Napoleon nur einigermaßen würdigen deutschen Verfassung verhindert worden ist. Der kleindeutsche Seufzer am Schlusse dieses Werkes hat uns freilich ein Lächeln abgenöthigt. Wie mag der Verfasser tadeln, daß aus dem Wiener Congresse so wenig für Deutschland herauskam, wenn er selbst heute noch nichts Besseres vorzuschlagen weiß, als Klein-Deutschland, was ja noch weniger ist als der deutsche Bund.

Wir halten es nicht für überflüssig, hier einige der schwersten diplomatischen Versündigungen am deutschen Volke mitzutheilen, an die man sich wohl wieder erinnern darf in einer Zeit, in der wir vor Aehnlichem noch nicht sicher sind. Denn Oesterreich und Preußen, wegen deren Uneinigkeit sich Rußland, England und Frankreich damals mit unserem armen Deutschland alles erlauben durften, sind heute noch so wenig einig wie damals, oder sind es nur auf einen Augenblick und nicht für die deutsche Sache.

Das Werk beginnt mit einer sehr guten Schilderung der Rodomontaden Napoleons bei seiner Flucht aus Rußland. Der geistvolle Mund dieses großen Mannes überfloß von Lügen und Aufschneidereien, die man eher von einem Falstaff hätte erwarten sollen, aber sie mußten ihm dienen, Europa damals noch über seine wahre Lage zu täuschen. Seltsamerweise merkte er aber nicht, wie sehr er sich selbst täuschte. Wie er falsch gerechnet hatte, Kaiser Alexander werde ihn nach der ersten großen Schlacht um Frieden bitten, so täuschte er sich auch jetzt wieder in Bezug auf Oesterreich. Er verlangte, sein Schwiegervater Franz solle den Russen geschwind 60,000 Mann entgegen werfen. Franz weigerte sich und er mußte es sich gefallen lassen. Gleichwohl fuhr er fort, Oesterreich befehlen zu wollen. Als er nach Paris zurückkam und neue große Rekrutirungen befahl, schärfte er unter anderm dem Staatsrath und Senat in einer pomphaften Rede ein, daß es die höchste Ehre und das glücklichste Loos nicht nur für einen Soldaten, sondern auch für eine Magistratsperson sey, für das Vaterland zu sterben. Wen glaubte er mit solchen Phrasen täuschen zu können, da Heer und Volk gleich sehr des ewigen Krieges satt war und fast alle Senatoren und Staatsräthe, wie das Jedermann wußte, nur feile Kreaturen waren, die auch bald nachher fast ohne Ausnahme zu den Bourbons überliefen. Beiläufig sey erwähnt, daß von 1805 bis 1813 im damaligen französischen Reiche 2,173,000 Mann als Rekruten ausgehoben worden sind.

In den folgenden Parthien des Buchs wird eben so lebendig die grobe Täuschung geschildert, welcher sich Napoleons Gesandter in Wien, Otto, hingab, indem er sich von Metternich auf eine fast unglaubliche Art dupiren ließ. Zehn Millionen Pfund Sterling (120 Millionen Gulden) habe England Oesterreich für seinen Abfall von Napoleon geboten, ließ sich Otto von Metternich ernstlich überreden, und Aehnliches in Menge. Metternich trieb mit diesem Otto ein höchst ergötzliches Spiel, bis der letztere durch den feinen Herrn von Narbonne ersetzt wurde.

Sehr gut wird weiter erörtert, wie unklug Napoleon handelte, indem er sich Oesterreichs gegen Rußland, Preußen und England bedienen wollte und ihm doch keine Versprechungen reicher Entschädigung machte.

Er konnte wohl wissen, daß Oesterreich neue glänzende Siege und Erwerbungen der Russen und auch eine neue Erstarkung Preußens nicht wünschte. Wollte er aber Oesterreich gegen beide brauchen, so mußte er ihm auch einen werthvollen Lohn sichern, und das that er nicht. Im Gegentheil, er suchte Rußland, dessen Heere nicht gern in Deutschland dienten, zu einem Separatfrieden zu vermögen und hätte, wenn ihm dies gelungen wäre, Oesterreich aufs neue maltraitirt. Es war seine eigene Schuld, daß er nicht merkte, wie ernst es Oesterreich mit der Friedensvermittlung meinte und wie gerne es den Russen und Preußen würde Halt geboten haben, wenn es nur bei Napoleon mehr Offenheit und Freigebigkeit gefunden hätte. Auch später noch war Oesterreich stets bemüht, Frankreich stark zu erhalten, damit Preußen und Rußland nicht zu mächtig würden. Es war in seinem eigenen Interesse Napoleon mehr zugeneigt, als den Russen und Preußen, und diese Mächte hätten nimmermehr etwas gegen Napoleon auszurichten vermocht, wenn ihm Oesterreich zur Seite gestanden wäre. Es lag in Napoleons Hand, sein Interesse dem Oesterreichs zu accomodiren, dann hätte er nichts mehr zu fürchten gehabt und sich von seiner russischen Niederlage erholen, seine furchtbare Stellung im Westen Europas immerhin behaupten können. Aber er war karg gegen Oesterreich, er wollte zu wenig geben und verlor deswegen zuletzt alles.

Weiter erörtert das Werk den damaligen Anschluß Preußens an Rußland und die leider wahrhaft lächerliche Schwäche, womit die preußische Politik der russischen nachgab. Der Minister Hardenberg wird nach Gebühr deshalb getadelt, denn an ihm war es, den damals von seiner Unentschlossenheit mehr als je gequälten König besser zu berathen. Obgleich Preußen zweimal so viel Truppen stellte, als Rußland, ließ es sich doch gefallen, daß es von den englischen Subsidien nur halb so viel bekam, als Rußland. Auch sicherte es vorschnell und zu seinem eigenen großen Schaden den Russen den Besitz von Polen zu und ließ sich dagegen die eigene Erwerbung Sachsens nur in allgemeinen Redensarten zusagen, aber nicht verbürgen. Zudem hätte, was der Verfasser nicht genug hervorhebt, Preußen die auf Deutschland berechneten russischen Proklamationen nicht dulden sollen. Preußen hatte seine bestimmte norddeutsche Politik; am wenigsten war der damalige König geeignet und geneigt, deutscher Kaiser zu werden. Die Wiederherstellung des deutschen Reiches, welche Alexander zuerst durch Wittgenstein, dann durch Kutusow verkünden ließ, lag also noch viel weniger im preußischen, als im österreichischem Interesse. Oesterreich erklärte sich ausdrücklich dagegen und verzichtete von vorn herein auf die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde. Preußen nahm zwar auch die Kaiserkrone nicht für sich in Anspruch, aber ließ die Russen doch ein deutsches Kaiserthum proklamiren. Eine solche russische Anmaßung hätte gar nicht geduldet werden sollen.

Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, wie vage das Verfahren der Russen, Preußen mit Sachsen zu entschädigen, gewesen sey, da, wenn sich der König von Sachsen, was damals auch schon im Werke war, von Napoleon getrennt und sich an die Allianz oder auch nur an Oesterreich angeschlossen hätte, von einer Besitznahme seiner Staaten durch Preußen gar nicht mehr hätte die Rede seyn können.

Alles, was Napoleon Oesterreich anbot, war Illyrien, Schlesien und eine Mill. Polen, also nicht einmal so viel, als es vor dem großen Kriege mit Frankreich besessen hatte. Zudem bot er diese Provinzen Oesterreich nur zum Lohn für dessen Mithülfe im Kriege an. An einen allgemeinen Frieden dachte er gar nicht und nahm nur die Miene an, darauf eingehen zu wollen, um Zeit zu seinen Rüstungen zu gewinnen. Während er immer noch mit Metternich unterhandelte, ließ er den Kaiser von Rußland vor Metternichs Ränken warnen und machte ihm große Anerbietungen, die jedoch zurückgewiesen wurden. Unter diesen Umständen wurde Oesterreich immer mehr der Hoffnung beraubt, zwischen Napoleon und der nordischen Allianz eine starke Stellung zu erwerben und den Frieden vermitteln zu können. Es überzeugte sich, daß es von Napoleon nichts zu erwarten habe, daß dieser sich ihm niemals fügen werde, dagegen kamen ihm Rußland, Preußen und England in jeder Weise entgegen und gestatteten ihm, sich durch ein Bündniß mit ihnen die Vortheile zu sichern, die ihm Napoleon zu bieten versäumt hatte.

Oesterreich konnte nicht den Frieden vermitteln, wohl aber einen Waffenstillstand. Es brauchte denselben zur Vollendung seiner Rüstungen und Napoleon selbst nahm ihn zu dem gleichen Zwecke an, denn er wollte sich dermaßen rüsten, daß er, nachdem er Preußen und Russen bereits in zwei Schlachten zurückgeworfen hatte (bei Großgörschen und Bautzen), auch die Oesterreicher schlagen könne. Der Verfasser hat sehr recht, wenn er sagt, nicht die Annahme des Waffenstillstandes, sondern die Nichtannahme der österreichischen Anerbietungen sey der große Fehler gewesen, den Napoleon begangen habe. Auch noch während des Waffenstillstands konnte er sich mit Oesterreich verständigen und Metternich sagte mehr als einmal, Napoleon müsse, weil er es nicht that,

den Verstand verloren haben. Die längere Unterredung Metternichs mit Napoleon in Dresden wird hier sehr ausführlich behandelt. Sie hatte zum Erfolg, daß der erstere sich vollkommen von dem Eigensinn überzeugte, mit welchem Napoleon, auf sein Waffenglück vertrauend, jeden Friedensschluß, der ihm Opfer auferlegt hätte, von sich wies, und von Oesterreich die bisherige Unterordnung verlangte, ohne ihm eine Nebenordnung zuzugestehen.

Mittlerweile hätte der Kronprinz von Schweden, der sich der Allianz angeschlossen hatte, das nordwestliche Deutschland und namentlich Hamburg, welches sich bereits gegen die Franzosen empört hatte, beschützen sollen. Während dieser Herr aber von Preußen verlangte, es solle, wenn der Krieg glücklich endige und Napoleon gestürzt würde, ihm, dem weiland Bernadotte, den französischen Thron überlassen, er also für diesen seinen persönlichen Zweck die Waffen der Deutschen in Anspruch nahm, kartete er heimlich mit Rußland und Dänemark ab, daß letzteres ihm Norwegen abtreten und dafür durch die deutschen Hansestädte und ein entsprechendes deutsches Gebiet entschädigt werden sollte. Wir Deutsche hätten ihm die französische Krone erkämpfen sollen, während er uns an die Dänen verkaufte. Gleicher Infamie machte sich damals die russische Politik schuldig, welche, nachdem sie eben erst die Wiedergeburt der deutschen Nation und die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums verkündet hatte, den schändlichen Verkauf der Hansestädte guthieß und denselben durch den Fürsten Dolgorucki eifrig betreiben ließ. Er wäre auch zu Stande gekommen, denn Oesterreich konnte ihn nicht hindern und Preußen ließ sich alles von den Russen gefallen. Nur England, welches die dänische Marine nicht durch die Hansa verstärkt sehen wollte, legte sich energisch ins Mittel und seinen Drohungen mußte Rußland nachgeben. Da zog sich Bernadotte grollend zurück und duldete, daß die Franzosen unter Davoust an Hamburg die grausamste Rache nahmen.

So handelten die, welche sich als die Befreier Deutschlands preisen ließen. Wenn nicht die Deutschen selbst, und insbesondere die Preußen, die ungeheuersten Anstrengungen gemacht hätten, um sich selber zu helfen, so würden sie nach Napoleons Sturz nur eine Fremdherrschaft mit der andern vertauscht haben.

In überraschender Weise wurde Preußen damals gerade von der Großmacht, welche, wie zur Zeit Friedrichs des Einzigen, sein intimster Bundesgenosse hätte seyn sollen, nämlich von England, am hämischesten angefeindet. Rußland meinte es schlecht mit Preußen. Es bot ihm nicht einmal die Zurückgabe des ihm früher von Rußland selbst entrissenen polnischen Gebietes an. Es nutzte Preußen aus und bediente sich seiner wie eines abhängigen Vasallen. Es ließ sich von ihm die größten Dienste leisten und speiste es mit leeren Versprechungen ab. Es ließ sich immer von Preußen zustimmen, wenn es einen russischen Vortheil galt, stimmte aber nicht Preußen zu, wenn es einen preußischen Vortheil galt. Allein es wollte immerhin Preußen so viel Macht lassen, um Oesterreich damit im Schach halten zu können. Schwach gegen Rußland, sollte es doch stark genug gegen Oesterreich seyn. Oesterreich selbst war der alte Feind Preußens und es lag ihm sehr am Herzen, zu verhüten, daß Preußen durch seine Popularität bei den deutschen Bevölkerungen mächtig erstarke. Daß Oesterreich die Rheinbund-Souveränetäten gegen die von Preußen ausgegangene deutsche Begeisterung schützte, hatte einzig seinen Grund in jener Besorgniß, Preußen könne dadurch zu mächtig werden. Andererseits wollte aber Oesterreich Preußen immerhin als eine Macht erhalten, um mit derselben Rußland im Schach zu halten. Da Oesterreich im eigenen Interesse die Wiederherstellung Polens nicht zugeben konnte und Schweden seit dem Verluste Finnlands gegenüber von Rußland fast ohnmächtig geworden war, konnte nur noch Preußen einen Damm gegen Rußland bilden und aus diesem Grunde wollte Oesterreich, daß Preußen hinlänglich stark bleibe, um ihm im Norden zu nützen, wenn es nur nicht so stark würde, um ihm im Süden zu schaden. Also war Preußen bis auf einen gewissen Grad der Unterstützung sowohl Rußlands als Oesterreichs gewiß und hätte von diesen Mächten im Verhältniß seiner eigenen erstaunlichen Kraftentwicklung auch mehr Concessionen erlangen können, wenn seine Diplomatie es nicht an aller Umsicht und Energie hätte fehlen lassen. Nur England wollte nichts für Preußen thun.

Ueber diesen wichtigen Punkt sagt der Verfasser: „Hardenbergs Unfähigkeit und Nachlässigkeit bewirkte es demnach, daß zu einer Zeit, wo die preußischen Streitkräfte die vertragsmäßig von Rußland zu stellenden fast um das Doppelte überstiegen, letzteres dennoch das Doppelte der dem preußischen Hofe bewilligten Hülfsgelder erhielt. Wer bloß die Leistungen und Gegenleistungen Englands und der mit ihm verbündeten Mächte, Preußen und Rußland, miteinander vergleicht, kommt zu dem höchst auffallenden Ergebnisse, daß das englische Cabinet seine Geldunterstützungen im umgekehrten Verhältnisse zu dem Eifer und den Leistungen seiner Bundesgenossen abmaß. Das wäre schwerlich ge-

schehen, wenn das Parlament von dem eigentlichen Thatbestande Kunde gehabt hätte; allein der tiefer liegende Grund einer so befremdlichen Handlungsweise lag darin, daß Graf Münster, der hannöversche Minister, welcher dem, mit den deutschen Verhältnissen unbekannten Castlereagh als zuverlässiger Auskunftsertheiler galt, zu derjenigen Partei in Deutschland gehörte, die ein starkes Preußen als unvereinbar mit der, von ihr erstrebten Wiederherstellung eines deutschen Kaiserthums ansah. Außerdem haßte er Preußen wegen der zeitweiligen Besetzung von Hannover, und hegte den Plan, letzterem nach dem Sturze Napoleons alle zwischen der Schelde und Elbe eroberten Länder einzuverleiben, ein Plan, welcher dem Prinz-Regenten von England, und eben deshalb auch dessen Ministern sehr gefiel, und der darauf hinauslief: Hannover statt Preußen zur vorherrschenden Macht in Norddeutschland zu machen. Trotz der so schmal zugemessenen Geldhülfe, trotz dem, daß Münster von den 50,000 Gewehren, welche England nach Deutschland sendete, nur 5000 zur Bewaffnung der preußischen Landwehr verabfolgen ließ, die übrigen aber für die hannöverschen Rüstungen zurückbehielt, welche, wie vorauszusehen war, ein kaum nennenswerthes Ergebniß lieferten, bewirkte Preußen durch die begeisterte Thatkraft seines Volks die Wiederherstellung seines früheren Machtverhältnisses und das Scheitern jenes Planes."

Der Waffenstillstand lief ab, ohne daß Napoleon Oesterreichs wiederholte Friedensanträge angenommen hätte, obgleich sie so günstig für ihn waren, daß man Oesterreich später noch oft genug vorgeworfen hat, es hätte ihm bei weitem nicht so viel zugestehen sollen. Auch sein treuer und gescheidter Unterhändler Caulaincourt staunte und erschrack, daß Napoleon nach so großen Verlusten in Rußland und Spanien, unter einer Menge von mächtigen Feinden und gegen ihn empörten Bevölkerungen doch immer noch Krieg führen und einen Frieden nicht annehmen wollte, den er niemals günstiger hätte schließen können. Caulaincourt wagte es, ihm dringende Vorstellungen zu machen, aber anstatt ihm zu antworten, durchlief Napoleon die Bestandlisten seiner Armee. Auch Fouché, auch Savary warnten ihn vergebens. Dem letztern, seinem ergebensten Diener, ließ er befehlen, ihm nie mehr vom Frieden zu reden.

Oesterreich blieb nun nichts übrig, als sich der Allianz gegen Napoleon anzuschließen. Es mußte sich jetzt hauptsächlich an Preußen halten, denn nur die zahlreiche preußische, nicht die minder zahlreiche russische Armee konnte ihm helfen, den gemeinschaftlichen Feind niederzuwerfen. Preußen hätte daher in Bezug auf seine Zukunft Concessionen von Oesterreich verlangen dürfen, die aber Hardenberg wieder in seiner gewohnten Fahrlässigkeit nicht verlangte. Eine andere Frage ist, ob Oesterreich sich nicht gegen die Anmaßungen Rußlands besser hätte wahren können und sollen. In dem Vertrage, den es mit Preußen schloß, wurde die Wiederherstellung des deutschen Reichs von beiden Seiten ausdrücklich verneint und behielt sich Oesterreich vor, die Rheinbundstaaten erst zum Abfall von Napoleon zu bewegen und dann in seinen Schutz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Sittengeschichte.

Das Duell. Von Professor Dr. Stahlowsky. Leipzig, L. Pernitzsch, 1864.

In dieser kleinen Schrift wird das gänzliche Aufhören der Duelle als eine nothwendige Folge fortschreitender Aufklärung und Humanität gefordert. Nach derselben Weltanschauung, welche den letzten Juristentag bewog, sich für Abschaffung der Todesstrafe zu erklären. Diese sentimentale Auffassung ist aber nicht die natürliche. Eine gewisse Barbarei ist von der Mannhaftigkeit und Schlagfertigkeit, dieser köstlichsten Erbschaft tüchtiger Völker, unzertrennlich. Wir wollen nicht weibisch werden.

Nur darin hat der Verfasser Recht, daß er zur Abwendung ungerechtfertigter Duelle Ehrengerichte verlangt. Solche waren auch schon längst in allen ehrenhaften Corporationen eingeführt. Man soll bubenhafte, auf Mißhandlung abgesehene Provocationen des Duells nicht dulden. Das Ehrengesetz soll den unerfahrenen Jüngling vor den übermüthigen Herausforderungen verdorbener Raufer und Säufer schützen. Es soll Fälle verhüten, wie derjenige war, in welchem Herr v. Hinkeldei seiner Familie und seinem Amt entrissen wurde. Aber es soll in rechter Sache rechten Männern ihre Ehre mit den Waffen auszufechten nicht verbieten wollen. Es soll dieses uralte Recht freier germanischer Männer nicht verscherzen und einer sentimentalen Grille opfern, die nur einem weibischen Volk unter ängstlicher Polizeivormundschaft angemessen ist, nicht den Nachkommen des tapfersten aller Völker auf Erden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 100. 16. Dezember 1863.

Geschichte.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863.

(Fortsetzung.)

Obgleich nun Oesterreich gegen Napoleon mitkämpfte und sich sogar von Rußland und Preußen den Oberbefehl über die verbündeten Heere zuerkennen ließ, bediente es sich dieser überlegenen Stellung doch nur in dem nämlichen Sinne, in welchem es früher sich so viele Mühe gegeben hatte, Napoleon zu einem ihm selber günstigen Frieden zu bewegen. Es beabsichtigte nämlich, Napoleon zu schonen, ihn zwar zu demüthigen und ihn die Uebermacht fühlen zu lassen, ihn aber keineswegs vom Thron zu stürzen, daher auch beim künftigen Friedensschlusse dem französischen Reiche immer noch eine beträchtliche Stärke zu belassen. Während die Preußen darauf ausgingen, Napoleon gänzlich zu stürzen und Frankreich so klein zu machen, daß es Deutschland nie wieder angreifen könne, legte Oesterreich, hierin mit Rußland einverstanden, dem Eifer der Preußen einen Hemmschuh an.

Damit hing die Wahl des Obergenerals zusammen. Fürst Karl von Schwarzenberg war kein großer Feldherr, aber ein gefügiges Werkzeug Metternichs und nur deshalb wurde ihm das höchste Commando anvertraut. Wem anders hätte dasselbe gebührt, als dem Erzherzog Karl? Aber diesem war der Kaiser abgeneigt. „Als vom Erzherzoge Karl im Jahr 1809 nach den ersten Erfolgen der französischen Waffen Unterhandlungen mit Napoleon angeknüpft worden waren, ohne daß er hiezu vom Kaiser Franz beauftragt gewesen, hatte man diesen glauben gemacht: sein Bruder habe dabei beabsichtigt, gegen sein Versprechen dem Rheinbunde beizutreten, von Napoleon die böhmische Königskrone zu erlangen. Diese eben so unglaubliche als unerwiesene Beschuldigung hatte nichtsdestoweniger zur Folge gehabt, daß Erzherzog Karl seitdem von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen wurde. Die hierdurch zwischen dem Kaiser und dem Erzherzoge entstandene Spannung war dann durch neue Zuträgereien aufs äußerste gebracht worden. Letzterer sollte unter anderem gesagt haben: wenn der Kaiser deshalb, weil er Napoleons Schwiegervater sey, sich dazu bestimmen lasse, mehr dem Familieninteresse als dem wahren Vortheile des Staates gemäß zu handeln, so möge er die Krone einem Gliede der kaiserlichen Familie abtreten, bei welchem solche Rücksichten nicht obwalteten. Der Kaiser Franz traute seinem Bruder um so mehr zu, sich in dieser Weise ausgesprochen zu haben, als er von ihm wußte, wie eifrig er für den Krieg gegen Frankreich sey, und daß er gern jede Gelegenheit ergreife, die Politik des kaiserlichen Cabinets, in welchem er keine Stimme hatte, zu tadeln. Er beneidete dessen Beliebtheit beim Heere, und fürchtete dieselbe um so mehr, als er selbst sich einer solchen nicht rühmen konnte."

Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, daß Schwarzenberg nicht unabsichtlich und aus Ungeschicklichkeit, sondern absichtlich und nur gemäß der Politik Metternichs den Krieg so geführt habe, daß Napoleon immer noch gut genug weg kam und aufs neue in Unterhandlungen eintreten konnte, in denen ihm von österreichischer und russischer Seite immer noch große Concessionen gemacht wurden. Daher die lahme Verfolgung Napoleons nach der Schlacht bei Leipzig. Daher das Zaudern Schwarzenbergs im Feldzug 1814. Auch Wrede wird hier, sofern er in Würzburg und Hanau durch zu langes Zaudern und unnöthige Zertheilung seiner Truppen sich außer Stand setzte, Napoleon auf seinem Rückzug abzufangen, durch die ihm von Schwarzenberg zugegange-

nen Beieble entschuldigt. Derselben österreichischen Politik entsprach auch die Schonung Murats in Neapel. Metternich schloß mit ihm ein Bündniß. Wenn Murat nur in Neapel bleiben konnte, gab er sich gern zum Vasallen Oesterreichs her, was der Bourbon Ferdinand IV. nicht gethan haben würde. Auch blieb für Oesterreich, wenn Napoleon die freundlichen Gedanken Metternichs absolut nicht verstehen wollte, nach seiner Absetzung eine Regentschaft Marie Louisens unter Oesterreichs Auspicien in Aussicht. Deshalb mußte Frankreich, nach der Ansicht Metternichs, groß und mächtig bleiben, um im Verein mit Oesterreich den ungestümen Preußen und den intriganten Russen die Waage zu halten.

Man muß in der That erstaunen, warum Napoleon die Rathschläge Metternichs nicht annahm, da seine besten Freunde und treuesten Anhänger ihn beschworen, es zu thun, und er gleich diesen selbst die Vortheile hätte begreifen sollen, die Metternich ihm immerfort noch anbot. Schwarzenberg schonte seine Truppen, indem er 1814 jeden ernsten Angriff auf die Franzosen vermied, nur zu dem Zweck, um, wenn sich Napoleon noch mit Oesterreich verständigt hätte, den Preußen, welche sich nutzlos im Kampfe aufopferten und schwächten, den Frieden dictiren zu können. Aber Napoleon hat es oft und laut wiederholt, daß er zu stolz sey, um von der Gnade Metternichs leben zu wollen, und daß er immer noch die Hoffnung hegte, seine ohnehin nicht einigen Gegner einzeln zu schlagen. Seine Hartnäckigkeit war schuld, daß Metternichs ihm so günstiger Plan durch Rußland, England und Preußen vereitelt wurde, weil diese Mächte, nachdem einmal Napoleon selbst beseitigt werden mußte, auch dessen Sohn unter Marie Louisens Regentschaft nicht mehr anerkennen wollten und die Rückkehr der Bourbons duldeten.

Der Verfasser wirft einen Blick auf die fabelhafte Charakterlosigkeit der französischen Großen, des Senats, selbst der Marschälle und der Pariser Bevölkerung, die den großen Napoleon massenhaft verließen und den fremden Monarchen als Befreiern zujauchzten.

Der erste Pariser Frieden vereitelte Oesterreichs Hoffnung, sofern die Bourbonen wieder hergestellt wurden, entsprach aber doch den österreichischen Wünschen insofern, als Frankreich stark genug blieb, um der nationalen Begeisterung in Deutschland, worin damals Preußens Stärke lag, trotzen zu können. Frankreich in seinen alten Grenzen und durch den Krieg geschwächt, schien dem Fürsten Metternich weniger gefährlich, als die damalige deutsche Sturm- und Drangpartei, die in Blücher ihren Helden, in Arndt ihren Sänger, in Görres ihren größten Publicisten hatte. Man kann dem König von Preußen nicht vorwerfen, daß er nicht im Sinne dieser Partei handelte. Er war dazu nicht geboren, sein ganzes Wesen war nicht dazu geeignet. Aber im specifisch preußischen Sonderinteresse hätte er mehr thun sollen und können. Je nüchterner und trockener er sich zu der ihn umrauschenden Begeisterung verhielt, um so klüger hätte er den Vortheil seiner Dynastie wahrnehmen sollen. Preußen hatte das meiste im Kriege gethan. Es hatte eine furchtbare Armee, welcher, wenn sie concentrirt gewesen wäre, damals keine andere gewachsen war. Es hatte die Stimmung von ganz Deutschland für sich. Es hätte also Forderungen machen können und man hätte sie bewilligen müssen. Aber es ließ sich ungestraft mißbrauchen. Die Russen wollten ihm nicht einmal Danzig lassen. Das wurde dem König nun doch zu toll und er fuhr einmal zornig gegen die Russen auf. Da beschmeichelte man ihn wieder und ließ ihm Danzig, lachte ihn aber heimlich aus, als er die Schwachheit hatte, den Pariser Frieden zu unterzeichnen, ohne den Lohn voraus zu bedingen, den Preußen für seine Anstrengungen verlangen konnte, und ohne sich von den andern Großmächten deßfalls eine Bürgschaft ausstellen zu lassen.

Am Schlusse des ersten Bandes stellt der Verfasser Hardenberg und Wrede in Parallele. Beide wurden, nachdem Metternich gefürstet worden war, gleichfalls mit dem Fürstentitel belohnt, aber sie hatten nicht wie Metternich der Dynastie, der sie dienten, genutzt. Wie Hardenberg, so hatte auch Wrede sich immer nur mit Versprechungen abspeisen lassen und unterzeichnet, was man wollte, ohne für Bayern sichere Bürgschaften auszubedingen.

Wenn nun die Dynastien selber für ihre Anstrengungen nicht erlangten, was in ihrem Interesse lag, wie hätte da die deutsche Nation im Ganzen etwas erlangen sollen. Sie war von vorn herein verrathen und verkauft. Das Unerhörte geschah, daß das besiegte Frankreich im Frieden mehr Vortheile erlangte, als das siegende Deutschland, und daß der Hauptschuldige am ganzen Unglück Europas, das französische Volk, besser weg kam als das deutsche, welches am meisten gelitten und die schwersten Opfer gebracht hatte, um endlich den Sieg zu erringen.

Im zweiten Bande wird zunächst erörtert, was auf dem Wiener Congreß geschah. „Der Aufwand, welchen die Congreßfeste dem Wiener Hofe verursachten, soll mehr als dreißig Millionen Gulden betragen haben, eine schon an sich ungeheure Summe, die aber um so mehr in Erstaunen setzt, als sie von einem Staate

verausgabt wurde, welcher drei Jahre vorher durch Erklärung seiner Zahlungsunfähigkeit unzählige Menschen um ihre Habe gebracht und so eben erst einen äußerst kostspieligen Krieg beendigt hatte. Diese maßlose Verschwendung und Ueppigkeit machte einen um so peinlicheren Eindruck auf den ruhigen Beobachter, da die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte, noch bluteten, und mehr als 50,000 dienstuntüchtige österreichische Krieger, zur Hälfte kärglich unterstützt, zur Hälfte auf künftige Unterstützung vertröstet, bitterem Mangel preisgegeben waren; da ferner gleichzeitig in Siebenbürgen eine Hungersnoth das Land entvölkerte und die dringendsten Staatsbedürfnisse aus Geldmangel nicht befriedigt werden konnten. So waren z. B. die Straßen großentheils in unfahrbarem Zustande, und diejenige von Wien nach Ofen mußte erst wiederhergestellt werden, um es dem Kaiser Franz möglich zu machen, seine vornehmen Gäste zu den in seiner ungarischen Hauptstadt veranstalteten Festen zu führen."

Der eigentliche Lenker des Congresses war Metternich. Wir lesen hier: „Durch gewinnende Eigenschaften sein diplomatisches Vorbild, den Fürsten Talleyrand, weit übertreffend, an Verstellungskunst, Kaltblütigkeit und Schlauheit ihm gleich, besaß er weder dessen umfassende Kenntnisse, noch dessen Kühnheit und Folgerichtigkeit in politischen Berechnungen. Er liebte es, die Ereignisse so lange als möglich abzuwarten, verwickelte sich nicht selten in Widersprüche, und schien oft Ränke mehr aus Liebhaberei zu schmieden, als weil es seine Zwecke erforderten. Seinem Hange zu maßloser Verschwendung konnte er nur durch die Rücksichtslosigkeit genügen, mit welcher er Schätze zu erwerben fortwährend bemüht war. Mit dem Kaiser Franz, dessen Selbständigkeit und Schlauheit bei weitem unterschätzt zu werden pflegen, stets in gutem Vernehmen, wußte er sich demselben durch kluge Nachgiebigkeit und durch geschickte Lösung der von diesem ihm gestellten politischen Aufgaben unentbehrlich zu machen. Freiherr von Wessenberg dagegen, der zweite Vertreter Oesterreichs, ein erfahrener einsichtsvoller Staatsmann und freisinnigeren Ansichten nicht abhold, hatte dieser, seinem kaiserlichen Herrn verhaßten Richtung seine baldige Entfernung von den Staatsgeschäften zuzuschreiben. Der durch seine gewandte Feder eben so sehr, als durch seine Genußsucht, Käuflichkeit und lächerliche Schreckhaftigkeit bekannte Hofrath von Gentz war ihnen als Protokollführer bei den allgemeinen Conferenzen beigegeben. — Die Schwierigkeit, sich über die neue staatliche Ordnung Europas zu verständigen, wurde durch die Zerstreuungssucht der damit beauftragten Staatsmänner noch bedeutend gesteigert. Es kam sogar vor, daß Metternich diplomatische Besprechungen versäumte, weil er, beschäftigt den Damen für Darstellung lebender Bilder Roth aufzulegen, sich an dem verabredeten Orte einzufinden vergaß. Indessen scheint es beinahe, als ob solches Vergessen geschäftlicher Pflichten von Seiten Metternichs ein erkünsteltes gewesen sey, um seine diplomatischen Collegen dadurch sicher zu machen und sich ihre Täuschung zu erleichtern; wenigstens müssen selbst seine Gegner zugeben, daß er nie verabsäumte, Oesterreichs Vortheil zu rechter Zeit zu wahren."

Neben Metternich spielte Talleyrand die erste Rolle auf dem Congreß, und die schlechteste und unglücklichste spielten die Vertreter des deutschen Nationalinteresses. Denn Wilhelm von Humboldt wurde nicht gehört und Stein vom russischen Kaiser nur bei der Nase herumgeführt. Das war die Schuld Metternichs, der sich Frankreichs gegen die deutsche Nationalpartei bediente und daher auch den abgefeimten Talleyrand als seinen Bundesgenossen behandelte. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß Metternich mittelst dieses Talleyrand auch den russischen Einfluß am französischen Hofe zu schwächen und durch den österreichischen zu ersetzen suchte. Es handelte sich hier überall nur von Cabinetsfragen, unsere arme Nation, die damals noch vertrauensvoll auf eine ihr günstige Entscheidung harrte, fand dabei nicht die geringste Berücksichtigung.

Preußen ließ sich auf eine ganz unglaubliche Weise fort und fort dupiren. Sein siegreiches Heer und die Volksstimmung in Deutschland hätten ihm eine feste und unbeugsame Stütze gegeben, wenn es sich derselben nur hätte bedienen wollen. Es mußte in diesem Falle großartig auftreten, wie es Görres verlangte, im Namen der deutschen Nation sprechen, die Frage der äußeren Grenzen Deutschlands zur Hauptfrage machen und der undeutschen Politik Metternichs mit allen Hebeln der Oeffentlichkeit entgegenwirken. Es mußte nur deutsches Nationalinteresse vertreten, dann würde es auch für sein preußisches Sonderinteresse am besten gesorgt haben. Aber es ließ sich so weit bethören, daß es, um Sachsen zu erwerben, seine ganze Popularität auf das Spiel setzte. Indem es in allen Hauptfragen der antideutschen Politik der übrigen Großmächte nachgab und zustimmte, fiel es in die schmähliche Rolle zurück, die es einst auf dem Rastatter Congresse gespielt hatte. In der That war der große Krieg nicht deswegen geführt worden, daß wieder, wie damals in Rastatt, die deutschen Staaten unter der Hetzpeitsche des Auslands gezwungen werden sollten, einander selbst aufzufressen. Deutschland hatte sich ermannt, durch die Tapferkeit der Deutschen

waren endlich die französischen Länderräuber, die früher in Rastatt triumphirt hatten, in ihre Höhle zurückgeschreckt worden.

(Schluß folgt.)

Reise.

Kurland. Reiseeindrücke von Land und Stadt. Von Ludwig Brunier. Leipzig, Matthes, 1862.

Kurland gehört nicht zu den Ländern, welche viel von Touristen besucht und beschrieben werden, deshalb müssen uns die seltenen Berichterstattungen aus jener abgelegenen Zone um so mehr interessiren.

Unser Reisender fand Kurland weniger russifizirt, als Elsaß und Lothringen französirt sind. Ueberall athmete er dort Luft der Heimath und umtönten ihn Laute der deutschen Sprache schön und rein, wenn gleich etwas hart gesprochen. Am meisten verehrungs- und liebenswürdig fand er die Damen. Der deutsche Adel übt die edelste Gastfreundschaft auf seinen Gütern und ist fein gebildet. Städte gibt es nur wenige, die Hauptstadt Mitau selbst hat nicht mehr als 20,000 Einwohner, die Gesellschaft, wie der Geist vertheilen sich mehr auf die Edelsitze. Die Gesellschaft ist ganz auf sich angewiesen, da die Natur wenig Genuß darbietet, denn der Strand ist sandig, flach und höchst einförmig, und eben so monoton sind die Wälder. Die lettischen Ureinwohner werden als sehr gutartige Leute geschildert und der Verfasser rühmt, daß sie sich keineswegs furchtsam und knechtisch bezeugen, wie denn überhaupt seine Befürchtung, er werde überall in Rußland die Knute schallen hören, sich als ganz unbegründet erwies. Er hielt sich längere Zeit in der Handelsstadt Libau auf, die zugleich Badeort ist, und zeigt sich als ein wenig blasirt, indem er mit einer gar zu vornehmen Touristenmiene auf das ländlich-sittliche, kleinstädtische, Mangel an Comfort und besonders auf die Küche herabblinzelt, welche letztere er geradezu abscheulich nennt. Auch läßt er bei jeder Gelegenheit einen fanatischen Haß gegen die Pfaffen durchblicken, welches dem hohen Bildungsgrade, den er anspricht, nicht angemessen ist.

Unter den Kurländern ist jetzt der General Todleben der Berühmteste, der tapfere Vertheidiger von Sebastopol. Er stammt aus einer bürgerlichen Familie in Mitau, aber der gesammte Adel von Kurland, Livland und Esthland schätzte es sich zur Ehre, ihn in seine Reihen aufzunehmen. Indem der Verfasser von ihm spricht, vergißt er nicht zu bemerken, wie viele tapfere Männer der deutschen Ostseeprovinzen schon im Dienste des Czaaren ruhmvolle Thaten vollbracht und Rußland vergrößert haben, während sie schicklicher diese Dienste dem deutschen Reiche hätten leisten sollen.

Zu den Sonderbarkeiten der Kurländer, selbst der höchstgebildeten, gehört der häufige Gebrauch des „Pfui". „Ich sagte einmal: ‚Gewiß würden Ihre Töchter sehr glücklich seyn, wenn sie jeden Tag einige Werste spazieren fahren könnten'. ‚Pfui', antwortete mir der Vater, ‚sie machen sich gar nicht so viel daraus'. Ein andermal sagte ich zu einer jungen Dame: ‚Wohnt Ihre Tante nicht neun Meilen von Ihnen entfernt?' ‚Pfui', antwortete sie, ‚nur sieben'. Dies ‚Pfui' ist in beiden von mir angeführten Fällen gleichbedeutend mit einem starken ‚Nein'."

„In allen Städten der Ostseeprovinzen heißen die geschlossenen Gesellschaften, wo die Bürger am Abend zum Klub zusammenkommen, ‚Mußen' (natürlich in der Bedeutung des von Geschäften Freiseyns); aber die harte Aussprache dieser nördlichsten Deutschen läßt das ‚ß' ganz wie ‚ss' erklingen, wodurch auch das lange ‚u' in ein kurzes verwandelt wird: also ‚Musse' statt ‚Muße'." Es ist doch die Frage, ob hier an Muße im Sinn des Müßiggehens oder Ausruhens zu denken ist. Man könnte den in Deutschland überall gebrauchten Ausdruck Museum herbeiziehen, wenn dem Worte nicht vielleicht ein viel älterer deutscher Ursprung zugeschrieben werden darf, zusammenhängend mit Musterung, mit der Versammlung auf der Muswiese, mit der gemeinschaftlichen Aufbewahrung der Waffen im Musthurme. Vgl. unsere Blätter von diesem Jahr Nr. 71. Es käme darauf an, ob das in Libau gebräuchliche Wort schon ein altes ist und sich auf eine Genossenschaft freier deutscher Bürger im Gegensatz gegen die lettischen Ureinwohner beziehen läßt. Das altdeutsche Wort muzon, mutare, geht in Mause, mausern (Ablegen der Federn) über und könnte mit dem Ablegen der Waffen nach der Musterung in einem Mushause oder Musthurm in Verbindung gebracht werden. Sonst heißt museln auch spalten, Musel ein Scheit Holz (Schmeller, bayrisches Wörterbuch II. 635). Das altdeutsche Wort muozzen wird auch activ gebraucht, jemanden zwingen, daß er etwas thun muß; Muozze könnte demnach eine Gesellschaft bezeichnen, die sich zu etwas selbst verpflichtet hat. In diesem Sinne hießen die Mühlen, die das Monopol des Mahlens hatten, Mußmühlen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 101. 19. Dezember 1863.

Geschichte.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863.

(Schluß.)

Nach der Schlacht bei Leipzig war es nicht mehr an der Zeit, daß die Deutschen sich unter einander selbst um ihre Länderfetzen stritten, da erobertes Land genug vorhanden war, um alle zu befriedigen. Man hätte nur Elsaß und Lothringen sammt Belgien wieder zu Deutschland ziehen dürfen. Nun aber gelang es Metternich mit Hülfe des Auslands, Preußen, sofern es Sachsen haben wollte, als eine raubgierige und ungerechte Macht hinzustellen, überall in Deutschland selbst für das arme Sachsen Sympathien zu erwecken und schließlich Preußen um seinen erwarteten Lohn zu verkürzen. Denn auch Rußland ließ jetzt das allzu leichtgläubig gewesene Preußen im Stich und nahm sein Versprechen hinsichtlich Sachsens zurück. Kaiser Alexander, der hinter seinem liebreizenden Lächeln wie hinter seiner Frömmelei immer nur eine tiefe Arglist verbarg, gab Gewissensscrupel vor, die ihn abhielten, den armen König von Sachsen des Thrones für verlustig zu erklären. Mit derselben tiefen Arglist affectirte er damals, der wärmste Freund der polnischen Nationalität zu seyn, so daß er, als ihm die übrigen Großmächte doch wenigstens nicht ganz Polen lassen wollten, eine große Insurrection der Polen im Namen und zur Erhaltung ihrer Nationalität selber befahl und leitete. Diese russische Sentimentalität war eines Hohngelächters der Hölle werth. Wie schrecklich haben die armen Polen für ihre damalige Leichtgläubigkeit büßen müssen! Ohne sich zu sträuben, ja mit Enthusiasmus folgten sie der russischen Verlockung und halfen sich selber die Ketten ihres Elends anlegen.

Preußen erhielt also die Abrundung, die es gewünscht hatte, nicht. Zwischen Ost- und Westpreußen einer- und Schlesien andrerseits schob sich Rußland ein, so daß die russische Grenze nur wenige Tagereisen von Berlin entfernt blieb. Dagegen schob man Preußen bis nach Trier vor, ohne den ihm dort überlassenen Provinzen eine hinreichende Ausdehnung zu geben, um jeden Angriff Frankreichs von dieser Seite her energisch zurückweisen zu können. Der englische Neid litt nicht, daß das preußische Gebiet bis zur Nordsee gelangte. So blieb Preußen in einer langen Linie von Memel bis Trier ausgestreckt und mitten durchschnitten, mit seinen 17 Millionen Seelen viel zu schwach, um es weder mit Frankreich hier, noch mit Rußland dort aufnehmen zu können. Zum Ueberfluß erhielt es anstatt seiner frühern protestantischen Provinzen (Ostfriesland, Anspach und Baireuth), die es nicht wieder bekam, neue katholische Unterthanen in Westphalen und den Rheinlanden, so daß sich der Unsicherheit seiner äußern Grenzen auch noch der innere Zwiespalt der Confessionen hinzugesellte.

Der englische Neid duldete nicht einmal, daß Belgien und Lüttich dem deutschen Bunde einverleibt wurden, da doch sämmtliche, vormals österreichische Niederlande und das Bisthum Lüttich zum deutschen Reiche gehört hatten. Die Niederlande sollten ausschließlich unter englischen Einfluß kommen und mit Hannover gemeinsam in Norddeutschland Preußen die Waage halten. Eine Zeitlang dachte man daran, den Franzosen Elsaß und Lothringen wieder zu nehmen, aber es geschah nicht. Obgleich die Wiederkehr Napoleons von der Insel Elba den schlagenden Beweis lieferte, wie schlecht man im ersten Pariser Frieden die deutschen Grenzen gesichert hatte, indem Straßburg sich sogleich wieder für Napoleon erklärte, wurden dieselben Grenzen doch auch im zweiten Pariser Frieden nicht besser ge-

schützt. Der Vorschlag, dem Erzherzog Karl oder aber dem Kronprinzen von Württemberg Elsaß und Lothringen zu geben, ging nicht durch. Das erstere wollten sich Rußland und Preußen, das andere Rußland und Oesterreich nicht gefallen lassen. Rußland war fest entschlossen, das Elsaß und Lothringen bei Frankreich zu lassen, damit Deutschland auf dieser Seite immer schwach bleibe und es russischen Beistands bedürfe. Trotz seiner Verschwägerung mit dem Kaiser Alexander mußte daher der Kronprinz von Württemberg zurücktreten. Außer Preußen erhielt nur noch Bayern ein kleines Besitzthum über dem Rhein, nicht um Deutschland gegen Frankreich schützen zu können, denn dazu blieb es viel zu schwach, sondern um durch die Nähe Frankreichs nur selber stets bedroht und compromittirt zu seyn. „Auf diese Weise brachte Metternich, um dem österreichischen Kaiserstaate die Leitung Deutschlands zu sichern, es dahin, daß Preußen und Bayern schwer zu vertheidigende Landstriche an der französischen Grenze als ungenügende Entschädigung erhielten; ja er rühmte sich, daß er beide Staaten hierdurch ‚compromittirt', d. h. in eine Lage gebracht habe, wo sie Frankreichs Angriffe zu fürchten hätten. Wäre das natürliche Bollwerk Süddeutschlands, der Elsaß, wären die lothringischen Grenzfestungen wieder deutsch geworden, dann waren französische Angriffe, selbst wenn Oesterreich seine Bundespflicht nicht erfüllte, keineswegs zu fürchten, und Metternich hätte nicht darüber jubeln können, daß Preußen und Bayern und mit ihnen Süddeutschland in Gefahr seyen! Er jubelte aber hierüber und betrachtete es als ein diplomatisches Meisterstück, daß Deutschland bei Vertheidigung seiner Grenzen gegen Frankreich den Beistand Oesterreichs nicht entbehren könne und deshalb dessen Schutzherrschaft dulden müsse."

Einige Patrioten, die es in ihrer Einfalt gar nicht für möglich hielten, daß das deutsche Volk für seinen Heldenmuth und für seine großen Opfer gar nichts zum Dank erhalten sollte, bildeten sich immer noch ein, was Deutschland äußerlich an seinen Grenzen verlöre, würde ihm innerlich wenigstens durch seine neue Verfassung ersetzt werden. Insbesondere drang Graf Münster auf ein freies deutsches Verfassungswesen nach englischem Muster, aber nur um mit dieser Spielerei die Deutschen vergessen zu machen, wie sehr sich England an Deutschland in Bezug auf dessen äußere Sicherstellung versündigt hatte. Von einer Nationalvertretung konnte in Deutschland ohnehin nicht die Rede seyn, da alle Staaten sich hier von einander abschlossen. Nur innerhalb der mittlern und kleinern ehemaligen Rheinbundstaaten kam ein Verfassungswesen zu Stande, aber nur nach der Schablone der französischen Charte und einzig darauf berechnet, den Rheinbundfürsten die verlorene Popularität wieder zu gewinnen und ihnen in Frankreich eine neue Stütze gegen Oesterreich und Preußen zu gewähren.

Bei alledem stellte sich Rußland, als sey es liberal und wünsche für Deutschland eine freie Verfassung. „Daß Rußland als erobernder Staat alles aufbot, um das benachbarte Deutschland an Wiedergewinnung einer festen, leicht zu vertheidigenden Grenze gegen Frankreich zu hindern, kann keine Verwunderung erregen. Je gefährdeter Deutschland gegen Westen war, desto weniger vermochte es den Eroberungsplanen seines östlichen Nachbars Widerstand zu leisten, mochten dieselben nun auf Erweiterung seiner Grenzen gegen Westen, oder gegen Süden gerichtet seyn, die Einverleibung Ostpreußens, des preußischen und österreichischen Polens, Ungarns, oder der Türkei bezwecken. Je stärker und eroberungslustiger Frankreich war, desto leichter konnte Rußland an Ausdehnung seiner Grenzen denken, wenn es ersteres veranlaßte, dagegen auf Kosten Deutschlands und der übrigen Nachbarländer sich zu vergrößern, und ihm dazu seinen Beistand zusagte. Mit besonderer Genugthuung hatte es daher Rußland gesehen, daß eine kräftige deutsche Bundesverfassung, von der man glauben konnte, sie würde sich in der Stunde der Gefahr bewähren, auf dem Wiener Congresse nicht zu Stande kam. Doch war Alexander viel zu schlau dies merken zu lassen; vielmehr wußte er sogar in einem einsichtsvollen Manne wie Stein den Glauben zu erregen, er nehme warmen Antheil an dem Zustandekommen einer zweckmäßigen, Deutschland kräftigenden Bundesverfassung. Die Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Großstaaten und die Unabhängigkeitsgelüste der kleinern Staaten ersparten ihm die Mühe, die Schöpfung eines kräftigen Bundesstaates zu verhindern." So hatte auch die scheinbare Gunst, die Kaiser Alexander dem Verfassungswesen der Mittelstaaten zuwandte, nur den Zweck, sie gegen das noch absolutistisch gebliebene Oesterreich und Preußen zu hetzen und ihnen sein Protectorat annehmlich zu machen. Diese Politik ist am besten in der russischen Denkschrift von 1834 enthüllt worden.

Der Verfasser hat inzwischen selber immer noch einen gewissen Glauben an das Verfassungswesen, sogar an das Bundesverfassungswesen, indem er schließlich die verfassungsmäßige Unterstellung der Mittel- und Kleinstaaten unter die preußische Spitze als das einzige Heil empfiehlt. Dem einsichtsvollen Verfasser hätte doch nicht entgehen sollen, daß eine freiwillige Unterstellung dieser Art rein undenkbar ist und eine erzwungene, wenn sie überhaupt möglich wäre, den Nerv der Verfassungs-

mäßigkeit, nämlich den gegenseitigen freien Willen ausschließen würde.

Wir halten das Streben nach der formellen Einheit für ein absolut verfehltes und höchst gefährliches. Selbständige Staaten können sich freiwillig für einen gemeinschaftlichen Zweck auf Zeit vereinigen; will man sie aber in ein bleibendes Verhältniß der Abhängigkeit hinein zwingen, so werden sie sich aufs äußerste sträuben und das Ausland wird ihnen gerne helfen. So gelangt man, indem man Einheit sucht, zum Extrem der Zwietracht. Ueberhaupt hat nur der Teufel die Verfassungsparagraphen unter uns arme Deutsche geschleudert, um uns damit wie dumme Vögel zu fangen, denn während wir die Schnäbel öffnen, um sie gierig zu verschlingen, und uns darum beißen, merken wir nicht, daß von hintenher das Netz über uns alle geworfen wird. Nicht auf Verfassungen, sondern auf Schutz und Stärke nach außen kommt es an.

Alterthümer.

1) Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz. II. Band. 3. Heft. Nebst einer Karte und Abbildung. Mainz, in Commission bei v. Zabern, 1863.

Dieses Heft enthält schätzbare Untersuchungen eines K. F. gezeichneten „alten Soldaten" über die Feldzüge des Cäsar, Brutus, Tiberius und Germanicus in Deutschland. Diese Feldzüge werden wie nach ihrem Plane, so nach ihrer örtlichen Richtung genau verfolgt und erhält dadurch dieses dunkle und viel bestrittene Terrain unserer Geschichte neue Aufklärungen. Unter andern weist der Verfasser das Winterlager des Tiberius ad caput Juliae an einem Bache nach, der schon in Urkunden vom Jahr 799 Gullen, vom Jahr 804 Gulline, vom Jahr 1210 Obergulle und vom Jahr 1262 Dorfgulle genannt wird und an dem die Orte Dorf-Gill und Hof-Gill liegen. Ohne hier in die Details der interessanten Abhandlung eingehen zu können, empfehlen wir sie den Freunden der älteren deutschen Geschichte und heben nur einen Punkt hervor, über den noch weiter nachgedacht werden sollte.

Der kriegskundige Verfasser setzt mit gutem Rechte voraus, es sey von Anfang an Plan der Römer gewesen, Germanien zangenartig zu umfassen, vom Rhein und von der Donau her, um es in der Mitte zu erdrücken. Mit diesem Plane bringt er nun, wie den verwegenen Marsch des Drusus an die Elbe, so auch spätere Unternehmungen der Römer in Verbindung. „Es liegt Vieles vor, die Ansicht zu begründen, daß auch die Gebiete des Schwarzwaldes, des Neckars und der linksseitigen oberen Donau, das Zehntland des Tacitus, vom Maine und vom rechten Donauufer aus, zangenartig umfaßt und so romanisirt wurden. Die Linie des Pfahlgrabens (Teufelsmauer), welche von der mittlern Donau nach dem untern Maine zieht, bezeugt die Vollendung dieser Thatsache. Dahingestellt bleibe es, ob die ähnlichen Wälle, Schanzen und Signal-Linien, welche vom Harze ausgehend — vide die Schriften Krug's v. Nidda — durch Sachsen, die Lausitz und Schlesien, Böhmen östlich und nördlich umfassend bis an den Fuß der kleinen Karpathen reichen — Karnuntum, der Hauptwaffenplatz der mittlern Donauprovinzen, lag am Abfall dieses Gebirges unterhalb Wien — die Römerwerk oder Römerschule erkennen lassen, einer ähnlichen großartigen strategischen Conception aus den Zeiten der Trajane oder spätern ihr Entstehen danken. Vielleicht hatte Drusus bei seinem abnormen Marsche nach der Elbe sie schon im Auge. — Das Fehlen auf uns gekommener Nachrichten spricht dagegen, die vorhandenen Werke, ihre Construction und oft auch Römernamen und Funde zeugen dafür. Reichhard hat sich in seinem Werke: ‚Germania Magna' motivirt für den römischen Ursprung jener Linien ausgesprochen. Auch erzählt Dio Cassius: Kaiser Marc Aurel habe die besiegten wortbrüchigen Quaden und Markomannen durch 20,000 Mann, die in Kastellen ihres Gebietes vertheilt waren, überwacht, und als diese Völker, solchen Druckes müde, gen Norden zu den Semnonen auswandern wollten, waren sie abgeschnitten und sahen sich von den Römern aufgehalten. Schied doch schon Cäsar mit einem Kriegsplane gegen den Norden aus der Welt, der ihn nach der Besiegung der Parther durch die kaukasischen Pforten und das Land der Scythen und Germanen nach Gallien zurückführen, Roms Herrschaft über den ganzen unermeßlichen Landstrich gründen und bis an den Ocean ausdehnen sollte."

Die Ausführung des großen Planes wurde zuerst durch den Kaiser Tiberius gehemmt, welcher bekanntlich dem Germanicus Einhalt gebot und der Meinung war, er brauche sich nicht in Unkosten zu setzen, da die ewig unter sich selbst uneinigen Germanen durch bloße diplomatische Arglist viel leichter und wohlfeiler unterworfen werden könnten, als mit Waffengewalt. Später machte, um den großen Plan der Eroberung Deutschlands auszuführen, Kaiser Maximinus die stärksten Anstrengun-

gen. Leider liegt die Geschichte seiner deutschen Kriege ganz im Dunkeln. Wie weit er aber auch gekommen seyn mag, so können wir doch nicht zugeben, daß jemals vom Harz ausgehende Römerwälle und Schanzen durch Sachsen und Schlesien gezogen worden seyen, weil die Römer, wenn sie auch je einmal bis in diese Gegenden vordrangen, sie doch keine Zeit fanden, hier Niederlassungen und Befestigungen anzulegen.

Im Anhange findet man eine Beschreibung und Abbildung des schönen alten Holzthurms in Mainz und eine gute Zahl altrömischer Inschriften, die in und um Mainz gefunden worden sind.

2) Die Kriege der Römer in Germanien. Von Ludwig Reinking. Mit einer Karte. Münster, Regensburg, 1863.

3) Historische und geographische Excurse zu Tac. ann. I. 54. 57. 58. 60 ff. II. 7. von Professor Krafft. Stuttgart, gedruckt bei Blum und Vogel, 4. (Maulbronner Schulprogramm), 1863.

Die erstgenannte Schrift verbreitet sich über sämmtliche Angriffe der Römer auf das alte Germanien, weilt jedoch am längsten bei der Niederlage des Varus und den Kämpfen des Germanicus, und erörtert aufs neue die schwierige örtliche Frage. Schon ist eine ganze Literatur von Streitschriften darüber aufgehäuft, und die zweitgenannte Schrift des Herrn Prof. Krafft hat sich das Verdienst erworben, in Bezug auf die Hauptpunkte des Streits den Leser gründlich zu orientiren, und zugleich eine Zusammenstellung aller von jenen Kämpfen handelnden Stellen der Alten als die Richtschnur aufzustellen, an der alle Hypothesen zu beweisen seyen, und die man nicht verlassen könne, ohne ins bloße Rathen zu verfallen.

Gewiß ist demnach nur folgendes: „1) Varus hatte sein Sommerlager im Cheruskergebiet an der mittlern Weser. 2) Der Aufstand, durch welchen Varus zu schleunigem Ausbruch veranlaßt wurde, erhob sich in einer Gegend, nach welcher die Römer, jedenfalls am zweiten Marschtage, einen Weg sich erst öffnen mußten, die aber vom Rheine nicht so abgelegen war, daß Varus für nöthig hielt, die vielen Unbewaffneten, die beim Heere waren, und das entbehrliche Gepäck schon von seinem Sommerlager aus auf einem anderen Wege an den Rhein zu entsenden. 3) Am Ende des ersten Marschtages wurde ein der Zahl der Mannschaft und der Kriegsordnung ganz entsprechendes Lager bezogen, an einer Stelle, zu welcher 6 Jahre später Germanicus, nachdem er zwischen Ems und Lippe bis gegen den Lippischen Wald vorgerückt war, in nordöstlicher Richtung nur wenig Meilen zu marschiren hatte. Am zweiten Tage des in südlicher Richtung fortgesetzten Marsches wurde Varus, nachdem seine Mannschaft sich bereits durch die Eröffnung eines Weges auf dem waldigen und sumpfigen Terrain abgemüht hatte, von den Germanen angegriffen; der Lagerplatz dieses zweiten Marsch- und ersten Gefechtstages war nicht weit vom ersten Lager entfernt, ebenso war auch die am zweiten Gefechtstage zurückgelegte Strecke nicht sehr bedeutend. Während sie an diesem Tage, an welchem sie von einem großen Theile des Gepäckes befreit in besserer Ordnung zu einer lichten Stelle vordrangen, verhältnißmäßig geringeren Verlust, als am vorangehenden Tage erlitten, steigerte sich am dritten Tage wieder ihre Bedrängniß, als sie aufs neue in Waldungen geriethen. Durch Flucht vermochte sich an diesem Tage keiner mehr zu retten, wohl aber muß es am ersten oder zweiten Gefechtstage einzelnen gelungen seyn, zu entkommen, vielleicht nach Aliso.“

Ungewiß ist dagegen jede nähere Ortsbestimmung. Clostermeier, dessen Schrift vor vierzig Jahren großes Aufsehen erregte, sucht den Teutoburger Wald im Osning; Essellen, dem auch Reinking gefolgt ist, im Kreise Beckum zwischen Ems und Lippe. Mit Recht aber macht Herr Krafft geltend, es sey höchst unwahrscheinlich, daß Varus den schwer zu passirenden Weg im Norden der Lippe eingeschlagen habe, um nach Beckum zu kommen, da er die schon vorhandene, weit bequemere Parallelstraße nach Aliso im Süden der Lippe einschlagen konnte. Auf der Karte, die dem Werke des Herrn Reinking beigegeben ist, hat man beide Parallelstraßen vor Augen.

Ueber die Lage des Castells Aliso ist nicht minder oft gestritten worden und eine unzweifelhafte Feststellung des Ortes läßt sich auch hier nicht finden. Doch stimmt Herr Krafft mit Essellen und Reinking darin überein, daß die größere Wahrscheinlichkeit für Hamm spricht, d. h. für einen spitzen Winkel, den die Alse da, wo sie früher in die Lippe einmündete, mit der Lippe am linken Ufer derselben einschloß.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 102.** 23. Dezember 1863.

Länder- und Völkerkunde.

Eran, das Land zwischen dem Indus und Tigris. Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Geschichte von Dr. Fr. Spiegel. Berlin, Ferd. Dümmler, 1863.

Der berühmte Uebersetzer des Avesta (vergl. unsere Blätter 1863 Nr. 79 und 80.) gibt hier ein geographisch ethnographisches Bild der Länder und Völker des persischen Kreises zwischen Indus und Tigris, nach den Nachrichten der Alten und nach ihren gegenwärtigen Zuständen. Neuere Reisende, man denke nur an Layards Entdeckungen in Ninive, haben viel in jenen Landschaften aufgeklärt, was früher für die Wissenschaft im Dunkeln lag.

Im Allgemeinen sehen wir hier ein semitisches (babylonisches und assyrisches) Tiefland an ein arisches (medisches) Hochland grenzen, jenes im Westen und Süden, dieses im Osten und Norden, jenes ein Land alter Cultur und Corruption, dieses ein Land, wo noch kräftige Naturvölker mit einfacher Sitte leben. Dies Verhältniß ist uralt. Ein drittes skythisches Element ist früher schon von Norden her zwischen jene beide eingedrungen, wie heute noch türkische Stämme unter beide gemischt sind.

Herr Spiegel beschreibt zuerst Susiana, welches in ältester Zeit noch ein unabhängiges Reich war. Hier war Susa die Hauptstadt, deren Ruinen unlängst von Loftus wieder entdeckt worden sind. Man fand hier eine Säulenhalle, so elegant, ja noch eleganter als die von Persepolis. Auch Keilinschriften und Basreliefs.

Dann geht der Verfasser nach Medien über und schildert die Ruinen von Hamadan, welche die der alten Hauptstadt Ekbatana sind, so wie noch mehrfache andere Ruinen, theils ältere, theils solche aus der Sassanidenzeit. Dazu gehören die merkwürdigen Bildwerke von Behistun. Den Kern der Bevölkerung bilden jetzt noch die echt arischen Curden, in denen der Verfasser die Nachkommen der alten Meder wieder erkennt. Doch bleibt noch manches in der Geschichte dieser Länder dunkel, namentlich auch in Bezug auf die alten Religionen. Der Verfasser glaubt Seite 61 den Feuerdienst der Magier aus dem nördlichen Medien und aus dem berühmten Baku herleiten zu müssen, wo noch jetzt natürliches Feuer aus der Erde brennt. Ueber Zoroasters Herkunft stellt er sehr einläßliche Untersuchungen an. Doch hebt er, wie es uns scheint, nicht stark genug hervor, daß sich die Religion des Avesta im entschiedensten Gegensatze gegen den semitischen in Ueppigkeit ausgearteten Naturcultus ausgebildet hat und daß dieser Gegensatz völlig dem des Hochlandes und Tieflandes, dem des naturwüchsigen Ariers und des verweichlichten Semiten entspricht. Parsismus und Brahmaismus sind sich nicht in dieser Weise gegensätzlich. Der erstere richtete die Spitze seines Schwertes nicht nach dem indischen Osten, sondern nach dem semitischen Westen. Daher auch die persische Eroberung sich nach dieser Seite hin ergoß und bis an den Nil und die Donau vordrang. Es verräth wenig Einsicht, wenn die Geschichtschreiber verkennen, daß es sich bei jenen Eroberungszügen des Cyrus und Kambyses, Darius und Xerxes nicht blos um Ländererwerb, sondern auch um die Ausbreitung eines neuen reineren Glaubens und um die Ausrottung eines verderbten und schmutzigen Götzendienstes handelte, wie später bei den Eroberungszügen der Muhamedaner. Nur aus diesem Grunde bestand eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen den Anhängern Zoroasters und denen des Moses. Nur die Aehnlichkeit zwischen dem Bundehesch und der Genesis erklärt die Gnade, welche Cyrus für die Juden hatte,

indem er sie aus der babylonischen Gefangenschaft befreite. Beide, Perser und Juden, verehrten eine heilige, geistige und unsichtbare Macht, lebten nach einem strengen Sittengesetz und verachteten die Götzendiener. Aus demselben Grunde zerstörte Kambyses das Götzenwesen der Aegypter und schlachtete den Apis. Nichts erscheint aber natürlicher, als daß die den Persern unterworfenen Semiten sich alle Mühe gaben, ihre Herrn zu verführen und daß gegen den strengen Parsismus reagirt wurde. Wir haben dafür einige Anhaltspunkte in den freilich sehr einseitigen und oberflächlichen Berichten der Griechen. Wenn der Usurpationsversuch des falschen Smerdis, wie der Verfasser glaubt, eine Reaction des medischen Volksstammes gegen den persischen war, so war es auch zugleich eine Reaction des groben babylonisch-assyrisch-medischen Naturcultus gegen die reinere Lehre der Perser. Als die Perser dennoch triumphirten, erfolgte wahrscheinlich eine neue Unterdrückung des rebellischen Götzenthums. Daraus läßt sich erklären, warum Xerxes, des Darius Sohn, jetzt erst den großen Belustempel in Babylon, den Hauptsitz jenes ganzen argen Baalsdienstes, der die vorderasiatische Menschheit verderbt hatte, zerstören ließ. Xerxes war insofern noch ein eben so fanatischer Anhänger Zoroasters als Kambyses und wir dürfen nicht im geringsten zweifeln, daß diese beide Monarchen von den Götzendienern nicht blos gehaßt, sondern auch verleumdet worden sind. Da wir sie überhaupt nur aus den Schilderungen dieser ihrer Feinde, der Götzendiener, kennen, dürfen wir vieles, was ihnen Böses nachgesagt wird, für übertrieben halten. Während aber noch die reinere persische Lehre feststand, wie aus den noch erhaltenen Inschriften von Persepolis erhellt, scheinen die Sitten der Perser nicht so rein geblieben zu seyn. Der königliche Hof nahm vom medisch-assyrischen und vom babylonischen Hofe jene Pracht und Ueppigkeit an, welcher später auch das muhamedanische Chalifat erlegen ist. Die rauhen und sittenstrengen Krieger wurden von den Besiegten verführt und in Wollüsten erstickt. Das ging alles mit natürlichen Dingen zu und Aehnliches hat sich in der Weltgeschichte immer wiederholt. So wie nun jene Verführung bei den Persern wirkte, mußte man auch daran denken, Sieger und Besiegte, wie in den Sitten, so auch im Cultus einander mehr zu nähern. Wenn nun Clemens von Alexandrien nach Berosus berichtet, daß Artaxerxes II. Mnemon, Sohn des Darius Notus und Vater des Ochus, der vierte König nach Xerxes, der erste gewesen sey, welcher der Aphrodite Anaitis Standbilder in Babylon, Susa, Ekbatana, Damascus und Sardes errichtet habe, so folgt daraus nicht, was Windischman, den der Verfasser gern als seinen Gewährsmann anführt, in seiner sonst sehr schätzbaren Abhandlung über die Anahita daraus folgern zu müssen geglaubt hat, nämlich nicht daß diese Anahita oder Anaitis eine altpersische Göttin gewesen sey, die man früher nur bildlos verehrt und von der man sich jetzt erst Bilder gemacht habe, sondern daß der König die reine Lehre des Avesta damals aus politischen Gründen, um den unterworfenen zahllosen Götzendienern mehr gerecht zu werden, hat verfälschen und vermengeln lassen. Jene Anahita war keine persische Nationalgöttin, die Perser hatten gar keine Göttin. Anahita kommt im Avesta nur vor als die Personification des Wassers, welches als das die Erde befruchtende Element, vom ewigen Geist aus Ahura-Mazda (Ormuzd) ausgehend vom Himmel, von den Sternen, vom Berge herab kommt. Eine Vorstellung, welche derjenigen von der Herabkunft der Ganga bei den Indern entspricht. Nun war aber Anahita als der Ausfluß des höchsten Geistes, nur ein Genius, gleich allen andern Amschaspands und Fervers, die keine Götter sind. Zu einer Göttin konnte sie erst gemacht und als solche bildlich dargestellt werden, wenn man sie mit der babylonischen Mylitta, der göttlichen Urfeuchte und Urmutter alles Lebens identificirte. Diese Vermischung der Begriffe, in welcher der ursprüngliche schroffe Gegensatz eines sinnlichen Natur- und eines sittlichen Geistescultus abgeschwächt und aufgelöst wurde, kann nur durch die allmälig eingetretene Erschlaffung des Perservolks und durch die königliche Politik erklärt werden, welche die immer zum Abfall geneigten Götzendiener versöhnen und gewinnen wollte. In gleicher Weise, wie Anahita mit der Mylitta, wurde Ormuzd selbst mit dem Belus oder Baal identificirt. Davon hat sich bei dem Armenier Agathangelus eine deutliche Spur erhalten, indem er ein Edict des König Tiridates mittheilt, worin Anahit mit Aramazd (Ormuzd) als höchstes Götterpaar zusammen gestellt wird. Ormuzd ersetzte hier den Belus. Später trat Ormuzd mehr zurück und wir finden am häufigsten Mithra als Belus oder Licht- und Sonnengott genannt. Mithra galt ursprünglich bei den Persern nur als Ausfluß aus dem ewigen Geiste, um der Welt Licht zu bringen, als Genius des Lichtes, und war kein besonderer Gott. Erst allmälig wurde er mit dem babylonischen Lichtgott identificirt, und zwar geschah dies auf eine sehr lange Dauer, so daß der Mithracultus sogar noch bis ins römische Reich eindrang. Dieser Mithracultus war ursprünglich, wie der Cultus der Anaitis, nur ein Bastard des reinen Parsismus und unreinen Baaldienstes, entstanden aus einer Concession des erstern gegen den letztern.

Der ganze neue Mischlingscultus erstreckte sich nur über Medien, Babylon, Syrien, Kleinasien, kurz überall dahin, wo der alte Götzendienst geherrscht hat, nicht aber ostwärts in das Stammland der Perser selbst hinein. Dort ist keine Spur davon zu finden. Artaxerxes muthete nicht dem Perserstamme, sondern nur den unterworfenen Völkern jenen Mischlingscultus zu und der Parsismus blieb trotz ihm bestehen. Hieraus erklärt sich nun ferner die ganze makedonische Politik. Alexander der Große hätte niemals wagen dürfen, das große Perserreich anzugreifen, wenn er nicht der Unterstützung aller Götzendiener daselbst gegen den persischen Herrscherstamm sicher gewesen wäre. Sein berühmter Feldzug nach Asien war nichts anderes als eine Befreiung der kleinasiatischen, syrischen, ägyptischen und babylonischen Götzendiener von dem strengen Gesetz, was ihnen der Parsismus auflegte, ein welthistorischer Rückschritt vom Bessern zum Schlechtern. Alexander vertheidigte die Unzucht gegen die Zucht, das Fleisch gegen den Geist. Aus allen seinen Dispositionen geht das hervor. Er versicherte sich erst aller ehemaligen Götzenländer, namentlich Syriens und Aegyptens, bevor er nach Persien selbst ging, und stellte nicht nur überall den alten Götzendienst wieder her und flößte den Völkern eine neue Begeisterung dafür ein, sondern er identificirte sich auch selbst mit der ganzen Götzenmenagerie, gab sich für einen Sohn wie des griechischen Zeus, so des ägyptischen Ammon aus und liebte es, sich in den Masken der verschiedensten Götter zu zeigen.

Der Verfasser geht zur Schilderung von Persis, der Urprovinz Persiens über, worin, besonders in Persepolis noch schöne Ruinen zu finden sind. „Es ist etwas Gewöhnliches, in der Nähe von bedeutenden Denkmalen der Achämeniden ähnliche von den Sasaniden zu finden, und auch an den schönen Thälern der Persis sind sie nicht vorübergegangen. An dem Felsen von Nakschi-Rustem, unmittelbar unter den Achämenidengräbern, haben wir verschiedene Sculpturen aus der Zeit der Sasaniden. Das dritte Basrelief ist von besonderem Interesse durch die Deutung, die man ihm gegeben hat. Es besteht aus vier Figuren, die vornehmste sitzt zu Pferde und ist sicher der König; die Linke des Königs ist an dem Griffe seines Schwertes, mit der ausgestreckten Rechten hält er die gefalteten Hände einer Person, die in demüthiger Stellung vor ihm steht. Eine dritte Figur ist knieend dargestellt, gleichsam um Gnade bittend; die Kleidung derselben ist entschieden die eines römischen Kriegers. Hinter dem König endlich steht eine vierte Figur, welche die rechte Hand emporhebt, als ob sie Stillschweigen gebieten wolle. Die große Aehnlichkeit, welche der persische König mit der Gestalt Schâpûrs I. hat, wie wir sie auf den Münzen abgebildet finden, hat die Vermuthung hervorgerufen, daß unter dem römischen Krieger der römische Kaiser Valerian zu verstehen sey, der bekanntlich während der Regierung Schâpûrs I. in persische Gefangenschaft gerieth und in ihr sein Leben endete. Diese Erklärung ist sehr sinnreich und nicht unwahrscheinlich, wir wüßten nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen; doch thut man bei solchen Erklärungen immer gut, nicht zu vergessen, daß es eben doch bloße Vermuthungen sind.“ Besonders interessant sind auch die vom Baron Bode entdeckten Denkmäler im Thale von Salee.

Hierauf folgt die Schilderung von Parthien und Hyrkanien. Hier stoßen wir schon auf das skythische oder türkische Element, ohne dessen Energie die Seleukiden und Römer nicht so glücklich zurückgewiesen worden wären, als es geschehen ist. Der Parsismus, unter den Sasaniden wiederhergestellt, hätte ohne dieses hinzugetretene nordische Element nicht gesiegt. Es war der Rückschlag des Orientalismus gegen den griechisch-römischen Westen, die Restauration des Avesta, die Rache an Alexander dem Großen, der neue Sieg einer reinern Religion über das alte Götzenthum. Man muß erstaunen, daß Herr Spiegel diese Verhältnisse gar nicht begreift. Indem er berichtet, wie das Avesta wieder zusammen getragen und unter den Sasaniden als Religionsbuch neu redigirt wurde, erwähnt er zwar, daß Alexander der Große alle heiligen Schriften der Perser habe vernichten lassen, wie die Alten berichten, aber er zweifelt an der Wahrheit dieser Berichte. „Diese Sage, bemerkt er, erscheint wenig glaublich, Unduldsamkeit ist kein Zug von Alexanders Charakter, wir finden vielmehr, daß er sich den Sitten des Orients anzubequemen trachtete.“ Darin liegt eine gänzliche Verkennung der wahren Sachlage und Herr Spiegel war lediglich nicht berechtigt, an so bestimmt ausgesprochenen historischen Nachrichten der Alten zu zweifeln. Alexander der Große nahm in Babylon, welches er von der Herrschaft der Perser befreite und wo er den von Xerxes zerstörten großen Belustempel wollte wiederherstellen lassen, die babylonische Sitte, die Gebräuche des üppigen Baalsdienstes an, aber nicht die Religion und Sitte des Avesta. Wären in Persepolis Baal und Mylitta angebet worden, so hätte Alexander es nicht zerstören lassen. Er zerstörte es nur, um dort die Namen und Symbole des Ormuzd, des guten Geistes der persischen Religion zu vernichten und dieser Brand von Persepolis hing genau mit der befohlenen Vernichtung aller heiligen Bücher der Perser zusammen.

Die Betrachtung führt weiter zum Osten von Eran, zu der Wüste von Chorasan und nach Afghanistan. Man hat die Afghanen noch in neuester Zeit für Nachkommen der Juden gehalten. Herr Spiegel weist gründlich nach, wie auch schon von andern geschehen ist, daß daran gar nicht zu denken sey, da die Afghanen keine semitische, sondern eine arische Ursprache reden und auch in ihren kriegerischen Sitten himmelweit von den Juden verschieden sind. Herr Spiegel gibt eine kurze, sehr interessante Uebersicht über das bactrisch-indische Königreich, ursprünglich eine Satrapie der Seleukiden, die sich aber lostrennte und unabhängig blieb, bis sie vom parthischen Reiche verschlungen wurde. Ihr Andenken hat sich in schönen Münzen erhalten mit halb griechischen, halb indischen Charakteren. Von Indien her drang hier auch Buddhismus ein.

Zuletzt schildert der Verfasser Belutschistan, das Land der alten Ichthiophagen mit seiner etwas gemischten Bevölkerung.

Dann folgen noch mehrere gelehrte Abhandlungen. Zuerst über das Verhältniß des Avesta zu den Veden. Obgleich die Religion der indischen Veden eine ganz andere ist, als die des persischen Avesta und namentlich den scharf ausgeprägten Dualismus des letztern nicht kennt, findet man doch in beiden Religionsbüchern in Einzelheiten eine solche Uebereinstimmung, daß kein Zweifel seyn kann, beide Völker waren ursprünglich eins und haben nach ihrer Trennung vieles bewahrt, was ihnen einst gemeinschaftlich war. Dahin gehört die mystische Pflanze, deren Saft sowohl Perser als Inder bei Opfern brauchten, Haoma in Persien, Soma in Indien genannt. Ferner die Lichtgottheit, in Persien Mithra, in Indien Mitra genannt, der Gott der in Persien Yima, in Indien Jama heißt 2c. Herr Spiegel nimmt mit guten Gründen an, daß beide Völker aus einer älteren gemeinschaftlichen Tradition schöpften, ohne daß die später abgefaßten Religionsbücher jemals auf einander eingewirkt hätten und ist namentlich der Ansicht des Herrn Bunsen entgegen, der die Perser nur für Schüler der Inder halten möchte.

In Bezug auf das erste Capitel des Vendidad oder des ältesten Bestandtheils des Avesta scheint uns indeß die Erklärung des Herrn Spiegel, indem er die Wanderungssage verwirft, eine gezwungene zu seyn, denn nichts ist deutlicher im Text, als gerade die Wanderung, und auch nichts so sehr die Hauptsache, als gerade die Wanderung.

In einer weitern Abhandlung erörtert Herr Spiegel das Verhältniß des Avesta zu den Büchern Mosis. In beiden stimmt vieles überein, besonders der verbotene Baum und die Sünde des ersten Menschenpaares, die Sechszahl der Schöpfungsperioden, die Zehnzahl der ältesten Geschlechter, die Paradiesesflüsse 2c. Mit Recht erkennt Herr Spiegel darin eine den Semiten wie den Ariern gemeinschaftliche Erinnerung aus ihrer ursprünglichen Heimat.

In einer folgenden Abhandlung wird scharfsinnig die Sage vom Dejokes auf die historische Wahrheit zurückgeführt. Das medische Naturvolk ließ sich von der semitischen Cultur anstecken und sein Ekbatana ahmte Ninive und Babylon nach, bis die Reaction des Parsismus erfolgte.

Schließlich erörtert Herr Spiegel, was man von den neupersischen Büchern Dabistan und Desatir zu halten habe. Es zeigt sich nämlich in diesen Büchern theils indischer, theils muhamedanischer Einfluß und das Bestreben, den alten Dualismus des Avesta dem Monotheismus des Islam anzunähern.

Bibliothekwissenschaft.

Theorie und Praxis der Bibliothekwissenschaft. Grundlinien der Archivwissenschaft. Von J. G. Seizinger. Mit 6 Formularen. Dresden, Ehlermann, 1863.

Herr Seizinger hat im antiquarischen Geschäft, wie auch durch sein Wirken am Germanischen Museum in Nürnberg eine reiche Praxis im Ueberschauen und Ordnen großer Büchermassen erworben und legt nun die Ergebnisse seiner Erfahrung in einem systematischen Werke nieder, welches nicht blos die zweckmäßigste Eintheilung und Anordnung der Büchermassen in Bibliotheken, das Catalogisiren, sondern auch in allen anderen Beziehungen die Behandlung alter Manuscripte und Urkunden, alter Drucke, das Einbinden, Aufbewahren, endlich die Administration und das Ausleihen der Bücher erörtert und überall den richtigen, einzig praktischen Weg zwischen Umwegen und Irrwegen bezeichnet, in welche der minder Erfahrene in diesem Gebiete leicht gerathen kann.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 103.** 26. Dezember 1863.

Geschichte.

Erinnerungen an die Geschichte der Stadt Mainz in den Jahren 1813 und 1814. Von Dr. C. G. Bockenheimer. Mainz, Verlag von Zabern, 1863.

Diese gut geschriebene Monographie enthüllt uns ein höchst interessantes Bild aus der Geschichte unseres großen nationalen Elends und unserer Befreiung.

Bekanntlich wurde Mainz durch schändlichen Verrath der französischen Revolution ausgeliefert und in dem ehrwürdigen Heiligthum des h. Bonifazius, von wo der Gedanke unseres großen und einigen Reiches ausging, nach dem Pariser Muster eine halb nackte Vernunftgöttin angebetet und das Christenthum abgeschafft. Zwar wurde Mainz von den Preußen wieder erobert, aber nach dem Basler Frieden und nach den Siegen Bonapartes über den deutschen Kaiser mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten. Das französische Direktorium mißhandelte das linke Rheinufer aufs abscheulichste und raubte es ganz aus, weil es überhaupt und überall nur auf Raub ausging und weil es insbesondere noch fürchtete, seit Suwarows großen Siegen die eroberten deutschen Länder wieder zu verlieren. Der erste Consul führte eine strengere und gerechtere Verwaltung ein, zählte, als er sich zum Kaiser gemacht hatte, Mainz zu den „guten Städten" seines Reichs, erkannte ihre ganze Wichtigkeit als Festung und besuchte sie öfters, um die neuen Befestigungen anzuordnen und um sich von den Rheinbundfürsten aufwarten zu lassen. Trotz dieser Bevorzugung litt Mainz unter der französischen Herrschaft schwer durch die Stockung des Handels, durch den Steuerdruck, durch die Rekrutirung und durch die Polizei, die das mündliche Wort, wie die Presse knebelte. Die Mainzer sollten sich nicht mehr als Deutsche fühlen dürfen und mit Eckel gedenkt der Verfasser jener „Mehrzahl von Gelehrten", die für Napoleon schwärmten und ihr eignes Vaterland verhöhnten, wie das übrigens damals in allen Haupt- und Universitätsstädten des Rheinbundes und sogar in der Schweiz geschah, denn die vielgepriesene deutsche Aufklärung war mit Napoleon im Bunde. Man darf jenen Gelehrten nicht zu schwere Vorwürfe machen. Die deutschen Fürsten selbst, seitdem sie die h. Krone des Reichs zerbrochen, das h. Banner des Reichs in Fetzen gerissen, des Reiches Majestät in den Koth getreten und ihre moderne Fürstenwirthschaft mit Hülfe ihrer römischen Juristen und nach dem Muster der altrömischen und neufranzösischen Despotie gegründet hatten, waren auf nichts so sehr bedacht gewesen, als auf die künstliche Herabwürdigung unserer großen deutschen Vergangenheit, auf Erweckung von Haß und Verachtung gegen das Mittelalter und gegen die Kirche und auf Anpreisung einer fremden Bildung, die unter dem Namen der Aufklärung vollends die Kirche, und unter dem Namen der Classicität vollends den letzten Rest des deutschen Nationalsgefühls beseitigen sollte. Nachdem nun auf allen deutschen Schulen und Universitäten dieser undeutsche Geist schon so lange gepflegt und die sog. gebildeten Classen in Deutschland in diese Richtung gebracht waren, kann es nicht mehr auffallen, daß diese Classen, als die französische Ueberwältigung hereinbrach, derselben einen moralischen Widerstand zu leisten nicht vermochten.

Der Glückstern Napoleons ging im russischen Winter unter. Seitdem erreichte die Noth in den Rheinlanden einen immer höheren Grad. Um Geld zu bekommen, ließ Napoleon alles Grundeigenthum der Gemeinden veräußern, und um Soldaten zu bekommen, griff er mit der Rekrutirung weit in frühere Jahrgänge zurück und wenigstens zweie voraus und nahm Nationalgarden ins stehende Heer auf. Alle Vorräthe in Mainz wurden ausgeleert, um die Rüstungen für das Jahr 1813 zu

bestreiten und fehlten nachher, wo sie so nöthig gewesen wären, als Napoleon mit seiner geschlagenen Armee über den Rhein zurückfliehen mußte.

Während des Waffenstillstandes ging Napoleon nach Mainz zurück, wo Marie Luise von Paris aus ihn besuchte. Als er wieder abreiste, folgten sich im Herbste Schlag auf Schlag seine furchtbaren Niederlagen, von denen man aber in Mainz nichts erfuhr, weil hier immer nur Siegesnachrichten verbreitet wurden und die Lüge Arm in Arm mit der Gewalt die verdummte Gesellschaft beherrschte. Endlich ließ sich die Wahrheit nicht mehr verhüllen, da Napoleons geschlagene Armee selber im elendesten Zustande vor Mainz ankam. Es waren noch 60,000 Mann, aber nur noch 40,000 darunter bewaffnet und auch diese schon den Keim des Todes in sich tragend, den Lager- und Hungertyphus. In Mainz war keinerlei Vorsorge getroffen, um für so viele Unglückliche zu sorgen. Alles ging daher drüber und drunter. „Als die ersten Trümmer der geschlagenen Armee am Rhein ankamen, erhielten die Bewohner von Kostheim den Befehl, in einem Umkreise von 1200 Schritten ihre Obstbäume und Weinreben in der Zeit von 24 Stunden abzuhauen und auszureißen. Kaum hatte man Anstalt gemacht, diesem Befehle Folge zu leisten, als die inzwischen eingetroffene Garde den Ort feindlich überfiel, plünderte und in Brand setzte. Obdachlos irrten die Bewohner dieses während der französischen Kriege am schwersten heimgesuchten Dorfes umher, bis sie zuletzt in Castel und Mainz Unterkunft fanden. An Allerheiligen des Jahres 1813 begannen die flüchtigen Franzosen ihren Marsch über die Rheinbrücke, ohne Ordnung, alle Truppengattungen durcheinander gemischt; von einzelnen Divisionen waren nur noch einige wenige Soldaten zu sehn. Acht Tage lang marschirten Truppen über die Brücke, deren Schiffe unter der Last oft so tief gingen, daß sie nahe daran waren Wasser zu schöpfen. Im Ganzen rechnet man die Zahl der Truppen, die den Rhein erreichten, auf 60,000 Mann, von denen nur noch 40,000 bewaffnet waren. Für so viel Mannschaft war in der Stadt hinreichende Unterkunft um so weniger zu finden, als hier noch eine Menge Rekruten lagen, die zur Hauptarmee hatten stoßen sollen, und als seit den Monaten September und Oktober ein Theil der öffentlichen Gebäude zur Aufnahme der massenhaft eingebrachten Verwundeten und Gefangenen verwendet worden. Es blieb nichts übrig, als die Soldaten, die großen Theils den Keim des Todes in sich trugen, bei den Bürgern einzuquartieren, oder sie auf den Wällen oder auf den öffentlichen Plätzen der Stadt bivouaquiren zu lassen. So lag leichte Infanterie in den Festungswerken, die Kaisergarde auf dem Schloßplatze, Lanciers auf dem Thiermarkte. Den Lagerstätten entsprach die Verpflegung der Truppen. Drei Tage, so erzählt ein Zeitgenosse, hatten wir in Mainz keinen Bissen Brod zu essen; aus Hunger fraßen die Pferde an den Rinden der Bäume. Um einigermaßen Ordnung in die Massen zu bringen, wurde ein Tagesbefehl erlassen, der den einzelnen Armeecorps Sammelplätze in den Kirchen der Stadt anwies. Es war nicht möglich, diese Maßregel auszuführen, denn massenhaft strömten die Soldaten unter dem Rufe: ‚sauve qui peut!‘ zu den Thoren der Stadt hinaus, die, wie wir bald sehen, in wenig Tagen zu einem großen Leichenhause ward.“

Es kamen immer mehr Flüchtlinge nach, welche schon vom Typhus ergriffen waren. „Seit dem Beginne des Feldzugs hatten die Mainzer in den Spitälern die Kranken und Verwundeten gepflegt, deren Zahl mit jeder Schlacht sich mehrte. Alle Krankenhäuser waren sonach besetzt. In Eile wurden längs des Rheines in den Cavallerieställen, in Kirchen, in öffentlichen Gebäuden und in Baracken Spitäler hergerichtet, in denen einige Haufen Stroh das einzige Lager der Kranken bildeten; Pflege wurde den Letzteren durch die Bürger zu Theil, die im Gegensatz zu den gegen ihre eigenen Landsleute rücksichtslosen Franzosen ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Standes in den Werken der Barmherzigkeit wetteiferten. Die gräßliche Krankheit spottete allen Anstrengungen; so kam es vor, daß in einem einzigen Spitale, nämlich in der Douane, 300 Soldaten an einem Tage starben. Die Noth zu vergrößern kamen in den ersten Tagen des November die Kranken, die in den Lazarethen auf dem Weg von Leipzig waren zurückgelassen worden, hier an. Wie sie von Frankfurt, wo sie zuletzt noch gepflegt wurden, in Mainz anlangten, erzählt uns ein Augenzeuge: ‚Nichts war hier vorbereitet, um die vielen Tausende von Unglücklichen aufzunehmen, die lebendigen Gespenstern glichen und 14 Tage lang ohne Unterbrechung anlangten. Bald waren Spitäler, Kirchen, das Lyzeum und die Douane unzureichend, um die Kranken und Verwundeten zu fassen; man quartierte sie in die Privathäuser ein; 15,000 derselben fanden hier Obdach und wurden von den wackeren Einwohnern gut verpflegt. Allein noch immer kamen neue Schiffe mit Unglücklichen an; es war unmöglich diese unterzubringen. Man sah 96 Stunden lang die Straßen mit Sterbenden angefüllt; sie gaben auf den Stufen vor den Hausthüren den Geist auf oder lagen an den Straßenpfeilern in Erwartung, daß ein Leichnam aus einem Hause getragen würde und sie dessen Stelle einnehmen könnten. Der Tod schwang seine Sichel allenthalben.

Die Ruhr entkräftete Jeden; bald war die Stadt ein großer Kothhaufen. Die Luft war verpestet. Die fürchterliche Epidemie nahm in den Spitälern und in den Privathäusern immer mehr zu; die Einwohner wurden davon ergriffen. Täglich starb eine ungeheure Menschenzahl. Die Krankheit theilte sich ganzen Regimentern mit, die auf dem Paradeplatze und anderen öffentlichen Plätzen im Koth bivouaquirten. Vom 7. bis 20. November starben täglich bis 500 Personen, worunter ein Achtel Bürger und sieben Achtel Militär." Auch der vieljährige Präfect des Departements, St. André, dem als ein Ehrenmann gutes Lob gespendet wird, starb damals.

Als die Allirten vorrückten, wurde Mainz eingeschlossen, während in der Stadt der Tod fortwüthete: „Im Ganzen rechnet man, daß in der Zeit vom 1. November 1813 bis 1. Mai 1814 etwa 30,000 Mann der Besatzung verstorben sind; die Zahl der weggerissenen Bürger gibt Medizinalrath Wittmann auf 2445 an. Bei einer Bevölkerung von 24,500 Seelen war dies ein ungeheurer Verlust." Ein Doctor Wittmann berichtet: „Täglich mußte ich die Inspection der 14 Lazarethe — ohne die Ambulanzen zu rechnen — regelmäßig mitmachen. Bei Besuchung der Spitäler fanden wir den Dunst in denselben so stark und faulig, daß wir uns schnell zurückziehen mußten, um nicht ohnmächtig zu werden. In jedem Bette lagen zwei Mann beisammen, so daß es sich oft zutrug, daß wenn einer derselben Abends starb, der andere, selbst mit dem Tode ringend, die ganze Nacht an der Seite des Verstorbenen zubringen mußte. Man konnte weder das Stroh, welches zum Lager diente, noch die Bettdecken waschen lassen und jedes Bett wurde dadurch zu einer neuen Quelle des Ansteckungsstoffes. Die zur Kette und Kugel verurtheilten Soldaten, welche zur Reinigung des Strohes in den Lazarethen verbraucht wurden, starben alle. Man bekam keine Krankenwärter mehr. Sechszig Gesundheitsbeamten wurden in der Blüthe ihrer Jahre weggerafft." Der Verfasser fügt hinzu: „Besondere Verdienste erwarb sich in dieser Noth der Bischof Colmar um die Stadt. Aehnlich wie in früheren Jahren, wo Mainz in Folge der Kriege von der Pest war heimgesucht worden, hatte er, nachdem die ersten Schlachten des Jahres 1813 Kranke und Verwundete nach Mainz gebracht hatten, durch Wort und Beispiel zur Krankenpflege angefeuert. Seine Seminaristen mußten in der Ferienzeit in den Spitälern hülfreiche Hand leisten." Mainz wurde von den Allirten nur blokirt und als Paris genommen war, huldigte die Besatzung unter General Morant dem neuen König Ludwig XVIII. und zog ab, Oesterreich und Preußen zogen ein. Bayern bemühte sich um den Besitz von Mainz, jedoch vergebens.

Von Rechtswegen hätten Metz und Straßburg, wie Luxemburg und Mainz, deutsche Bundesfestungen werden müssen. Die Deutschen hatten gesiegt und konnten auf Jahrhunderte hinaus ihre Grenzen schützen, aber die heillose Uneinigkeit ihrer Fürsten und deren Buhlerei mit dem Ausland ließ es nicht dazu kommen.

Leider befinden wir uns auch im gegenwärtigen Augenblicke wieder in der Lage, daß ein fester Entschluß gefaßt werden sollte, deutsches Land festzuhalten bei Deutschland, während zu diesem Entschluß der Wille heute fehlt, wie er damals, und wie er immer, wo es das Interesse und die Ehre unserer Nationalität galt, gefehlt hat. Heute noch, wie damals, gibt es nur dynastische Interessen, aber kein deutsches Vaterland.

Dichtkunst.

Olivetum oder der Oelberg. Lateinisches Epos des Andreas Gryphius. Uebersetzt und erläutert von Fr. Strehlke. Weimar, H. Böhlau.

Andreas Gryphius war der geistvollste unter allen Dichtern der schlesischen Schule, doch haben nur seine deutschen Schauspiele allgemeinen Ruf erlangt. Das hier in der Uebersetzung vorliegende Epos ist wenig bekannt geworden. Es ist lateinisch und ganz im Geiste des Sannazar geschrieben, d. h. in jenem unglückseligen Renaissancestyl, der christliches Wesen in heidnisch-classische Form bringen wollte.

Wir geben eine kurze Skizze des Inhalts. Christus will die Welt erlösen. Dagegen tritt die „Rache" auf.

Ein goldener Schimmer umstrahlt sie:
Auf der mächtigen Stirn bewegen sich zackige Blitze;
In dem leuchtenden Aug' erglimmt ein verzehrendes Feuer;
Soll ich der Glieder schneeigen Glanz und die Schultern bewundern,
Gleichend dem Elfenbein, und die Brust, von der das Gewand sinkt?
Schon indem sie das schwankende Schwert und die Fackel des Todes
Schwingt, entkleidet zur Linken die Tunika: jetzo
Steht in Sidonischer Chlamys sie da — ein herrliches Kunstwerk!

Gott der Vater stößt sie aber zurück und verweist sie auf das jüngste Gericht, da könne sie sich sättigen. Nun aber tritt das „göttliche Gesetz“ hervor und holt aus der Hölle böse Geister herauf, um den Heiland der Welt zu verführen und sein Werk zu vereiteln. Denn das verlangt die göttliche Gerechtigkeit, daß ihr Genugthuung werde und nicht blos die Liebe allein walte. Auch der Tod wird aus seinem tiefen Schlunde hervorgerufen. Seine Schilderung gleicht denen bei Seneca.

Jenen zunächst streckt dann aus dem gräßlichen Schlunde der wilde
Tod die Waffen hervor und die zwingenden Arme (die Sage
Meldet, daß von der Schuld geboren, er schleichend gelebt hat
Auf zu glücklicher Flur, verdeckt von Gewächsen bis Eva
— Wehe, daß es geschah — vom Baum die verbotene Frucht brach.
Dann ernährt ihn der Haß, der die Brüder feindlich entzweite
Und Kain den verweg'nen trieb zu des Bruders Ermordung.
Seitdem treibt durch sämmtliche Gauen des mächtigen Erdballs
Durch Amphitriten's Reich, begrenzt von beweglichen Ufern,
Er sein tödtlich Gespann und regiert die verderblichen Zügel.)
Schrecklich wie er, ist auch die Gestalt: sein spärliches Haupthaar
Deckt ein schwarzes Gewand und die Krone, so fest wie der Demant,
Die dreimal durchflochten von Taxus und von der Cypresse
Nadeln sich zeigt; verbannt sind aus schwärzlichen Höhlen die Augen,
Und die Wangen verzehrt; des bekleidenden Fleisches entbehrend
Oeffnet die Nase sich weit; frei stehen die widrigen Zähne;
Nicht bekleidet noch Haut sein Kinn; es ermangelt der Ohren
Ihm das Haupt, und gräßlich erklingt von dem knöchernen Nacken
Klappernd Getös; von Knochen allein sind die Schultern, von Knochen
Ist des Rückens Gebild, und es nisten die farbigen Schlangen
In der gehöhlten Brust und kriechen umher an den Rippen.
Mit vielfältigem Schlag des Schweifes die Wirbel berührend.
Gänzlich fehlt ihm der Leib: er bewegt gleichwohl die entfleischten
Glieder, die ein Gewand bis tief nach unten bedeckt hält
Und zu häufigem Mord schwillt stets sein Köcher von Pfeilen.
Wo er den Blick hinlenkt, da fallen des wiedergekehrten
Frühlings Blumengeschenke, es sinkt von dem giftigen Anhauch
Nieder das Gras, der Acker verdorrt und die Saaten verschwinden;

Als ein Gegenbild dann die Erscheinung der „göttlichen Liebe.“

Da herniedergeschwebt von den glänzenden Höhen des Himmels,
Wo sie der Sterne Gebiet und der Seligen ewiges Bündniß
Und den Olympus regiert, den immer beglückten, erscheint ihm
Plötzlich, da er versunken in Schweigen, die göttliche Liebe.
Goldener Locken Geringel umgibt ihr die Schläfe: der Rosen
Blühender Glanz verschönt die schneeigen Glieder; das Antlitz
Strahlt aus heilige Kraft, die erhabenen Züge Begeistrung.
Köcher und Pfeile erglänzen in goldigem Schein, und der leichte
Bogen, rubinenverziert, hellleuchtend, ruht auf der Schulter.
Eine mit edlem Gestein kunstvoll verherrlichte Schaale
Trägt sie in offener Hand.

Auffallenderweise schildert der Dichter weiterhin nicht unmittelbar das Leiden und Sterben des Heilands, sondern läßt es nur dem Jünger Johannes im prophetischen Traume vorübergehen. Erst nachdem der Jünger von diesem Traum erwacht, folgt die Scene im Oelgarten und der Heiland wird gefangen genommen. Vergebens strecken die Jünger ihre Hände nach ihm aus und damit ist das Gedicht zu Ende. Es folgt nur noch eine effectvolle Schlußscene. Der Bach Kidron nämlich erfährt, was vorgegangen ist, und erzählt es jammernd seinen Nymphen und schließt daraus den Untergang Jerusalems und die Verwüstung des Oelgartens.

Also prophetische Worte verkündete weinenden Auges
Kidron immer von Neuem den furchtumfangenen Nymphen.
Schluchzend begannen sie jetzt mit den Nägeln Wangen und Antlitz
Schwer zu verwunden und wild mit den Händen das Haar zu zerraufen.
Doch ihr klagender Schmerz tobt nicht in der schattigen Höhle
Aus; sie schweifen umher, laut weinend auf hohem Gebirge.
Durch den Hain und die Schluchten des Hains; an fernen Gestaden
Und an den Ufern des Bachs hört man, wie die Brüste sie schlagen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart ode durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 104. 30. Dezember 1863.

Kirchengeschichte.

Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark vom Beginn bis zur Gegenwart. Von W. J. Karup. Aus dem Dänischen übersetzt. Münster, Aschendorff, 1863.

Nachdem die Kirchengeschichte der nordeuropäischen Staaten bisher fast ausschließlich nur von Protestanten geschrieben wurde, ist es billig und trägt zur reinen Darlegung der geschichtlichen Wahrheit wesentlich bei, daß dem audiatur et altera pars sein Recht wird. Die protestantische Geschichtschreibung war in der That einseitig, parteiisch und nur darauf berechnet, die alte Kirche zu verunglimpfen, alles an ihr schwarz zu sehen und dagegen alles Protestantische zu loben und zu preisen, unter Verschweigung oder Bemäntelung oder Entstellung aller der Thatsachen, welche der katholischen Kirche zur Ehre gereichen, wie auch alles Unrechts, welches von protestantischer Seite begangen wurde. Die dänischen Geschichtschreiber unterscheiden sich desfalls nicht im mindesten von den schwedischen, norddeutschen und englischen. Sie alle haben gewetteifert, die Geschichte zum alleinigen Vortheil des Protestantismus zu entstellen. Da nun aber in neuerer Zeit sowohl in Deutschland als England jene Parteilichkeit erkannt und der Wahrheit gründlicher und vorurtheilsloser nachgeforscht worden ist, und zwar zuerst von Protestanten selbst, und daran auch einige wieder ihrerseits einseitige katholische Parteirelationen sich angeschlossen haben, so konnte am Ende auch Dänemark nicht zurück bleiben und auch unter den dortigen Gelehrten mußte die geschichtliche Streitfrage aufgenommen werden. Das vorliegende Werk ist von einem Convertiten mit großem katholischen Eifer geschrieben. Wenn dieser zuweilen zu weit geht, so kann es damit entschuldigt werden, daß die Parteilichkeit der protestantischen Geschichtschreibung von Anfang an und zwar mit großer Uebereinstimmung noch mehr übertrieben wurde.

Der Verfasser geht zu weit, wenn er alle Schuld auf die Protestanten allein schiebt und nicht gelten lassen will, daß wegen der Sünden in der alten Kirche eine Reformation nothwendig geworden war; aber die protestantischen Geschichtschreiber gehen ihrerseits zu weit, wenn sie der alten Kirche allein alle Schuld aufbürden und die Reformationspartei rein waschen wollen, als ob es sich da nur um das Evangelium, das s. g. reine Wort Gottes, gehandelt habe und als ob jeder Reformator, bilderstürmende Predikant und hauptsächlich auch jeder dem Reformwerk zugeneigte Fürst ein Mann Gottes gewesen wäre. Die Wahrheit ist, daß wirklich in der alten Kirche arg und schwer gesündigt wurde, weil gottlose und verworfene Päpste voll weltlicher Neigungen und Laster, wie die Mediceer und Borgia, auf dem h. Stuhle saßen, auch die Erzbisthümer und Bisthümer in die Hände vornehmer und weltlich gesinnter Herren kamen, welche die sittliche und intellectuelle Ausbildung des Klerus versäumten und in schnöder Habgier der Laienwelt Geld abpreßten. Freilich war das nicht die Schuld der Kirche selbst, sondern nur die Schuld derer, die sich ohne Beruf in die kirchlichen Würden eingedrängt hatten, also eine Schuld an der Kirche, eine Entweihung der Kirche durch die vornehmen Laien, die, einzig um zu herrschen und sich zu bereichern, die Kirchenämter und Kirchengüter an sich rissen. Wenn nun auch die Kirche an sich keine Schuld treffen kann, so war doch eine Reinigung derselben von jenem vornehmen Ungeziefer, das sich in sie eingenistet hatte, im 16. Jahrhundert eben so nothwendig, wie im 10. Jahrhundert, wo sie durch die Clugniacenser erfolgte. Kaiser und Reich, alle Nationen, der Klerus selbst sah schon im 14. Jahrhundert die Nothwendigkeit einer Reform ein und berieth darüber wiederholt auf Concilien und Reichstagen. Dies zu

wissen genügt, um die Reformation an sich zu rechtfertigen.

Die Art aber, wie sie bewerkstelligt wurde, ist etwas ganz anderes, als das Bedürfniß derselben war. Die Reformation wurde nur halb durchgeführt und in einer Weise, welche dem Bedürfniß nicht genügte, und nicht zum Vortheil, weder der Kirche, noch der Völker, sondern einzig zum Vortheil der nämlichen vornehmen Laien- und Fürstengewalt, durch welche die alte Kirche verunreinigt und verderbt worden war. Denn überall bemächtigten sich die weltlichen Fürsten des Reformationswerks, um sich selbst die Macht und die Güter anzueignen, welche die alte Kirche besessen hatte, und vermittelst der religiösen Aufregung ihr dynastisches Interesse zu befördern und sich die volle Souveränetät zu erlisten. Das ist die Wahrheit, welche die protestantischen Geschichtschreiber in parteiischer Uebereinstimmung verschweigen oder vertuschen.

Insbesondere ist die nordische Kirchengeschichte fast immer unverantwortlich parteiisch behandelt worden, denn dort im Norden war nicht nur die alte Kirche weniger verderbt als im Süden, sondern auch die Männer, welche das Reformationswerk dort vornahmen, handelten aus den schlechtesten Motiven und mit einer anderwärts kaum erhörten Brutalität. Die Reformation in England war das Werk des königlichen Schlächters Heinrich VIII., der es zu keinem andern Zweck unternahm, als um sein rechtmäßiges Weib, was die alte Kirche nicht erlaubte, verstoßen und eine Buhlerin heirathen, und um die reichen Güter der Kirche plündern zu können. Das englische Volk wollte gar nicht den Glauben ändern, daher er auch nur unter greulichem Blutvergießen und auch niemals ganz ausgerottet werden konnte. Der Schöpfer der dänischen Reformation war ein eben so gräßlicher Bluthund, wie jener achte Heinrich von England, und betrieb die Reformation nur deshalb, weil ihn die Kirche wegen seiner ungerechten und unbarmherzigen Schlächtereien in Stockholm in den Bann gethan hatte. Sein Nachfolger Friedrich setzte die Reformation aus keinem andern Grunde fort, als um das reiche Kirchengut zu rauben. Vergebens warnten die Bischöfe in ihren Hirtenbriefen das Volk und predigte der fromme Paulus Eliä mit Engelzungen, um dem Werke schnöder Habgier eines frivolen Fürsten entgegen zu arbeiten. Friedrich bestellte sich lutherische Predikanten, bezahlte sie, beschützte sie, schickte sie unter dem Beistand seiner Polizei- und Militärgewalt überall im Lande umher, brauchte sie als Hetzhunde gegen die alte Kirche und erlaubte oder befahl ihnen, Volkstumulte zu erregen, die Kirchen zu plündern, die Bilder zu zerstören, die bisherigen Priester fortzujagen. Ganz das nämliche that gleichzeitig in Schweden der mit dem Dänenkönig eng verbündete König Gustav Wasa. Durch Bestechung des Adels, dem sie einen Theil der Kirchengüter überließen, sicherten sie sich eine künstliche Mehrheit bei den Ständen und brachten Gesetze durch, wonach mit unerhörter Tyrannei nicht etwa die Entfernung und Bestrafung solcher Priester, die ihres Amtes nicht würdig gewesen waren, verlangt, sondern alle katholischen Priester ohne Ausnahme, auch die frömmsten abgesetzt, und auch den Laien sammt und sonders die Uebung des katholischen Glaubens verboten und zum schwersten Verbrechen gemacht wurde.

Das sind Thatsachen, die sich auf keine Weise widerlegen oder entschuldigen lassen, und die Hauptschuld fällt auf die Fürsten, die sich auf Kosten der Kirche größere dynastische Gewalt und große Reichthümer verschafften. Darum hat der Verfasser das Motto gewählt: „Wir haben nicht zu kämpfen gegen Fleisch und Blut, sondern gegen Fürstenthümer und Mächte.“ Ephes. 6, 12.

Die Einzelheiten der gewaltsamen Einführung der Reformation in Dänemark sind in dem vorliegenden Werke ausführlich und mit Angabe der Quellen geschildert. Sie sind nicht sowohl durch ihre Grausamkeit empörend, als durch den Hohn, mit welcher die Staatsgewalt ihren Uebermuth an der Kirche ausließ. Ueberall wurden die lutherischen Predikanten von Dienern des Königs begleitet und verübten ihre Gewaltthaten an den katholischen Kirchen und Klöstern auf Befehl des Königs mit all der Brutalität, welche Schergen der Gewalt eigen zu seyn pflegt. „Es war in der Stillwoche im Jahre 1528, als der Prediger des Mogens Gjöe nach Flensburg kam, um gemäß dem Befehle seines Herrn die Franziskaner-Mönche aus ihrem Kloster zu vertreiben und dasselbe in Besitz zu nehmen. Eine Menge von Hofbeamten begleitete den Prediger auf dieser gottlosen Mission. In Viborg, wo Hans Tausen den Samen der Irrlehre ausgestreut und Zwietracht und Aufruhr gestiftet hatte, wurde die lutherische Partei gleichfalls vom Könige kräftig unterstützt. Erbittert darüber, daß die Franziskaner Tausen in ihrer Kirche nicht predigen lassen wollten, brüteten die Lutheraner auf Rache. Sie schrieben an den König und baten ihn um Erlaubniß, die zehn Kirchen der Stadt zerstören und die zwei Kirchen der Franziskaner und Dominikaner für den lutherischen Gottesdienst in Beschlag nehmen zu dürfen. So unglaublich es lautet, so gewiß ist es, daß der König in einem Schreiben vom 23. Febr. 1529 ihnen die nachgesuchte Erlaubniß ertheilte. Sobald der Königsbrief in Viborg ankam, machten sich die Lutheraner mit wahrhaft

teuflischem Eifer daran, die Kirchen niederzureißen, so daß diese Mitte März des folgenden Jahres bereits vollständig zerstört waren. Sie bemächtigten sich der zwei Klosterkirchen und vertrieben die Mönche. Die Franziskaner, welche ihr rechtmäßiges Eigenthum nicht gutwillig verlassen wollten, wurden auf alle mögliche Weise mißhandelt." Dies sind nur einige Beispiele. Alle katholischen Geistlichen und Mönche, die nicht auf des Königs Befehl ihren Glauben abschwuren, mußten hülflos das Land verlassen oder wurden, wenn sie den geringsten Widerstand geleistet hatten, in die Kerker geworfen. Schlimmer noch als diese äußern Gewaltthaten, war die Verleumdung, mit der man alles Katholische verfolgte. Das war des frommen Paulus Eliä bitterste Klage: „Wenn ein armer Priester oder Mönch in einfältigem und christlichem Sinne predigt, so sagt man, er sey ein Lügner, Betrüger, Ketzer, Schalk, Heuchler und Seelenmörder. Wenn die alten Christen (Katholiken) irgend eine Veranstaltung treffen zur Vertheidigung und Aufrechthaltung des heiligen Glaubens, so nennt man das Lärm und Aufruhr, Schlägerei und Verschwörung."

Auf der andern Seite verfehlt der eifernde Verfasser nicht, die Sittenverderbtheit der damaligen Lutheraner in Dänemark, ebenfalls nach authentischen Quellen zu schildern. Er würde jedoch gerechter und billiger gewesen seyn, wenn er unterschieden hätte, was die Lutheraner im Glauben an ihre neue Kirche, oder was sie nur im Uebermuthe einer siegenden Partei und im Dienst und Solde eines bösartigen Fürsten thaten. Aus dem, was damals in Dänemark, Schweden, Ostpreußen, Hessen, in der Schweiz, in England Gewaltthätiges geschah, läßt sich doch der Charakter der protestantisch gewordenen Bevölkerungen nicht ausschließlich beurtheilen und kennzeichnen. Der Uebermuth wurde bald genug gedemüthigt und unter den schrecklichen Leiden der Religionskriege, des dreißigjährigen Krieges und der Revolution in England wurden die Herzen wieder demüthig und bildete sich in der protestantischen Welt neben wahrer Frömmigkeit auch eine sittliche Zucht aus, welche noch im vorigen Jahrhundert die schlechten Sitten der Höfe, die Modethorheit und auch die in der Leitung der katholischen Welt eingerissene laxe Observanz beschämte. Allerdings herrschte im 16. Jahrhundert grade unter der Reformationspartei eine greuliche Verwilderung und zwar nicht blos in Dänemark. Allerdings war es an den Höfen der Fürsten und beim Adel und den reichen Bürgern säulischer nie hergegangen, als seitdem sie sich von der alten Kirche losgesagt hatten. Allerdings geberdeten sich diese Herrn wie losgelassene Bestien und zwangen die armen Reformatoren zu Handlungen des niederträchtigsten Servilismus, zu denen sich dieselben erniedrigen mußten, wenn sie die Gunst der Herrn nicht verscherzen wollten. Allerdings gab Luther selbst, die Gottesfurcht verleugnend, aus Menschenfurcht sich dazu her, als Priester der neuen Kirche amtlich zu erlauben, daß Landgraf Philipp von Hessen, während seine Frau noch lebte und ohne daß er sich von ihr geschieden hätte, sich noch ein zweites Weib antrauen ließ. Allerdings drang die Verwilderung der Reformationspartei auch in die Wissenschaften ein, ja in keinem andern gesellschaftlichen Kreise ging es roher her, als auf den Universitäten. Hier vor allem wurde der neue Aberglauben ausgebrütet, der die Hexenprocesse hervorrief. In den alten katholischen Zeiten war man viel weniger abergläubisch gewesen. Der Wahnsinn der Goldmacherei und Liebestränke, Lebenselixiere rc. kam erst an den protestantischen Höfen in seine Blüthe. Ebenso der Hexenglauben erst auf den protestantischen Universitäten, daher auch viel mehr Hexen und Zauberer auf protestantischem als auf katholischem Boden verbannt worden sind. Allerdings ist es wahr, daß außer dem Beispiel Luthers, der überall Teufel sah, vornehmlich die classischen Studien, die Verliebung in alle altheidnischen Erinnerungen und Practiken und die Anschauungsweise des römischen Rechts den neuen Aberglauben mächtig gefördert haben. Allerdings gereichen alle diese Dinge der Reformationspartei zum Vorwurf. Sie wollte besser seyn, als die katholische Partei, und war es nicht. Allein sie ist dafür bestraft worden, sie ist sehr in die Zucht genommen und gedemüthigt worden. Die heutigen Protestanten können nicht an dem Maaße jener frühern wilden Zeit gemessen werden. Sie haben den bittern Kelch, den ihnen die Staatsomnipotenz beständig vorhielt, bis auf die Hefe geleert und wollen wieder Christen seyn können, d. h. Genossen einer Kirche, die nicht mehr die Magd des Staates ist.

Geschichte.

Studien zur Römischen Geschichte. Ein Beitrag zur Kritik von Th. Mommsen's Geschichte. Von Karl Peter, Rektor der Königl. Landesschule Pforta. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1863.

Wer das weitverbreitete Werk von Mommsen benutzt, wird nicht übel thun, die hier vorliegende gründliche Kritik desselben zu lesen, da in der That Mommsens glänzendes Werk hin und wieder stark blendet und man, wenn die

Blendung wegfällt, eine andere Wahrheit der Thatsachen findet.

Zuerst äußert sich Herr Peter über die Sprache Mommsens. Man rühmt an derselben mit Recht die Lebendigkeit und, wenn man so sagen darf, die Modernität, sofern er die altrömischen Parteiungen mit denen der neuern Zeit vergleicht, die neuen Parteinahmen oft in überraschender Weise auf jene alten Zeiten anwendet und uns dadurch die letztern merkwürdig nahe bringt; allein Herr Peter wirft ihm mit gutem Fuge vor, daß er in dieser Manier der Modernisirung das richtige und geschmackvolle Maaß überschreite und aus der Parteipolemik unserer Zeitungen Ausdrücke entlehne, die der Würde der Geschichtschreibung nicht mehr angemessen sind. So nennt er unter andern den ältern Cato einen „bocksteifen Prinzipiennarren und Don Quixote der Aristokratie“, die Patricier „verlottertes adeliches Gesindel“, das römische Volk in den Concionen „hauptstädtischen Brodel und Gassenbuben“. Wenn er in Betrachtung des altrömischen Patriciats und der majestätischen Senatorenfamilien noch in ihrer besten Zeit und vor dem Beginn der großen Corruption Ausdrücke gebraucht, wie sie in jüngster Zeit in Berliner Zeitungen beliebt gewesen sind, wie „Junkerthum, adeliches Vollblut, kleine Herren“ ꝛc., und wenn er daneben gern den Accent auf „Priesterschwindel, Pfaffentrug, Muckerwirthschaft“ ꝛc. legt, so ist das eitle Koketterie mit dem Publikum, um die Lacher auf seine Seite zu bringen, und wird damit der Ernst der Geschichtschreibung entweiht.

In Bezug auf die thatsächliche Wahrheit hält der Verfasser der vorliegenden Kritik Herrn Mommsen nicht mit Unrecht entgegen, daß derselbe in seiner Entwicklung der innern Verfassungsgeschichte Roms zu weite Sprünge gemacht und auf frühere Zeiten bezogen habe, was erst spätern angehört, so daß namentlich über den Beginn der Corruption Täuschungen entstehen. Sollte man doch zuweilen glauben, der deutsche Geschichtschreiber habe altrömische Tugend nicht mehr recht begreifen können und darum sie verkleinert.

Auf der andern Seite aber hat es Herrn Mommsen wieder gefallen, die Römer auf Kosten anderer Völker über Gebühr zu loben, und zwar in ihrer auswärtigen Politik. In dieser Beziehung wirft ihm Herr Peter mit vollem Rechte vor, daß er den unbarmherzigen Machiavellismus, den der römische Senat gegen Karthago, Griechenland, die makedonischen Reiche, wie gegen die Kelten und schon gegen die italischen Völkerschaften anwandte, nicht richtig erkannt hat. Begreiflicherweise durften die römischen Geschichtschreiber desfalls die Wahrheit nicht sagen, sondern mußten alle die Brutalitäten und bösen Arglisten, deren sich die römische Eroberungs- und Annexirungspolitik bediente, bemänteln und beschönigen, oder sie thaten es freiwillig, um ihren hohen Gönnern und dem römischen Volke selbst zu schmeicheln. Sollte nun Roms Verfahren beschönigt werden, so wurden die Könige, Senate und Völker, welche Rom unterjochen wollte, mit eiserner Stirn angeklagt und verleumdet, als seyen sie die Schuldigen und Rom in seinem vollsten Rechte. Die Verleumdung lag schon in den offiziellen Kundgebungen, denen niemand zu widersprechen wagen durfte. Nur wenige Geschichtschreiber hatten Muth genug, die Wahrheit zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Der römische Senat nahm immer die Miene an, als wolle er die Völker von ihren Königen oder Oligarchen befreien, als habe Rom nur die weltbistorische Aufgabe, allen Völkern liberale Institutionen zu bringen. Das war aber immer nur der Aushängeschild, das Lockmittel, um bethörte Völker gegen ihre eignen Regenten oder gegen die Nachbarn aufzuhetzen. Am perfidesten verfuhr die römische Politik in Griechenland, indem sie durch den Consul Flamininus hier das Gaukelspiel einer Freierklärung aller Griechen aufführen ließ, während ihre Absicht doch nur war, die Griechen von den Makedoniern zu trennen. Es fällt in der That sehr auf, daß Herr Mommsen jene Freierklärung der Griechen von Seiten der Römer für ehrlich gemeint hält und daß er den Verleumdungen Glauben schenkt, welche römische Arglist über die Könige Perseus und Philipp, wie eigentlich über alle Römerfeinde ausgeschüttet hat.

Im Einzelnen weist Herr Peter dem Mommsen'schen Werke vielerlei Widersprüche und unrichtige Auffassungen nach. Einer der gröbsten Widersprüche ist z. B., daß Mommsen Rom in seinen Ursprüngen bald als eine Bauerngemeinde, bald als eine Handelsstadt bezeichnet, das letztere weil „auf diesem ungesunden und unfruchtbaren Fleck sich nicht die erste Ansiedelung von Bauern gelohnt haben könne.“ Wir müssen hier die einzelnen Erörterungen übergehen, z. B. die Polemik des Verfassers gegen Mommsen in Bezug auf die Schlacht an der Trebia, die einsichtsvolle Vertheidigung des Zauderers Fabius gegen den Spott Mommsens, der diesen großen Feldherrn gern lächerlich machen möchte ꝛc.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.